Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 1 Den 4. Januar: Titus, B. M., Isab.

Der Ausfall aus Paris vom 21. Dezember*).

Vor Paris, 21. Dezember.

Die Ausfälle sind also mit den beiden Schlachttagen an der Marne noch nicht zu Ende gewesen. Heute ist die preußische Garde wieder gegen die Pariser Ausfallsarmee im Feuer gewesen, und am Nachmittag haben sich die Sachen zu wehren gehabt. Gestern kam von den Observations-Punkten die Meldung, daß eine große Bewegung auf den Pariser Eisenbahnen wahrgenommen werde, demnächst daß unter dem Fort Rosny sich wieder ein Zeltlager zu erheben beginne. Sofort wurden die entlegeneren Abtheilungen der nordöstlichen und östlichen Cernirungsarmee näher herangeordert, rückten, zum Theile noch während der Nacht, zur Gefechtsbereitschaft auf die bedrohtesten Punkte und standen heute Vormittags in ausreichendem Maße zur Verhinderung eines Durchbruches zur Verfügung.

Um 7½ Uhr begann von den Forts Nogent, Rosny, Noisy, Aubervilliers und St. Denis ein heftiges Geschützfeuer, dem sich bald der Mont-Avron mit 24 Geschützen und eine ausgedehnte Kette von Feldbatterien zugesellte. Zu letzteren werden so ziemlich alle Batterien der sogenannten Pariser Ausfallsarmee verwendet worden sein, soweit dieselben nach Auflösung des ersten Korps verfügbar sind. Demnächst wurde es hinter den Feldgeschützen auf der kurzen Strecke der Soissoner Eisenbahn lebendig, indem zwei gepanzerte Lokomotiven zwischen Bondi und Drancy mit Mitrailleusen hin- und herzurollen und an passenden Stellen ihre Kugeln gegen die Vorposten der deutschen Truppen auszuspeien begannen. Nachdem solcherart die übliche Trochu'sche Einleitung vor sich gegangen war, brach der Feind in zahlreichen Infanteriekolonnen von La Courneuve, Drancy und Groslay aus gegen Le Bourget vor, jenes schon früher einmal von ihm weggenommene und am zweitnächsten Tage von uns zurückeroberte Dorf. Dasselbe ist in der Regel durch ein Bataillon preußischer Garde besetzt, liegt aber so unmittelbar unter dem Feuer der Forts de l'Est und du Nord (der beiden Forts von St. Denis), daß keine Artillerie darin gehalten wird. Während ich dies schreibe, wird der Telegraph schon in alle Welt hinaus gemeldet haben, ob Le Bourget diesmal behauptet worden ist, oder ob es einstweilen wieder aufgegeben werden mußte. Ich habe keine Gewißheit darüber. Bis zum Nachmittag, wo ich den Kampf in ziemlicher Nähe beobachtete, hielt man dafür, daß die Besatzung den Ort siegreich behauptete, wenn schon starke schwarze Rauchwolken ihn zeitweilig einhüllten und zu der Annahme berechtigten, daß er, gleichviel von welcher Seite in Brand geschossen worden sei. Le Bourget hat diesen Versuchen indessen schon einmal widerstanden. Die steinerne Bauart der Ortschaften rings um Paris trotzt den Brandgeschossen wenigstens bis zu einem gewissen Grade, und da die preußische Garde längst nur noch in den Kellern Le Bourgets ihren Aufenthalt hat, so genirte sie es möglicherweise auch nicht allzusehr, wenn die Dächer und oberen Stockwerke ausbrannten. Weitere Fortschritte hat der Feind aber, trotzdem er eine ganze Division hier entwickelte, keinesfalls erreicht. Als ich Nachmittags um halb 3 Uhr diese Seite des Gefechtsfeldes verließ, war es ihm immer noch nicht gelungen, seine Batterien vorzuschieben. Sie feuerten unablässig gegen unsere Stellung von Blanc-Mesnil und Aulnay, bewarfen auch die bei Sevran bereitstehenden Truppen und die dort verschanzt aufgefahrene Batterie mit Granaten, ohne aber einen Infanterie-Vorstoß zu unternehmen. Erwidert wurde das Feuer vorzugsweise von unserer nördlich von dem Dorfe Aulnay stationirten Batterie. So weit es sich überblicken ließ, verblieb es im weiteren Verlaufe des Tages bei einem bloßen Artilleriegefechte, welches unsererseits sehr maßvoll geführt wurde, wohl in der Absicht, ein Debouchiren der feindlichen Infanterie eher herauszufordern als zu verhindern.

Während in ähnlicher Weise die Beschießung der sächsischen Stellung Livry, Raincy und Gagny mit passivem Gleichmuth hingenommen wurde, ohne daß der Feind seine Infanterie heraussendete, nahm er Nachmittags halb 3 Uhr unter dem unmittelbaren Schutze des Mont-Avron eine agressive Miene gegen unsere Stellung auf dem rechten Marneufer an und verdrängte unsere Vorposten aus Maison Blanche und Ville Evrard. Letztere Stellung, ein großer, klosterartiger Gebäudekomplex, der im Frieden als Irrenanstalt benützt wird, pflegt nur noch schwach besetzt zu sein; ebenso La Maison Blanche. Das Herkommen ist, daß Punkte dieser Art nicht hartnäckig vertheidigt, aber wieder besetzt werden, so bald sich's ohne allzu große Opfer machen läßt. Das dürfte morgen geschehen.

Im Ganzen hatte der heutige Tag viel Räthselhaftes. Wozu eine so massenhafte Artillerie in Thätigkeit gesetzt worden ist, ohne daß ihr eine entsprechende Infanteriebewegung folgte, läßt sich nicht wohl begreifen. Ebenso wenig, warum die Diversion gegen Ville Evrard und La Maison Blanche nicht früh Morgens geschah, da es doch darauf abgesehen sein mußte, die Sachsen zu beschäftigen, um sie von der preußischen Garde abzuziehen. Vermuthlich traten innere Hindernisse, die wir nicht beurtheilen können, diesem Plane entgegen und so wurde der Angriff erst Nachmittags ausgeführt. Die Fahrer der Batterien erwiesen sich hiebei als sehr untüchtig. Auf dem linken Marneufer gaben die Württemberger von Noisy-le-Grand aus einige wohlgezielte Granatschüsse gegen die aufgefahrene französische Batterie, was zwei Kanonen sofort zum Umkehren veranlaßte, und ich höre, daß einige Pferde von der Bespannung sogar von den Sachsen aufgefangen worden sind.

Nicht minder hielten von der Infanterie drei Bataillone das Granatfeuer nur einen kurzen Augenblick aus und machten dann rechtsum Kehrt.

Die Ernährungsfrage erhielt auch diesmal, wie schon bei den meisten früheren Gelegenheiten, ihre Illustration, indem die französischen Truppen, sobald sie sich des gewonnenen Terrains versichert glaubten, sich mit dem Ausgraben von Feldfrüchten beschäftigten. Im Uebrigen sagen unsere Beobachtungsposten aus, daß Verpflegungsfuhrwerke den heute zum Vorscheine gekommenen Truppen nicht fehlten. Rationen hatten sie, nach gestriger Angabe von Ueberläufern, für acht Tage erhalten, und zwar am 18. d. M. Sie haben sich unter den Forts, wo man sie sieht, theils Baraken gebaut, theils kampiren sie in Zelten; bei dem empfindlichen kalten Nordwinde, welcher heute wehte und noch jetzt, spät Nachts, nicht nachläßt, ohne Zweifel eine nicht minder frostige Unterkunft, wie es für unsere armen Truppen der graue Winterhimmel ist.

So viel ich ermitteln konnte, hat der heutige Tag auf sächsischer Seite nur Einen Verwundeten, keinen Todten gebracht. Der Verwundete ist ein Sanitätssoldat, der freilich nicht mit dem Leben davonkommen wird. Die übrigen, unzähligen Granaten, mit denen wir sowohl aus den Forts, wie aus den Feldbatterien beworfen wurden, richteten nur unter den Bäumen des Waldes von Bondy und in einigen Häusern von Clichy Verwüstungen an. Die Abtei, in welcher Oberst Moubé sein Quartier hat, wurde mehrere Male getroffen.

Der Wind stand den ganzen Tag über in der Richtung von Paris, und die Stadt wird von den Leistungen dieses Tages keine geringe Vorstellung haben.

— 22. Dezember.

Ich bin heute im Stande, meine obigen Mittheilungen zu vervollständigen. Ueber Le Bourget werden Ihnen schon telegraphische Berichte vorliegen. Was ich darüber erfuhr, ist, daß es gestern Morgens theilweise in Händen der Franzosen gewesen ist, daß dieselben aber mit großer Bravour wieder hinausgeworfen wurden, und daß es dann im Besitz der preußischen Garde verblieb. Das Gefecht scheint mit einem Verluste von 20 Officieren und einer entsprechen-

*) Aus der N. fr. Presse.

den Anzahl Verwundeter und Todter in der Mannschaft abgeschlossen zu haben. Der Verlust des Feindes war approximativ auf 3000 Mann angeschlagen.

Heute hat der Feind nichts gegen Le Bourget unternommen. Der Ort liegt auf der Straße nach Lille, wohin der gestrige Ausfall also abgezweckt haben muß, wenn anders man überhaupt mit diesen Versuchen einen größeren Plan in Verbindung bringen will.

Verhältnißmäßig noch ungünstiger ist für den Feind die Affaire bei Evrard abgelaufen. Während ich Ihnen von der Wahrscheinlichkeit schrieb, dieser Vorpostenpunkt werde wieder genommen werden, hatte sich bereits ein hitziges Nachtgefecht um denselben entsponnen, indem Oberst Lindemann gleich nach Dunkelwerden einen wohlgelungenen Ueberfall sowohl der Maison Blanche, wie der Ville Evrard unternahm. Es wurden 600 Gefangene gemacht, darunter ein Major und fünf Offiziere, welche sich bereits völlig häuslich für die Nacht eingerichtet hatten und theilweise sich über diese ungemüthliche Art nächtlicher Störungen sehr pikirt aussprachen. Uebrigens dauerte der Kampf mit dem nicht gefangenen Theile der Mannschaft bis fast gegen Mitternacht. Die Sachsen hatten keinen Todten, dagegen an Verwundeten 1 Offizier und 30 Mann vom 107. Regiment.

Heute Früh versuchten nun abermals eine Brigade und zwei Batterien ihr Glück gegen unsere Stellung auf dem rechten Marneufer, doch sobald einige württemberg'sche Granaten von Noisy-le-Grand herüber in die Bataillone einschlugen, schwenkte die ganze Truppe um und rettete sich so rasch sie konnte.

Die Umgebung von Paris. *)

Vor Paris, 19. Dezember.

In einigen Tagen oder Wochen oder Monaten wird der jetzt rings um Paris bestehende Zustand der Dinge ein Ende haben. Wir werden die Dörfer, welche uns jetzt beherbergen, räumen, um in die ausgehungerte Hauptstadt einzuziehen, und die in Paris eingesperrt gewesenen Eigenthümer unserer jetzigen Quartiere werden in diese ihre ländlichen Wohnungen zurückkehren. Was die französische Presse dann über das Verwüstungswerk der „nordischen Barbaren" zu Tage fördern wird, kann nicht wohl anders als so lauten, daß es Steine erbeben macht. Darauf müssen wir gefaßt sein, und nicht minder darauf, daß diese Berichte dennoch nicht übertrieben zu sein brauchen.

Ich weiß nicht, welchen Theil dieses Unheiles Herr Thiers bereit ist, auf seine Achseln zu nehmen. Als er den Vorschlag machte, Paris mit einer Wüste zu umgeben, gab er das Losungswort zu allen seitdem über diese lachenden Landsitze hereingebrochenen Verheerungen, und daß seiner Anweisung nicht sofort durch die Sendlinge der Pariser Regierung gründlicher Folge geleistet wurde, daß man die Ortschaften nicht zum Zwecke vollständiger Obdach-Entziehung der Belagerungs-Armee vom Boden vertilgte, das ist ohne Zweifel einzig der Schwierigkeit dieser Aufgabe zuzuschreiben. Wären blos Kartenhäuser umzublasen gewesen, die Arbeit wäre geleistet worden. Da es Gebäude von Stein und Kalk einzureißen galt, erwies sich die Mühe als zu groß. Man glaubte genug gethan zu haben, wenn man die Bewohner mit ihren Habseligkeiten austrieb, auch wohl die Fenster zerschlug und allem häuslichen Comfort den Garaus machte. Nichts wäre freilich ungerechter, als wenn man den jetzigen gräulichen Zustand, wie ich glaube, der meisten, wahrscheinlich aller Ortschaften um Paris den Franzosen zuschreiben wollte. Ein so gründliches Verwohnen aller menschlichen Behausungen vollzieht sich nicht von einem Tage zum andern. Es setzt öftere Dislokationen voraus. Der Fortziehende hinterläßt dem ihm Folgenden die ganze Summe von Unordnungen, Nothbehelfen, Zertrümmerungen und Verunstaltungen, welche die natürlichen Begleiter jedes Quartiernehmens in unbewohnten und dürftig oder gar nicht möblirten Häusern eines Feindeslandes sind. Der Nachwohner findet bereits einen unleidlichen Zustand vor und richtet sich nach seiner Weise wieder ein, ohne mit dem Vermächtnisse des Vorwohners ganz aufräumen zu können oder zu wollen. Und so wird es mit jedem Tage denn unsauberer und unwohnlicher.

Ich habe unlängst in einem Quartier gewohnt, das gleich vielen im selben Orte keine Spur von jenen anderen französischerseits vollzogenen Verwüstungen aufzuweisen hatte und das, da es dennoch den traurigsten Anblick gewährte, einen Maßstab bot für das Verwohnen, wie ich es eben geschildert habe. Ich füge hier gleich hinzu, daß daran weder Muthwille noch Zerstörungswuth ihren Antheil gehabt haben, und daß ich selbst während meines kurzen Verweilens in jenem Quartier, soweit die Kälte zum Heizen nöthigte und dieses wieder zum Verbrennen von vorhandenen Gegenständen zwang, die Verheerung mit fortgesetzt habe. Gerettet worden vom Feuertode — aber auf wie lange? — sind meinerseits die Bücher des Hausherrn, nachdem ein dienstfertiger Geist sie bereits verurtheilt hatte; dagegen habe ich einen Pack sauber geschriebener Noten verheizt, demnächst Zeichenbücher eines Schülers oder einer Schülerin, nicht minder eine Masse, wie ich hoffe, werthloser, wenigstens längst unter den Füßen herumgetretener Kleidungsstücke, und endlich eine, wenn nicht gar zwei große Maler-Staffeleien. Auch das kolossale Kopfende einer Mahagonibettstelle, das zerbrochen zur Hand lag, habe ich wenigstens schon vor meinem Kamin liegen gehabt, doch bin ich nicht daran schuld, wenn es in diesem Augenblicke Asche sein sollte, was es ohne allen Zweifel in der That ist.

Ich habe schon gesagt, daß die Noth zwang. Es war während des Schlachttages an der Marne. Champs — das städtische, von seinen Bewohnern seit Monaten verlassene Dörfchen, von welchem ich rede — war mit Truppen vollgestopft. Vor uns hatte es Württemberger beherbergt, jetzt war es mit Sachsen belegt, zum Theile — unser Quartier z. B. — mit solchen, welche den ganzen Tag im Feuer gestanden hatten und für den nächsten Tag den nämlichen Anstrengungen entgegensahen; alles erreichbare Holz war längst aufgebraucht. Zäune, Waschpfähle, Leitern, Haublöcke, Sägeböcke, Hühnersteigen — unsere Vorgänger hatten mit Allem aufgeräumt. Die Kälte war bitter; man rückte im Finstern ein, hatte sich einzurichten, wie es eben ging; das Kaminfeuer hatte zugleich das Heerdfeuer zu vertreten. Also mußte Vandale gespielt werden.

In welcher Progression solche Selbsthilfe sich steigert, wurde mir deutlich, als nach drei- oder viertägigem Verweilen in jenem Quartiere wieder von dannen gezogen wurde. So ziemlich mit Allem, was Hof und Garten an brennfähigen Utensilien bei unserer Ankunft noch hergegeben hatten, war man an's Ende gelangt. In der Stunde meiner Abreise wurde das mächtige Gestell einer Gartenschaukel umgesägt und eine Mahagoni-Commode-Schublade, bis dahin noch als der Aufbewahrungsort einer Menge französischer Schriftsachen, Schulzeugnisse, Briefe und Familien-Reliquien respektirt, war dieses Inhalts entleert worden; sie stand, mit Asche gefüllt, als Aschenbehälter im Hausgange.

Uebrigens tritt noch etwas Anderes hinzu, um den Besitzstand der Abwesenden empfindlich zu schädigen: das Mobilwerden des Hausrathes in solchem Sinne, daß bei einer Dislocation immer ein Theil desselben mit umzieht. Viele Orte sind ganz ohne Matratzen, Stühle, Tische und sonstige wünschenswerthe Dinge. Andere, wie Champs z. B., bieten nach dieser Seite noch einige Auswahl. Dergleichen wird nun mitgenommen. In meinem Zimmer steht ein großer Fischkessel als Wasserbehälter. Als von Champs aufgebrochen wurde, ist er aus dem dortigen Logis mitgenommen worden, mit meiner Einwilligung, denn wir hatten dergleichen seit Langem vermißt. Eine hölzerne Wanduhr war auch in Gefahr, nach Le Vert-Galant mit umziehen zu müssen, doch erhob ich noch beizeiten Einspruch. Kaffeemühlen, Trichter und ähnliche oft schwer entbehrliche Utensilien sind auf fortwährender Wanderschaft im Cernirungsgürtel begriffen, und da, so weit derselbe reicht, die sämmtlichen Thüren offen stehen und allein der Einquartirte als jeweiliger Besitzer des vorhandenen Inventars respektirt wird — ich rede von den gewöhnlichen verlassenen Wohnstätten — so dürften wohl nur wenige Häuser noch ihre eigenen Möbel haben.

Ich komme auf mein Quartier in Champs zurück.

Unter den auf dem Estrich des Hauses und im Stroh des Stalles verstreuten Scharteken, Büchern und Papieren habe ich einige der letzteren aufgelesen, um aus ihnen womöglich einige Anhaltspunkte für die Beurtheilung der von uns so bitter heimgesuchten Familie zu gewinnen; denn wenn inmitten des unvermeidlichen allgemeinen Ruins der eine Fall auch nicht mehr Theilnahme zu beanspruchen hat, als der andere, und wenn bei dem furchtbaren Umfange unserer eigenen Opfer diese Theilnahme in der That nur eine sehr beiläufige sein kann, so stehen wir dem Feinde doch mit hinreichend menschlichen Empfindungen gegenüber, um uns für das Zugrundegehen so mancher eingefriedeten Existenz ein offenes und nicht gleichgültiges Auge zu bewahren. Verlernen wir auch noch das, so kosten unsere Siege uns mehr, als sie uns kosten sollten.

---

*) Aus der N. fr. Pr.

Ich verschmähe es daher nicht, nun die schlimmen Tage der beiden Marne-Schlachten vorüber sind, mich noch dem Stillleben umzusehen, in dessen Trümmern wir, die zwei Correspondenten des 12. Armeekorps, und mit uns zugleich zwei oder drei Dutzend braver sächsischer Soldaten schlecht und recht gehaust haben.

Ich sagte schon, daß allem Anscheine nach dieses Hauswesen nicht von den Pariser Wüstlegern berührt worden ist. Ob ein positiver Befehl diese und andere Bewohner des Ortes fortgetrieben hat, oder ob die Angst vor den Barbaren es that, ist mir aus den Briefen, die mir vorliegen, nicht klar geworden, doch bewies der ganze Zustand des Hauses Eines sehr augenfällig — und hier will ich gleich die unglücklichen Flüchtlinge nach jenen Briefen mit ihren Namen und Besonderheiten vorführen — weder Monsieur Gustave Petit hat Zeit gehabt, seine Bücher einzupacken, noch Madame Flavie Petit ihre Nippsachen, ihre Kleider, ihr Nähzeug, noch der siebzehn- oder achtzehnjährige Maurice seine Schmetterling- und Steinsammlungen, noch endlich Mademoiselle Valentine ihre Strohhüte, ihren Sonnenschirm, ihre Schularbeiten, ihren Reitsattel, ihre getrockneten Bouquets, ihre reichhaltig redselige Correspondenz mit drei bis vier lieben Freundinnen. Alle diese Habseligkeiten liegen oder lagen am 30. November und 2. Dezember in Haus, Hof, Garten und Stall umher, die einen noch unberührt, wie z. B. die vortrefflichen naturwissenschaftlichen Sammlungen des Sohnes, die anderen, je nachdem sie dem Bedürfnisse des Augenblickes dienten, über alle Zimmer verstreut und halb schon aufgebraucht, wie die überflüssigsten der Möbel, die Bücher, und was sonst den Hausrath vervollständigte. Auf dem Kaminsims des von uns bewohnten, mit dem Gerümpel und den aufgehäuften Verkehrs-Ueberbleibseln zahlloser Quartiervorgänger überfüllten Zimmerchens steht unversehrt unter Glas eine Alabasteruhr, zu beiden Seiten derselben haben zwei Alabastervasen den Einquartierungssturm glücklich überstanden, ein redender Beweis gegen die Ausnahmslosigkeit des unsern deutschen Truppen nachgesagten Génie de destruction. Ein brauner Ambra-Rosenkranz hängt an der Wand, blaue Blumengläser winken von einem Nippbrett herab neben Zierkürbissen, Nadelbüchsen, Riechfläschchen, Geburtstagstassen und ähnlichen Erinnerungs-Aufhebseln. Eine Schwarzwälderuhr, welche unsere Vorgänger aufgezogen hatten, und die wir ebenfalls im Gange erhalten, tickt neben dem Kaminspiegel, Alles natürlich bis zur Unkenntlichkeit blind von Staub, Fliegenspuren und Ruß. Ueber einem der beiden Betten des Zimmers hängt ein eisernes Crucifix.

In andern Zimmern — das Haus hat eine Unzahl sämmtlich ganz winziger Räume — hängen Bilder an den Wänden, zumeist Copien in Oel, eine leidliche Leda neben sehr geschmacklosen Modekupfer-Nachahmungen. Wer diese Werke schuf, darüber schweigt die sonst vielseitige Correspondenz. Die Musikalien dagegen gehören Valentinen.

Im Ganzen macht der Inhalt der herumliegenden Briefschaften in Papieren einen nicht ungünstigen Eindruck in Bezug auf die Familie, die einst hier wohnte. Die Art, wie die Tochter erzogen wird, die Sammel-Liebhaberei des Sohnes, das harmlose Geschwätz der Freundinnen, die Bibliothek, der Geschmack für Musik und Malerei, die überaus ländliche Einrichtung, die Genügsamkeit in Ansehung des Raumes, es ist ein bescheiden zugeschnittenes Hauswesen, das von dem großen Babel nur wenig berührt wird. Von dem Vater ist wenig die Rede, auch der Mutter gedenkt die Tochter nur beiläufig. Desto beredter ist sie in Bezug auf ihre blühenden Kirschbäume, ihren allerdings sehr ausgedehnten, reizend gelegenen Garten und ihre Eselin.

Wohin sind diese glücklich sorglosen Leutchen verschlagen? Muß Mr. Gustave Petit als Sedentaire die Wache beziehen? Ist Maurice nicht gar unter denen gewesen, welche ich neulich auf dem Schlachtfelde von Villiers liegen sah?

Traurige Zeiten!

Schicksale eines bayerischen Lazarethzugs.

Am Mittwoch den 7. Dez. ist der bayerische Spitalzug Nr. 3 von seiner jüngsten Fahrt aus Frankreich zurück in München eingetroffen. In der allg. Ztg. vom 23. Dezbr. ist ein längerer Aufsatz über die Schicksale dieses Lazarethzuges gegeben. Wir entnehmen demselben folgendes Bruchstück, zum Voraus bemerkend, daß dieser Lazarethzug in Ueberstürzung hatte von München abgesendet werden müssen und ein weiterer später abgesendeter Spitalzug besonders im Punkte der Beheizung befriedigender ausgerüstet worden ist. In dem erwähnten Berichte also heißt es:

„Hier, in Lagny, auf dem äußersten Punkt, welcher dermalen mit der Eisenbahn erreicht wird, empfing uns eine sehr veränderte Scenerie. Wir waren unversehens mitten in den Krieg hineingerathen. Die großen und ruhmvollen Kämpfe vom 30. Nov. und 2. Dezbr. waren geschlagen. Der Feind hatte die errungenen Positionen wieder geräumt; allein seine Bataillone standen zum Theil noch diesseits der Marne, und die letzten Anstrengungen um sie gänzlich über den Fluß zurückzujagen waren eingeleitet. Seit lange vor Tagesanbruch waren die deutschen Truppen im Gefecht, das sich gerade während unseres Aufenthalts in Lagny so nahe an die Stadt heranzog, daß einige aus unserer Mitte, welche Muße hatten einen kleinen Hügel dicht bei der Stadt zu ersteigen, mit freien Augen ohne Mühe dem Gange des Gefechts zu folgen vermochten. Die Stadt selbst war von ihren Bewohnern verlassen; die Häuser waren geöffnet, zum Theil noch die Spuren gewaltsamer Oeffnung an sich tragend und zu Lazarethen und Casernen umgewandelt; die Straßen waren angefüllt mit Militär. Todte und verendende Pferde, die vielleicht vom Schlachtfelde weg in scheuer Flucht hieher gejagt waren, lagen umher; verwundete Kämpfer waren in Tragbahren auf den Wegen niedergelegt oder hinkten herbei. Niemals wohl war ein Lazarethzug so direct zur Schlacht gekommen, ein echter Nothhelfer um die Opfer des Krieges unmittelbar von der blutgedüngten Walstatt aufzunehmen und dem theuren Vaterland entgegenzugeleiten. Nun galt es Hand anlegen. Die größte Eile war um so mehr geboten, als wegen der gefährlichen Nähe des Gefechts jedes längere Verweilen von den schlimmsten Folgen hätte begleitet sein können. In wenig mehr als zwei Stunden hatten wir mit Unterstützung vieler hülfreicher Hände über 400 Verwundete eingeladen. Unsere 78 Betten waren belegt. Die übrigen Verwundeten waren, so gut es ging, in Sitzcoupés untergebracht. Die Locomotive pfiff, und rückwärts ging es der Heimath entgegen. Noch während der Zug sich langsam in Bewegung setzte, wurden in die offen stehenden Güterwagen einzelne Verwundete hereingeschoben. Jedes freie Fleckchen im Zug sollte ausgenützt werden, um in dem überfüllten Lagny Platz zu machen.

Erst jetzt, während der Fahrt und auf den ersten folgenden Stationen, war es möglich sich nach unseren unfreiwilligen Passagieren näher umzusehen und eine zweckmäßigere Placirung vorzunehmen. Wir hatten überwiegend Württemberger erhalten, die in den mit der rühmlichsten Bravour bestandenen Kämpfen vom 30. Nov., dann vom 2. und 3. Dez. kampfunfähig gemacht worden waren, in zweiter Linie Sachsen, dann auch Preußen vom schlesischen Armeecorps und einige Franzosen. Schwer Verwundete im technischen Sinne des Worts mit complicirten Knochenfracturen u. dgl. hatten wir nur in ganz geringer Anzahl. Doch war die Zahl derer die eine sehr sorgsame Behandlung bei Tag und Nacht erforderten höchst beträchtlich. Bald waren die Verbände einer genauen Revision unterzogen, und soweit nöthig durch neue Verbände ersetzt. Es wurde nach Kräften gearbeitet um die Lage der Leidenden möglichst zu verbessern.

Allein jetzt kam die Mangelhaftigkeit der Ausrüstung furchtbar zu Tage. Es fehlte an Decken, an Stroh, an Lebensmitteln für die große Zahl von Menschen, von denen doch ein Theil, der seit Morgens 4 Uhr im Kampfe gestanden hatte, noch nüchtern unserer Pflege übergeben worden war. Besonders fühlbar war der Mangel an Heizvorrichtungen. Die Noth wuchs als in den folgenden Tagen und Nächten die Kälte sich gewaltig steigerte. Das Wasser in den Krügen fror zu Eis, und mußte in spärlicher Menge und mit großer Umständlichkeit von der Locomotive beschafft werden. Häufig war es wegen Wassermangels eine Unmöglichkeit die so nothwendige Erneuerung der Verbände vorzunehmen; auf die Wohlthat der eigenen körperlichen Reinigung mußte das Pflegepersonal in den letzten Tagen ohnedieß verzichten. Die Fenster in den Eisenbahnwagen waren nicht nur völlig undurchsichtig, sondern auch so fest eingefroren, daß die Thüren nur mit fremder Beihülfe von außen geöffnet werden konnten. Der Wein war zum Theil eingefroren und hatte die Flaschen gesprengt. Selbst Blut und Eiter, die aus den Wunden flossen, froren an die Betten und Binden an. Es läßt sich ermessen was unter diesen Umständen die ganze Bevölkerung des Zuges, Gesunde und Kranke, litt. Leider kann auch nicht geläugnet werden, daß die Kälte von entschieden ungünstigem Einfluß auf die Entwicklung des Heilprozesses war. Die Wunden — größtentheils frische — rochen als wenn sie mehrere Wochen alt wären und aus einem schlechten Spital kämen.

In Epernay und Bar-le-Duc wurden uns weitere Wagen mit

sitzenden Verwundeten, worunter 100 Bayern, angehängt, wodurch unser Zug allmählich auf die enorme Zahl von mehr als 800 Verwundeten und etwa 80 Wagen anwuchs. Nur das Pflegepersonal war nicht gewachsen. Es mußte alle Fasern anspannen um unsere tapfern Landesvertheidiger nur einigermassen in eine menschenwürdige Lage zu versetzen. Wo es ging, wurden während der Fahrt Decken und Stroh requirirt, auch Cigarren, diese werthvollsten Tröster. Die Bodenkälte war auf die Dauer kaum mehr zu ertragen. Es ist dieß ein Punkt, welchem auch bei geheizten Wagen Aufmerksamkeit zugewendet werden muß. Wenn bei der Revision des Zuges auf der Abfahrtsstation die Temperatur in den Wagen auch als eine völlig befriedigende befunden wird, so wird während der Fahrt in dem scharfen Winterwinde die vom Boden beständig aufsteigende eisige Luft dem Wärterpersonal, welches die Nächte jedenfalls auf bloßen Feldstühlen zubringen muß, allmählich gleichwohl unerträglich werden. Es dürfte, bei dem äußerst geringen Lohn, der gegeben wird, kein Luxus sein unsern Krankenpflegern, soweit möglich, Annehmlichkeiten zuzuwenden, welche allein im Stande sein werden vor allzu frühzeitigem Erkalten des Eifers zu bewahren und den unzweckmäßigen öfteren Wechsel im Personal zu vermeiden.

Die Lage wurde verschlimmert durch den Mangel an Lebensmitteln. Daß der einzige vorhandene Herd nicht einmal die sämmtlichen, verhältnißmäßig wenigen, liegenden Kranken mit warmer Suppe versehen konnte, liegt auf der Hand. Da nun der Zug, wie nicht anders möglich, nur höchst unregelmäßig vom Flecke kam, so konnte man nicht immer zur rechten Zeit bei den telegraphisch benachrichtigten Menage-Stationen eintreffen, und es ereignete sich hie und da, daß der an einer Station angesagte Morgenkaffee erst Nachmittags, das Mittagessen tief in der Nacht eingenommen wurde, und auch an den Speisestationen war es nur schwer möglich die Tour durch den ganzen Zug zu machen.

Sodann muß eine größere Rücksichtnahme auf die Beförderung der Lazarethzüge von Seite unserer Eisenbahnleitung gefordert werden. Nachdem unser Zug unaufgehalten mit der größtmöglichen Eile Frankreich, Baden und Württemberg passirt hatte, mußte er in Donauwörth von Morgens vor 9 Uhr bis Nachmittags halb 2 Uhr liegen bleiben. Als Grund wurde angegeben, daß, obwohl die Bahn vollkommen frei sei, zurückkehrende Lazarethzüge instructionsgemäß den nächstfolgenden Güterzügen angehängt werden. Es ist kaum glaublich, daß sich dieß so verhält. In der That jedoch brauchte unser Zug, in welchem sich noch eine Reihe von bis in das innerste Mark durchgefrorener Verwundeten befand, und dessen begleitendes Personal durch einen zehntägigen Aufenthalt in eiskalten Räumen sowie speziell durch die Nachtarbeit in Nördlingen auf das äußerste erschöpft war, von der Ankunft in Donauwörth bis nach München zehn volle Stunden.

Schließlich sei noch erwähnt, daß unser Zug am Mittwoch den 7. Dezbr. fast so leer in München anlangte als er am 27. Novbr. entlassen worden war. Soviel erinnerlich, befanden sich nur noch zwei Verwundete in unserer Obhut. Die uns übergebenen Norddeutschen waren, soweit sie in Sitzcoupés transportirt werden konnten, in der Nacht vom 5. auf den 6. Dezbr. in Wieden (in der Pfalz) von unserem Zuge getrennt worden. Die sämmtlichen Württemberger, worunter mehrere Offiziere, wurden theils in Groß-Sachsenheim, theils in Ludwigsburg, theils endlich — der Mehrzahl nach — in Stuttgart einer besseren Pflege überliefert. Der Rest der schwerer Verwundeten, sowie einige leicht verwundete Bayern, fanden in Nördlingen Aufnahme. Die übrigen wurden in Donauwörth und an einigen kleineren Stationen auf dem Wege nach München entlassen.

Aus Bretigny, 18. Dezbr., wurde dem „Fränk. Kurier" folgendes Reiterstückchen berichtet: Zum Beweis, daß auch unsere bayerischen Chevauxlegers in dem an schönen Thaten so reichen Feldzug gegen Frankreich ihr Schärflein beizutragen stets bemüht sind, diene folgende Episode. Am 7. Dezbr., nach Beendigung des für das I. bayerische Armeecorps so blutigen Gefechtes bei dem Dorfe Beaumont, erhielt bei einbrechender Dämmerung die 4. Eskadron, Fürst Wrede, des kgl. bayer. 3. Chevauxlegers-Regiments den Befehl, gegen den Feind hin zu eklairiren. Es wurde zu dem Behufe der für eine frühere That bereits mit der goldenen Tapferkeitsmedaille dekorirte Korporal Dettenhofer nebst circa 8—10 Mann ausgesandt. Beim Vorrücken bemerkt derselbe in einiger Entfernung eine dunkle Masse; schnell reitet er darauf zu und sieht zu seinem Erstaunen eine nicht unbedeutende Zahl Rothhosen, ein Häuflein Bayern eskortirend, die während des Gefechts von ihren Leuten abgeschnitten wurden und dadurch in Gefangenschaft gerathen waren. Einer der drei sich dabei befindlichen Offiziere ruft dem im Galopp mit gezogenem Säbel heransprengenden Chevauxlegers zu: „Zurück! Sonst seid Ihr ebenfalls gefangen. Wir sind ganz umzingelt!" Keinen Augenblick besinnt sich jedoch unser tapferer Korporal. „Mir san nix g'fangt! Chevauxlegers, haut's und stecht's!" ruft er und mit Hurrah stürzt sich die kleine Schaar auf die verblüfften Feinde. Nach kurzer Gegenwehr sind 5 derselben den wuchtigen Hieben der Bayern erlegen. Die andern suchen sich zu retten, werden aber größtentheils mit Hilfe der sich unterdeß schnell wieder bewaffnenden Infanterie gezwungen, vom aktiven zum passiven Theil überzugehen. Mit feuchtem Auge und warmem Händedruck danken die 3 Offiziere (von denen einer leider schwer verwundet) und 12 Mann des Leibregiments ihren braven Kameraden der Cavallerie für die glückliche Befreiung. Jubelnd führt die kleine Schaar im Triumph die allerdings etwas lange Gesichter machenden Franzosen zu ihren sie begeistert empfangenden Kameraden zurück.

Berlin, 27. Dezbr. In der „Kreuzztg." finden wir folgendes Inserat, zu dessen Verständniß es weiter keiner Erklärung bedarf:

An Sternelein.

Die Strümpflein alle, die man mir gestrickt,
Die hat kein Mensch mir hier geflickt.
Das Sternlein bitt' ich aus Herzens Grund,
Doch gütig zu halten seinen Mund,
Denn Strümpfe sind besser als Verselein
Für meine erfrorenen Füßelein,
Die thuen mir ganz verdammtig weh,
Denn jetzt fällt hier so vieler Schnee;
Drum bitt' ich lieb' Sternlein Strümpfe zu stricken
Und mir per Feldpost zu schicken;
Dann will ich die dummen Verse verzeih'n
Und auf den Strümpfen recht lustig sein.

Ein Krieger mit erfrorenen Füßelein.

Am vorletzten Sonntag ergötzte sich ein Theil der französischen Kriegsgefangenen im Lager Friedrichsfeld bei Wesel an einer theatralischen Unterhaltung, die auf großen geschriebenen Zetteln als „Grande soirée chantante, exécutée par plusieurs artistes distingués, suivie du Fantôme vivant, pantomime en 2 actes" mit namentlicher Personalbezeichnung — der Mitwirkenden waren 22 — angekündigt war. Während des Spiels ist Unordnung keiner Art vorgekommen, obwohl die Barake gedrängt voll von Menschen war und wenigstens 1000 Zuschauer faßte. Bänke und Schemel waren zu den Sitzplätzen — vielleicht 5—6 Reihen — aus allen Baracken in der Nähe zusammengeholt, die übrigen Zuhörer standen, Kopf an Kopf gedrängt, Preußen und Franzosen, und war somit die Einnahme nicht unerheblich, trotz des geringen Eintrittspreises von 5 Pfg. Die Bühne war mit den zu Gebote stehenden Mitteln, so gut es ging, ausgestattet; Schlafdecken bildeten die Coulissen, Kronleuchter waren aus Holzleisten fabricirt; die vielfach erprobte Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit der Franzosen hatte sich auch hier bewährt. Die Acteurs zeigten Uebung und Sicherheit.

Das in München erscheinende „St. Josephsblatt" enthält auch in seinem nunmehr vollendeten 7. Jahrgang neben zahlreichen (36) Illustrationen soviel des Nützlichen und Schönen an Erzählungen und mannigfach belehrenden Artikeln, daß es den hochw. HH. Geistlichen und Lehrern und anderen Freunden des Volkes zur zahlreichen Verbreitung unter den arbeitenden Klassen und der heranwachsenden Jugend bestens empfohlen werden kann. Bei der fortwährend steigenden Fluth von Blättern und Schriften, welche den offenen oder heimlichen Kampf gegen den katholischen Glauben und die gute Sitte bis in die untersten Schichten des Volkes tragen, ist es um so mehr geboten, der katholischen Presse alle mögliche Förderung und Unterstützung zu gewähren. Dieß kann aber beim „St. Josephsblatt" um so leichter geschehen, als es bei seinem enorm billigen Preis von nur 15 kr. = 5 Sgr. = 25 Ntr. (in B.-N.) pr. Jahrgang keinem anderen Blatte Concurrenz macht und Jedem, auch dem Unbemittelten die Anschaffung ermöglicht.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planck.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. | № 2 | Den 8. Januar: Erhard.

Geschichtliche Notizen über die alte Landwehr, Bürgerwehr Landshuts.

† In jenen Zeiten, wo noch das Faustrecht galt, wo Ritter und Edle eine bewaffnete Reiterei bildeten und ihre Vortheile berechneten, wenn sie für, oder gegen ihren Landesherren stritten, nach Lehen geizend jeden Heerzug sich theuer bezahlen ließen, überhaupt fast ausnahmslos nur für ihren eigenen Vortheil kämpften, und auf ihren festen Burgen lauernd den friedlich vorüberziehenden Kaufmann niederwarfen, da fanden die Fürsten und Gewaltigen dieser Erde oft nur allein verlässige Treue und biedere Anhänglichkeit bei ihren Bürgern. Daher nahm das Streben der Großen immer mehr zu in ihren Landen die Städte und Märkte zu vermehren; deren Bürger sich ihrerseits wieder angelegen sein ließen sich und ihren Herd durch Mauern und Gräben vor den Befehdungen und Bedrückungen des großen und kleinen Adels u. s. w. zu schützen und ihre Wehrkraft durch Vertrautheit mit den Waffen zu stärken.

Wie es im ganzen Reiche kaum zwei Städte gab, welche ihre Staatsverfassung nach völlig übereinstimmenden Normen ausgebildet hatten, so ging es auch, obgleich die Grundform überall wenigstens eine gleichartige war, mit dem städtischen Militär- und Kriegswesen.

Während sich in den Mauern verschiedener Städte ein doppeltes militärisches Element bildete, von dem eines das aristokratische im Patriziat und den Ehrbaren fortbestehend die Reiterei, das demokratische Zunftwesen das Fußvolk lieferte, dieses sich in einzelne Truppenkörper innerhalb ihrer Zünfte bildete und von ihren Oberalten oder Zunftmeistern geführt wurden — theilten sich die Wehrkräfte anderer Städte unter deren Bewohnern nach den lokalen Verhältnissen derselben nach Straßen und Vierteln ab.

Zur Besorgung der militärischen Angelegenheiten war gewöhnlich ein besonderer Ausschuß der Bürger niedergesetzt. Die Befehlshaber der bewaffneten Macht waren die Stadthauptleute, die theils aus dem Rathe, oft aber auch durch bewährte Kriegsmänner aus dem befreundeten Adelstand der Nachbarschaft, die häufig selbst Besitzungen in der Stadt hatten, bestellt wurden.

Als eine der vollständigsten Stadtwehrordnungen darf die von Nürnberg aus der Zeit des Hussitenkrieges gelten, die wenn gleich als für eine unmittelbare Reichsstadt bestimmt, deren kriegerische Verfassung sich vielfach von andern, mittelbaren Städten unterschied, immerhin einen Einblick in die Gliederung des städtischen Wehrwesens bietet.

Nach dieser Wehrordnung war die Oberleitung aller Militärangelegenheiten sechs ehrbaren Herrn des innersten Raths übertragen. — Die Stadt war in 4 militärische Quartiere eingetheilt, deren jedes einen Viertelmeister aus der Mitte des Rathes zum Führer hatte. Die Viertel theilten sich wieder je in 3 Hauptmannschaften mit einem Hauptmann an der Spitze, dem zwei Regierer gleichsam als Subalternoffiziere und ein Obermann über alle Büchsen und Büchsenschützen an die Seite gegeben waren.

Mit diesem Volk sagt die Wehrordnung mag man, wenn es nöthig ist, die Stadt wohl besetzen auf drei herrliche Wechsel (Ablösungen) und wenn nöthig auch sechs Wechsel.

In ähnlicher Weise theilt die Wehrordnung das reisige Volk, die Reiterei ein, trifft Bestimmungen über die Schildwachen, Ablösungen, Besetzungen der Plätze und Thore und fährt dann wörtlich fort:

„So mag man Alles am schnellsten bestellen. Der innerste Rath sendet die vier Viertelmeister zu den Hauptleuten und läßt diesen die Ausführung gebieten. Die Hauptleute sollen dann mit ihren Regierern in den ihnen untergebenen Häusern aufbieten. Sollte der Feind zur Winterszeit die Stadt belagern, sollen im Zwinger Stuben gebaut werden, die theilweise in die Erde versenkt und gut getarast *) sind. Die Viertelmeister sollen ihren Hauptleuten befehlen, daß sie allen mannbaren Leuten und auch den andern Unterthanen ihrer Hauptmannschaft sagen, daß jeder wenn aufgepaukt würde sich mit Harnasch und Wehr zu dem Thore in seinem Viertheil ohne Zögern begebe und dort die Befehle erwarte. So sollen die Reisigen um Sold und auch die Aufsitzer (berittenen Bürger) alle Tage zum Caraus (Appell) geschickt und ihre Pferde gesattelt sein. Sie sollen sich wenn man ausdrumetet ein jeder an dem Platze beim schönen Brunnen einfinden." — Gleiche Anordnungen waren bezüglich der Wagenleute und ihrer Wagen und der Schützen getroffen — und hiemit, fügt der Verfasser der Wehrordnung bei, getraue ich mir großen Schaden und mancherlei Unsicherheit zu verhüten.

Die bewaffnete Macht der Städte lag jedoch nicht ausschließlich nur der Bewachung ihrer Mauern, der Vertheidigung ihrer Wohnsitze und der Aufrechthaltung der Ordnung innerhalb ihrer Stadt ob, sie zog auf den Ruf ihrer Fürsten und ihrer Herrn auch ins Feld zur Schlacht, in ferne Burgen als deren Besatzung, wie wir bezüglich der Landshuter Bürgerwehr noch besonders ersehen werden.

Die Waffe des Bürgers war vor Einführung des Feuergewehres als Schußwaffe die Armbrust. — Wie dem Ritter die Knappenzeit und das Turnier als Vorbereitungsschule für den Ernstkampf diente, so bildeten sich in den Städten, sowohl freien als fürstlichen, Schützengesellschaften, die von Landesherren und Obrigkeiten mit Freiheiten und Geschenken begabt wurden, und die Bestimmung, daß Niemand sich auf der Schießstätte anderer Waffen als der seinigen bediene, füllte die Zeughäuser mit Armbrüsten und später mit Büchsen und schuf wehrhafte Bürger.

Nur langsam konnte das Feuergewehr die Armbrust verdrängen, selbst als dasselbe in Kriegsgebrauch schon in allgemeiner Anwendung stand, fanden an den Höfen der Fürsten und in den Städten sich noch genug Liebhaber des ritterlichen Spieles des Stahlschießens und übten zugleich mit den Büchsenschützen ihre Kunst. Die Schußweite der Armbrust wurde auf 260 Münchenerfuß angenommen. Den Städtern waren die häufigen großartigen Festschießen, wo von nah und ferne die Schützen zusammentrafen zugleich die Stätten an denen der Gemeingeist des Bürgerthums erstarkte und je drohender die Zeiten desto häufiger waren auch die Schießen.

Als Geschoßwaffen erscheinen in den Zeughäusern Kanonen und Schlangenbüchsen, Fahrkanonen, Trocosbüchsen, Festungsgeschütze (auf hölzernen Blocklaffeten mit niedern Rädern ohne Speichen), man schoß aus ihnen Steinkugeln im Gewicht bis zu 200 Pfd. Die Steinkugeln, die hier so viele an den Häuserecken und Thoren gesehen werden, waren Geschützkugeln und stammen aus der Trausnitz, von wo sie in einer Anzahl von über 1000 Stücke im Anfange dieses Jahrhunderts an die Stadt zu besagten Zwecken abgegeben wurden. Vielen von ihnen ist ihr Gewicht eingemeiselt.

Weitere Geschosse früherer Zeit waren die Hackenbüchsen, ein schweres Schußgewehr mit einem Gestelle, ferner „Krügel zu auswerfendem Feuer," eine Art Bombe, die im Wurfe platzte.

Krügel mit Fußeisen, die platzend eine Anzahl Fußeisen zur Beschädigung der Pferde ausstreuten. Ferner gab es Pfeile, Bogen, Armbrüste und Handbüchsen.

Außer mit der Schußwaffe waren die Bürger insbesondere mit Spießen, Schwertern, Eisenhüten, Beinschienen und Harnischen gerüstet und die Zeughäuser wiesen neben diesen Rüstungsgegenständen noch Wagen, Leitern, Feuerhacken, Gießpfannen, Picken, Mauerbrecher, Pechpfannen, Helmparte, Pulver und Blei, Kugeln aus Eisen und Stein ꝛc. aus.

Was die Wagenburg im Großen für die Heere war, ein Schirm und Schutz, das war für den Schützen im Felde und auf der Befestigungsmauer der Setzschild und die Pafese. Diente ersterer, eine 5—6' hohe, 8—10' breite Balkenwand mit Schießlöchern am untern

*) Eine Art Blockhäuser mit Grasfläden gedeckt.

Rand mit eisernen Spitzen oder Rollen versehen, zumeist dazu den Schützen in vorgeschobener Stellung bei Belagerungen oder während des Sturmes Deckung zu gewähren, so begleitete ihn letztere mit ihrem „Häckler" bei allen Unternehmungen im freien Felde. Während des Marsches wurden die Setztartschen zu je zehn Stücken auf einem Wagen gefahren und erst bei dem Beginne des Gefechtes abgeladen, ihr Gewicht betrug 20—25 Pfd. Jede Abtheilung des Fußvolkes hatte einen Trupp Pafesner, diese wieder ihre Häckler, welche die in den Boden gestoßenen Schilde mit Hacken und Ketten so aneinander befestigten, daß sie die fechtende Abtheilung umschlossen.

Das Landshuter Zeughaus verwahrte im Jahre 1481 269 eiserne Hakenbüchsen mit 10,000 Kugeln, 3 große Büchsen mit 60 Kugeln, 2 kleine Schanzen auf Karren, 1 Wagenbüchse, 264 kupferne Hakenbüchsen mit 80 Ladungen, 52 Beutel zum Pulver, 52 Zündbüchsen, 6 Modelle, 4200 gegossene Klotzkugeln (Eisenkugeln), 2 Paar Streiftartschen, 4 Paar lederne und 14 Renntartschen und 15 Stechschilde.

Die Handwaffe und übrige Ausrüstungsgegenstände mußte der Bürger selbst haben, von einer gleichartigen Bewaffnung war lange keine Rede; während der eine im Besitze eines langen Spießes und einer Sturmhaube war, umgürtete sich ein anderer mit einer „Seitenwehr" und einem „Harnasch." Mancher konnte sich des Besitzes einer größern Anzahl von Waffen rühmen; so hatte 1620 der Schulmeister von St. Martin 2 Hellebarten, 3 Seitenwehr, 1 türkischen Säbel, 1 Stillet, 1 Sturmhaube und 1 Faustbüchse (Pistole), während sein Amtsgenosse der Kantor Wilhelm Dorner nur im Besitze einer „bescheiden Seitenwehr" war.

Gehen wir nun auf die Geschichte des Landwehrbataillons Landshut, resp. auf die Anfänge der Bürgerwehr Landshuts über, so finden wir, daß es zur Zeit des Erblühens unserer Stadt und lange nachher noch überhaupt kein stehendes Heer, kein taktisch geübtes Kriegsvolk gab. Wenn die Noth es erheischte, stellte der Landadel und die Ritterschaft den reisigen Zug zu Pferd, die Gaugrafen erschienen mit ihrem Volke, gerüstet mit Spießen und Streitkolben, die Bürger mit ihren Armbrüsten, Sturmhauben und Handwaffen.

Die bewaffnete Bürgerschaft Landshuts war in Rotten, je 10 bis 15 in jedem der 4 Stadtviertel eingetheilt, denen der Rottmeister vorstand und die je 12—18 Köpfe zählten.

Vier bis sechs Rotten bildeten ein Fähnlein, das unter der Anführung eines Rathsmitgliedes stand, den Oberbefehl über die ganze Schaar führte einer der Bürgermeister oder mitunter ein eigener Stadthauptmann.

Außer dem kriegerischen Dienste war die Stadtwehr zur Aufrechthaltung der Ordnung innerhalb der Mauern bestimmt, sie verstärkten bei besondern Gelegenheiten die gewöhnlichen Stadtthorwachen, patrouillirten in den Straßen, besetzten Thürme und andere Plätze, auch paradirten sie bei feierlichen Ereignissen und sorgten für die Ordnung bei denselben. (Fortsetzung folgt.)

Von Sedan nach Orleans *).

(Rückblick eines höheren bayerischen Offiziers.)

„Das Ihnen untergebene k. bayerische 1. Armeekorps hat fast 3 Monate unmittelbar am Feinde gestanden, in dieser Zeit zahlreiche Gefechte geschlagen und Anstrengungen erduldet, wie sie selten einem Truppentheile zufallen."

Durch diesen königlichen Ausspruch werden die Leistungen des 1. bayer. Corps treffend bezeichnet.

Schon bei Sedan war uns die große Aufgabe gestellt, den südöstlichen Theil des Einschließungsringes zu halten, jenen Theil, welcher für die Franzosen am einladendsten zu einem Durchbruche war, weil er die unmittelbare Straße nach Metz bot. Mit antikem Heldenmuthe setzte sich unser Corps in den Besitz von Bazailles und hielt diesen Schlüsselpunkt, bis die Entscheidung gefallen war. In großen Märschen ging es von hier nach Paris, um der südlichen Cernirungslinie als Reserve zu dienen. Mitten in der idyllischen Ruhe, welche uns in den hübschen Landhäusern der Pariser Bourgeois geboten war, scheuchte uns das Gespenst der Loire-Armee auf, welche schon längere Zeit von der Cavallerie-Division des Prinzen Albrecht beobachtet war. Wir marschirten über Montlhery, Arpajon, Etampes gegen Orleans. Am 10. Oktober trafen wir bei Artenay auf den ersten Widerstand. Mobilgarden wollten unsern Marsch aufhalten, sie flohen aber bei den ersten Schüssen in wilder Eile bis Orleans und setzten die Bewohner dieser Stadt in nicht geringe Bestürzung. Am 11. Oktober rückte die 2. Division in erster Linie, die 1. Division als Reserve auf der Hauptstraße gegen Orleans vor, während die 22. preußische Division rechts von uns über Ormes vorrückte. Unsere Truppen blieben aber nicht, wie allgemein irrig angenommen wird, gemächlich 4 Wochen in Orleans liegen, im Gegentheile, es werden nur wenige Soldaten länger als 4—5 Tage in Orleans geblieben sein, die meisten kantonnirten in den Ortschaften rings um die Stadt und mußten strengen Vorposten- und Patrouillendienst machen. Nach und nach mehrten sich die Anzeichen der Neubildung einer starken Loire-Armee, bei einer gewaltsamen, von Infanterie und Cavallerie ausgeführten Rekognoszirung demaskirte sich der Feind in seiner Stellung und Stärke. Diesem Feind mußte man jetzt mit allen Mitteln entgegentreten, um jeden Versuch zur Entsetzung von Paris zu vereiteln. Letzteres gelang uns vollständigst bei Coulmiers — und es zählt der 9. November wohl zu den glänzendsten Tagen in der bayerischen Kriegsgeschichte. Besonders bedeckte sich hier unsere Infanterie mit Ruhm. Dieselbe befand sich den ganzen 8. November in Bereitschaftsstellung, am 9. November im Gefecht bis Nachmittag $^1/_2$5 Uhr, dann hatte sie 3—4 Stunden zu marschiren und Nachts 12 Uhr wurde abermals aufgebrochen und bis Toury marschirt, wo man des andern Tages Mittags 12 Uhr anlangte — und dieses alles bei schlechtestem Wetter, heftigem Wind mit Schnee. Der französische General Paladine verkündete diesen Scheinerfolg „mit Wonne inmitten des Unglücks Frankreichs."

Bei Toury wurde von uns eine Stellung eingenommen, geeignet, wiederholt den Feind über die Stärke der deutschen Truppen zu täuschen. Der gepriesene Paladine, erst später von Gambetta erkannt, unterließ es trotz seiner dreifachen Uebermacht anzugreifen und auf Paris durchzubrechen. Indessen marschirten die Bayern nach Prasville, dann plötzlich nördlich, weil sich in Maintenon der Feind gezeigt hatte und größte Wachsamkeit nöthig war. Sodann richtete sich der Marsch auf Gallardon und von hier über Ivry nach Archèrs, Crubles, Thimert, Petit-Hanche. Alle Wälder waren von dem Feinde dicht besetzt. Die 22. preußische Division säuberte jedoch die Waldungen. Bei Javière und Courville war man schon fortwährend in Fühlung mit Mobilgarden, bei Combres zeigten sich schon größere Feindesmassen, welche zum Gefecht vorgingen. Die 1. bayerische Division focht rechts, die 2. Division links, beide mit geringem Verluste. Am nächsten Tage wandte sich das Corps nach Thiron-Gardais, von da nach Nogent-le-Rotrou in dem herrlichen, tiefeingeschnittenen Huisne-Thal. Der Feind räumte erst um Mitternacht Nogent, welches sofort besetzt wurde, und zog sich gegen Bellême, dann la Ferté Bernard, ein Städtchen, welches von der 3. bayerischen Brigade erstürmt wurde. Alle Straßen waren von den retirirenden Franzosen rechts und links am Straßenkörper mit tiefen Einschnitten versehen, um die Fortbewegung größerer Kolonnen zu verhindern; dennoch war gerade in der Mitte des Straßenkörpers genug Raum für unsere Truppenzüge gelassen. Mondoubleau wurde vom 13. bayerischen Infanterieregimente im Sturm genommen. Sodann ging der Zug weiter nördlich nach Poislay und Courtalin, wo sich ein prachtvolles Schloß der Montmorency erhebt. In den herrlichen Räumen dieses alten Herrensitzes war für die Mobilgarden ein glänzendes Diner vorbereitet, welches von den bayerischen Offizieren eingenommen wurde. Von hier ging das Corps über Logron nach Chateaudun. Die eigenthümliche Zickzackrichtung des Marsches erklärt sich durch das Bestreben der Deutschen, ihren kühnen Flankenmarsch, welcher auf 2—3 Stunden Entfernung von den Spitzen der Loire-Armee ausgeführt wurde, den letzteren zu verbergen.

In Chateaudun, wo sich die Geschichte der Dunois in einem alten Schlosse spiegelt, mußten zwei Stadtviertel, welche von den Franzosen mit Hartnäckigkeit vertheidigt wurden, von bayerischer Artillerie in Brand geschossen werden. Von Chateaudun wurde der kühne Flankenmarsch fast angesichts des Feindes fortgesetzt. Der Feind befand sich in einer formidablen Stellung. Preußische Cavallerie deckte unsere Flanke. Das Defilee des Coniebaches war von 3 Bataillonen Mobilgarden, darunter 1 Bataillon versprengte Pariser, gedeckt und wurde gestürmt. Mehrere mit den Mobilgarden fechtende Civilisten wurden getödtet. Am 30. November war die Linie Orgères—La Malabrerie besetzt. Am 1. Dezember erfolgte Bereitschaftsstellung, die Cavallerie meldete das Anrücken des Feindes. Eine strenge Kälte war eingetreten, welche indessen unseren Bewegungen auf den hartgefrorenen Ackerfurchen, welche sogar für unsere Artillerie fahrbar wurden, zu Gute kam. Als man etwa Nachmittags 3 Uhr sich anschickte, in die Kantonnements einzurücken, wird die 1. Brigade bei Nonneville angegriffen, die 2. Brigade sucht die Ueberflügelung rechts zu verhindern, der Feind

*) Aus der Südd. Pr.

entwickelt eine bedeutende Ueberlegenheit und endlich macht glücklicherweise die Nacht dem ungleichen Kampf ein Ende.

Am 2. Dezember früh 5 Uhr mußte schon aus den Kantonnements ausgerückt und die Schlachtstellung östlich von Maladrerie (kleines Dorf) bezogen werden. Die 1. Division, vom Kampfe des vorhergehenden Tages einigermaßen erschöpft, bildete die Reserve der 2. Division; da um halb 8 Uhr Morgens von der Cavallerie gemeldet wird, daß der Feind mit seiner Hauptmacht auf der Straße von Longy anrücke, zieht sich die 2. Division links, die 4. Brigade besetzt das Schloß Goury, hieran reiht sich die 3. Brigade, ihren rechten Flügel an ein Gehöft anlehnend. Um halb 9 Uhr Morgens warf die Batterie Stadelmann ihre ersten Granaten auf den Feind, dessen Infanterie in dichten Schwärmen vorrückte. Energisch zurückgewiesen geht die französische Infanterie zurück, um noch einmal verstärkt hervorzubrechen. Um halb 10 Uhr Vormittags wird das französische Fußvolk zum zweiten Male zurückgeworfen. In diesem Augenblicke jedoch sieht man den Feind in hellen Haufen die rechte Flanke der 2. Division bedrohen. Die in Reserve stehende 1. Division wirft sich dem Feind entgegen und schließt sich bei dem erwähnten Gehöfte an die 2. Division an, so daß hiedurch unsere Stellung die Form eines ausspringenden Winkels von 120° annimmt. Zwei schwere Stunden hindurch schwankt der Kampf unentschieden hin und her, die dreifache Ueberlegenheit des Feindes kann nur durch die heroische Tapferkeit unserer Truppen paralysirt werden, überall gehen die Offiziere anfeuernd voran, viele fallen, die Truppen sammeln sich wieder und stemmen sich mit letzter Kraft gegen den Feind. Das Gehöfte als Vereinigungspunkt der Divisionen muß um jeden Preis gehalten werden. In der That gelingt dies. Der Kampf kann aber nur mehr mit den größten Opfern gehalten werden. Endlich — Mittags 1 Uhr — erdröhnt Kanonendonner in unserer linken Flanke. Die 17. Division (Mecklenburger) stürzt sich dem Feind entgegen. Etwa eine Stunde später erscheint bei Poupry die 22. Division (Preußen). Das Eingreifen dieser Truppen macht den Tag zu einem siegreichen.

Durch die Kämpfe vom 2. Dezember wurde die Kraft und Zuversicht der Loire-Armee gebrochen. Das 1. bayerische Armeekorps zog sodann über St. Any, La Chapelle wieder in Orleans ein. Die Schlachtlinie hatte sich von Beaune bis Orgeres erstreckt und betrug 15 Stunden, um jeden Anmarsch einer feindlichen Armee auf Paris zu verhindern, der bayerischen Tapferkeit war es verbeschieden, den Durchbruch eines übermächtigen Feindes zu verhindern.

Einem Feldpostbriefe eines im Felde stehenden Freisingers aus Orleans, den 22. Dezember, entnimmt das Freis. Tgbl. folgende Schilderung seiner Erlebnisse bis zum 10. Dezember: „Wir haben vier Wochen gebraucht, um von Orleans wieder nach Orleans zu kommen. Was habe ich in diesen 4 schrecklichen Wochen durchmachen müssen. Kein Mensch dieser Erde kann sich einen Begriff machen von solchem Elend und solchen Stropazen, wenn er sie nicht selbst mitgemacht hat. Am 9. November Morgens 4 Uhr mußten wir in aller Stille fort; um 10 Uhr kamen wir in der Nähe von Coulmiers in's Gefecht. Das Gefecht ging gut bis Nachmittag 3 Uhr; um diese Zeit wurde leider der Feind zu stark, er schoß auf unsere Train- und Munitionscolonnen, die auf der Straße standen und nun konnten wir uns nicht mehr halten und die Retirade begann. Was das für ein schrecklicher Moment war, ist für die Feder unbeschreiblich. Soldaten, Pferde, Wägen, Alles war durcheinander, jeder, der sich noch retten konnte, versuchte es. Wir gingen nun in größten Eilmärschen bis fast nach Etampes zurück. Hier stießen wir auf preußische Armee-Corps und nun ging es wieder vorwärts. Von da an begann ein wirklicher Feldzug. Am 1. Dezember kamen wir Nachmittags 3 Uhr in's Gefecht bis Abends ein halb 6 Uhr. Verlust an diesem Tage bei der Compagnie: 10 Mann todt, 41 verwundet und 9 vermißt. Am 2. Dezember griffen wir Morgens 11 Uhr an. Der Feind machte an diesem Tage starkes Geschützfeuer. Unsere Brigade fing fast schon zu wanken an, da erschien die 22. preußische Division aus einem Walde und nun ging es wieder mit Hurrah auf die Franzosen los. Sie fingen zu retiriren an. Wir und Preußen durcheinander liefen ihnen aber nach und pfefferten auf sie gehörig los. Verlust an diesem Tage bei der 9. Compagnie: 5 todt, 20 verwundet und 4 vermißt. Am 3. Dezember hatten wir Reserve; den 4. Dezember Kavallerie-Avantgarde unter Commando des Herrn Oberst v. Leonrod in Freising. Morgens 5 Uhr dehnten wir uns in Plänkler-Linie aus und suchten den Feind auf. Wir marschirten kaum eine halbe Stunde, so sahen wir schon, daß er ein Gehölz, ein Dorf, und hinter dem Dorfe auf einem Berge eine Verschanzung stark besetzt hatte. Wir trieben sie unter Hurrahrufen aus dem Gehölz hinaus, auf das Dorf zu. Hier hielten sie sich wieder fest. Unser 3. Artillerieregiment beschoß aber mit ausgezeichneter Wirkung das Dorf und die Verschanzungen, so daß die Franzosen mit großen Verlusten an Geschütz und Mannschaften den Rückzug antreten mußten. Als wir auf die Verschanzungen kamen, sahen wir, daß 4 schöne Zeitzünder-Kanonen erobert waren. Sie wurden mit unseren Artillerie-Pferden gleich bespannt und als Trophäe mit nach Orleans geführt. Wir faßten wieder Munition soviel wir tragen konnten, und eilten den Franzosen nach, die sich nach Orleans zu flüchteten, um sich über die Loire-Brücke zu retten. Vor Orleans ist eine große Verschanzung mit Namen Ormes; in dieser hielten sich die Franzosen fest. Von uns Infanteristen aber wurden sie mit den Bajonetten herausgetrieben. Nachmittags 4 Uhr ging es über die Stadt Orleans. Diese Stadt liegt 30 Stunden südlich von Paris an der Loire, hat einen prachtvollen Dom, schöne Monumente, ein großes Rathhaus, und andere große Gebäude. Die Stadt selbst ist ringsum von Weinfeldern, zahlreichen Dörfern und Schlössern umgeben. Die Einwohnerzahl der Stadt und deren Vorstädte beträgt 50,000. Um obengenannte Zeit hielten sich die Franzosen in den Weingärten und Eisenbahndämmen fest. Das Geschützfeuer war so heftig, daß es fast das bei Sedan übertroffen hätte. Endlich konnte sich der Feind hier nicht mehr halten und wurde durch uns in die Stadt gedrängt. Es war schon Abends 7 Uhr als wir mit Hurrahrufen in dieselbe einstürmten und mit den Bajonetten aus den Gassen, Straßen, Verbarrikadirungen und Verstecken die Feinde heraustrieben auf die Brücke zu. Die ganze Loire auf und ab war mit Schiffen und Booten bedeckt, aus denen uns das Feuer der Kanonen entgegenblitzte. Wie sie aber sahen, daß sie gefangen werden, fuhren sie ab und wir konnten nur 4 von diesen Prachtbooten nebst 4 Kanonen erwischen. Nachts ein halb 2 Uhr übergab sich die Stadt. Das Artilleriefeuer dauerte bis Morgens 3 Uhr. Den 5. Dezember hatten wir Rasttag. Den 6. Dez. Morgens 6 Uhr Abmarsch von Orleans; Nachmittags 2 Uhr in's Gefecht. Am 7. abermals im Gefecht; 8. und 9. ebenfalls. Den 10. Reserve. In der Nacht vom 8. auf den 9., die ich nie vergessen werde, war ich auf Vorposten auf meinem Piquet in Gedanken versunken an das schöne Deutschland, an meine liebe Eltern und an Euch, da wurde mir von den Vedetten gemeldet, daß französische Kuirassierpatrouillen sich näherten. Wir versteckten uns und ließen sie fast ganz zu uns heran. Wir erschossen einen Mann und 4 Pferde, ein Mann wurde verwundet und einen nahmen wir gefangen. Die andern 12 ritten schneller als sie gekommen waren, davon. Am 9. wurde ich leicht verwundet. Ich erhielt einen Streifschuß am rechten Oberschenkel, der mir aber nichts machte und ich bin schon wieder bei der Compagnie. Innerhalb 10 Tagen ist die Compagnie von 190 auf 25 Mann gesunken. Ich commandirte 2 Tage die Compagnie, dann wurde das Regiment zu zwei Compagnien zusammengestellt. Jetzt sind wir wieder in Orleans. Unsere Ersatzmannschaft ist auch schon da.

Ein Reiterstückchen der 15 Uhlanen.

Es wurde der 6. Kavallerie-Division unter Führung des Generals v. Schmidt der wichtige Auftrag zu Theil, die Eisenbahnverbindung Tours-Bourges zu zerstören. Es war dies ein für Cavallerie echt geeignetes Unternehmen. Auf 10 Meilen über die äußersten Vorposten hinaus, vielleicht im Rücken des Feindes operirend, konnte sich Niemand verhehlen, daß es galt, einen kühnen Streich auszuführen. Vorsicht und Schnelligkeit waren doppelt geboten. Am 8. muß die Bahn zerstört sein, lautete der Befehl am 6., als wir Orleans passirten. Vierzon wurde eifrig auf allen Karten gesucht; weit ist es, doch vorwärts. In Nouan-le-Fusilier hat sich der Feind gesetzt und trotz allem Drängen zieht er sich nur langsam zurück, zu langsam für die gegebene Zeit. Der Befehl ist bestimmt gegeben, ebenso bestimmt muß er ausgeführt werden, und will es nicht auf direktem Wege gehen, so muß es auf andere Art geschehen. Ein Detachement unter Führung des Rittmeisters v. Rosenberg, bestehend aus zwei Eskadrons des 15. Uhlanen-Regiments des Rittmeisters v. Plötz und Premier-Lieutenants v. d. Knesebeck, einer halben Compagnie Pioniere und einer halben Compagnie 36er, die schnell auf Wagen gesetzt wurden, erhielt in Folge dessen den Auftrag, die Eisenbahn zwischen Tours und Vierzon eine Strecke nachhaltig unfahrbar zu machen. Um dies

zu bewerkstelligen, falls wir nicht auf zu großen Widerstand stießen, wurde eine Brücke bei Langon auf's Korn genommen. Unweit Celle St. Denis, welches wir passiren mußten, zeigte sich feindliche Cavallerie, welche sich jedoch bei Annäherung der Uhlanen, wie gewöhnlich, zurückzog. Mit Zurücklassung zweier Züge zur Beobachtung des Feindes wurde nun die ursprüngliche Direktion geändert und auf Menetau genommen. Die Situation war kritisch, um so mehr, als die Infanterie auf den mit schweren Pferden bespannten Wagen nur langsam folgen konnte, und wurde noch erhöht, als wir, in der Nähe von Menetou gekommen, deutlich einen Zug fahren hören konnten. Jetzt galt es! Ein Zug Uhlanen sprengt im Galopp durch die Straßen, die Ausgänge und der Bahnhof werden sofort besetzt und Dank dieser Kühnheit gelingt es, einige 40 französische Infanteristen, die vor Schrecken kaum an Widerstand denken, zu Gefangenen zu machen. Die Eisenbahnkasse war leider, wie wir erfuhren, so eben mit dem letzten Zuge abgefahren und es wurden uns nur, allerdings sehr interessante Depeschen und Journalbücher zur Beute. Die Pioniere gingen nun mit bekannter Schnelligkeit und Geschicklichkeit ans Werk. Es wurde sofort der Telegraph zerstört und nach einer Stunde flog die Eisenbahnbrücke in die Luft. Unbehindert und so schnell als möglich traten wir den Rückweg an und nahmen unsere beiden Züge, die vorzüglich unsere Bewegungen cachirt hatten, in Celle St. Denis wieder auf, um uns in einem rückwärts gelegenen Chateau für den weiten Ritt und die gehabte Mühe zu entschädigen. Der Auftrag war, dies Gefühl hatten wir sämmtlich, einerseits mit Glück, dann aber mit Energie, die ein Charakterzug unsers famosen Führers in vollem Maße ist, durchgeführt worden. Die volle Anerkennung für die vortreffliche Ausführung sprach General v. Schmidt demselben in schönster Weise aus. Wir aber hatten die lebhafteste Freude über den gelungenen kecken Streich.

Eine Christfeier in Nancy.

Aus Nancy, 28. Dezbr., schreibt dem „Bayer. Kurier“ ein bayer. Feldgeistlicher: Ziemlich spät komme ich dazu, Ihnen und den Lesern Ihres Blattes über die hl. Weihnachtsfeier in unsern Spitälern zu berichten. Ich konnte bis heute keine freie Zeit finden. Es kamen nämlich in der vergangenen Woche ganz besonders viele Bayern, sowohl kranke als blessirte, an. Die meisten kamen aus Orleans, nur wenige von Paris. Sie sollten nach Deutschland befördert werden, blieben aber hier zurück; die Einen, weil sie wegen Schwäche den Transport nicht mehr aushielten, die Andern wurden zurückbehalten, weil die Aerzte hoffen, sie bald herstellen und zu den Truppentheilen schicken zu können. Die zahlreichen verwundeten Bayern wurden in sechs Spitäler vertheilt. Es ist mir aufgefallen, daß die Aerzte solche Lazarethe gewählt haben, wo katholische Klosterfrauen die Pflege besorgen, und daß die Aerzte sagen, daß die kath. barmherzigen Schwestern es besonders gut verstehen, die Wunden zu verbinden und zu reinigen. Diesen armen Kranken in den 13 Lazarethen eine kleine Freude zu machen, wurde der hl. Abend gewählt. In jedem Spitale wurden mehrere Christbäume auf das Schönste verziert und mit Geschenken bedeckt, welche an die Soldaten vertheilt wurden. Ich habe der kleinen Feier im Spitale St. Jean und hôpital militaire beigewohnt und selbst eine kleine Anrede an die dort um den hell erleuchteten Baum versammelten Soldaten gehalten. Viele, namentlich Familienväter, weinten, sie dachten an ihre Familien, an ihre Kinder. Die kathol. Soldaten waren mit dieser Feier allein noch nicht zufrieden. Sie wollten auch am Festtage der Geburt des Heilandes einen Gottesdienst haben. So viel mir bekannt, celebrirte auch in jedem Spitale ein kath. Geistlicher die heilige Messe, während welcher die kath. Soldaten, vor Allem die Bayern, kommunizirten. Die Zahl derer, welche die hl. Sakramente empfingen, muß sich auf nahe 200 belaufen haben. Es dürfte wohl dieses das erste und beste Mittel sein, um den Herrn der Heerschaaren zu vermögen, daß er endlich sagt: „Und Friede den Menschen auf Erden!“ Ein Wunsch, der alle Soldaten beseelt; alle seufzen nach Frieden. Denn es ist entsetzlich, was die armen Krieger in diesem kalten Winter leiden.

Noch ein Gedanke beschäftigt mich seit längerer Zeit. Wenn ich die in den Lazarethen verstorbenen Soldaten in dem in nordwestlicher Richtung unserer Stadt liegenden Weinberge begraben habe, so verlasse ich den einsamen Ort immer mit einer gewissen Traurigkeit, denn ich fürchte, es möchte sehr bald Niemand mehr den Platz erkennen, wo mehrere hundert deutsche Krieger, darunter viele bayerische Soldaten, ihre letzte Ruhestätte in fremder Erde gefunden haben. Erst in ganz jüngster Zeit sind daselbst wieder drei bayer. Soldaten aus den Lazarethen St. Jean und Ecole forestiere beerdigt worden. Daher wäre es angezeigt, jetzt, solange die deutsche Okkupation dauert, ein passendes Denkmal den deutschen Soldaten zu errichten, die hier ruhen. Wie man hört, hat die Mairie der Stadt den Platz angekauft, um später damit den städtischen Gottesacker zu vergrößern. Somit wäre jetzt der passende Zeitpunkt. Uns genügt es, diesen Gedanken angeregt zu haben.

Zur Thätigkeit des Clerus auf dem Felde der Armenpflege.

† Gegenüber dem rastlosen Bemühen unserer Gegner, dem Clerus alle Verdienste um Hebung des Volkswohlstandes abzusprechen, möchten wir wieder einmal einige Thatsachen sprechen lassen, und zwar Thatsachen gerade aus einem Lande, dessen Clerus besonders reichlich mit liberalen Schmähungen bedacht wird, aus Oesterreich. Den Stoff dazu bieten uns in ihrem Schlußhefte des heurigen Jahrganges die Historisch-politischen Blätter.

Im Mai des Jahres 1869 segnete in Agram, der Hauptstadt Croatiens, einer der größten Wohlthäter der Armen unserer Tage das Zeitliche, Erzbischof Haulik. Dieser Kirchenfürst verwendete 800,000 Gulden allein auf wohlthätige Stiftungen. Er baute z. B. um die Summe von 100,000 Gulden ein Armenspital und dotirte dasselbe mit 40,000 fl.; er gründete mit 50,000 fl. einen Wittwenfond; derselbe verwendete 80,000 fl. zur Stiftung von Armenunterstützungen in verschiedenen Orten seines Sprengels; er errichtete die sog. Elisabethstiftung zur Aussteuer armer Mädchen der Militärgränze mit 70,000 fl. u. s. w.

Um seinen Agramern einen herrlichen Spaziergang zu verschaffen, ließ derselbe großmüthige Kirchenfürst einen 700 Joch messenden Wald in einen englischen Park verwandeln und zu diesem Zwecke in dem erwähnten Walde Fahr- und Fußwege herstellen, Teiche anlegen, über 60 Brücken bauen, Blumenpartien, eine lange Allee, Baumschulen mit edlem Obst anlegen, sowie ein eigenes Haus zur Seiden- und ein anderes zur Bienenzucht errichten.

Der neue Erzbischof Joseph Mihalovics tritt würdig in die Fußstapfen seines Vorfahrers ein. Der Secretär dieses hochwürdigen Herrn theilte unserm Gewährsmann in den „hist.-pol. Bl.“ mit, daß derselbe beschlossen habe, von 1870 an jährlich 3000 fl. auf Stipendien für Juristen, Realschüler, Präparanden, Gymnasiasten und Waisenknaben zu verwenden, sowie daß innerhalb 2 Monaten 20,000 fl. aus der bischöflichen Kasse an hilfsbedürftige Agramer und croatische Wohlthätigkeitsanstalten flossen, und außerdem gegen 900 Bittgesuchen mit Unterstützungen von 1—15 fl. entsprochen wurde.

Das Domkapitel von Agram besitzt einen durchwegs aus Beiträgen von Agramer Bischöfen und Domherren gebildeten Fond im Betrage von zwei Millionen Gulden, dessen sämmtliche Zinsen (bei 4 %: 80,000 fl. jährl.), da die Verwaltung unentgeltlich vom Kapitel besorgt wird, Armen- und Wohlthätigkeitsanstalten zufließen.

Nun, ein steinreicher österreichischer Erzbischof, ein so vermögliches Domkapitel kann so was leicht thun, bemerkt vielleicht schnippisch irgend ein liberales Menschenkind. Wir könnten dem entgegenhalten, daß der Correspondent der „hist.-pol. Bl.“ versichert, Kenner des erzbisch. Einkommens in Agram hätten ihm bedeutet, der neue Hr. Erzbischof werde bei seinem Verfahren im Almosenspenden nicht viel erübrigen. Das könnten wir, aber wir begnügen uns, blos zu constatiren, daß, soweit unsere Kunde hierin reicht, noch Keiner unserer modernen Industrie-Krösus — und ihr Einkommen überflügelt jedenfalls das des Erzbischofs von Agram um „Einiges“ — eine ähnliche oder gleiche Thätigkeit auf diesem Felde entwickelt hat. Schweigt ja doch selbst der Patriotismus solcher Leute, sobald sich hübsche Procente vom Feinde gewinnen lassen. Und gar die werkthätige Humanität dieser Sorte — wie gesagt, wir haben sie zu unserm tiefsten Bedauern, noch gar selten und dann nur ganz kleinlaut gehört!

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. | № 3 | Den 15. Januar: Maurus.

Die Papiere der Madame Jeanette.*)

Von Erckmann-Chatrian.

Deutsch von Julius Rodenberg.

Als ich noch ein Kind war, pflegte ich alle Tage nach der Schule den Drechsler Jean Pierre Coustel, der am Ende unseres Dorfes wohnte, zu besuchen, um ihm bei der Arbeit zuzusehen. Es war ein alter Mann, halb kahl, die Füße stacken in großen, zerrissenen Schlappen und die Perücke, die in einen Rattenschwanz auslief, tänzelte auf seinem Rücken. Er erzählte gern von seinen Feldzügen längs des Rheines und der Loire, in der Vendee. Alsdann blickte er Einen an und lachte ganz leise. Seine kleine Frau, Madame Jeanette, spann hinter ihm im Schatten; sie hatte große schwarze Augen und ihre Haare waren so weiß, daß man hätte glauben sollen, es sei Flachs. Ich sehe sie; sie horchte, sich im Spinnen unterbrechend, jedesmal, wenn Jean Pierre von Nantes sprach — sie hatten sich da unten geheirathet, im Jahr 93.

Diese Dinge stehen mir vor den Augen, als ob es gestern wäre: die beiden kleinen Fenster, umrankt von Epheu, die drei Bienenkörbe auf einem Brett über der kleinen wurmstichigen Thür; die Bienen, welche sich in einem Sonnenstrahl auf dem Strohdach tummelten; Jean Pierre Coustel, welcher mit gekrümmtem Rücken Stühle oder Spuhlen drechselt — die Hobelspänne, welche sich wie Locken abhaspeln — Alles ist da!

Und ich sehe auch, am Abend, Jaques Chatillon kommen, den Holzhändler, mit seinem mächtigen fuchsrothen Backenbart, seinen Klafterstock unter dem Arme; ferner den Forsthüter Benassis, seine Jagdtasche an der Seite, und die kleine Mütze mit dem Jagdhorn auf dem Ohr; Herrn Rabasi, den Gerichtsdiener, welcher sich für keinen geringen Mann hält, wenn er dahergeht, die Nase hoch, mit einer Brille darauf und die Hände hinten in den Taschen seines Rockes, wie wenn er sagen wollte: „Ich bin Rabasi, der den insolventen Schuldnern die Vorladungen bringt!“ Und dann sehe ich meinen Onkel Eustache eintreten, den man „Brigadier“ nannte, weil er im Chamboran gedient hatte; und viele Andere, gar nicht zu sprechen von der Frau des kleinen Schneiders Rigodin, welche nach neun Uhr ihren Mann abholte, damit man sie bei der Gelegenheit einladen könne, einen Schoppen zu trinken. Denn neben seinem Drechslerhandwerk hielt Jean Pierre Coustel eine Schenke am Wege, der Tannenzweig hing an der Vorderseite seines kleinen Hauses; und im Winter, wenn es regnete, oder wenn der Schnee bis an die Fenster stieg, setzte man sich gern in die alte Baracke, wo man das Feuer und das Spinnrad Jeanetten's summen und draußen die starken Windstöße vorüberziehen hörte, mitten durch das Dorf.

Ich, der ich damals noch ganz klein war, rührte mich nicht aus meiner Ecke, bis zu dem Augenblick, wo der Onkel Eustache, die Asche aus seiner Pfeife klopfend, mir sagte:

„Es ist Zeit, François, wir müssen uns auf den Weg machen! . . . Gute Nacht, zusammen! . . .“

Er erhob sich und wir gingen mit einander fort, zuweilen im Koth, zuweilen im Schnee. Wir schliefen im Hause des Großvaters, welcher aufgeblieben war, um uns zu erwarten.

Wie diese weit entfernten Dinge mir gegenwärtig erscheinen, wenn ich daran denke!

Aber was mir vor Allem in's Gedächtniß zurückkommt, ist die Geschichte von den Marschen der alten Jeanette; von jenen Marschen, welche sie in der Vendee, nach der Seeküste zu, besoß, und welche die Coustels zu reichen Leuten gemacht haben würden, wenn sie ihre Güter nur früher reklamirt hätten.

Es ist bekannt, daß man im Jahre 93 viele Menschen in der Gegend von Nantes ertränkte, und hauptsächlich vom ehemaligen Adel. Man brachte sie zusammengebunden auf Schiffe, fuhr sie hierauf in die Loire hinaus und versenkte die Schiffe. Das geschah zur Zeit der Schreckensherrschaft; andererseits erschossen die Bauern der Vendee alle Soldaten der Republik, deren sie habhaft werden konnten; der Vernichtungskrieg ward auf beiden Seiten geführt, man hatte mit nichts mehr Mitleid. Allein jedesmal, wenn ein Soldat der Republik eine von den adeligen Mädchen, welche man ertränken wollte, zur Ehe begehrte und die Unglückliche willigte ein, ihm zu folgen, so ward sie sofort freigegeben. Und auf diese Weise war Madame Jeanette die Frau Coustel's geworden.

Sie war auf einem dieser Schiffe, im Alter von fünfzehn Jahren — ein Alter, wo man eine furchtbare Angst davor hat, zu sterben! Sie blickte um sich, ganz bleich, ob Niemand Erbarmen mit ihr habe; da sah Jean Pierre Coustel, welcher, sein Gewehr auf der Schulter, in dem Moment vorüberging, wo das Schiff abstieß, das junge Mädchen und rief: „Halt! . . . einen Augenblick! . . . Bürgerin, willst Du mich? Ich rette Dir das Leben!“

Jeanette war wie todt in seine Arme gefallen; er hatte sie fortgeschleppt; sie waren zur Mairie gegangen.

Die alte Jeanette sprach niemals von diesen verjährten Geschichten. Sie war in ihren jungen Jahren sehr glücklich gewesen; sie hatte Bediente, Kammerjungfern, Pferde, Kutschen gehabt und darauf war sie die Frau eines Soldaten geworden, eines armen Teufels von Republikaner; sie hatte ihm die Küche besorgt und die Lumpen geflickt. Die früheren Gedanken an Schlösser, an große Jagden, an Spazierritte, an Ehrfurcht der Bauern in der Vendee waren vorüber. So geht es mit den Dingen der Welt. Und dennoch hatte der Gerichtsbote Rabasi die Stirn, sich in seiner Unverschämtheit über die arme Alte lustig zu machen, indem er ihr zurief:

„Edle Dame, einen Schoppen! . . . ein Glas Schnaps!“

Er erkundigte sich auch bei ihr, ob sie nichts Neues von ihren Domänen gehört habe; sie blickte ihn dann an, die Lippen zusammenpressend, ihre bleichen Wangen wurden ein wenig roth, man hätte glauben können, daß sie ihm eine Antwort geben wollte, aber hierauf senkte sie das Haupt und fuhr fort schweigend zu spinnen.

Wenn Rabasi in der Schenke nicht viel verzehrt hätte, so würde Coustel ihm sicher die Thür gewiesen haben; aber wenn man arm ist, so muß man manch' ein bitteres Wort hinunterschlucken, und die Schufte wissen das! . . . Sie machen sich niemals über diejenigen lustig, welche sie dafür am Ohr zupfen könnten, wie mein Onkel Eustache es unfehlbar gethan haben würde; sie sind zu klug dazu. Welch' ein Unglück, daß man solche Menschen dulden muß.

Indessen jeder kennt Exemplare dieser Gattung; ich fahre in meiner Erzählung fort. (Schluß folgt.)

*) Aus der „Palatina“ zur Pfälz. Ztg.

Geschichtliche Notizen über die alte Landwehr, Bürgerwehr Landshuts.

(Fortsetzung.)

Was die Bürger Landshuts für ihre Fürsten, für ihr Vaterland, zum Schutze ihrer Heimath leisteten davon gibt uns die Geschichte die ehrendsten Zeugnisse.

Einzelne dieser Thaten erlaube ich mir, soweit es mir möglich war solche zu notiren, hier in Kürze zu erwähnen.

Als im Jahre 1257 der Böhmenkönig Ottokar mit großer Heeresmacht in Bayern einfiel und bereits in das nahe Altfrauenhofen vorgedrungen war, sammelte Heinrich vor unserer Stadt

in aller Eile seine Streiter, zog unterstützt von seines Bruders Hülfsmacht dem anrückenden Böhmen entgegen, warf diesen über den Inn zurück und kehrte siegreich nach Hause; unter seinen tapfern Kriegern waren auch die Bürger Landshuts.

Neun Jahre später drohte Ottokar wieder, diesmal von Regensburg her, in das Herz des Bayerlandes einzufallen, abermals waren die Landshuter bei ihres Herzogs Zug und trieben die Böhmen bis über Eger zurück.

Bei der Belagerung von Neuburg im Winter 1293 unterstützten unsere Bürger ihren Herzog Otto und als dieser 1309 dieselbe Veste abermals in Belagerung setzte und dann mit seinem Bruder Stephan den Oesterreichern gegen Ried und Schärding entgegenrückte, da fehlte auch das Landshuter Fähnlein nicht.

Vor seinem Tode rief Herzog Otto die Vorstände und Vornehmsten der Bürger Landshuts zu sich und fest vertrauend auf der Landshuter unwandelbare Treue, auf ihren oftbewährten Muth empfahl er ihnen seinen Sohn und die beiden Söhne seines Bruders ihrem Schutze. Niederbayerns Adel und Oesterreichs Herzog Friedrich widersetzten sich Otto's Anordnungen, doch unerschütterlich hielten die Landshuter an dem ihrem verstorbenen Herzoge gegebenen Worte. — So war das Loos zum Kampfe geworfen.

Oesterreichs Heere brachen in Bayern ein, gingen über den Inn und die Rott das Vilsthal herauf an die Isar. Auf den fruchtbaren Höhen, zwischen Isareck und dem Pfarrdorfe Gammelsdorf lagerten sie. Auf einer alten überrasten Römerschanze stellten sie ihre Wagenburg auf und begannen sich zu verschanzen.

Ludwig der Bayer aber sammelte inzwischen seine Kriegsvölker in Oberbayern und brach als er die Nachricht von dem Vorbringen Friedrichs hörte, gegen Moosburg, dessen Bürger für ihn bewaffnet standen, auf. Von den getreuen Bürgerschaften von Ingolstadt, Straubing und Landshut eilte voll Muthes tapferes Fußvolk ihm zur Hülfe herbei.

Am Morgen des 9. November 1313 überfiel Ludwig von Moosburg über Sixthaselbach, Altfalterbach und Högertshausen heranrückend das feindliche Lager, erstürmte die Wagenburg und griff das in Schlachtordnung aufgestellte Heer an. Heftig wurde gestritten und lange blieb der Ausgang zweifelhaft, da rückten die wehrhaften Bürger von Straubing und Landshut über Pfettrach, Furth, Schatzhofen, Ober- und Niedermünchen her auf das Schlachtfeld, drangen in den Rücken des Feindes und brachten Unordnung in dessen Reihen. — Gegen Abend war der Sieg entschieden. Das ganze Lager mit zahllosen Wagen, großen Schätzen und Vorräthen an Lebensmitteln blieb in den Händen der Sieger. Das Meiste davon überließ Ludwig den braven Bürgern von Landshut, Moosburg, Ingolstadt, Straubing und München. Das heutige Stadtwappen Landshuts, die 3 Helme, soll Ludwig den Bürgern als Zeichen, daß sie gleich Rittern gestritten auf dem Schlachtfeld von Gammelsdorf, verliehen haben.

In dem abermaligen Kampfe mit Friedrich von Oesterreich i. J. 1322, säumte Herzog Heinrich nicht die bewährten Landshuter beizuziehen und sie seinem Könige, Ludwig dem Bayern, zuzuführen, der mit Heinrichs und der Böhmen Truppen Friedrich in der Schlacht bei Ampfing schlug.

Eingedenk der ihm und seinen Vorfahren in den Fehden geleisteten Dienste und der dabei erlittenen Schäden verlieh Herzog Heinrich den Bürgern Landshuts im nämlichen Jahre das Recht der Selbsthilfe bei Eingriffen in ihre Stadtfreiheiten und Rechte. In den Jahren 1335 und 1337 bestätigt Herzog Heinrich die Privilegien der Stadt mit der besondern Erwähnung der treuen willigen Dienste, die sie ihm in seiner Kindheit und hernach alle Zeit hülflich gethan haben, und ein Jahr später gründete er die Neustadt zur Belohnung der vielen treuen Dienste, die ihm die Bürger v o r a l l e n a n d e r n s e i n e r S t ä d t e g e t h a n h a b e n.

Im 1. Confirmationsbrief, den Kaiser Ludwig nach der Besitzergreifung Niederbayerns der Stadt Landshut am 6. Jänner 1341 gab, erwähnte er ebenfalls der Treue der Landshuter Bürger. Im Jahre 1362 verbanden sich die Bürger von München, Wasserburg und Landshut wider Diejenigen, welche sich des jungen bayer. Herzogs Mainhard, eines Enkels Kaiser Ludwig des Bayern bemächtigt und ihn entführt hatten, sie versprachen mit Leib und Gut nach dem Leib und Gut aller derjenigen zu greifen, welche sie in diesem Vorhaben hindern würden.

Herzog Friedrich sprach 1380 die Bürger unserer Stadt wegen der ihm geleisteten trefflichen Dienste in den vielen blutigen Fehden mit den Reichsstädten auf 4 Jahre von allen Steuern frei.

Im Jahre 1408 erklärten die Bürger in Folge der von einigen ihrer Mitbürger bewerkstelligten verhängnißvollen Zusammenkünfte im sog. Rechelthurm — in einer Urkunde: „und wenn sie (die Herzoge) uns zu sich oder den ihrigen auf ein Feld fordern so wollen wir auf und bereit sein, wie viel sie unser je haben wollen." Im Jahre 1434 rüsteten sich die Landshuter zum Zuge mit ihrem Herzoge gegen die Hussiten.

Im Krieg zwischen Pfalzgraf Friedrich und Herzog Ludwig von Bayern (1459) ward unserer Stadt die Stellung von Mannschaft erlassen und sie hatte nur zwei Pferde und 6 Knechte zu senden, dagegen wurden die Bürger im folgenden Frühjahre von ihrem Fürsten zu einem Zuge gegen Eichstädt aufgeboten und diese Stadt nebst Landeck, Stauf, Schönberg und Roth erobert. Bei einem zweiten Zug dahin in demselben Jahre wurde Thann bei Nürnberg, Erlangen, Neustadt a/A., Hoheneck, Kammerstein und Windsbach eingenommen.

Im März 1462 siegte Herzog Ludwig bei Gingen über den Markgrafen von Brandenburg, während die Frauen Landshuts mit der Herzogin an der Spitze auf wiederholten Wallfahrten für ihre kämpfenden Männer zu Gott flehten.

Bei der berühmten Hochzeit Georg des Reichen hatten die Bürger neben den Ehrenwachen auch die Thore, Thürme und Stadtmauern zu besetzen, wobei sie jedoch auch die Bürger von 18 andern Städten und Märkten unterstützten.

Eines der größten Schützenfeste damaliger Zeit wurde im Jahre 1493 am Tage Johann des Täufers zu Landshut begangen. Es fanden sich 112 fremde Armbrust- und 1218 Büchsenschützen zu diesem Feste ein. Sie alle wurden von Herzog Georg zur Tafel geladen und jeder Schütze mit 2 Rheinischen Gulden von ihm beschenkt.

Die Einlage beim Schießen betrug 1 fl., das Beste waren bei den Armbrust- und bei den Büchsenschützen je 110 fl., die übrigen Gewinnste stiegen je nach Verhältniß bis zu 1 fl. herab. Das Fest begann mit einem Hochamt bei St. Martin, wobei 40 roth gekleidete Bürger unter Führung des Rathsherrn Oswald Oberndorfer die Ehrenwache bildeten.

Während der Begräbnißfeier des letzten niederbayerischen Herzogs Georg des Reichen bildeten die Bürger mit die militärische Begleitung und hatten die Mauern und Thürme der sorgfältig geschlossenen Stadt mit je 80 Mann aus jedem Stadtviertel zu besetzen.

Herzog Georgs Tod rief den unglückseligen niederbayerischen Erbfolgekrieg nach sich, der in der Stadt Landshut seinen Anfang nahm.

Pfalzgraf Otto, vielmehr dessen Gemahlin warf unerwartet am 17. April 1504 in kriegerischer Absicht einen Theil der Besatzung der Trausnitz in die Stadt.

Die Bürger, auf ihre Sammelplätze gerufen, sammelten sich in der Neustadt und Altstadt, jene in der Neustadt waren bereits mit der Schloßbesatzung einverstanden, banden sich das verabredete Zeichen, eine weiße Binde, um den Arm und schlossen sich an die Pfalzgräflichen an. Die in der Altstadt versammelten Bürger aber suchten unter ihrem Bannerherrn, Bürgermeister Scharfacher, den Platz zu behaupten, mußten aber der Uebermacht weichen und schließlich dem Pfalzgrafen huldigen.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Abend in Orleans.

Hermann Voget benützt wie es scheint die unfreiwillige Ruhe die ihm, dem allgemein beliebt gewordenen Berichterstatter über die Kriegsereignisse, durch seine Fortweisung von der Armee auf Befehl des Großherzogs von Mecklenburg geworden ist, zu Feuilletonschilderungen über Erlebtes. So schildert er in der Frankf. Ztg. den letzten Abend in Orleans am Schlusse der ersten Besetzung dieser französischen Stadt durch die Bayern. Wir entnehmen dieser Schilderung:

Das Leben in Orleans während der ersten Occupation durch die Bayern nahm auf die Dauer, trotzdem es reich an Gegensätzen war, doch eine gewisse Einförmigkeit an. Heute ward ein bayerischer Chevauxleger, morgen ein preußischer Husar ange-

schossen und Tags darauf wurde der Ort, wo der „Frevel" geschehen, den Flammen übergeben. Das waren so ziemlich die Nachrichten, welche in stereotyper Wiederholung von den Vorposten in die Stadt kamen. Nach dem Namen des Dorfes oder Gehöftes, das in Brand geschossen wurde, fragte man kaum noch und wenn man ihn erfuhr, vergaß man ihn wieder; so konnte es denn geschehen, daß ein Lieutenant, als ihm von seinem General der Befehl ertheilt wurde, eine Ortschaft zu besetzen, diesem antworten mußte: „Es thut mir leid, Herr General, ihren Befehl nicht ausführen zu können. Wir haben das Nest bereits vor drei Tagen niedergebrannt." Auch an die fast alle paar Tage wiederkehrenden Alarmirungen der Besatzung von Orleans gewöhnte man sich und es fehlte schließlich nicht an Stimmen, die da meinten, v. d. Tann ordne die häufige Marschbereitschaft nur an um zu verhüten, daß Orleans das Capua seiner Truppen werde. Trotzdem war die gefährliche Lage, in der sich die Bayern in und um Orleans befanden, allen Einsichtigeren klar. Es trug nicht wenig zur Geringschätzung der französischen Feldherrn bei, daß man nicht einmal wagte, trotzdem wir täglich von großen Truppenansammlungen hörten, unser gleichsam in der Luft schwebendes Corps ernstlich zu beunruhigen. Es war fürwahr ein kühnes Unternehmen, mit 20,000 Mann fünf, sechs Tagemärsche vom Gros der Armee entfernt, mitten in Feindesland zu weilen. Der Umsicht und der bei aller Kühnheit doch bewährten Vorsicht v. d. Tanns ist es zu danken, daß der Feind, als er sich schließlich seiner materiellen Ueberlegenheit bewußt wurde, daraus keinen größeren Vortheil zog. Es gereicht dem greisen General zur ganz besonderen Ehre, daß er der Erste war, welcher die wachsende Stärke des Gegners erkannte. „Tann, in der Schlacht so tapfer wie Einer, ist vor dem Kampfe immer sehr ängstlich", meinte ein höherer preußischer Offizier, und ein Anderer deutete an, daß man bayerischer Seits die Loirearmee nur deßhalb so stark schildere, um bei ihrer Besiegung desto mehr Ruhm für die blauweiße Fahne beanspruchen zu können.

Es waren selbstverständlich nur wenige Eingeweihte, die von den nach Versailles gerichteten Mahnungen Tann's Näheres wußten. In den Kreisen, in welchen ich zu verkehren pflegte, sickerte freilich auch mancherlei durch, aber die Nachrichten kamen so tropfenweise, daß es unmöglich war, einen klaren Einblick in die Lage zu gewinnen, zumal wir von dem, was bei den übrigen Abtheilungen der deutschen Heere vor sich ging, nur sehr unbestimmte Mittheilungen erhielten. Daß etwas in der Luft schwebe, war seit dem 1. November, wo die Marschbereitschaft permanent war, Jedermann klar. Man trug sich mit Gerüchten aller Art, heute erwartete man den Anmarsch Werders und morgen wurde die nahe Ankunft des Prinzen Friedrich Carl signalisirt. Daran, daß es bald vorwärts gehe, zweifelte kaum irgend Jemand der bei den Regimentern befindlichen Offiziere, nur über die Richtung zerbrach man sich die Köpfe; man wußte nicht ob südwärts gegen Bourges oder westwärts gegen Tours. Auch die für den 7. November verheißene Ankunft des großen Trains, wodurch die Offiziere nach sechs Wochen endlich einmal wieder in den Besitz ihres Gepäckes gelangten, wurde allgemein als Zeichen eines zu erwartenden Vormarsches gedeutet. Man ward jedoch einigermaßen stutzig, als der Train kaum angekommen, schon wieder rückwärts commandirt wurde, indem den Offizieren nur wenige Stunden Zeit gelassen wurde, sich aus ihren Koffern mit dem Nothwendigsten zu versehen. Man brachte die Rückbeorderung des Trains sofort in Zusammenhang mit dem dumpfen Kanonendonner, den man während mehrerer Stunden auf der Loirebrücke nach Westen hin vernehmen konnte. Das Schießen dauerte zu lange, war wenn auch weit entfernt, doch zu intensiv, als daß es nur das wegen Franctireurs befohlene Bombardement eines Dorfes sein konnte. Am Abend hörten wir denn auch, daß in der That ein größeres Rencontre stattgehabt. Die Division Stolberg hatte unterstützt von mehreren Compagnien Bayern vom 13. Regiment eine größere Recognoscirung gegen den Wald von Marchenoire vorgenommen. Bei Autainville war man auf heftigen Widerstand gestoßen. Die Franzosen hatten eine große Uebermacht entwickelt und die Deutschen zum Rückzug gezwungen.

Tags darauf lag eine eigenthümliche Gewitterschwüle über Orleans. Ueberall standen die Bewohner in größeren und kleineren Gruppen auf den Straßen, in leiser aber eifriger Unterhaltung begriffen. Ihre lebhaften Gesticulationen und aufgeregten Mienen verriethen, daß sie irgend ein besonderes Ereigniß erwarteten und daß eine glückliche Wendung war auf die sie hofften, darüber ließ der Hohn, der sich in den Zügen der Meisten ausdrückte, sobald ein Deutscher vorüberging, keinen Zweifel. Militärischer Seits deutete jedoch nichts auf irgend eine Wendung hin. Die Garnison exercirte wie immer und Nachmittags um 4 Uhr spielte die Musik am Denkmal der Jungfrau als befänden wir uns daheim in einer Garnisonsstadt mitten im Frieden.

Wir gingen ins „Loiret". Die dicke Wirthin blickte uns mitleidig an, und als wir ob ihrer traurigen Miene zu scherzen begannen, fragte sie uns, ob es denn wirklich wahr sei, daß der Vertrag der Bayern und Preußen am 10. November ablaufe und die ersteren sich von diesem Tage an mit den Franzosen verbünden würden. Lachend bestätigten wir dieses seiner Zeit in Orleans vielfach kolportirte Gerücht. Die Alte theilte uns zum Lohn dafür mit, daß bei ihr auf Donnerstag ein Diner für 80 französische Offiziere bestellt sei, und sie gestand uns, daß sie sich besonders glücklich schätze, ihre Freunde, die Bayern, daran Theil nehmen zu sehen. Wir wußten nicht, ob die Alte im Ernst oder Scherz redete. Die Franzosen, das freilich war gewiß, erwarteten große Dinge; wurde uns doch auf dem Wege ins Hotel St. Aignan aus dunklem Winkel drei Mal ein „Bismarck caputt" zugerufen.

Im Hotel St. Aignan, wo ich zu diniren pflegte, traf ich dieselbe Gesellschaft wie gewöhnlich, mehrere Offiziere vom Generalstab, darunter den Commandanten der bayerischen Artillerie, General Malaisé, Major Grammig von der Artillerie, mehrere Offiziere vom Leibregiment, Aerzte, Auditoren, Postbeamte und die Feldpatres beider Confessionen nicht zu vergessen. Mit Ausnahme einiger Stabsoffiziere glaubte wohl Keiner, daß er für lange Zeit das letzte Mahl in Orleans nähme. Gegen das Ende des Diners entstand eine gewisse Unruhe, mehrere Ordonnanzen kamen in den Saal — die Herren vom Stab beschleunigten ihr Mahl — der General Malaisé unterhielt sich wohl eine Viertelstunde sehr eifrig und geheim mit Major Grammig, und Letzterer sagte mir, als er noch vor dem Schluß des Diners fortging, Lebewohl, als gelte es einem Abschied für lange Zeit.

Ich ging, Erkundigungen einzuziehen. Auf den Straßen war es stiller als sonst um diese Zeit. Nur einzelne Bürger eilten mit obligaten Laternen rasch vorüber. Die Soldaten waren, da strenge Marschbereitschaft befohlen, in ihren Quartieren. Ich ging wohl zehn Minuten ohne einem Offizier zu begegnen, der Erste, den ich traf, war ein Bekannter, der als Adjutant stets wohl unterrichtet war. Er war in großer Eile, doch hatte er noch Zeit mir leise zuzurufen: „Um 12 Uhr verläßt Alles Orleans. Die Truppen rücken auf Ormes, der Stabstrain geht nach Artenay!"

Nach Ormes und Artenay — das sieht ja aus wie ein Rückzug, dachte ich. Aber mein Entschluß war rasch gefaßt, es verstand sich von selbst, ich ging mit den Truppen, und zwar mit dem Leibregiment, unter dessen Offizieren ich die meisten Bekannten hatte. Oberlieutenant Bomhard, ein tapferer Offizier vom ersten Bataillon, der am 1. September einer der Ersten vor den Thoren von Sedan war, hatte, wie mir einfiel, heute das Commando auf der Mairiewache. Ich eilte zu ihm, mich zu erkundigen, wo sein Regiment Aufstellung nehme. Er wußte noch Nichts von dem Abmarsch, doch während er noch zweifelte, kam die Bestätigung meiner Nachricht mit der Meldung, daß sich das erste Bataillon des Leibregiments um 11 Uhr bei der Loirebrücke sammle. — Jetzt rasch ins Hotel St. Aignan zurück, meine Sachen gepackt und für Mundvorrath auf mindestens zwei Tage gesorgt. Gerade war auch dort die Nachricht von dem bevorstehenden Abmarsch eingetroffen, die Herren Offiziersbedienten rannten bereits Trepp auf Trepp ab.

In einer Viertelstunde war ich reisefertig — und wenige Minuten später saß ich vor einem gemüthlich lodernden Feuer im „Palais der Marquise". „Palais der Marquise", so nannten wir nämlich das stattliche Haus, Eigenthum einer reichen frommen Dame, die beim Herannahen der Deutschen geflüchtet war, und in deren eleganter Wohnung zwei Offiziere ein angenehmes Quartier gefunden hatten.

Da ich nicht wußte, wann ich wieder einen Moment Ruhe finden würde, warf ich mich in einen Lehnstuhl und suchte zu schlafen. Aber meine Augen wollten sich Anfangs nicht schließen

— zu viele Gedanken gingen mir durch den Kopf. Eigenthümlich mischten sich Vergangenheit und Gegenwart — Nahes und Fernes.... Ich hatte geschlafen, und als ich die Augen aufschlug stand vor mir Franzl, der Bediente meines Freundes, der gekommen war, den Herrn Lieutenant zu wecken und der sich zur Erde beugte, den Säbel seines Herrn, den er fallen gelassen, aufzuheben. Wie man so lebhaft träumen kann!

Von der Chathedrale schlug es bald E.f. Ich trat ans Fenster. Gegenüber lag die Mairie. Ein Trupp französischer Gefangener, die dort internirt gewesen, wurde soeben fortgeführt. Die Wachtmannschaft stellte sich zum Abrücken auf. Aus dem andern Fenster sah ich die Cathedrale. Wann wird man dort ein Friedensfest feiern? fragte ich; aber ich hatte keine Frage frei an das Schicksal. Ernst und schweigend lag der Prachtbau da.

Es ward Zeit mich zum Sammelplatz zu begeben. In größeren und kleineren Abtheilungen zogen die Truppen die dunklen Straßen dahin. An der Loirebrücke fand ich bereits das 1. Bataillon des Leibregiments. Weiter oberhalb an der Eisenbahnbrücke stand das 2. Bataillon, während das 3. auf dem Casernenplatz aufgestellt war. Soeben war der Befehl eingetroffen, daß das Leibregiment bis auf Weiteres in Orleans bleiben solle. Während Posten ausgestellt und Patrouillen ausgesandt wurden, setzte ich mich auf das steinerne Brückengeländer. Die Wogen brachen sich unter mir rauschend an den Pfeilern, der verschleierte Mond spiegelte sich matt in den Fluthen der Loire und der Herbstwind wehte kalt über das Wasser. Vom anderen Ufer herüber ertönte Pferdegetrappel und bald auch rückten die Blücherhusaren über die Brücke; die bayerische Brigade Orff folgte, die Todtenkopfhusaren bildeten den Schluß. Still und ernst zogen die Truppen durch die Nacht dahin. Im Flug begrüßte ich ein paar bekannte Offiziere. Keiner wußte, was geschehen sei, noch was vorbereitet werde. Befanden wir uns wirklich auf dem Rückzug oder ging es vor zum Kampf dem Feind entgegen? Zwölf Uhr schlug es, als die letzten Truppen die Brücke überschritten. —

Eine schweizerische Gerichtsscene.

Aus Triengen berichtet die Luzerner Zeitung: Unser Gerichtssaal erlebte am letzten Gerichtstage eine Scene, die auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient. „Kladderadatsch" und „Fliegende Blätter" würden sich höchlichst darüber erfreuen.

Ein gewisser Lehrer hatte einen Injurienprozeß angehängt. Unser Gericht erkannte zu Ungunsten des Lehrers. Dieser, ob des erkannten Urtheils nicht übel aufgebracht, ging in die Wirthsstube hinunter — unser Gerichtssaal befindet sich nämlich in einem Wirthshause — und verlangte, nachdem er sich so ziemlich ausgelassen, vom Wirthe eine Laterne. Dieser jedoch, ein schlauer Mann, merkte wahrscheinlich den Spuck und verweigerte ihm dieselbe. Der Abgewiesene ließ sich jedoch den Muth nicht nehmen und ging in die Küche, wo ihm das „Bäbeli" eine Kerze gab. Mit dieser ging er sofort in den Gerichtssaal, zündete überall hin und her und als sich Richter und Advokaten nicht schlecht darüber verwunderten, sagte er ein um das andere Mal: „Ich habe mein Recht verloren, ich habe mein Recht verloren!" Richter und Advokaten schauten verwundert hin und her, auch unter die Tische, in der Meinung, der Suchende habe sein Gesetzbüchlein verloren. Als aber der Betreffende mit der Kerze zur Thüre hinausging und immer noch rief, daß er sein Recht verloren, so mag vielleicht in einigen Köpfen die Bedeutung dieses tragikomischen Auftrittes erkannt worden sein.

Schreiber dieser Zeilen möchte nun alle Lampen- und Leuchterfabrikanten des In- und Auslandes ersuchen, mit allem Scharfsinn und aller Energie kunstsinniger Menschen an's Werk zu gehen, um eine Blitzlampe zu erfinden, vermittelst welcher man das verlorene Recht wieder finden würde.

Zum Schlusse noch die Frage: Ist ein Gericht — gleich welches — das „**Recht**" mit „**Gesetzbüchlein**" verwechselt, im Stande, in gegebenen Fällen **nach Recht** zu sprechen? Die Antwort überlassen wir Andern zur Meldung.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Erdinger Schranne vom 12. Januar 1871.

	Waiz.		Korn.		Gerste		Haber	
Voriger Rest		52		18		256		2
Neue Zufuhr		617		213		1674		218
Schrannestand		669		231		1930		240
Heutiger Verkauf		630		181		1554		207
Rest		39		50		376		13
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis	22	25	15	—	13	45	9	54
Mittlerer „	21	27	14	38	12	58	9	19
Niedrigster „	19	33	14	15	11	44	8	33
Gestiegen	—	—	—	—	—	—	—	—
Gefallen	—	37	—	24	—	19	—	17

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt

zur

Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. | № 4 | Den 22. Januar: Theodelinde.

Die Papiere der Madame Jeanette.

Von Erckmann-Chatrian.

Deutsch von Julius Rosenberg.

(Schluß.)

Eines Abends, wo wir wieder in der Schenke waren, gegen das Ende des Herbstes 1830 — und es regnete in Strömen, trat ungefähr gegen acht Uhr der Forsthüter Benassis ein und rief:

„Welch' ein Wetter! Wenn das so fortgeht, werden die drei Teiche übertreten.“

Er schüttelte seine Mütze und zog seinen kleinen Kittel über den Schultern aus, um ihn hinter dem Ofen trocknen zu lassen. Hierauf setzte er sich an das Ende der Bank, indem er zu Nabasi sagte:

„Fort da, mach' Platz, Faullenzer; ich will mich dem Brigadier gegenübersetzen.“

Nabasi wich zurück.

Benassis schien, trotz des Regens, vergnügt; er erzählte, daß am heutigen Tage ein großer Schwarm wilder Gänse aus dem Norden angekommen wäre; daß ihr Geschrei die Luft erfüllte und daß sie sich auf den Teichen der drei Sägemühlen niedergelassen hätten; daß man sie von Weitem gesehen und daß die Jagd in den Marschen beginnen würde.

Benassis, indem er sein Glas Branntwein leerte, lachte vor sich hin und rieb sich die Hände. Alle hörten ihm zu und Onkel Eustache sagte, daß er in einem Kahn auch gern zu dieser Jagd ginge; daß es ihm aber kein besonderes Vergnügen machen würde, mit großen Stiefeln im Schlamm zu waten, auf die Gefahr hin, bis über die Ohren darin zu versinken.

Nun sagte Jeder sein Wort und die alte Jeanette, ganz nachdenklich, fing an zu murmeln:

„Ich hatte auch Marschen .... Teiche! ...“

„Ha!“ ... rief Nabasi mit einem spöttischen Ton, „hört doch ... Dame Jeanette hatte Marschen!“

„Ohne Zweifel,“ erwiderte sie, „ich hatte deren!“

„Wo das, edle Dame?“

„In der Vendée, am Ufer des Meeres,“ sagte sie.

Und als Nabasi mit den Schultern zuckte, wie wenn er sagen wollte: „die Alte ist toll“ — stieg Frau Jeanette die kleine Holztreppe im Hintergrund des Häuschens hinauf, und dann kam sie wieder herunter mit einem Korbchen voll alter Sachen, Zwirn, Nadeln, Spulen, gelber Pergamente, welches sie auf den Tisch setzte.

„Hier sind unsere Papiere,“ sagte sie; „die Teiche, die Ländereien und das Schloß sind darin mit allem Uebrigen! ... Wir haben sie zurückgefordert unter Ludwig XVIII., aber es hieß, daß die Verwandten sie uns nicht wiedergeben wollten, weil ich die Familie durch Verheirathung mit einem Sansculotten entehrt hätte. Wir hätten klagen müssen, und wir hatten kein Geld, um die Advocaten zu bezahlen. Ist das nicht wahr, Coustel?“

„Ja ... ja,“ sagte der Drechsler, ohne sich dabei zu rühren, „das ist ein Pack bourbonischen Gesindels*) — die wahre Canaille!“

Von Allen, welche zugegen waren, kümmerte sich Niemand um diese Dinge — nicht mehr, als um ein Paquet von Assignaten aus der Zeit der Republik, welche sich noch in den Tiefen alter Wandschränke herumtreiben.

Nabasi, mit seiner spöttischen Miene, öffnete eines der Pergamente, und indem er die Nase hob, fing er an zu lachen und sich auf Kosten Jeanetten's lustig zu machen; aber plötzlich wurde sein Gesicht ernst. Er wischte seine Brille und zu der armen Alten gewandt, welche sich wieder an's Spinnrad gesetzt hatte, sagte er:

„Das sind Ihre Papiere — sie gehören Ihnen Frau Jeanette?“

„Ja, mein Herr.“

„Erlauben Sie, daß ich sie mir ein wenig ansehe?“

„Mein Gott, machen Sie damit, was Sie wollen,“ sagte sie, „wir haben sie nicht nöthig.“

Hierauf faltete Nabasi, der ganz bleich geworden, das Pergament wieder zusammen und steckte es nebst mehreren anderen in die Tasche seines Ueberrocks, indem er sagte:

„Ich werde mir das ansehen! ... Es schlägt neun Uhr, guten Abend!“

Er ging und die Anderen zögerten nicht, ihm zu folgen.

Acht Tage später war Nabasi auf dem Wege nach der Vendée; er hatte von Coustel und Dame Janette, seiner Gattin, Vollmachten zur Wiedererlangung, zum Verkauf, zur Veräußerung all' ihrer Güter unterzeichnen lassen, wobei er die Kosten zu tragen übernahm, unter der Bedingung, daß er wegen seiner Auslagen sich an die Erbschaft zu halten habe.

Seit diesem Augenblick verbreitete sich im Dorfe das Gerücht, daß Frau Jeanette von Adel sei, daß sie ein Schloß in der Vendée habe, und daß den beiden Coustel schwere Renten ausgezahlt werden würden. Aber nicht lange darauf schrieb Nabasi, daß er sechs Wochen zu spät gekommen sei; daß der eigene Bruder der Frau Jeanette ihm Papiere gezeigt habe, welche es klar wie der Tag hinstellten, daß er seit mehr als dreißig Jahren im Besitze der Marschen gewesen und daß es ein für allemal, wenn man das Eigenthum eines Andern dreißig Jahre besessen habe, so gut sei, als ob man es immer gehabt habe, so daß Jean Pierre Coustel und seine Gattin, weil ihre Verwandten im Besitz ihres Eigenthums gewesen wären, nichts mehr zu verlangen hätten. Diese armen Leute, welche sich reich geglaubt und welche das ganze Dorf beglückwünscht und, wie es zu geschehen pflegt, umschwänzelt hatte, fühlten ihr Elend noch viel mehr, als sie sahen, daß sie nichts hatten; und kurze Zeit darauf starben sie, eines nach dem andern, in christlicher Gesinnung den Herrn um Verzeihung ihrer Sünden bittend, und im Vertrauen auf das ewige Leben.

Was Nabasi betrifft, so ließ er seinen Gerichtsdienerposten verkaufen und kam nicht in die Gegend zurück; er hatte ohne Zweifel Etwas gefunden, was ihm besser gefiel, als Vorladungen auszutragen.

Viele Jahre verflossen; Louis Philipp war gegangen und dann die Republik; die Ehegatten Coustel ruhten auf dem Hügel, und ich glaube, sogar ihre Knochen waren nur noch Staub in dem Grabe. Ich hatte den Großvater im Posthaus ersetzt und auch Onkel Eustache hatte, wie er selbst zu sagen pflegte, seinen Laufpaß genommen, als eines Morgens, während die Saison in den Bädern Baden-Baden und Homburg in vollem Gange war, mir etwas Erstaunliches begegnete, was mir noch heute zu denken gibt. Mehrere Postkutschen waren am Morgen durchgekommen, als gegen elf Uhr der Courier einer Familie eintraf, um mich zu benachrichtigen, daß der Baron von Roseleure, sein Herr sich nahe. Ich war bei Tisch; ich stehe sogleich auf, um den Vorspann zu überwachen. Im Augenblick, wo angeschirrt wird, steckt sich ein Kopf aus dem Reisewagen, ein altes, trockenes Gesicht, mit großen Falten, hohlen Wangen, goldener Brille auf der Nase: es war das Gesicht Nabasi's, aber alt, abgemergelt, ermüdet; hinter ihm neigte sich der Kopf eines jungen Mädchens; ich war ganz bestürzt.

---

*) Das Original hat „un tas de chouans“ — „Chouans“ hießen bekanntlich in den blutigen Vendeekriegen während der französischen Revolution die Anhänger der Bourbons.

„Wie nennt sich dieses Dorf?" fragte mich der Alte, indem er in seine Hand gähnte.

„Saneuville, mein Herr."

Er erkannte mich nicht und setzte sich wieder zurück. Dann sah ich eine alte Dame im Hintergrund des Reisewagens; die Pferde waren vorgespannt, sie fuhren ab.

Welche Bestürzung, und wie viele Gedanken gingen mir damals durch den Kopf: — Nabasi, das war der Herr Baron von Roleleure! Möge Gott mir verzeihen, wenn ich mich täusche; aber noch jetzt glaube ich, daß er die Papiere der armen Jeanette verkauft hat, und daß er sich hernach eine neue Haut angezogen hat, wie so viele andere Schurken, die einen adeligen Namen annehmen, um die Neugierigen von der rechten Spur abzubringen. Wer konnte ihn daran hindern? Und besaß er nicht alle Titel, alle Pergamente, alle Vollmachten? ... Und außerdem, hat er jetzt nicht die dreißig Jahre des Besitzes? ... Arme alte Jeanette! ... Wie vielem Elend begegnet man doch im Leben! ... Und zu denken, daß Gott Alles geschehen läßt ...

Geschichtliche Notizen über die alte Landwehr, Bürgerwehr Landshuts.

(Fortsetzung.)

In der bisherigen Art und Weise der Kriegsführung war dieses wohl eine der letzten direkten kriegerischen Betheiligungen der Landshuter Bürger. Kaiser Maximilian I., der beinahe sein ganzes Leben durch mit Frankreich, den Niederlanden und Italien die blutigsten Kriege führte, errichtete zuerst im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts nach dem Rathe seines Generales Leonhard Frundsberger größtentheils aus geworbenen Leuten stehende Corps, welche man Lanzknechte nannte und in Regimenter und Compagnien eintheilte; doch hatten auch die Bürger der Städte und Märkte ihr Contingent, jeden achten Mann im Nothfall zu stellen.

Dem Beispiele des Kaisers folgten bald die übrigen Fürsten und die Bürger waren der häufigen Betheiligung an den vielfachen Fehden ihrer Herren enthoben. Auch die Landshuter Bürger konnten die Wehre eher ruhen lassen, um am heimatlichen Heerde der Familie, in der Werkstätte der lohnenden Arbeit zu leben, doch kam noch immer von Zeit zu Zeit der Waffenruf an sie. Insbesondere beunruhigte der Türke die deutschen Lande und veranlaßte zu Aufrufen und Aeußerungen der bürgerlichen Wehre.

Auch der innere Stadtdienst forderte den Bürger zu mannigfachen Leistungen, denn schon begannen die Vorspiele des späteren, namentlich für Landshut so schrecklich gewordenen 30jährigen Krieges und veranlaßten zu gesteigerter Wachsamkeit innerhalb der Mauern.

So sammelte Kaiser Karl V. in einem Lager vor der Stadt seine Truppen, mit welchen er gegen die vereinigten protestantischen Fürsten rückte, die Bürgerwehr hatte nicht nur innerhalb der Stadt bei der massenhaften Ansammlung fremder Truppen und ihres ebenso großen Troßes, sondern auch außerhalb derselben in dem weitgedehnten Burgfrieden die Polizei zu handhaben.

Die öfter wiederkehrenden Landtage, der häufige Aufenthalt der bayer. Fürsten, insbesondere Herzogs Wilhelm V., die weltlichen und kirchlichen Feierlichkeiten, die stete Besetzung der Stadtthore u. s. w. hielten die Bürger Landshuts in immer regem, wenn auch friedlichen Waffendienste, doch auch blutige Kämpfe auf den Mauern und in den Straßen ihrer Stadt harrten ihrer.

Der lange Zeit siegreiche General Tilly wurde am 7. September 1631 unweit Leipzig von dem Schwedenkönig geschlagen und dieser zog nun unaufhaltsam in Bayern ein. Von allen Seiten liefen die traurigsten Berichte ein.

Am 17. April 1632 beschloß der Rath die Wachen an den Thoren zu verstärken, die Rotten wurden neu eingetheilt, Bürger Lombeck befehligte die alte, Gastwirth Stephan Stieler die neue Stadtfahne. Als Kriegskommissäre fungirten Bürgermeister Spitzelberger und die Stadträthe Gladsperger und Edelmaier. Der Zustand der Waffen jedes Einzelnen wurde strenge untersucht. Die Thore der Stadt Abends eine Stunde früher als gewöhnlich geschlossen und vor Thorschluß riefen Trommler und Stadtpfeifer die kommandirte Mannschaft auf den Sammelplatz vor dem Rathhaus, von wo sie an die bestimmten Thore zur Ablösung zog und dort Kraut und Loth (Munition) erhielt. Der vorhandene Munitionsvorrath wurde durch das fürstliche Rentamt um 5 Ztr. Pulver, 3 Zentner Blei und 4 Zentner Lunten vermehrt.

Am 22. April wurde die neue Brücke an der Länd abgetragen, Virgil Gladsperger zum Kommandanten über beide Fahnen aufgestellt, die Kirchthürme mit Wächtern besetzt, die das Anrücken feindlicher Truppen mit Hörnern und ausgesteckten Fahnen signalisiren sollten. Da von den heranziehenden Schweden bereits Gießbach, Furth, Neuhausen, Pfettrach und Weihmichl geplündert waren, so erboten sich am 2. Mai die drei Metzgerssöhne Scheidecker und mehrere Bürger zu einer Streife gegen Altdorf; sie gelangten bis Gießbach, wo sie auf eine Vorhut der Schweden stießen, diese muthig angriffen, 6 davon niederhauten, mehrere verwundeten und einige Gefangene nebst mehreren Pferden und einem Wagen mit Geld und geraubtem Gute in die Stadt zurückbrachten.

Drei Tage darauf erschienen 4 Schwadronen Reiter vor dem äußeren St. Nikolathor, zogen aber nach fruchtlosen Unterhandlungen wieder ab. Ihnen folgte am 7. Mai eine weitere feindliche Reiterschaar und forderte die Oeffnung der Stadt, die Bürgerbesatzung aber antwortete ihnen von der Mauer herab aus ihren Musketen und Doppelhacken, tödteten einige und verwundete mehrere. Zwanzig Musketiere der Bürgerschaft machten sogar einen Ausfall, schossen 4 Mann nieder und verwundeten 12.

Folgenden Tags zogen zur großen Freude der Landshuter als Unterstützung ihrer Besatzung, 5 Schwadronen Reiter, in die Stadt ein, doch sollte sich diese Freude schon in wenigen Minuten in großen Schrecken verwandeln. Kaum waren die Reiter in der Stadt, als sich General Horn mit seinem Heere in der Ferne zeigte.

Die eben eingezogene Reitermannschaft warf die beiden Thorbrücken ab, schwang sich in die Sättel und eilte durch das Münchnerthor fort. Feldmarschall Horn forderte mit der Drohung der Einäscherung und Plünderung die Stadt zur Uebergabe auf. Zweimal mußte diese Forderung wiederholt werden, bis sich der alte Bürgermeister Spitzelberger, die Unmöglichkeit einsehend, mit der geringen Besatzung die Stadt halten zu können, zur Oeffnung der Thore entschloß.

Die Waffen mußten sofort abgeliefert werden und Niemand durfte sich in den Straßen aufhalten.

Am zweiten Tage nach der Einnahme der Stadt kam der Schwedenkönig Gustav Adolph in die Stadt, forderte 100,000 Reichsthlr. Brandschatzung und ritt nach einigen Stunden Aufenthalt wieder nach Moosburg zurück.

General Horn zog, nachdem er 41,000 Thaler der Kontribution zusammengebracht hatte, am 15. Mai mit seinem Heere unter Zurücklassung der Kranken und Blessirten ab; sofort rückten kaiserliche Reiter ein, eilten aber bald den Schweden nach. Die Bürger Landshuts besetzten nun wieder die Thore und übernahmen die Wachtdienste. Aus den bisherigen zwei Stadtfahnen bildete man eine Abtheilung und errichtete mehrere Korporalschaften; die Schwaiger am Rennweg wurden der Wachtdienste in der Stadt enthoben und hatten bei sich zu wachen.

Zwei Jahre gingen so den Bürgern unter den Waffen dahin, während sie nicht nur von dem drückenden Dienste, sondern auch durch eine namenlose Zahl von Quartieren durchziehender Krieger, Natural-Lieferungen und Geldzahlungen zu leiden hatten, doch das Schrecklichste sollte für sie erst kommen.

Im Juli des Jahres 1634 erschienen die Schweden unter Herzog Bernhard von Weimar mit 10,000 Mann zum zweitenmal vor Landshut und forderten die Uebergabe der Stadt, die abgeschlagen wurde.

Herzog Bernhard besetzte die Anhöhen und entfaltete seine Schlachthaufen im Angesichte der Stadt, während General Altringer unthätig vor St. Nikola mit einer der schwedischen gleichstehenden Macht stand.

Die feindlichen Batterien bestrichen vom Hofgarten und Brielfeld aus Stadt und Schloß. Von Seite der Stadt wurden die Häuser vor dem Münchnerthore abgebrannt. Auf den Mauern standen die Bürger und die schwache Besatzung Landshuts bereits den dritten Tag ohne Ablösung.

Am 22. Juli früh 6 Uhr entluden sich die schwedischen Geschütze von allen Seiten gegen die Stadt.

An sechs Stunden lang dröhnte die Kanonade, General Altringer befehligte aufs Thätigste in der Stadt, ohne jedoch seine Truppen in den Kampf und in die Stadt zu ziehen.

Indeß schickten sich die Schweden zum allgemeinen Sturm an. Die Bürger und Truppen wehrten sich auf's Hartnäckigste, doch einer solchen Uebermacht waren sie nicht gewachsen.

Der Pulverthurm auf der Trausnitz flog in die Luft, die auf den Schloßmauern postirten Bürger zogen sich kämpfend in die innere Burg zurück, rissen aber die Fallbrücke in der Eile aus den Angeln und vermochten sie nicht mehr aufzuziehen, um so die nachrückenden Schweden von der Verfolgung und dem Besitze des Schlosses zu hindern.

Zu gleicher Zeit brach der Feind beim Kapuzinerthor ein.

Die Verfolgten und Verfolger stürmten von der Trausnitz gegen das Jesuitenkloster herab. In der Neustadt setzten sich Bürger und Truppen noch einmal dem Feinde entgegen, doch vergeblich, was hier nicht fiel, wurde zur Isarbrücke gedrängt, wo jene, welche die feindliche Kugel oder das schwedische Schwert bisher nicht getroffen, in den Wellen der Isar ihren Heldentod fanden. Auch General Altringer fiel hier.

Ein Augenzeuge jener Gräuel schrieb: „Die Stadt war voll Blut und Leichen, der Abdecker hat her müssen und die todten Leute in die Isar führen, da hat manche Frau um ihren Mann geschrien, auch manches Kind um seine Eltern; es ist zum Erbarmen gewesen, wer es gesehen hat; ich bin selbst auf den Todten umgestiegen."

Dreizehn Tage plünderten die Schweden, dann zogen sie ab, dafür aber Hunger und Pest ein.

Noch heute erinnert uns an jedem Samstage nach dem Mittaggebetläuten das besondere Glockenzeichen an jene unglücksschwangeren Tage und fordert zum Gebete für die damals im Kampfe oder der Grausamkeit der Feinde erlegenen Bürger und Bürgerinen auf.

Tod und Krankheit lichteten die Reihe der übergebliebenen wehrhaften Bürger endlich so, daß der Stadtrath, der nur mehr aus 3 inneren und 2 äußeren Räthen bestand, nach München berichtete, daß die Bürger nicht im Stande seien, die Thorwachen zu besetzen.

Noch einmal im Jahre 1648 besetzte ein schwedisches Korps unter Feldmarschall Wrangel unsere Stadt und hielt sich 5 Monate hier, doch fielen dabei keinerlei Feindseligkeiten vor, wohl aber zehrten die Truppen während ihres Aufenthaltes alle Lebensmittel rein auf.

Am 24. Oktober wurde endlich der Friede zu Münster und Osnabrück geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Schnee in der Gegend von Orleans.

In einem zweiten Feuilletonartikel der Frankf. Ztg. schildert Hermann Vogel den Rückzug des Leibregiments aus Orleans am 9. November. Dasselbe blieb bekanntlich, nachdem es die ganze Nacht des Befehls zum Abrücken harrte und die von der Tann'sche Armee bereits abmarschirt war, noch bis zum andern Tag zwölf Uhr Mittags in Orleans. Sobald es Kanonendonner höre, sollte es abmarschiren. Das geschah um zwölf Uhr Mittags. Der Marsch ging die Loire abwärts auf La Chapelle. In St. Ay wurde Kehrt befohlen. Die Soldaten waren 36 Stunden auf den Beinen und hatten die Nacht vorher nicht geschlafen. Es ward nach Ormes marschirt. Zwei Stunden ging es im Laufe des Marsches durch aufgeweichte Felder. Die Dunkelheit ward immer ärger, der Nebel sank nieder und der Regen strömte stärker. Als das Regiment nach elf Uhr todtmüde in Ormes ankam, mußte sogleich der Rückzug nach Artenay angetreten werden. General von der Tann hatte zwar bei Coulmier mit äußerster Anstrengung und bei der gewohnten Tapferkeit seiner Truppen das Feld behauptet, dann aber beim Einbrechen der Dunkelheit vor der Uebermacht der Franzosen den Rückzug nach Artenay befohlen. Darum war auch für das nachgekommene Leibregiment kein Bleibens in Ormes. Es war schrecklich ermüdet. Schon sank mehr als Einer ermattet zur Erde. Glücklicher Weise ward in Cercottes Halt gemacht. Es war Morgens halb 3 Uhr. Die Einquartierung geschah rasch.

In einem dritten Feuilletonartikel der Frankf. Ztg. beschreibt dann Hermann Vogel „den ersten Schnee". Wir entnehmen diesem Aufsatze folgendes:

Wenn am Morgen des 10. November der Rückmarsch auf Orleans befohlen worden wäre, das Leibregiment würde den Befehl jubelnd begrüßt haben. Die paar Stunden Schlaf hatten, so hart und kalt das Lager der Meisten gewesen sein mochte, genügt, die Soldaten neu mit Kampfesmuth zu erfüllen. Freilich waren die Strapazen des gestrigen Tages noch nicht vergessen; es fehlte auch nicht an Maroden, was im Dorf an Fuhrwerken aufzutreiben war, wurde requirirt, die Hinkenden und Hungernden fortzuschaffen. Leider waren gestern nicht Alle bis Cercottes gekommen, mehr als Einer war vor Ermattung zusammengesunken und am Wege liegen geblieben. Die Meisten kamen freilich im Laufe der Nacht noch nach, doch blieb die Zahl Derjenigen, welche ihr Regiment nicht wieder einholten, immer noch zu groß.

Obgleich ich mich so weit erholt hatte, um recht gut einige Stunden marschiren zu können, war ich doch froh, als mir Mr. Richard einen Platz in einer „seiner" Equipagen anbot. Mr. Richard ist, wenn auch eine problematische Existenz, doch eine sehr wichtige Person, welche der „deutschen Sache schon große Dienste geleistet" hat. Ob er ein geborener Tyroler, Schweizer oder Elsäßer ist, weiß ich nicht, jedenfalls war er einmal Capitän in der französischen Armee. Als ich ihn in Orleans zum ersten Mal sah, stellte er sich mir als Russe vor, später nannte er sich Secretär des Generals v. d. Tann und einige Tage darauf hörte ich ihn sich Dollmetscher bei der Stadtkommandantur in Orleans heißen. In letzter Eigenschaft war er thätig, das ist gewiß; über die meisten seiner anderen Funktionen gebietet mir der „Patriotismus" zu schweigen.

Bei Chevilly, eine gute Stunde von Artenay, fand ich die Brigade Orff in Schlachtordnung aufgestellt. Ich war so glücklich, mehrere mir befreundete Officiere gesund und wohl begrüßen zu können. Leider hörte ich auch von manchem schweren Verlust. Tief schmerzte mich vor Allem der Tod des Major Mehn vom 2. Regiment, dessen Bekanntschaft ich bei Sedan gemacht hatte. Er war ein Officier, in dessen Lob Jeder wetteifern zu müssen glaubte.

Die Ankunft in Artenay unterbrach mich in meinen Gedanken. Die Hoffnung, hier bleiben zu können, ward nicht erfüllt. Der Rückzug wurde auf Toury fortgesetzt, die meisten Truppen hatten Artenay bereits wieder verlassen. Mr. Richard mahnte zu schleunigem Aufbruch, doch ließ ich mir noch Zeit, für hohes Geld ein Stückchen Fleisch zu kaufen, Brod war nicht aufzutreiben.

Da unsere Wagen schnell fuhren, dauerte es nicht lange, bis wir das Gros des auf Toury marschirenden Corps eingeholt hatten. Die Truppen sahen ermattet genug aus, sie schritten verdrossen einher. Von einer Deroute war jedoch nichts zu bemerken. Man marschirte geschlossen; die Straße hatte nicht nur noch für eine Proviantkolonne Raum genug, sondern es war sogar unseren Wagen möglich, zwischen Train und Regimentern hindurch zu fahren, wohl der beste Beweis für die Ordnung, in welcher der Rückzug vollzogen wurde.

Während ich an den Regimentern vorbeifuhr, begann es zu schneien. Die Soldaten begrußten die ersten Flocken mit Zeichen der Ueberraschung, die jedoch nichts weniger als freudig war. Der Winterfeldzug hatte begonnen und er wurde durch einen Rückzug eröffnet. Das war kein glückverheißendes Omen: war auch der endliche Sieg der deutschen Waffen Niemandem zweifelhaft, so überkam Einem beim Anblick des Schnees doch unwillkührlich das Gefühl großer Strapatzen und Entbehrungen. Und dennoch hatte wohl Niemand eine Ahnung von den Mühseligkeiten, welche der deutschen Truppen während der nächsten Wochen warteten, von den Opfern, welche allein die Rückeroberung von Orleans kosten würde.

Es mochte zwei Uhr sein, als ich in Toury eintraf. Das ganze Tann'sche Corps sammt der ihm zugetheilten preußischen Kavalleriedivision Stollberg war in dem Städtchen und seiner unmittelbaren Nähe vereinigt. Eine gewaltige Wagenburg war am Eingang und eine zweite wo möglich noch größere am Ausgang aufgefahren. Die Herren Stabsbeamten hatten sich in den Wagen häuslich eingerichtet. Mehrere Kavallerieregimenter hielten längs der Landstraße, Roß und Reiter waren über und

über mit Schnee bedeckt. Die neu heranrückende Infanterie mußte, da in der Stadt Alles überfüllt war, weiterer Befehle gewärtig, zunächst auf der Chaussee Halt machen. Als ich eintraf begann bereits die Dislocirung der Truppen. Das grüne Husarenregiment wurde wieder eine kleine Stunde rückwärts nach Santilly le Moutier auf Vorposten beordert. Da absolut keine Aussicht war, in Toury irgend ein Unterkommen zu finden, folgte ich gern der Einladung des Mr. Richard — der dem Commandeur des Regiments, dem Oberstlieutenant v. Grävenitz, seine Koffer abzuliefern hatte — und fuhr mit ihm nach dem westlich von der Landstraße gelegenen Dorfe. Wir fanden hier auch in der That ein sehr gutes Quartier. Zwei Betten, Wein und Brod, eine gute Suppe, ein gebratenes Huhn und einen trefflichen Eierkuchen, das war mehr als meine kühnsten Erwartungen gehofft. Trotz dieser Herrlichkeiten wollte Mr. Richard umkehren, als er hörte, daß wir uns auf äußerstem Vorposten befänden und die Franzosen keine halbe Stunde von uns entfernt seien. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn zum Bleiben zu bewegen. Er mochte allerdings doppelte und dreifache Ursache Ursache haben, eine Gefangenschaft zu fürchten.

Der Wagen kam, ohne daß die Franzosen uns im Geringsten beunruhigt hätten. Um 9 Uhr etwa fuhren wir nach Toury, zu sehen, was es im Hauptquartier Neues gäbe. Es hatte, die Nacht gefroren — der Schnee knirschte unter den Rädern unseres Wagens. In Toury lag die zweite Division des Tann'schen Korps, die von Ingolstädter und Augsburgern Regimentern gebildet wird. Ich begann meine Forschung nach der Wohnung einiger Bekannten. Der Arzneiwagen vom 2. Bataillon des 10. Regiments war mir Führer. Ich trat in das Haus, vor dem er stand und traf hier den wackeren Bataillonsarzt, Dr. Zollitsch, mit seinem Kollegen und 4 Offizieren, darunter den Major Leithäuser und Stabshauptmann Eppler in einem Zimmer einquartirt, dessen ganzes Meublement aus einem Bett, einem Tisch und zwei Stühlen bestand. Die Herren hatten sich trotzdem ganz gemüthlich eingerichtet — Stroh ersetzte die fehlenden Möbel. Am Kamin schmorte ein leckere Hammelskeule, mit deren kunstgerechter Bereitung einer deren Herren Aerzte eifrig beschäftigt war. Saure Nieren, ein anderes Product der Kochkunst des Herrn Doctors, waren soeben fertig und ich kam gerade recht, an dem Frühstück Theil zu nehmen. Wir sprachen natürlich von den Kämpfen bei Coulmiers. Das 10. Regiment hatte stark gelitten, doch war es seiner Standhaftigkeit mit zu danken, daß das Schlachtfeld bis zum Dunkelwerden behauptet werden konnte. Das zweite und dritte Bataillon standen mehrere Stunden lang in starkem Granatfeuer, warfen die heranstürmenden Franzosen drei Mal zurück und machten es so der Brigade Orff, die einen kühnen Flankenmarsch ausführte, möglich, den linken Flügel der Feinde zum Weichen zu bringen.

Noch war die Hammelskeule nicht fertig, als plötzlich der Befehl kam, sich zum Abmarsch vorzubereiten und nicht lange dauerte es, so wirbelte der Generalmarsch durch die Straßen. Ob es wieder vor oder weiter rückwärts ging, blieb noch Geheimniß. Ich eilte hinaus, mich zu erkundigen, was es gäbe, und nur zu bald vernahm ich die unangenehme Kunde, daß der Rückzug auf Angerville fortgesetzt werden sollte. Die Franzosen rückten in großen Massen von Artenay heran und von der Tann hatte, da die Ankunft der 17. preuß. Division erst für morgen zu erwarten war, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, langsamen Rückzug angeordnet. Verdrossen vollführten die Soldaten den Befehl. Mr. Richard drängte natürlich zur schleunigen Abreise, doch wir kamen nicht bis Angerville. Wir mochten noch etwa eine halbe Stunde von dem Städtchen entfernt sein, als die Ordre ertheilt wurde, umzukehren. Der Befehl rief in den Reihen des ganzen Korps eine freudige Sensation hervor. Singend marschirten die Regimenter den Weg, den sie kurz vorher in dumpfem Schweigen gekommen, zurück.

Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Eroberer von Nürnberg und Toul, war in Angerville eingetroffen und hatte den Oberbefehl über die deutsche Loirearmee übernommen.

Aus Pau.

* Landshut, 21. Januar. Aus Pau in Frankreich, bekanntlich an der spanischen Grenze, sind Briefe vom 8. Jan. von einem kriegsgefangenen Unteroffizier des 4. Jägerbataillons eingetroffen, die uns freundlichst zur Durchsicht und Benützung überlassen wurden. Der Briefschreiber machte sechs Gefechte mit und stand oft auf freiem Felde im größten Kugelregen, und kam immer glücklich durch, bis ihm am 9. Nov. bei Coulmier eine Kugel in den linken Fuß fuhr. Die Kugel traf den tapferen Unteroffizier, während er den Fuß vorsetzte, durch den Ballen und kam unter der kleinen Zehe wieder heraus. Der Verwundete schreibt: Vier Tage lang bin ich mit noch 70 Kameraden, welche alle verwundet waren, in einer Kirche gelegen, wo es uns nicht am Besten ging, denn wir hatten fast gar kein Stroh zum Liegen, dann nichts zu essen und Schmerzen im Ueberfluß. Am 13. Abends wurden wir weiter transportirt über Orleans nach Bourges. Dort blieben wir wieder einige Tage und am 18. Nov. kamen wir früh 9 Uhr auf die Bahn und fuhren bis 19. Abends 8 Uhr, um welche Zeit wir dann glücklich in Pau ankamen. Als wir ausstiegen, umzingelte uns ein Haufen Mobilgarden und Gendarmen, welche uns durch die Stadt transportirten. Diejenigen, welche gehen konnten, mußten laufen; die übrigen wurden gefahren. Es dauerte ungefähr eine Viertelstunde bis wir an unserem Bestimmungsorte ankamen. Und was war dieser? Ein Zuchthaus! Wir wurden in einen großen Hof gebracht und die Thore geschlossen. Die Mobilgarden zogen ab und wir waren umgeben von lauter Gendarmen und Zuchtknechten, welche keine besondere Höflichkeit zeigten. Wir wurden in unsere Lokale gewiesen. Ich betrachtete mich, dann die vier Wände, dann die mit starken Eisenstäben vergitterten Fenster . . . . . . Aber was wollte ich machen. Ich mußte mich mit meinen Kameraden geduldig in mein Schicksal fügen und warf mich sammt meinen Schmerzen auf mein Stroh. In diesem Lustschloß blieb ich bis zum 28. Novbr., wo dann sämmtliche Verwundete in Privatpflege zu Engländern kamen. Es sind nämlich sehr viele englische Herrschaften hier, welche ein Comite bildeten und drei Ambulanzen (Spitäler) aus ihren Mitteln für Verwundete errichteten. Da befinde ich mich noch und bin geheilt; nur kann ich auf meinen Ballen noch nicht auftreten. Es ist wirklich zum Erstaunen, was diese guten Leute an uns thun und was von England immer geschickt wird. Ach hätten wir hier diese guten Menschen nicht getroffen, uns würde es schlecht gehen, denn die Franzosen sind schrecklich erbittert über uns. . . . Als Krankenwärterinen haben wir lauter englische Damen, welche einen Jeden mit größter Sorgfalt pflegen. — Einem anderen Briefe desselben Unteroffiziers des 4. Jägerbataillons entnehmen wir folgende Notizen: Aus der Heimath war dem verwundeten kriegsgefangenen Unteroffizier die Nachricht zugegangen, daß er wegen tapferen Verhaltens in Bazeilles (Schlacht bei Sedan) das Verdienstkreuz erhalten solle; darüber konnte der tapfere Militär vor Freude die halbe Nacht nicht schlafen. Weiters schreibt er: Daß in Pau viele kriegsgefangene Bayern sind, ist wahr. Es werden unser hier und in der Umgebung beinahe 1600 Mann sein. Denn über 1200 waren in Orleans im Spital. Die übrigen sind lauter Verwundete vom 7. und 9. November. Andere Gefangene haben sie nicht, oder wenn sie solche haben, sind es sehr wenige. Die gesunden Gefangenen befinden sich in der Kaserne und ich werde selbst bald dorthin kommen. Von meinem Bataillone sind ungefähr 20—25 Mann hier; 16 habe ich von meiner Kompagnie zusammengezählt und darunter 14 verwundete. Der Einjährige Freiwillige Wimmer ist auch dabei. Dieser ging einer Contusion am Arme halber auf den Verbandplatz und wurde auch mitgefangen. Korporal Karl Müller ist ebenfalls hier, dem war die Zehe durchschossen; wie mir schien durch einen Granatsplitter. So viel ich weiß, ist bloß Einer von meiner Kompagnie (hier) gestorben (Gefreiter Späth), ein sehr braver Mensch. Einem mit Namens Schmitt von meiner Kompagnie wurde der Fuß am Kniee abgenommen. Von Achdorf ist auch einer von unserem Bataillon, von der Kompagnie des Hrn. Hauptmanns Frhrn. v. Berchem, Namens Hollerauer, in unserem Spital. Er war durch den Fuß geschossen und ist geheilt.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 5 Den 29. Januar: Franz von Sales.

Geschichtliche Notizen über die alte Landwehr, Bürgerwehr Landshuts.

(Fortsetzung.)

Kurfürst Maximilian I., bemüht, die Noth seiner Unterthanen zu mildern, dem Lande, wo es möglich war, wieder aufzuhelfen, erließ im Jahre 1651 ein Generale, in welchem er erklärte, „wegen der durch Kriegsunruhen und Sterbläufe bedrängten Unterthanen mit der Wiederherstellung des Landesdefensionswesens 3 Jahre warten zu wollen.

Endlich im Jahre 1655 begann man mit der Organisation der neuen Landfahnen. Eine der ersten Anordnungen war, das Zielschießen in den Städten und Märkten wieder in Aufnahme zu bringen, um so die Bürger mit der Handhabung des Gewehres vertraut zu machen.

Der zehnte Mann wurde zur Landfahne ausgehoben. Die ausgewählten Bürger der Städte und Märkte erhielten gewisse Freiheiten, worunter jene zählten, daß sie neben ihrem Gewerbe auch noch ein anderes betreiben durften, daß sie vor anderen Bürgern zu Raths- und anderen Ehrenstellen befördert würden, daß sie, wenn wegen Schulden verklagt, von der Obrigkeit einen um 8 Tage längeren Termin als gewöhnlich zur Zahlung erhalten sollen ꝛc.

Die Ausgewählten sollten nur zur Besetzung fester Plätze, Vertheidigung der Flüsse und Landwehren verwendet werden.

Bei einem Sturme oder Treffen sollte die Mannschaft der Landfahnen nicht an die Spitze gestellt werden.

Bei Ausfällen der geworbenen Soldaten einer Besatzung sollte die bürgerliche Fahne die Obhut der Stadt oder des Platzes übernehmen.

Wie in vielen Städten, so unterhielten die Landshuter Bürger auch fortwährend ihr Stadtfähnlein und leisteten bei den verschiedensten Gelegenheiten die ersprießlichsten Dienste; so hatten sie unter andern als 1653 der Churfürst mit seinem gesammten Hofe, der Chur-Erzbischof von Köln, Kaiser Ferdinand III. mit Sohn und die verwittwete Kaiserin Eleonora mit großem Gefolge hier weilten — die Ehrenwachen in der Trausnitz und in der Stadt zu besorgen.

Der Stadthauptmann bezog von jedem neu zugehenden Bürger 15 kr. Exerciergeld, 100 Reichsthaler Besoldung und wöchentlich 1 Pfd. Kerzen und ½ Maaß Holz.

Als der Magistrat 1674 dem Pfarrer von St. Jodok das Benefizium zum hl. Christoph übergab, stellte er unter Anderm auch die Bedingung, daß der Pfarrer, wenn die Bürgerschaft künftig einen Feldzug thun müsse, entweder selbst als Feldprediger mitreise oder einen annehmbaren Feldprediger bestelle.

Die militärische Disziplin wurde beim Landshuter Stadtfahnen nicht außer Acht gelassen; so wurde der Stadthauptmann, weil er bei der Abreise des zur Huldigung der Stände Niederbayerns hier weilenden Churfürsten Max Emanuel nicht bei der Aufwartung erschien, 3 Tage auf dem Rathhause eingesperrt. Auch kommen vielfache andere Bestrafungen von Disziplinarvergehungen vor. Das Arrestlokal der Bürgerfahne befand sich damals im Spitalthurm, welcher das Spital von der Altstadt schied und in Mitte des vorigen Jahrhunderts abgebrochen wurde. Es scheint dortselbst ein höchst unangenehmer Aufenthalt gewesen zu sein, da sich 1701 ein Bürger, der dort wegen Nichterscheinens bei der Frohnleichnamsprozession auf 2 Tage eingesperrt wurde, beklagte, daß ihm die Ratten das Brod wegfraßen und ihm sogar die Hosen am Leib verbissen haben.

Die Vorbereitungen zum Krieg mit Oesterreich erinnerten an das mittlerweile fast ganz in Vergessenheit gekommene Institut der Landfahnen und veranlaßte 1702 eine neue Organisation derselben. Die Mannschaft erhielt Uniform, die allerdings unserem heutigen Geschmacke schwerlich entsprochen haben würde; sie bestand aus einem eingebrämten Hut, rothem Halstuch von Krepp, blautuchenem Rock mit weißgrauen Ueberschlägen, weißgrauen Hosen und weißwollenen Strümpfen. Zwei Jahre darauf wurde der Hut mit Perlen eingefaßt, die weißgrauen Ueberschläge mußten rothen weichen, die Hosen durften von Leder oder Zwilch sein, die Strümpfe wurden roth.

Statt der bisherigen Landeshauptleute wurden Offiziere aus dem regulären Militäre zugewiesen.

Den Bürgerwehren, resp. Stadtfahnen, wurde empfohlen, sich mit Seitengewehren und Kugeln, dann Patrontaschen von gelbem Leder oder aus Dachshäuten, sowie mit aufgestülpten Hüten zu versehen; eine eigentliche Uniformirung hatten dieselben noch nicht.

Mit dem spanischen Erbfolgekrieg brachen über Landshut wieder große Drangsale ein und wieder bewährten die Landshuter Bürger ihren kriegerischen Muth.

Am ersten Sonntag im September 1703 rückte der österreichische General d'Herbevill vor die Stadt, die Bürger zogen ihm mit Studenten und Handwerksgesellen muthig entgegen und schlugen ihn bei der Papiermühle zurück. Ein Metzger, ein Spängler, ein Hutmacher und ein Bäckerjunge fielen und 50 Oesterreicher geriethen in die Gefangenschaft der Landshuter. Von kriegerischem Geiste durchglüht, errichteten die Landshuter eine zweite Stadtfahne aus jüngeren Männern zur Vertheidigung der Stadt, führten Pallisaden bei den Kapuzinern und am Mitterwöhr auf, verstärkten die Stadtmauer hinter dem alten Franziskanerkloster. Als jedoch im August 1704 die Schlacht bei Höchstädt von den Bayern und Franzosen verloren war, da war an eine Vertheidigung der Stadt nicht mehr zu denken, sie wurde von den Oesterreichern besetzt und blieb bis Ende des Jahres 1715 in deren Besitz.

Landshut wurde eine kaiserliche Hauptstadt und Sitz der österreichischen Landesadministration.

Der Kaiser hob 12,000 Bayern aus, um sie nach Italien und Ungarn zu senden, dieses, insbesondere aber die Liebe zum angestammten Fürstenhause und die unerhörten Bedrückungen reizten das Landvolk zum Aufstand, überall erhob es sich mit dem Rufe „Lieber bayerisch sterben, als kaiserlich verderben." Auch in Landshut fand dieser Ruf Wiederhall und die Räthe der Stadt selbst zogen diese Angelegenheit in den Bereich ihrer Berathungen, da aber die Besatzung Landshuts jeden Schritt der Inwohner auf's strengste bewachte und die ernstlichsten Vorkehrungen gegen etwaige Widersetzlichkeit seitens der Bewohner getroffen waren, so sah man ein, daß jede derartige Demonstration nur namenloses Unglück nach sich zöge und war der Rath eifrigst bemüht, das im Stillen glimmende Feuer zu dämpfen.

Nach 11 Jahren der Bedrängniß führte der Friede zu Rastatt und Baden Bayern seinen Fürsten wieder zurück; am 27. Januar 1715 huldigten die hiesigen Bürger auf dem Rathhause wieder ihrem Churfürsten.

Mit den Ansprüchen Churfürst's Karl Albrecht auf die österr. Monarchie begannen auf's Neue für Bayern die Drangsalen des Krieges.

In Landshut mußten am 15. Januar die Brücken abgeworfen und beim äußeren Isarthore eine Schlagbrücke errichtet werden. Sofort beeilten sich die Landshuter wieder mit der Errichtung einer zweiten Stadtfahne, besserten wo nöthig ihre Stadtmauern aus, besetzten diese und die Stadthore, doch ward der Mannschaft strenge verboten, ohne Befehl in irgend einer Weise der heranziehenden ungarischen Armee feindlich entgegenzutreten.

General Bärnklau zog am 7. Februar dahier ein, die Einwohner hatten unverzüglich ihre Waffen abzuliefern, die ihnen erst im Oktober, nach Einzug des bayerischen Generals Seckendorf, soweit sie von den Ungarn verschont geblieben waren, ausgeliefert wurden.

Unerwähnt soll hier des um diese Zeit am 24. April 1748, in der Thalermühle gebornen Bürgers- und Müllerssohnes Simon Harlmüller, nicht bleiben. Derselbe nahm nach vollendeten Gymnasialstudien bayer. Kriegsdienste, begab sich später in die österreichische Armee, rückte dort in Folge seiner militärischen Bravour in kurzer Zeit bis zum I. Rittmeister des Husaren-Regiments Erdödi vor, that sich namentlich in der Schlacht bei Mart nesti am 22. September 1789 gegen die Türken so rühmlich hervor, daß ihn der Feldmarschall Prinz von Koburg, um ihn auszuzeichnen, mit der Siegesnachricht an den Kaiser nach Wien sendete.

Kaiser Joseph II. setzte dem tapfern Rittmeister seinen eigenen Hut auf und ernannte ihn sofort zum Oberstwachtmeister.

Im ersten französischen Feldzuge, in dem er seinen alten Ruhm behauptete, wurde er zum Obersten eines Cuirassier-Regimentes ernannt. 1794 wurde er Ritter des Theresien-Ordens und vom Kaiser in den Reichsfreiherrnstand erhoben und starb mit Hinterlassung ansehnlicher Güter in hoher Achtung zu Preßburg.

Der historische Verein ist im Besitze eines Säbels dieses Landshuter Helden.

(Fortsetzung folgt.)

Von Orleans nach Orleans,

so überschreibt Hermann Vogel die Feuilletonartikel, die er in der Frankf. Ztg. über den Zug der Bayern von Orleans nach Orleans, d. h. von ihrem Rückzuge aus Orleans bis zu ihrer Rückkehr nach Orleans, schreibt. Inmitten dieser Zeit liegen die bekannten aufreibenden Hin- und Hermärsche unter dem Großherzog von Mecklenburg und die blutigen Kämpfe in den Gefechten vom 1. bis 4. Dezember. Wir entnehmen dem vierten und fünften dieser H. Vogel'schen Aufsätze folgende Bruchstücke:

Die Nacht vom 11. auf 12. November blieb ich in Toury. Ich fand in dem Zimmer, das der Leibarzt des Prinzen Albrecht von Preußen innegehabt, eine gute Matratze, was, wenn man kaum auf Stroh gehofft hat, immerhin ein Glück zu nennen ist. An Nahrungsmitteln fehlte es unserm Wirth jedoch gänzlich. Glücklicher Weise hatte der bayerische Soldat, welcher Mr. Richard noch immer begleitete, drei Kaninchen gefangen, aus denen uns die Frau des Hauses ein eßbares Ragout bereitete. Aus einem Nachbarhause wurden dazu Kartoffeln requirirt und als ich ein Zehnfrankenstück springen ließ, erhielten wir auch zwei Flaschen trinkbaren Wein, bei dessen Genuß es mir höchst gleichgültig war, ob unser Wirth sie wirklich gekauft oder sie aus seinem eignen wohlverborgenen Vorrath herbeigeschafft hatte.

Am anderen Morgen wurde ich schon in aller Frühe durch das Gerassel von Kanonen, die unter meinem Fenster vorüberfuhren, geweckt. Preußische Uhlanen folgten, fröhliche Reiterlieder singend. Die Truppen gehen südwärts gen Artenay, indessen waren sie nicht, wie ich anfangs glaubte, zum Angriff der feindlichen Stellung beordert, sondern hatten nur die Aufgabe, unsere Defensive zu verstärken. Der 12. November verging, ohne daß irgend etwas Besonderes geschah. Die Truppen hatten Ruhetag; das hinderte jedoch nicht, kleinere Dislocirungen vorzunehmen. So wurde die Brigade Orff, die bisher vor der Stadt gelegen, in dieselbe gezogen, wodurch eine nähere Zusammenlegung der hier schon befindlichen Truppen nöthig wurde. Ganz Toury war buchstäblich eine Kaserne. Die Officiere lagen zu sechs, acht und mehreren in einem Zimmer auf Stroh. So traf ich z. B. Prinz Leopold, Major Grammig und noch vier Artillerieoffiziere in einer Stube vereinigt, deren ganzes Meublement ein einziger Stuhl war. Die Offiziere lagen auf Stroh an der Erde und der Stuhl diente, wie die auf ihm befindlichen Flaschen bewiesen, als Tisch. — Daß die Soldaten die ihnen gestattete Ruhe benutzten, nach verborgenen Schränken und Lebensmitteln zu suchen, ist begreiflich. Manches Versteck ward aufgefunden und mehr als einmal mochte es geschehen, daß man statt der gesuchten Lebensmittel auf Geld und Silbersachen stieß. Mehrere Jäger boten ihrem Quartiergeber an, ihm seine von ihnen aufgefundenen verborgenen Schätze zu bewachen, wenn er ihnen zwölf Flaschen guten Weines herbeischaffe.

Der dreizehnte November war ein Sonntag, doch dachten wohl nur die wenigsten Soldaten daran. Schon mit Tagesanbruch begann der Durchmarsch der bayerischen Regimenter, die außerhalb der Stadt gelegen. Sie rückten südwestlich, wohin ihnen bald auch die Besatzung von Toury folgte. Zwischen zehn und elf verließ auch General v. d. Tann sammt seinem Stab die Stadt, in die eine preußische Kavalleriebrigade einrückte.

Mr. Richard hatte wieder die Koffer des Herrn Oberstlieutenant von Grävenitz zu besorgen. Seine Gesellschaft war mir schon lange unheimlich geworden, und gern folgte ich der Einladung von Mr. Oliphant's, des Timeskorrespondenten, mit ihm nach Angerville, ins Hauptquartier des Großherzogs von Mecklenburg, zu fahren. Ich hatte die Bekanntschaft dieses interessanten englischen Schriftstellers, mit dem ich über vier Wochen zusammenbleiben sollte, am Tag zuvor gemacht, wo ich Gelegenheit gehabt, mich ihm dadurch gefällig zu erzeigen, daß ich ihm ein Nachtlager in dem von mir bewohnten Zimmer verschaffte. In einem offenen zweisitzigen Wagen, der hinten die stolze Aufschrift: „Hauptquartier III. Armee" trug, gelangten wir, ohne daß uns etwas Bemerkenswerthes begegnete, nach Angerville, wo der Beherrscher der Obotriten, Friedrich Franz, sein Feldlager aufgeschlagen hatte. . . .

Ich machte einen Gang durch die Stadt. In einer Restauration traf ich mecklenburger Grenadiere. Dadurch, daß ich sie in der Sprache Fritz Reuters anredete, erkannten sie mich sofort als ihren Landsmann, wenigstens als einen Norddeutschen. Es waren gebildete Leute, mit denen ich ein lebhaftes Gespräch führte. Sie erzählten mir von ihrem Leben vor Paris, wo sie mit den Bayern gute Kameradschaft gehalten hatten. Sie waren froh, jetzt wieder mit einem bayerischen Corps in einer Armee vereinigt zu sein. Vor dem Muth und der Tapferkeit der Bayern hatten Alle den höchsten Respekt, auch gönnten sie ihnen von Herzen den Ruhm, welchen sie sich während des Krieges auf's Neue erworben.

Von den Anekdoten, die sie mir zur Charakteristik der Bayern erzählten, möge hier folgende Platz finden, auch auf die Gefahr hin, daß sie bereits früher von anderer Seite mitgetheilt ist. Vier Bayern, alle nur mit dem Seitengewehr bewaffnet, hatten auf einem Felde vor Paris zwei Säcke mit Kartoffeln requirirt. Eben mit dem Aufladen der Beute beschäftigt, wurden sie von vier mit Chassepots bewaffneten Franzosen überrascht. Die Bayern suchten, die Kartoffeln im Stiche lassend, schleunigst Sicherheit hinter einer Hecke. Die Franzosen dachten an keine Verfolgung, sondern waren nur bestrebt, sich in den Besitz der Kartoffeln zu setzen. Sie stellten ihre Gewehre in Pyramiden und halfen einander beim Aufladen der Säcke. Diesen Moment benützten die Bayern, sie kamen aus ihrem Versteck hervor, ergriffen die Chassepots und zwangen die Franzosen ihnen die Kartoffeln ins bayerische Lager zu tragen.

Ob die Geschichte wahr oder erfunden ist, lasse ich dahingestellt; Werth erhielt sie für mich besonders dadurch, daß es Mecklenburger waren, die sie mir erzählten. Es ist gewiß ein gutes Zeichen, daß die Norddeutschen sich so neidlos der Thaten ihrer süddeutschen Landsleuten freuten. War doch Alles was sie mir mittheilten, weit mehr bestimmt, die Tapferkeit ihrer Bundesgenossen, als ihre eigene zu verherrlichen. Es wäre ein großes Glück, wenn auch die Feldherrn mit derselben Neidlosigkeit Einer auf des Andern Thaten sähen!

* * *

Die Beauce, jene ausgedehnte Landschaft auf der Wasserscheide zwischen Seine und Loire, die jeder Reisende kennt, der einmal von Paris nach Orleans gefahren, ist zwar eine der langweiligsten aber auch der fruchtbarsten Gegenden Frankreichs. Stundenlang sieht man oft weder Baum noch Strauch — es scheint, als solle der kostbare Boden nicht unnütz verschwendet werden — doch Kornfeld reiht sich an Kornfeld und um die Pachthöfe stehen zahlreiche mehr als haushohe Getreideschober, deren Saat in den Scheunen und auf den Böden keinen Raum gefunden hat. Augenblicklich freilich wäre, so groß auch die Zahl der Häuser ist, die in Ruinen liegen, Platz genug für Waizen, Roggen und Hafer: alle Höfe sind geleert und die Schober sind niedergerissen. Man hat sich keine Zeit gelassen die Garben zu

dreschen, sie wurden, ohne daß man nach ihrem Inhalt fragte, einfach als Stroh benutzt: man bereitete sich aus ihnen ein Nachtlager im Bivouak oder warf sie als Streu unter die Pferde.

Mitte November war die reiche Kornkammer noch nicht so geleert wie jetzt. Hie und da lag noch eine Farm abseits, der die Soldaten noch keinen Requisitionsbesuch abgestattet und als ich mich am 14. November von Angerville westwärts in die Landschaft schlug, sah ich auf den Feldern noch manchen stattlichen Schober den Segen des vergangenen Jahres bergen. — Die Sonne der letzten Tage hatte den Schnee größtentheils wieder geschmolzen, nur dann und wann gewahrte man in einer Furche oder hinter einer Hecke noch einen weißen Streifen. Der Wind, welcher kalt über die baumlose Fläche fuhr, erinnerte uns aber doch empfindlich genug, daß die milden Herbsttage vorüber. Unser Weg ging auf Allonnes, ein Dorf das ungefähr ebensoweit nordwestlich von Toury, wie südwestlich von Angerville liegt, in welchem sich für heute das Hauptquartier des Großherzogs von Mecklenburg befand. Die 17. Division, welche aus Mecklenburgern, Hanseaten, einigen Hannoveranern und Holsteinern gebildet wird, und das Tann'sche Corps waren auf den umliegenden Dörfern zerstreut. Die 22. Division, in der neben den Kindern der thüringischen Herzogthümer viele Casselaner, Nassauer und Frankfurter stehen, lag weiter nordwestlich bei Chartres. Unsere Marschrichtung wurde selbstverständlich durch die Bewegungen des Feindes bedingt. Die Loire-Armee, so hieß es allgemein, welche Chateaudun bereits wieder besetzt habe, wolle über Chartres auf Versailles marschiren. Auch Keratry, so erfuhr man weiter, sei von Westen her in Anmarsch. Es galt, sich zwischen beide Armeen zu schieben und jede einzeln zu schlagen. Alles träumte von reichen und leichten Lorbeeren. Besonders siegesgewiß war man im Haupt-Quartier des Großherzogs von Mecklenburg. Wenn man die Herren vom Stab an die Stärke erinnerte, welche die Franzosen bei Coulmiers entwickelt hatten und die Ansicht aussprach, daß die Niederwerfung der Loire-Armee doch noch einige Opfer kosten werde, zuckten sie verächtlich mit den Achseln. „Wir werden schon wieder gut machen, was die Bayern verpfuscht!" war ihre Antwort. General v. d. Tann war ja doch immer kein Großherzog von Mecklenburg. Es fehlte ihm, um ein guter deutscher Feldherr zu sein, vor Allem das fürstliche Blut. Keiner dachte freilich — doch davon später! Heute träumte der tapfere Fürst nur noch von neuen Siegen, und zwar in einem elenden Dorf, das schon von der Ferne einen so armseligen Eindruck machte, daß Mr. Oliphant und ich uns entschlossen, zu versuchen, ob es nicht möglich sei, in einer etwa zehn Minuten vom Wege liegenden stattlichen Farm ein Unterkommen zu finden. Wir waren mit unserm Versuche sehr glücklich. Der Eigenthümer erklärte sich gleich bereit uns aufzunehmen, zumal er hörte, daß mein Reisegefährte ein Engländer sei. Ich gab mich, indem ich mich meiner Mitarbeiterschaft für Wiener Blätter erinnerte, für einen Oesterreicher aus und so wurden wir Beide als „Freunde" behandelt. Unser Kutscher, ein Versailler, erzählte zudem, daß wir Diplomaten seien und uns zur Friedensvermittlung im Hauptquartier befänden. Das wirkte erst recht auf unseren Wirth, der sich wie Wenige nach dem Ende des Krieges sehnte. Er hatte zwar noch nicht viel gelitten. Gestern waren die ersten deutschen Soldaten in diesen Winkel der Beauce gekommen und Alles, was sie ihm genommen, waren einige zwanzig Brode, etwas Käse und Butter. Auch hatte die Farm selbst keine Einquartierung, die nächsten Truppen lagen eine gute Viertelstunde weiter in Reclainville, und zwar waren es das 2. und 11. bayerische Regiment, die schwarze Brigade. Da es noch hell war, benützte ich die Gelegenheit dort einige Freunde aufzusuchen. Das elende Nest war überfüllt. In einer kleinen Lehmhütte, die nur einen einzigen Raum hatte, der gleichzeitig Küche, Schlafzimmer und Wohnzimmer war, fand ich vier bekannte Offiziere, die sich hier sammt ihren Bedienten neben der Familie: Mann und Frau, Großmutter und 4 Kindern einquartiert hatten. Als sie gestern ankamen, waren sie genöthigt sich mit Gewalt Eintritt zu verschaffen. Jetzt herrschte jedoch zwischen Freund und Feind das beste Einverständniß. Die Offiziere hatten den armen Leuten anfangs ihr letztes Brod gegen baares Geld abgekauft, später aber nicht nur das Brod, sondern auch Suppe und Fleisch mit ihnen getheilt. Die Kinder spielten mit den Soldaten, kletterten auf ihren Schoß und zeigten auch nicht die geringste Furcht vor den Feinden. Morgen, spätestens übermorgen wurde ein großer Zusammenstoß erwartet. Lieutenant Thenn vom 3. Bataillon des 11. Regiments, dessen Bataillon, welchem ich mich während der Schlacht von Sedan angeschlossen hatte, noch vor Paris war, und der jetzt dem 2. Bataillon zugetheilt war, forderte mich dringend auf, die bevorstehende Schlacht doch wieder bei dem zweiten Regiment mitzumachen. Die andern Offiziere versprachen mir, daß ich im 2. Bataillon eine ebenso gute Aufnahme finden sollte wie bei dem dritten. Sie bewiesen es gleich durch die That. Ich fand mich nach wenigen Minuten in dem Kreise so heimisch, daß ich mich als es dunkelte nur schwer entschließen konnte, nach der Farm zurückzukehren.

Hier traf ich Mr. Oliphant in einem bequemen Fauteuil vor dem lodernden Kamin in eifriger Unterhaltung begriffen mit unserem Wirth. Es war ein junger Mann von noch nicht 30 Jahren, der erst vor einigen Monaten Hochzeit gehalten. Seine Gattin war eine jener langweiligen Schönheiten, wie ich deren in Frankreich so häufig begegnete. Ihre Züge hatten bei aller Regelmäßigkeit nicht viel Anziehendes, es fehlte der Geist und nur die Sorge lieh dem Gesicht einen eigenthümlichen Reiz, wohl deshalb, weil man so doch wenigstens sah, daß die schöne Statue nicht ganz ohne Leben sei. Für ihren Mann schien sie mir freilich noch viel zu gut. Es war ein ächter Paysan, Typus jener Millionen, die das zweite Kaiserreich gründen geholfen und es so lange zum Verderben ihres Vaterlandes gestützt. Er sehnte Napoleon zurück. Moral galt ihm so wenig wie Ehre. Selbst die Gloire Frankreichs war ihm ziemlich gleichgültig. Seine Moral war das Geld. „Wir verdanken," so meinte er, „dem Kaiser zwanzig glückliche Jahre, während dessen nicht nur ich und meine Familie, nein, alle Bauern viel, sehr viel Geld verdient haben. Wenn das Kaiserreich geblieben wäre, würden wir unser Vermögen behalten und noch mehr erworben haben. Die Republik macht uns durch ihren unsinnigen Widerstand zu Bettlern." Daß der Kaiser den Krieg gewollt habe, glaubte er nicht, die Republikaner sollten ihn dazu gedrängt haben. Ich hielt es nicht für meine Aufgabe, dem Mann seinen Glauben zu nehmen. Ich hatte auch keine Ursache, ob seines Wohlstandes betrübt zu sein, und nahm, was er mir davon zu meiner Erquickung bot, dankbar hin.

Am andern Morgen wurde ich schon in aller Frühe durch Lärmen und Schreien geweckt. Ich erfuhr bald die Ursache. Ein Commando Bayern war erschienen, Hafer zu requiriren. Sie fanden ohne Mühe, was sie suchten, und drei Wagen waren schnell beladen. Da der commandirende Offizier zu seiner großen Ueberraschung in den Ställen zahlreiches Vieh fand und hinter dem Hof sogar eine Heerde von mindestens fünfhundert Hammeln entdeckte, hielt er für seine Pflicht, diesen Reichthum zu Nutz und Frommen der deutschen Soldaten etwas zu beschneiden. In Zeit von einer Stunde war der treue Anhänger des Kaisers um 4 Pferde, 9 Ochsen, 3 Kühe, 100 Hämmel und 3 Fuder Hafer ärmer. Er behielt zwar vor der Hand noch genug, doch wird es nicht allzulange gedauert haben, bis ihm Alles ausrequirirt war.

Ehe ich die Farm verließ, bestieg ich einen etwa 50 Fuß hohen hölzernen Thurm, der sich in der Mitte des Gehöftes befand und von dem ich nach allen Richtungen hin eine meilenweite Aussicht hatte. Etwa sechs Stunden vor mir nach Nordwesten sah ich am äußersten Horizont die beiden Thürme der Kathedrale von Chartres. Mein Auge blieb lange an ihnen haften. Bildeten sie doch fast die einzige Abwechslung in der langweiligen Monotonie der Gegend. Auch mein Wirth kam mit noch einigen seiner Landsleute auf das Observatorium; ihn interessirte weniger die Gegend als die Truppen, welche auf allen nördlichen Straßen in dichten Colonnen marschirten. Es war mir auffällig, daß sich die Colonnen heute nicht nach Nordwesten, sondern nach Nord-Osten bewegten. Die Franzosen nahmen das als ein bedeutsames Zeichen; sie glaubten daraus auf eine Retirade der Deutschen schließen zu dürfen und fieberhaft erregt blickten sie nach Süden, jeden Augenblick das Erscheinen der Armee Aurelles Paladines erwartend. Daß die Unseren noch immer oder wieder auf dem Rückzug, wollte uns nicht recht wahrscheinlich dünken, doch befahlen wir unserem Kutscher sich zu eilen. Wir wollten so schnell wie möglich nach Allonnes in's Hauptquartier, hier Erkundigungen einzuziehen. Aber es war uns unmöglich, mit unserem Wagen dorthin durchzukommen. Alle Wege waren der Art von Truppen,

die in entgegengesetzter Richtung marschirten, occupirt, daß uns nichts anderes übrig blieb, als uns dem Strom anzuschließen. Es war wieder das Tann'sche Corps, in dessen Mitte wir gerathen waren. Wir überzeugten uns bald, daß von einem Rückzug keine Rede war. Niemand war bestrebt, dem Feind zu entgehen, sondern jeder brannte vor Verlangen, ihm baldmöglichst zu begegnen. Unser Marsch ging nur sehr langsam vorwärts — oft stockte alles eine halbe Stunde und länger. Gegen Abend kamen uns allmälig wieder die ersten Bäume zu Gesicht und am Rand eines kleinen Gehölzes gewahrte ich ein freundliches Städtchen, das von einem alten Schloß mit mittelalterlichem Thurm überragt wurde. Die Bayern marschirten noch weiter, doch wir beschlossen hier Rast zu machen, und waren nicht wenig erfreut zu hören, daß sich auch das großherzogliche Hauptquartier in Auneau, so hieß das Städtchen, befinde. In einem Gasthaus war kein Unterkommen zu erhalten. Wir gingen deßhalb auf die Mairie, um uns ein Quartierbillet zu erbitten. Trotz des Wirrwares und Skandals erhielten wir unser Quartierbillet, das uns Logement für 2 Offiziere, 2 Bediente und 2 Pferde bei einem Dr. Rabuan verhieß. Wir fanden die Wohnung des Arztes ohne viele Mühe.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Plauer.

Todes-Anzeige.



Gott dem Allmächtigen gefiel es, mein liebes Kind

Johann

im Alter von 6¼ Jahren nach längeren harten Leiden zu seinen beiden ihm im Tode vorausgegangenen Müttern zu rufen.

Indem ich diese Trauerkunde allen meinen Verwandten und Bekannten zur Anzeige bringe, bitte ich um deren Beileid.

Schloß Trausnitz, den 28. Januar 1871.

Martin Rahm, Schloßportier, mit seinen 2 Kindern.

Die Beerdigung findet Sonntag den 29. Januar Nachmittags 2 Uhr vom Leichenhause aus statt. 318

TODES-ANZEIGE.



Dem Herrn über Leben und Tod hat es gefallen, unsere innigstgeliebte, unvergeßliche Mutter, Schwiegermutter, Schwester u. Schwägerin,

Frau Babette Bernhard,

ehemalige Kafetiers-Wittwe,

im 60. Lebensjahre nach 5tägigem schmerzhaften Leiden, versehen mit allen hl. Sterbsakramenten, Freitag den 27. Jänner Morgens bald 5 Uhr von diesem Jammerthale in ein besseres Jenseits abzurufen. Wer ihre Herzensgüte kannte, wird unsern unersetzlichen Verlust zu würdigen wissen.

Indem wir diese Trauerkunde allen unsern Verwandten und Bekannten mittheilen, bitten wir für die theuere Verblichene um frommes Gebet, für uns um stille Theilnahme und ferneres Wohlwollen.

Landshut, Wien, Weissenburg, den 27. Jänner 1871.

Die tieftrauernden Hinterbliebenen.

Der hl. Gottesdienst ist Sonntag 10 Uhr in der St. Jodokskirche, hierauf die Beerdigung vom Hause aus. 319

Schrannen-Bericht.

Ort der Schranne.	Getreide-Gattung.	Voriger Rest.	Neue Zufuhr.	Gesammt-Summe.	Verkauf.	Im Rest bleiben	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigster Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
		Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Landshut, vom 27. Jan. 1871.	Waizen . . .	97	2339	2436	2330	106	22	28	21	40	20	14	—	—	—	7
	Korn	39	439	478	466	12	15	5	14	52	14	42	—	—	—	13
	Gerste	107	1986	2093	1910	163	12	57	11	41	9	24	—	7	—	—
	Haber	79	412	491	438	53	9	23	8	52	8	15	—	—	—	18
	Linsen	—	7	7	7	—	15	—	14	9	12	30	—	—	2	31
	Erbsen . . .	—	3	3	3	—	20	—	18	26	17	42	—	—	—	—

Münchener telegraphischer Schrannen-Bericht.

vom 28. Januar 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2732	418	24	4	23	14	21	55	—	—	—	27
Korn	1692	372	15	56	15	33	15	14	—	—	—	9
Gerste	2326	2164	14	42	13	44	12	12	—	—	—	3
Haber	1490	371	10	40	9	43	8	35	—	—	—	2

Erdinger Schranne vom 26. Januar 1871.

	Waiz.		Korn.		Gerste		Haber	
Voriger Rest . . .	8		—		26		4	
Neue Zufuhr . .	197		110		752		141	
Schrannestand . .	205		110		778		145	
Heutiger Verkauf	164		110		648		99	
Rest	41		—		130		46	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis . .	23	52	15	7	14	18	9	29
Mittlerer „ . .	22	16	14	54	13	18	8	40
Niedrigster „ . .	20	53	13	55	12	5	7	51
Gestiegen	—	36	—	9	—	27	—	—
Gefallen	—	—	—	—	—	—	—	26

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 6 Den 5. Februar: Agatha.

Geschichtliche Notizen über die alte Landwehr, Bürgerwehr Landshuts.

(Fortsetzung.)

Die Folgen der französischen Revolution begannen im letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts ihr trauriges Spiel; Truppen auf Truppen durchzogen die Stadt und unsere Bürgerwehr hatte abermals die Wachen übernommen und ununterbrochen die in Landshut aus der Umgebung zusammengeführten Lieferungen an Fourage u. dgl. den Truppen nachzuführen und diese und die Transporte von Verwundeten tagelang zu eskortiren, während ihre berittene Mannschaft den Estaffettendienst und die Eskortirung der Kriegsgefangenen zu besorgen hatte.

Am 7. Juli 1800 fiel das Treffen von Landshut zwischen den Franzosen und Oesterreichern vor. Schritt für Schritt wichen die Letzteren vor den durch das erstürmte Isarthor hereindrängenden Franzosen und blutiger Straßenkampf entspann sich in der Altstadt.

Mitten in der Altstadt stand damals die Hauptwache, besetzt von der Landshuter Bürgerwehr. Umsaust von den Kugeln der Feinde und Freunde, mehrmals mitten im Gewühle des Handgemenges hielten die tapfern Männer ihren Posten. Schneidermeister Knisl, Maurer Wild, Nepomuk Fick, Stricker Holzbrecher, Maurer Eigenstorfer, Korbmacher Oberhofer waren jene Braven.

Johann Knisl wurde später für seine tapfere Haltung als damaliger Wachtkommandant mit der goldenen Verdienstmedaille ausgezeichnet, in der Bürgerwehr zum Oberlieutenant befördert und von Seite der Stadtkommune mit einer lebenslänglichen Pension belohnt.

Schwer bedrängt durch die Plünderung der Franzosen, die in zwei Tagen zu einem amtlich erhobenen Schaden von 95,000 fl. erlief, blieb die Bürgerschaft in der Erfüllung ihrer militärischen Pflicht doch nicht zurück und besetzte in gehöriger Ordnung in Gemeinschaft mit den Franzosen die Hauptwache und andere Wachen im Innern der Stadt, nur die Thorwachen wurden ausschließlich von den Franzosen besetzt. Durch den Waffenstillstand zu Parsdorf wurde wieder Ruhe und Sicherheit für die Stadt bis zum 30. November, an welchem Tage die Oesterreicher durch das Schönbrunnerthor einbrachen, die Franzosen in die Altstadt und von da über die Isarbrücke gegen Altdorf zurückdrängten. Die Oesterreicher zogen bereits am 3. Dezember wieder ab und die Zeit bis zum 19. Februar, dem Tage des Friedensabschlusses zu Lüneville, verfloß, die zahlreichen Truppendurchmärsche abgerechnet, für Landshut ziemlich ruhig.

Zwei Jahre später brach ein neuer Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich aus. Die hiesige Garnison verließ am 9. September 1805 unsere Stadt und stieß zu der Gesammtarmee an der Donau, die Bürger übernahmen den Garnisonsdienst und hatten während 4 Monaten die anstrengendsten Wacht-, Eskorte- und andere militärische Dienste.

Im Juni 1806 erhielt die Bürgerschaft von Bayerns neuem Könige die öffentliche Anerkennung ihrer Verdienste, die sie sich in den letzten Kriegen erworben hatte, durch die Verleihung des Ehrenzeichens des Verdienstordens der bayerischen Krone an den Bürgerlieutenant Xaver Kränkl und den Oberlieutenant Knisl, mit dem Beisatze: „Bei so vielen verdienten Bürgersoldaten würde die Austheilung der Verdienstmedaille aufhören, eine Auszeichnung zu sein.“

Während das bayer. Heer mit den Söhnen des Bürgers und Landmannes außerhalb der Grenzen des Vaterlandes vor dem Feinde kämpfte, lag die innere Sicherheit, der vielfache militärische Dienst dem bewaffneten Bürger ob. Der Werth dieses militärischen Institutes trat dadurch immer lebhafter hervor und drängte die Staatsregierung zu einer zweckmäßigen Organisation desselben, welche denn auch unterm 3. April 1807 mit den ehrenden Worten ins Leben trat: „Die bekannten Verdienste, womit sich während der bisherigen Kriegsjahre das Bürgermilitär da, wo es statt der in das Feld gezogenen Vaterlandsvertheidiger zum Schutze der Einwohner, des Eigenthums und der Gesetze den Waffendienst versah und in diesem ehrenvollen Dienste mit Hintansetzung aller Privat-Rücksichten oft mit persönlicher Gefahr sich auszeichnete, beweisen den hohen Grad der Nützlichkeit, welchen eine solche Anstalt der innerlichen Ruhe und Sicherheit zu leisten vermag.“

Die Bestimmung der neuen Bürgerwehr war ausschließend, den friedlichen und rechtlichen Einwohner zu beschützen und die Wirkungen des Gesetzes gegen polizeiliche Vergehen und gegen Verbrechen zu unterstützen, den Garnisonsdienst zu übernehmen und die öffentliche Ruhe und Sicherheit der Umgebung im Krieg und Frieden zu schützen.

Sofort wurde hier das neue Bürger-Bataillon aus 5 Kompagnien und einer Kavallerie-Eskadron formirt. Letztere hatte eine Stärke von 80 Mann, das Bataillon zählte 250 Mann ohne Chargen.

Zu Kommandanten wurden ernannt als I. Major der bisherige Stadthauptmann Bernhard Keller, als II. Major Bürgermeister Joseph Huber, Rittmeister der Kavallerie war Sebastian Prandner.

König Max I. beschloß unterm 25. Juni 1807 dem Bürgermilitär Landshuts seine besondere Zufriedenheit über dessen geleistete wesentliche Dienste durch Verleihung einer neuen Fahne zu erkennen zu geben und der Landes-Direktionsrath v. Lipowsky übergab dieselbe dem Bataillon in feierlichster Weise.

Die Uniformirung des Bürgermilitärs wurde in Folge der neuen Organisation in ganz Bayern eine gleichheitliche und zwar für die Füsiliere dunkelblaue Röcke mit zurückgeschlagenen Schößen, hellblauen Krägen und Aermelaufschlägen, dunkelblauen Beinkleidern mit schwarzen hohen Gamaschen, dreifach aufgestülpten Hüten mit der National-Kokarde und dem weißen Kordons.

Die Grenadiere trugen auf der gleichen Uniform hellblaue Schulterblätter und statt des Hutes eine Bärenmütze mit Kokarde und weißer Quaste.

Die Schützen waren mit dunkelgrünen Röcken mit hellblauen Aufschlägen, grauen Beinkleidern und einem Hut mit Federbusch uniformirt.

Die Kavallerie trug gleiche Uniform, wie die Infanterie, doch mit hellblauen Epaulettes, woran weiße Achselbänder befestigt waren.

Der Hut war mit weißblauem Federbusch dekorirt und statt der Gamaschen der Infanterie trug der Kavallerist hohe Reiterstiefel mit Sporen.

Die Gradauszeichnung der Offiziere und Unteroffiziere war mittelst weißwollenen oder silbernen Strichen auf den Epaulettes angebracht.

In Folge der Organisation der Landshuter Bürgerwehr erfuhr auch das Landshuter Zeughaus eine leider sehr beklagenswerthe Purifikation. Die alten Rüstungen, Helme, Flamberge, Armbrüste, ja sogar die drei Feldstücke wurden verkauft. Man erzählte sich damals, daß bei dieser Gelegenheit ein Harnisch mit einem Kreuz auf der Brust um einen Spottpreis verkauft wurde und der glückliche Käufer denselben, nachdem sich herausgestellt, daß das Kreuz von Gold, in München um 500 fl. wieder verkaufte.

Durch dieses Verfahren erklärt sich die Armuth unseres Zeughauses an alterthümlichen Rüstungen und Waffen, deren manches kleine Landstädtchen mehr aufzuweisen hat. (Forts. f.)

Die Kämpfe an der Loire*).

Le Mans, 17. Januar.

Das Gefecht von Vendôme war der Anfang einer Reihe von Operationen gegen die Armee des Generals Chanzy, die sich vom 6. Januar an täglich fortsetzten und am 12. mit der Einnahme von Le Mans endeten. Es war unter den harten und heißen Kämpfen dieser Tage keiner, dem die Ausdehnung und Bedeutung einer Schlacht zukäme; es war nach Lage der Dinge, wie der Stellungen des Feindes, der Beschaffenheit des Terrains eine Reihe von Gefechten, von denen eines mit dem andern zusammenhing, eines das andere bedingte, deren End- und Gesammtergebniß jedoch dem einer großen entscheidenden Schlacht gleich kam. Mit welch schwierigen Faktoren hatte der Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl beim Entwurfe dieser Operationen zu rechnen! Zuerst mit einem Terrain wie es schwieriger nicht gedacht werden kann, mit demselben Terrain, welches in den französischen Revolutionskriegen den Vendéern gegen die Truppen der Republik so überwiegende Vortheile verschaffte, durch welches die letzteren so lange im Schach gehalten, so oft besiegt wurden. Die ganze Perche, derjenige Landstrich, welcher von Vendôme aus beginnt und sich nach La Ferté und Le Mans hinzieht, besteht aus regelmäßig sich fortsetzenden Hebungen und Senkungen des Bodens, die von beträchtlicher Höhe und Tiefe sind, und planmäßig nicht besser hätten angelegt werden können, um einem anrückenden Feind Schwierigkeiten jeder Art zu bereiten. Dazu ist dieses ganze Land von dichten Baumalleen und Knicks durchzogen, jeder kleine Acker- und Gartenbesitz ist von einer dichten Dornenhecke umgeben, jeder Baum ist eine Deckung, jede derartige Umzäunung eine Umwallung, und damit nicht genug — inmitten dieses zur Vertheidigung so außerordentlich günstigen Terrains liegen die einzelnen Gehöfte zerstreut, auch Dörfer, doch diese in Minderzahl; jedes dieser Gehöfte ist eine feste Position, die einen natürlichen Rückhalt an einer größern oder geringern Waldparcelle zu haben pflegt. Wie gesagt, wenn man ein Terrain zur Vertheidigung einrichten wollte, der beste Ingenieur könnte es nicht besser machen, als es hier die Natur gethan hat.

Gegen eine solche Vertheidigungslinie gingen die Unsrigen als die Angreifenden vor; und wenn es nur das Terrain allein gewesen wäre — aber so kam auch noch die Ungunst eines Wetters und eines Winters hinzu, wie er in diesen Gegenden zu den größten Ausnahmen gehört. Es kamen Tage und Nächte, in denen die Schneestürme nicht aufhörten, mehrere Fuß hoch lag der Schnee; dann trat plötzlich wieder eine mildere Temperatur ein, dann fiel Regen, dieser verwandelte die Straßen in eine einzige sich weit hinziehende Wasserfläche; in der Nacht war dann plötzlich Frost gekommen, und die ganze Heerstraße war glatt wie ein Spiegel. Durch diese Stürme, auf dieser abschüssigen Bahn mußten unsere Infanterie, Kavallerie, die Artillerie und die Munitions- und Fuhrparkkolonnen vorwärts, bergauf, bergab, und hier war es, wo uns General Chanzy den meisten Abbruch hätte thun, die größten Verlegenheiten hätte bereiten können. Seine Divisionen durfte er nicht in geschlossenen Colonnen uns entgegenstellen, sondern er mußte sie auflösen, um den Versuch zu machen, unsere Munitions- und Proviantkolonnen zu beunruhigen, aufzuhalten oder abzuschneiden. Wie leicht wäre es bei diesem Terrain, bei den ungeheuern Schwierigkeiten gewesen, welche die Unsrigen zu überwinden hatten!

Es war vom 6. Januar an kein Tag, an welchem unsere Soldaten nicht im feindlichen Feuer waren. Ausgesetzt dem feindlichen Kugel- und Granatenregen, und beim Vorgehen gegen einen hartnäckig in seinen natürlichen Positionen sich haltenden Feind, durch den dichtesten Schnee und die Dornenhecken hindurch oft Stunden lang im Schnellfeuer, auf dem Eise oder im Wasser liegen müssend, dazu meistentheils ohne Nahrung, weil die Zeit der Bereitung derselben fehlte. So brachten sie diese Tage hin, die so kalt und doch heiß waren, und wenn die mühevolle Kampfesarbeit des Tages gethan war, dann erwartete sie des Abends nicht etwa ein Quartier unter Dach und Fach, nein, das Bivouac unter freiem Himmel, denn die Wohnungsdichtigkeit dieser Gegenden ist eine geringe, und der Dörfer sind sehr wenige. Vom 6. Januar an waren die Truppen im Bivouac auf den Schneefeldern, ohne Stroh, und oft auch, wenn die Truppen auf Vorposten waren, ohne Feuer — des Abends um 9, 10 Uhr erst kamen für sie die Stunden der Ruhe im Gefühl der äußersten Ermüdung, und am nächsten Morgen, wenn nur erst der Tag graute, wurden sie schon wieder allarmirt, und von neuem ging es Marsch — Marsch! gegen den Feind vor. Es gibt fast keine Worte, um zu schildern, was die Unsrigen in diesen Tagen geleistet haben, in jedem derselben regte sich etwas von dem, was die Helden macht, in jedem war das Bewußtsein stark: die Sache will's! und so wurde es vollendet, zu einem siegreichen Ende geführt.

Am 8. Januar brach das Hauptquartier des Generalfeldmarschalls von Vendôme auf und ging auf der Straße nach Epuisay vor. Rechts von der Straße dehnte sich der Wald von Vendôme aus, der Hauptpunkt der Kämpfe des 3. Korps am 6. Januar. Bis an die Straße erstreckten sich die Spuren desselben; auf den Feldern lagen Uniformen und Waffenstücke zerstreut umher, hie und da lag ein Kämpfer hingestreckt, meistentheils waren es Franzosen, doch hatte auch mancher Brandenburger hier sein Grab gefunden. Zu beiden Seiten der Straße waren auch die Stellen bemerkbar, wo die Franzosen im Bivouac gelegen, wo sie ihre Vorposten, ihre Feldwachen hatten. Das ging so hin bis Epuisay, einem kleinen Dorf auf der nach Le Mans führenden Straße. Dasselbe war Tags zuvor von dem zweiten Bataillon des Regiments Nr. 64 und der Avantgarde des 9. Korps genommen worden. Ueberall in der Fortsetzung unseres Marsches trafen wir auf die Absichten der Franzosen, den Vormarsch unserer Truppen zu hemmen, überall waren die Straßen aufgerissen, verbarricadirt, von Gräben durchschnitten. Wir kamen an die Braye-Linie, diese hatte der Feind am vorhergehenden Tage zu halten gesucht, es entspann sich zwischen ihm und dem 3. Korps ein lebhaftes Gefecht, dessen Ergebniß war, daß das 3. Korps seine Aufgabe weiter verfolgen konnte. Das Hauptquartier wurde am 8. Januar Abends in St. Calais, einer kleinen auf der bereits genannten Straße liegenden Stadt, aufgeschlagen. Von Vendome aus bildete eine Kompagnie des 3. Jägerbataillons die Bedeckung der Kolonne des Hauptquartiers, sie marschirte an der Tête und Queue derselben; das 3. Korps war bereits voraus, es war im Zentrum unserer Aufstellung, das 9. in Reserve. Auf dem weitern Vormarsch am 9. Januar erreichte das Hauptquartier die Avantgarde desselben, die Regimenter 11 und 64; der 9. Januar war es, der an die Marschleistungen der Truppen und Kolonnen die höchsten Anforderungen stellte, es war ein unaufhörliches Schneestürmen, und durch dasselbe mußten die Unserigen vorwärts, dem auf dem Rückzuge befindlichen Feind immer dichter auf den Leib. Auf dem Wege war lebhaftes Geschütz- und Gewehrfeuer zu hören. Als der Feldmarschall gegen Abend in dem Dorfe Bouloire angekommen war, traf die Meldung von einem heftigen Zusammenstoß ein, welchen das 3. Korps bei Ardenay, etwa 11 Kilometer vorwärts, mit den Streitkräften des Generals Chanzy gehabt hatte. Der Höchstkommandirende schlug in Bouloire sein Hauptquartier auf, das Dorf erhielt eine Besatzung, die an Zahl weit über die gewöhnlichen Verhältnisse hinausging. Das war eine Maßregel, welche die Uneingeweihten einigermaßen befremden konnte, die jedoch, wie sich später herausstellte, als eine Pflicht der Vorsicht dringend geboten war. Der ganze Wald um Bouloire war noch voll feindlicher Truppen. Nach dem raschen Vormarsch hatte Prinz Friedrich Karl den französischen Oberbefehlshaber gezwungen, seine Truppen aus ihrer Stellung bei Vendome zurückzuziehen, und daß letzterer mit seinen undisciplinirten, unbeweglichen Massen das nicht so schnell bewerkstelligen konnte, um von unsern Truppen nicht erreicht zu werden, das verwickelte ihn in den nächsten Tagen in Gefechte, die namentlich von der 5. und 6. Division geführt wurden und für ihn ungünstig ausfielen.

Am 10. Januar Abends wurde die erste Siegesbeute, zwei Mitrailleusen mit vollständiger Bespannung, nach Bouloire gebracht, und diesen folgten massenhafte Züge von Gefangenen, so daß zuletzt in dem kleinen Orte der Raum fehlte, sie unterzubringen. Zwischen Ardenay und der kleinen Stadt Yvre, um die Auberge St. Hubert, suchte sich der Feind am 11. und 12.

---

*) Aus der allg. Ztg. Wir glauben den geehrten Lesern noch nachträglich eine Uebersicht der Kämpfe des Prinzen Friedrich Karl gegen die französische Westarmee geben zu sollen. Die Red. d. Lrch. Ztg.

Januar gegen das Centrum unserer Aufstellung zu behaupten; einzelne rechts an der Straße gelegene Höhen, welche dieselben beherrschen, vertheidigte er mit großer Widerstandsfähigkeit; hier waren namentlich das 3. und später das 9. Corps engagirt; letzteres stellte die Verbindung zwischen dem Centrum und dem 13. Corps unter dem Kommando des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin her. Der Großherzog war unter fortwährenden Kämpfen von Norden aus Chartres her angerückt und bildete den äußersten rechten Flügel unserer Aufstellung; ihm war die Aufgabe zugetheilt, gegen den linken des Feindes, der sich bis gegen La Ferté erstreckte, zu operiren. Dem Großherzog stand hier das 21. französische Corps gegenüber, und es war ihm geglückt, dasselbe in den letzten Tagen durch unausgesetzte sehr schwere Kämpfe in einer Weise zu beschäftigen, daß er es in seinen Stellungen festhielt und so für die militärischen Pläne des Generals Chanzy unbrauchbar machte. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wurde auf der Linie des Centrums und des rechten Flügels ein weithin dröhnendes Gewehr- und Geschützfeuer unterhalten. Die Schneestürme hatten aufgehört und einem klaren sonnigen Himmel und schwachem Froste Platz gemacht — über die glatte Schneefläche zogen die Bataillone in die Gefechtslinie und unter dem blauen Himmel blitzten die Kanonen und flogen die Granaten. Wie lange wird der Feind sich in diesen Stellungen noch halten, wann wird er uns die Straße nach Le Mans freigeben? Diese Frage konnte nur durch eine Anzahl von Stunden beantwortet werden, er hielt sich länger als man geglaubt hatte, und wenn auch schon am Abend des 12. Jan. ein Nachlassen seiner Widerstandskraft bemerkbar wurde, wenn unsere leitenden Kräfte sehr wohl einsahen, daß seine scheinbare Hartnäckigkeit nur den Rückzug maskiren sollte, so war man doch der Meinung, daß es noch des nächsten Morgens bedürfe, um dieselbe vollends zu brechen. Am Abend war der General-Feldmarschall nach seinem Hauptquartier, welches am 11. Jan. nach dem Schlosse von Ardenay verlegt worden war, zurückgekehrt, um 8 Uhr traf ein Ordonnanz-Offizier des Generals v. Voigts-Rhetz mit der Meldung ein, daß das 10. Korps und die 5. Division im Laufe des Nachmittags die Stadt Le Mans genommen und besetzt haben. Wo war das 10. Korps während dieser Tage und dieser Kämpfe des Centrums und des rechten Flügels? Es befand sich in äußerster linker Flügelstellung und hatte für den 6. Januar die Aufgabe gehabt, Montoire zu erreichen und von da auf dem rechten Ufer der Loire westlich vorzugehen. Bei La Châtre hatte es die Richtung nach Norden eingeschlagen, mit seinem rechten Flügel stützte sich der Feind auf die Stadt Le Mans und gegen diese Position sollte es eine Flankenbewegung ausführen. Am Morgen des 12. Januar hatte General von Voigts-Rhetz den letzten Widerstand überwunden, welchen ihm der Feind vielfach entgegengesetzt hatte, und befand sich im raschen Vormarsch auf die Stadt; diese Umgehung war aber nur dadurch möglich, daß der Feind im Centrum und auf dem rechten Flügel festgehalten wurde; er ließ sich dadurch auch täuschen, jedenfalls in dem Wahne, daß wir so weit mit unserem linken Flügel nicht ausgreifen würden. Mit der Wegnahme von Le Mans sah er seine ganze Rückzugslinie bedroht, und aus der Schnelligkeit, mit welcher er seine Truppen auf seiner ganzen Linie zurückzog, ließ sich die Begründung dieser Befürchtung erkennen. Noch am Abend war die Straße nach Le Mans unsern Truppen offen. Während dieser Kämpfe war der General-Feldmarschall vom Morgen bis in die Nacht auf dem Kampfplatze, bald auf dieser, bald auf jener Stelle mit den Seinigen, überall da, wo ein Eingreifen in die Aktion geboten war. Wenn man den Krieg der Neuzeit ein Schachspiel nennen kann, bei dem die geistige Ueberlegenheit den Sieg davon trägt, so ist dieser Vergleich mehr als je auf die gegenwärtigen Operationen anwendbar. Das Terrain, das von Hecken in Quadrate eingehegte Ackerland, glich wahrhaft den Feldern eines Schachbrettes, Zug um Zug wurde dem Gegner abgewonnen, Feld um Feld ihm genommen, bis das Ganze unser, der Sieg ein vollständiger war. Unsere Verluste während dieser Tage belaufen sich an Todten und Verwundeten auf 3200 Mann, die der Franzosen noch weit höher. Wir haben 15 Kanonen und Mitrailleusen genommen. Es gab zwei Tage, wo die Artillerie wegen der Wege und sonstigen Schwierigkeiten gegen die vorbereiteten Stellungen der feindlichen Artillerie nicht vorrücken konnte, wo nur Kolben und Bajonett ihre Schuldigkeit thun mußten. Jetzt, wo noch die Details fehlen, die Schwierigkeiten noch nicht in vollem Maße zu erwägen sind, unter denen diese Operation zu einem so glänzenden Resultate geführt worden ist, möchte eine Uebersicht und ein Urtheil darüber noch nicht am Platze sein; diese Aufgabe bleibt der Kriegsgeschichte aufbehalten, aber schon jetzt geht das militärische Urtheil dahin, daß diese Operation zu den interessantesten und genialsten Leistungen des gegenwärtigen Krieges zählen wird.

Von Orleans nach Orleans.

Im sechsten seiner diesbezüglichen Feuilletonartikel in der Frankf. Ztg. schildert Hermann Voget weiterhin seine Kriegsfahrten und Kriegserlebnisse. Vor Allem beschreibt er die Sehnsucht der Bayern und der 22. preußischen Division nach der Führung des Kronprinzen von Preußen und seinem Generalstabschef Blumenthal, während sie bekanntlich von Mitte November an unter dem Oberbefehl des Großherzogs von Mecklenburg standen. Am 17. Nov. fand das Gefecht bei Dreux statt; die 17. und 22. Division waren engagirt. Der Großherzog von Mecklenburg befand sich in Nogent le Roi. Bei dem siegreichen Gefecht bei Dreux war er nicht anwesend. Am 18. Nov. fand das Waldgefecht bei Chateauneuf statt; es kostete über 100 Mann. Die darauffolgende Nacht war für die Truppen nicht angenehm. Der Generalstabschef, Oberst Krensky, traf seine Dispositionen in der Annahme, daß der Feind das vorliegende Terrain vollständig aufgegeben habe. Hermann Voget schreibt:

Zufälliger Weise waren die Franzosen aus vielen dieser Orte, als die Deutschen am folgenden Abend im Nebel heranrückten, noch nicht abgezogen; der Nebel hatte den Feind verhindert, das Nahen unserer Truppen zu bemerken, sonst würde er zweifellos vorher die Ortschaften geräumt haben. So mußte er sich gegen seinen Willen vertheidigen und die Unseren, die Bayern sowohl wie die Zweiundzwanziger sahen sich genöthigt im Feuer Quartier zu machen oder zu bivouakiren. Nicht alle waren an diesem Tage so glücklich wie das 2. bayerische Regiment, das nach Maixme bei Chateauneuf bestimmt, dort ankam wie die Franzosen eben mit der Bereitung ihrer Menage beschäftigt waren. Adjutant Fortenbach, der seinem Bataillon voranritt, wurde zwar als es sich dem Orte näherte, durch Nebel und Dunkelheit mit einem „Qui vive“ empfangen. Er anwortete jedoch rasch entschlossen mit einem „Soldat Français“ und ehe die Schildwache noch daran gedacht, sich näher nach dem französischen Soldaten zu erkundigen, war sie ihrer Waffen beraubt und Gefangene des tapfern Offiziers. Langsam und geräuschlos rückten dann die Bayern in das Dorf, wo die meisten der überraschten Franzosen kaum noch Zeit hatten an die Flucht zu denken. Weit schlimmer erging es dem zur Division Wittich gehörenden 32. Regiment, das als es im Nebel ruhig auf der Landstraße von Chateauneuf nach Ardelles marschirte, plötzlich von mehreren rasch aufeinanderfolgenden Salven empfindlich begrüßt wurde. Die wackeren Zweiunddreißiger ließen sich durch die Kugeln nicht abhalten vorzurücken. Sie stürmten Ardelles, steckten die Häuser, aus denen geschossen wurde, in Brand und marschirten, als sich die letzten Feinde geflüchtet hatten, weiter auf Digny, erhielten jedoch, da der Ort noch von Franzosen besetzt war, auf dem Marsch Befehl zwischen Digny und Ardelles Bivouak zu beziehen. Nach den Zweiunddreißigern kamen die Fünfundneunziger nach Ardelles, ungehindert gelangten sie durch das brennende Dorf. Als jedoch die erste Compagnie noch keine hundert Schritt über den Ort hinaus war, wurden plötzlich von allen Seiten Kugeln auf sie gesandt, von denen es bei dem Nebel und der Dunkelheit unmöglich war zu erkennen woher sie kamen. Ein Offizier ward schwer verwundet, mehrere Soldaten wurden theils getödtet, theils verwundet. Den Fünfundneunzigern blieb für die Nacht nichts Anderes übrig, als neben den Zweiunddreißigern Bivouak zu beziehen. Aehnlich erging es vielen bayerischen Regimentern. Die Dörfer, die ihnen für heute als Quartier angewiesen, standen entweder in Flammen oder waren noch von Franzosen besetzt, welche daraus in der Dunkelheit zu vertreiben jedenfalls zu viel Blut gekostet haben würde, und so mußte man sich, wollte man nicht die ganze Nacht auf den Beinen bleiben, zum Bivouakiren entschließen. Das geschah denn auch; die Soldaten warfen sich, den Nebel als Decke nehmend, auf die feuchte Erde.

Im siebenten Artikel in der Frankf. Ztg. „bei den Zweiundzwanzigern“ erzählt H. Voget:

In Chateauneuf en Thymerais, wohin das Hauptquartier des Großherzogs am Tage nach dem „Siege von Dreux" verlegt wurde, fanden wir bei einer reichen und liebenswürdigen Wittwe ein ausgezeichnetes Quartier. Wir hatten, was wir zu unserer Bequemlichkeit nur wünschen konnten: Springfedernbetten, schwere Teppiche, bequeme Fauteuils, elegante Damastvorhänge, ja sogar ein mit allem Comfort ausgestattetes Toilette- und Badezimmer. Dabei suchten Frau und Dienerschaft uns in jeder Weise gefällig zu sein; zwar konnten sie uns, obgleich es mit dem Keller noch leiblich stand, in Bezug auf die Küche wenig bieten. Es fehlte das Wichtigste: Fleisch und Brod; als wir jedoch, durch die Freundlichkeit der Intendantur dazu in Stand gesetzt, beides lieferten, bereitete man uns ein gutes Diner, dem auch die beiden bayerischen Generalstabsoffiziere, die mit uns im Quartier lagen, Gerechtigkeit widerfahren ließen. Die Kämpfe des gestrigen Tages bildeten bei Tisch das Thema unserer Unterhaltung.... Neue Truppen waren eingerückt. Wir hatten, um uns zu erkundigen, was es gäbe, nicht nöthig hinauszugehen. Heftiges Pochen an die Thür veranlaßte das schleunige Oeffnen derselben. Preußische Soldaten drangen ein und verlangten Quartier. Der Protest unserer Wirthin, daß sie bereits vier Offiziere sammt ihren Bedienten in Logis habe, fand keine Beachtung: im zweiten Stock war noch Platz genug, um 60 Mann unterzubringen. Die Soldaten, Sachsen-Weimaraner vom 94. Regiment, hatten wahrlich gerechten Anspruch auf gutes Quartier — sie kamen von einer harten Blutarbeit. Sie hatten sich den halben Tag draußen im Wald mit den Franzosen herumschlagen müssen und sehnten sich jetzt nach einem trockenen Lager, nach einem tüchtigen Feuer und einer guten warmen Suppe. Sie quartirten sich denn auch ein, wo sie Platz fanden, sie ließen sich keine Zeit zu fragen, ob das was sie thaten, der Wirthin genehm sei oder nicht. Was man geeignet hielt, sich ein bequemes Lager zu bereiten, ward genommen: Stroh und Heu, Decken und Teppiche, kunstvoll gestickte Sophakissen und Stuhlpolster. Die Frau mußte froh sein, daß doch wenigstens in den von uns und den Offizieren bewohnten Zimmern nicht Alles um und um gekehrt wurde. In dem großen im Geschmack Ludwigs XIV. angelegten Garten loderten hinter Taxushecken mächtige Feuer empor. Der Hunger war größer als die Müdigkeit; ehe man sich legte wollte man etwas Warmes genießen. Während die Menage in den Kesseln brodelte unterhielt ich mich mit den Soldaten. Trotzdem sie Sieger, war ihre Stimmung keine freudig gehobene. Sie waren verdrossen und ingrimmig. Der gutmüthig sanfte thüringische Dialekt contrastirte eigenthümlich mit ihren blutigen Reden. Sie schimpften natürlich auf die Franzosen und gelobten diesen Buschkleppern keinen Pardon mehr geben zu wollen. Indessen sehnten sich Alle nach Frieden, jeder hatte genug von dem Krieg und gerade aus dieser Friedenssehnsucht erwuchs ja ihre Wuth gegen die Franzosen, denen sie es nicht verzeihen konnten, daß sie ihr Vaterland noch nicht für verloren hielten. Der heutige Kampf war ein ebenso mörderischer gewesen wie die Aufgabe, die sie zu lösen gehabt, eine gefährliche. Beauftragt, den Wald zwischen St. Jean und Chateauneuf zu durchsuchen, kamen sie bis auf 150 Schritt in die Nähe des Feindes, den sie erst bemerkten, als er ihnen durch den Nebel eine verderbenbringende Salve entgegensandte. Es waren Linientruppen gewesen, die in guten Verschanzungen über eine Stunde festgestanden, ja sogar einen Bajonnetangriff ausgehalten, sich schließlich aber durch eine Umgehung ihres linken Flügels zum Aufgeben der Position gezwungen gesehen hatten. Sie wurden aus dem Wald hinaus ins Freie getrieben. Doch kamen nicht Alle so weit — mehr als zwanzig wurden von den durch den langen Widerstand erbitterten Deutschen am Rande des Waldes mit dem Kolben niedergeschlagen. Die Offiziere hatten Mühe, dem Wüthen Einhalt zu thun — wenn sie nicht dazwischen getreten wären, würde man Alle, die um Pardon flehten, niedergeschlagen haben. So wurden doch noch 120 Gefangene gemacht.

Tags darauf gingen wir nach der Stätte des Kampfes. Der Forst, in welchem die Vierundneunziger ihre blutige Arbeit verrichtet hatten, beginnt eine Meile südlich von Chateauneuf und zieht sich ebensoweit nördlich über die Stadt hinaus. Wir brauchten keine zweihundert Schritt um in den Wald zu kommen. Der Weg, den wir gingen, war durch zahlreiche Barrikaden und Verhaue gekreuzt; auch in den Seitenwegen sahen wir überall Vertheidigungsmaßregeln. Der ganze Wald schien eine Festung. Am stärksten freilich war die Nordseite verschanzt: hier hatte man förmliche Pallisaden aufgeführt, davor zogen sich 4—5 Fuß tiefe Gräben hin. Hier auch hatte der Feind allein an eine Vertheidigung gedacht. Noch sah ich überall die Spuren des gestrigen Gefechtes: große Blutlachen, weggeworfene Waffen, preußische Helme und französische Käppi's. Preußische Sanitätsleute forschten, ob noch irgendwo in einem abgelegenen Winkel ein Verwundeter liege. Ein kleines Dorf, das hier unmittelbar an den Wald stößt oder vielmehr halb in demselben liegt, barg mehrere schwerverwundete Franzosen. Sie waren ohne ärztliche Pflege zurückgelassen worden. Die Preußen thaten ein Werk der Menschenliebe, als sie die Armen in ihren Ambulancen nach Chateauneuf schafften. An der Straße, die von Torcey, so heißt das Walddorf, auf die große Chaussee führt, lagen noch unbeerdigt die Opfer des gestrigen Tages, 8 Deutsche und 32 Franzosen. Ein Fähnrich, dessen schönes, jugendliches Gesicht der erste Flaum umrahmte, und der den Kopf an einen moosbewachsenen Baumstumpf gelehnt wie schlafend dalag, fesselte meine Aufmerksamkeit. Ich erkundigte mich nach ihm und hörte, daß es ein echtes Soldatenkind gewesen, ein Enkel des Generals Bülow von Dennewitz. Sein Traum von Ruhm und Lorbeeren war kurz gewesen, doch starb er tapfer, würdig des Namens, den er trug. Wenige Minuten, ehe ihn die Todeskugel traf, hatte ihm sein Hauptmann, als er der Erste eine Barrikade erstiegen, zugerufen: „Bülow, das verdient das eiserne Kreuz!" — Einen traurigen Anblick gewährten die meisten französischen Leichen. Während die Deutschen fast alle Schußwunden erlegen waren, bewiesen die zerschlagenen Schädel, die blutigen Gesichter der Franzosen, daß sie erst im Handgemenge den Tod gefunden hatten.

Am 19. November blieb das Hauptquartier in Chateauneuf und auch am folgenden Tage wurde es nur etwa eine Meile weiter südwestlich nach Digny verlegt. Die 22. Division, welche die Avantgarde bildete, marschirte dagegen auf La Loupe vor, wohin wir ihr, ohne uns lange zu besinnen, rasch entschlossen folgten. Die Zweiundzwanziger haben in diesem Krieg nächst dem Tann'schen Corps wohl am meisten gelitten. Bei Wörth erhielten sie die Bluttaufe. Während an diesem Tage das Tann'sche Corps auf dem rechten Flügel die Entscheidung herbeiführte, war es das elfte Armeecorps, zu dem die 22. Division gehört, welches auf dem linken Flügel bei Gunstett die Schlacht zu Gunsten der Deutschen entschied. Bei dem großen Vormarsch nach Wörth war das 11. Corps schon am weitesten in der Champagne vorgedrungen, als die Abschwenkung nach den Argonnen befohlen wurde. Unter großen Anstrengungen vollzog es den Befehl und traf Dank der Ausdauer und Energie seiner Offiziere und Soldaten noch rechtzeitig bei Sedan ein, um ruhmvollen Antheil an der Entscheidungsschlacht nehmen zu können. Während dann die 21. Division mit zur Belagerung von Paris verwendet wurde, ward die 22. Division unter dem Commando des Generals v. Wittich mit dem Tann'schen Corps gegen Orleans entsendet. Nach anstrengenden Märschen, einem beschwerlichen Vorpostendienst und verschiedenen kleinen Gefechten folgte am 11. Oktober die erste Einnahme von Orleans, in deren Lorbeeren sich die Zweiundzwanziger (Hessen und Thüringer) mit den Bayern theilten. Die letzteren blieben in und um Orleans zurück, während General Wittich mit seiner Division wieder nordwärts nach Chartres beordert wurde. Chateaudun, das Widerstand leistete, ging in Flammen auf. Keiner, der das grausige Schauspiel gesehen, wird je den Schreckenstag vergessen. In Chartres, das sich ohne den Versuch einer Vertheidigung zu machen, dem Sieger beugte, blieb die Division bis zum 7. oder 8. November, wo sie, um sich von Neuem mit den Bayern zu vereinigen, in anstrengenden Eilmärschen südwärts marschirte. Die Vereinigung erfolgte am 10. November bei Janville und seit dem 11. November stand General Wittich ebenso wie General v. d. Tann unter dem Obercommando von Friedrich Franz.

Und nach einigen Wochen wieder! Wie hatten sich die Reihen gelichtet, durch die Strapazen, Bivouaks und Schlachten? Was hatten die Söhne der gesegneten Gefilde Thüringens und Hessens erduldet!!

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 7 Den 12. Februar: Telesphor.

Geschichtliche Notizen über die alte Landwehr, Bürgerwehr Landshuts.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1809 entbrannte aufs Neue der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich und den mit letzterem verbundenen Staaten. Vor den Mauern Landshuts sollte das erste Treffen dieses Feldzuges statthaben.

Landshut und die rechtseitige Isargegend war von Oesterreichern, die linke Seite der Isar und die Altdorfer Ebene mit Bayern und Franzosen besetzt.

Am 13. April ging eine Abordnung der Stadt, worunter Bürger-Major Koibl und Kavallerie-Rittmeister Fellerer, nach Vilsbiburg zu Erzherzog Ludwig ab und kehrten von dort mit guten Hoffnungen für das Schicksal unserer Stadt zurück. Am 16. April Morgens begann die Kanonade beider Heere. Die Hauptwache war abermals kommandirt durch unsern bereits erwähnten tapfern Bürger und Oberlieutenant Knisl. Schon hatte mit den heftigsten Drohungen ein österreichischer Offizier vergeblich von ihm Auskunft über die Stärke, Stellung u. dgl. der bayerischen und französischen Armee gefordert, als ein zweiter Adjutant des Erzherzogs Karl mit auf Knisl's Brust gerichteter Pistole einen Kahn zur Ueberfahrt über die Isar von ihm verlangte.

Knisl blieb fest trotz der Drohungen und der angebotenen namhaften Belohnung, hätte jedoch wohl seine Standhaftigkeit schwer zu büßen gehabt, würde nicht eine Kanonenkugel vor der Hauptwache die Ordonnanz des Oesterreichers getödtet und den bürgerlichen Posten Bürger Gehrer verwundet haben, welch' kräftige Mahnung den Oesterreicher bestimmte, seinen bayerischen Kameraden in Ruhe zu lassen.

War es übrigens zu wundern, wenn, wie der bezügliche Wachtrapport sagt, auf dieses hin die Wachtmannschaft (Männer, die Haus, Frau und Kinder in höchster Gefahr wußten), um so mehr in Knisl drängte, die Wache aufzulösen und sie nach Hause zu lassen, als bereits die Kanonen von allen Seiten donnerten und es allgemein hieß, die Stadt werde in wenigen Stunden nur mehr ein Steinhaufen sein; doch der wackere Knisl wußte seinen Muth auch seiner Mannschaft einzuflößen und sie hielt aus, trotz der gröblichsten Insulten von Seite der Oesterreicher.

Nachmittags 4 Uhr hatten die Oesterreicher den Uebergang über die Isar erzwungen, die Bayern zogen sich über Altdorf und Weihmichel zurück.

Knisl's Wache wurde befehligt, Arbeiter zur Belegung der abgetragenen Brücken herbeizuschaffen, um 6 Uhr Abends wurde er abgelöst, doch nicht um mit seiner Mannschaft endlich heimkehren zu können, sondern als Feuerpiquet zwischen die Brücken zu dem dort durch die Kanonade ausgebrochenen Brande zu eilen. Nachts 9 Uhr von dort zur Hauptwache zurückgekehrt, wurde Knisl von General Grüne der Degen abgefordert und er mit seiner Mannschaft in Arrest gelegt.

Gleiches Schicksal hatte der bürgerliche Kommandant der Hauptwache, Lieutenant Arnold mit seiner Mannschaft, der von Graf Grüne sogar einige Säbelhiebe erhielt und ihm mit Erhängen gedroht wurde, da Grüne glaubte, eine von einem österreichischen Soldaten muthwilligerweise in des Generals Zimmer geworfene Flintenkugel sei aus der Muskete eines Bürgers gekommen.

Schon am 21. April wiederholte sich das kriegerische Schauspiel eines Treffens vor den Augen der Landshuter.

Die Oesterreicher Tags zuvor bei Abensberg geschlagen, zogen sich, verfolgt von Bayern und Franzosen nach Landshut zurück, in der Hoffnung, sich hier halten zu können. Ihre Verfolger drängten sie aber so sehr, daß es hier zur wilden Flucht kam und die Oesterreicher sogar ihre Munitionswägen in der Altstadt zurückließen, was, wäre auch nur eine der vielen von den auf dem Prülfelde aufgestellten österreichischen Batterien in die Stadt gesandten Haubitzen in einen der offenen Pulverwagen gefallen, Landshut gänzlich zerstört hätte.

Mit riesenmäßiger Anstrengung und Nichtachtung der eigenen Lebensgefahr räumten die Bürger Landshuts während der Kanonade die furchtbaren Wagen aus der Altstadt, suchten die brennenden Brücken zu löschen, patrouillirten durch die Straßen, um bei etwaigem Brande sofort bei der Hand zu sein und retteten so ihre Stadt und das Leben Tausender.

In dankbarer Anerkennung dieser rühmlichen Leistungen ehrte König Max I. die Landshuter Bürgerwehr durch Verleihung der goldenen Verdienstmedaille an den II. Major Koibl und der silbernen Medaille an den Rittmeister Fellerer.

Am 14. Oktober wurde in Schönbrunn bei Wien der Friede geschlossen und Landshut konnte nach den erlittenen Drangsalen freier aufathmen.

Eine amtliche Berechnung weist aus, daß die Stadt vom August 1808 bis Oktober 1809 gegen 400,000 Mann beherbergte und verpflegte.

In wiederholter Anerkennung der Verdienste des Landshuter Bürgerbataillons erhielt am 15. Januar 1810 der erste Major Bernhard Keller die goldene Medaille des Verdienst-Ordens der bayerischen Krone und durch den neuen Wehrbau' wollte sich König Max, wie er in der deßfallsigen Entschließung vom 10. April sagt, in den Herzen der durch Muth und Entschlossenheit, durch Fürsten- und Vaterlandsliebe ausgezeichneten Gemeinde Landshut ein bleibendes Denkmal gründen.

In Folge der organischen Verordnung vom 6. Juli 1809 über die Errichtung der Nationalgarde erhielten die Pflichten und Befugnisse des bisherigen Bürgermilitärs unter der Bezeichnung Nationalgarde III. Klasse eine größere Ausdehnung.

Die Wendung Bayerns und der mächtigsten Fürsten Europas gegen Frankreich erforderte die thatsächliche Mitwirkung des gesammten Volkes. Unterm 3. November 1813 erschien der kgl. Aufruf an das bayer. Volk zur allgemeinen Landesbewaffnung und brachte eine abermalige Ausdehnung der Nationalgarde III. Klasse, in die nun alle ansäßigen Einwohner der Städte und Märkte bis zum 60. Jahre eingereiht wurden.

Durch die ständige Abwesenheit der Garnison, die Durchzüge und Organisation neuer Truppentheile ward der militärische Dienst der Landshuter Bürger ein so gesteigerter, daß man sich genöthigt sah, um die wenigen Lieutenants von den so schnell auf einander folgenden Wachtdiensten zu entheben, noch weitere 5 Lieutenants extra statum zu ernennen.

Sogar die Stadtkommandantschaft, deren Obliegenheit während der kriegerischen Zeit eine erhöhte war, wurde fast zwei Jahre hindurch von dem bürgerlichen Rittmeister und fungirenden Majore Fellerer versehen, und die Unteroffiziere der Landwehr waren berufen, die Mannschaft des hier formirten Bataillons der mobilen Legion des Isarkreises, sowie die Studirenden an hiesiger Universität in Handhabung der Waffen zu unterrichten.

Der Kommandant des 4. Bataillons hielt sich vor seinem Ausmarsch mit seiner neu einexercirten Mannschaft verpflichtet, den ihm so lieb gewordenen bürgerlichen Unteroffizieren für ihre viele Mühe und Unterstützung, die mit Aufopferung ihres eigenen Berufes verbunden war, öffentlich seinen Dank und die Versicherung auszudrücken, daß ihre aufopfernde Vaterlandsliebe stets in seiner Erinnerung bleiben werde.

Auch für die zu den Waffenübungen der Nationalgarde

III. Klasse eingereihten Landleuten wurden die Landshuter Bürger-Unteroffiziere in den Landgerichtsbezirk berufen und vertheilt.

In dankbarer Erinnerung, daß sich das Landshuter Bataillon im Geiste seiner Ahnen schon am 27. Dezbr. 1813 und wiederholt am 27. May 1815 freiwillig zum Dienste für König und Vaterland in und außer den Grenzen angeboten hatte, ertheilte König Maximilian demselben das Felddenkzeichen der für Deutschland stets denkwürdigen Ereignisse in den Jahren 1813, 14 und 15, und seit 12. Oktober 1815 schmückt dieses Ehrenzeichen die Landshuter Fahne.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriege*).

Brevilliers, 19. Januar.

Von dem 14. Armeekorps unter dem Kommando des Generals v. Werder geht den „Hamb. Nachr." ein ausführlicher Bericht zu, dem wir Folgendes entnehmen: „Am 31. v. M. war die Konzentrirung des ganzen Korps um Vesoul vollendet, auch das aus den preußischen Truppen des Korps bestehende Detachement v. d. Goltz stieß wieder zu uns, nachdem dasselbe vorläufig die Cernirung von Langres aufgegeben hatte. Die Truppen dieses Detachements durften sich nicht geringerer Anstrengungen rühmen, als die Badener, sie hatten auch mehrere Tage hinter einander 6—7 Meilen per Tag gemacht, die Tornister mußten wegen dieser gewaltigen Anforderungen an die Marschfähigkeit gefahren werden. In Vesoul wurde unseren Truppen nach den furchtbaren Gewaltmärschen die wohlverdiente Ruhe leider nicht zu Theil. Der Feind regte sich auf allen Seiten, seine Nähe erforderte den anstrengendsten Vorposten- und Rekognoszirungsdienst. Da verging vom 1. bis zum 4. ds. Mts. kein Tag, kaum eine Nacht, wo nicht der dumpfe Ton der Allarmtrommel durch die Straßen der Stadt rasselte. Von Dijon und Besançon her waren drei feindliche Korps gegen uns im Anmarsche, nämlich das 18. und 20. Korps unter Bourbaki in Verbindung mit dem neu organisirten und verstärkten Korps des Generals Cremer. In Folge des Andringens dieser uns weit überlegenen Streitkräfte, die wohl 80,000 bis 90,000 Mann betragen mochten, concentrirte sich das 14. Korps noch enger wie bisher um Vesoul und nahm am Morgen des 6. in Erwartung einer größeren Schlacht eine günstige Defensivstellung ein, deren Centrum das stark verbarrikadirte Vesoul bildete. Der Feind hatte andere Absichten, er unterließ den fast ersehnten Angriff auf unsere Stellung, der uns vielleicht, wenn er siegreich zurückgewiesen wurde, Luft und Ruhe verschafft hätte. Am 7. und 8. schien es, als wolle sich der Feind von Port-sur Saone auf Gray zurückziehen. Am 8. Abends wurden daher die Dispositionen ausgegeben, auf dem gedachten Wege zu folgen. In der Nacht vom 8. zum 9. ergaben indessen stärkere Rekognoszirungen nach dem Dignon zu, daß der Feind seine wahren Absichten geschickt maskirt habe und seine Hauptmassen auf Belfort dirigire. Wir wären fast in eine böse Falle gerathen. Mitten in der Nacht wurden die gegebenen Dispositionen geändert, das ganze Korps erhielt seine Marschrichtung auf Belfort. Das Gros marschirte auf der großen Straße nach Lure. Um dasselbe gegen einen Angriff in der Flanke zu schützen, wurde die bereits zwischen Lure und Belfort stehende 4. Reservedivision des Generals v. Schmeling und das gegen den Dignon auf Vorposten gestellte Detachement von der Goltz gegen Viller-Sexel und Esprels vorgeschoben, um dort den Andrang der Franzosen möglichst lange aufzuhalten und die Brücken über den Dignon zu vertheidigen. Gegen Mittag griffen die feindlichen Massen von Viller-Sexel her mit großer Heftigkeit an. Die Division v. Schmeling hielt indessen gegenüber dem starken Feuer der feindlichen Artillerie und der Mitrailleusen wacker Stand. Das zu dieser Division gehörige 25. Regiment verbiß sich sogar so sehr, daß es in einem blutigen Nachtgefechte, obwohl dieß nicht zur Aufgabe der Division gehörte, den stark verbarrikadirten Ort Viller-Sexel stürmte. Dabei fielen 400 Gefangene und drei Mobilgarden-Adler in unsere Hände. Einen schweren Stand hatte das Detachement von der Goltz, welches lange Zeit den Anprall eines feindlichen Korps aufhielt und dann sich fechtend langsam zurückzog. Das pommerische Füsilier-Regiment Nr. 34 beklagt besonders herbe Verluste aus den Kämpfen dieses Tages. Im Ganzen mögen unsere Truppen etwa 500 Mann an Todten und Verwundeten verloren haben. Die Franzosen werden sicherlich keine weniger empfindlichen Verluste gehabt haben. Die Rheinländer vom 25. Regiment, welche hier zum ersten Male im Feuer standen, sollen bei dem nächtlichen Sturme von Viller-Sexel böse mit Kolben und Bajonnet gewirthschaftet und wenig Pardon gegeben haben. Am nächsten Morgen entwickelte der Feind gegen unsere Stellung bei Viller-Sexel so kolossale Truppenmassen, daß befürchtet werden mußte, er werde unsere schwachen überflügeln und erdrücken. Der genannte Ort wurde daher freiwillig aufgegeben, die 4. Reservedivision und das Detachement von der Goltz zogen sich auf Lure zurück, wo die badische Division bereits eingetroffen war. Leider mußte ein großer Theil der Verwundeten in Viller-Sexel zurückgelassen werden, da genügende Wagen zum Transporte der Verwundeten nicht vorhanden waren. Bourbaki wagte den Rückzug unserer Truppen nicht zu beunruhigen. Was unsere Soldaten in jener Zeit bei der erbarmungslosen Kälte, welche zwischen 10 und 15 Grad schwankte, gelitten haben, läßt sich gar nicht beschreiben. Uebrigens ging dieser Rückzug trotz aller Strapazen und Entbehrungen mit der größten Ordnung vor sich, man sah nicht einen einzigen Marodeur und Nachzügler. In den nächsten Tagen, bis zum 12. d., zog sich das Korps weiter in die Vogesen hinein nach Belfort zurück, nahm rings um diese Festung seine Stellungen in einem gewaltigen Halbkreise ein, um hier festen Fußes den Anprall der dreifach stärkeren feindlichen Heerschaaren zu erwarten. Jeder einzelne Soldat wußte, worauf es ankam. Jeder wußte, daß Belfort entsetzt, die deutschen Gauen von den Horden des Feindes ernstlich bedroht waren, wenn es Bourbaki gelang, an irgend einem Punkte den Wall zu durchbrechen, welchen das 14. Korps um Belfort gezogen hatte. Vom Oberkommando wurden, der Situation entsprechend, die gemessensten Befehle gegeben, daß jede Truppenabtheilung bis zum letzten Manne in ihrer Stellung ausharren müsse. Der Feind zog immer noch Verstärkungen von Besançon heran und ließ uns einige Tage Zeit, unsere Stellungen von Montbeliard zwischen Montbeliard und Hericourt mit leichten Befestigungen zu versehen. Das feste Schloß von Montbeliard wurde außerdem mit schwerem Geschütz armirt. Am 15. und 16. Januar stürmten die vier Korps der Franzosen ununterbrochen vom frühen Morgen bis zum späten Abend gegen unsere Positionen von Delle bis Hericourt an. Unserer starken Artillerie, welche sich in vortrefflichen Aufstellungen befand, wurde vorzüglich die Aufgabe zu Theil, diese Angriffe zurückzuweisen und den Franzmännern zu zeigen, wie unbezwinglich deutsche Truppen in einer guten Defensivstellung sind. Es entwickelte sich da eine Kanonade, wie sie wohl selten gehört worden ist. Das waren nicht mehr einzelne Kanonenschüsse, das waren großartige Salven von massenhaften Kanonen. Dem Ohre machte sich diese Kanonade als ein unaufhörliches Donnern und Brüllen bemerkbar, welches erst mit dem Untergange der Sonne allmählich aufhörte. Die Franzosen entwickelten gleichfalls eine zahlreiche, gute Artillerie, sie brachten auch viele Mitrailleusenbatterieen in das Feuer, vermochten aber gegen unsere Artillerie in ihren dominirenden Stellungen nicht aufzukommen. Wo die französische Infanterie sich zeigte und naive Versuche machte, eine oder die andere unserer Batterieen zu stürmen, ging sie ihrem sicheren Verderben entgegen. Die angreifenden feindlichen Regimenter wurden von unseren Granaten und Kartätschen geradezu zermalmt. In dieser Weise gelang es uns, während der zwei Tage alle unsere Positionen glänzend zu behaupten. Für uns war und blieb der Kampf hauptsächlich ein Artilleriekampf, die Infanterie, welche hinter den Batterieen in geschützten Stellungen lag, kam nur an wenigen Punkten zur Verwendung, litt aber schwer durch die entsetzliche Kälte. Demgemäß haben wir auch nur geringe Verluste zu beklagen, sie mögen sich für jeden Schlachttag auf einige Hundert Mann belaufen. Dagegen muß der Feind enorme Verluste gehabt haben, da seine Schaaren in zahlreichen Fällen tollkühn genug gegen unsere Batterien und gegen die in gedeckten Stellungen liegende Infanterie anstürmten.

*) Wir müssen noch, um die Kriegschronik, die wir unsern Lesern während des ganzen Krieges zu geben suchten, zu vervollständigen, Einiges nachtragen, was wir wegen Fülle an Stoff im Laufe der jüngsten Zeit nicht zu bringen vermochten, so über die Kämpfe Werder's gegen die französische Ostarmee, dann über die Treffen gegen die französische Nordarmee. Die Red. d. Ldsh. Ztg.

Dazu konnten die feindlichen Verwundeten, weil sie in unserer Feuerlinie liegen, zum größten Theile nicht fortgeschafft werden. Viele dieser Unglücklichen werden bei der furchtbaren Kälte erfroren sein. Gestern und heute schwieg die feindliche Artillerie. Die Franzosen arbeiteten nur noch mit ihren leichten Mitrailleusenbatterieen auf den Bergen umher, richteten damit indessen absolut nichts aus. Hier und da machte auch die feindliche Infanterie noch einen Vorstoß, sie bemächtigte sich sogar in der Nacht vom 17. und 18. ds. Mts. durch Ueberraschung eines Theiles des Fleckens Hericourt, wurde aber sofort wieder von den Badensern mit Kolben und Bajonnet hinausgejagt. Rekognoszirungen von unserer Seite ergaben, daß sich die feindliche Hauptmacht im vollen Abzuge auf Besançon befand. Die schwachen Vorstöße am 17. und 18. sollten nur dazu dienen, den Rückzug zu maskiren und uns von zu eiliger Verfolgung abzuhalten. Das 14. Korps darf stolz darauf sein, daß es diese Gefahr allein, nur auf seine eigenen schwachen Kräfte angewiesen, beschworen hat. Jeder unserer Soldaten hat vierzehn Tage lang mindestens drei Franzosen in Schach gehalten; wir hatten, wie wir jetzt wissen, mit vier Korps und außerdem mit den Schaaren Garibaldi's, mindestens mit einer Armee von 100—120,000 Mann, zu thun. Unser verehrter Führer, der General von Werder, hat allen seinen Untergebenen als Muster der Ausdauer und Unverzagtheit vorangeleuchtet. Seine Majestät der König hat diese Heldenthaten bereits anerkannt, indem er unserem Chef das Eichenlaub zum Orden pour le mérite verliehen, dabei seinen königlichen Dank durch Telegramm mit den Worten ausgesprochen hat: „Sie und Ihr Korps haben sich um das Vaterland wohl verdient gemacht." Heute bricht ein Theil der Truppen bereits zur Verfolgung des Feindes auf. Leider werden wir der Armee von Bourbaki nicht viel anhaben können, da die schützenden Mauern von Besançon nahe sind, da ferner dem Feinde die Eisenbahn behufs weiteren Rückzuges zur Disposition steht.

Die Schlacht bei Bapaume.

Ein Bericht des „Daily Telegraph" über die Schlacht bei Bapaume vom 3. Januar ist insofern von Interesse, als wir aus demselben den Grund ersehen, wegen dessen die weiteren Feindseligkeiten zwischen Göben und Faidherbe eingestellt sind. Die Verluste haben beide Theile dazu genöthigt, und die deutsche Armee war bereits im Begriffe, sich zurückziehen, als sie davon dadurch abgehalten wurde, daß sie das Gleiche bei der feindlichen bemerkte. Der Berichterstatter befindet sich im Hauptquartier des Generals von Göben. Er beschreibt das Gefecht als ein äußerst heftiges. Zuerst mußte das preußische 33. Regiment weichen, wurde jedoch von dem 65. aufgenommen; dann stand der Kampf eine Zeitlang. Durch Verstärkungen, welche der General von Göben herbeiführte, neigte der Sieg den preußischen Waffen zu. Doch auch die Anzahl der Franzosen wurde vermehrt und so das Gleichgewicht wieder hergestellt. Ueber den Schluß lassen wir den Korrespondenten selbst reden. Er schreibt:

Gegen 1½ Uhr sah es sehr schlimm aus; das heftige Feuer und die überlegene Stärke der Franzosen hatten derartig gewirkt, daß die Vorstadt Arras geräumt wurde und die 29. Brigade unter Oberst Bock nach Bapaume retirirte. Die 30. Brigade formirte sich hinter der Stadt auf der Landstraße nach Peronne, und für eine kurze Zeit stellten die Franzosen ihre Operationen ein, ausgenommen an der rechten Flanke, wo Prinz Albrecht in hitzigem Gefechte engagirt war und keine Seite irgend welchen Vortheil errang. Um 5½ Uhr drangen die Franzosen in die Vorstadt Arras vor Bapaume und begannen 200 Ellen vor den Preußen Barrikaden zu errichten. Um 6 Uhr Abends wurden sie von den Jägern und Dreiunddreißigern aus allen ihren Positionen vertrieben, und der Kampf schloß damit, daß die Franzosen ihre alten Positionen auf den Landstraßen von Arras und Douai okkupirten. Der kommandirende General, seine Verluste so hart und den Feind in so überlegener Stärke findend, hatte beschlossen, sich über die Somme zurückzuziehen. Zu diesem Zwecke wurden demgemäß Befehle ertheilt, als man entdeckte, daß die französische Armee auch auf dem Rückzuge begriffen sei. Schon hatten die schweren Bagagetrains ihre Rückwärtsbewegung begonnen, als ermittelt wurde, daß der französische General Truppen in einer nördlichen Richtung zurückziehe, und es wurde demnach jedweder Rückzug unsererseits unnöthig. So endete die Schlacht von Bapaume, in welcher die Preußen nur 10,000 Mann Infanterie mit 84 Feldgeschützen engagirt hatten, während die Franzosen mindestens 30,000 Mann mit 60 Feldgeschützen ins Treffen brachten. Unsere Verluste waren 800 Todte und Verwundete einschließlich 14 Offiziere. Von diesen verlor das 33. Regiment 7 Offiziere und 228 Mann an Todten und Verwundeten. Das tapfere Regiment hat nun 47 Offiziere und genau die Hälfte seiner Stärke oder 1500 Mann verloren.

Wie ein Korrespondent, der am 18. in Bapaume von Faidherbe empfangen wurde, einem belgischen Blatte mittheilt, schien der Kommandant der französischen Nordarmee sehr besorgt zu sein. Was ihn besonders plagte, war, daß die Preußen ihm nicht zugestehen wollen, daß er in der Schlacht bei Bapaume Sieger geblieben ist; er beklagte sich fortwährend über „die preußischen Lügen." Die äußere Erscheinung Faidherbe's macht keinen imposanten Eindruck. Er ist klein, trägt eine Brille und sieht eher wie ein friedlicher Bürger, als wie ein Offizier aus. Bei seinen Truppen soll er aber sehr beliebt sein. Wie jener Gewährsmann sagt, haben die Truppen der französischen Nordarmee kein schlechtes Aussehen, wenn sie auch keineswegs erprobten Kriegern ähnlich sehen. Was Faidherbe abgeht, ist die Artillerie, aber besonders die Kavallerie; er soll keine 2000 Reiter haben. An Pferden fehlt es ihm nicht, wohl aber an Kavalleristen, die man bekanntlich nicht über Nacht bilden kann. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß er nicht das Geringste über das weiß, was in seiner nächsten Nähe vorgeht.

In Bapaume befanden sich am 14. d. nur noch solche Verwundete, die nicht transportirt werden konnten. Unter denselben sollen sich 80 Deutsche befinden, welche dort zurückgelassen wurden. Dieselben werden von französischen Nonnen gepflegt; die deutschen Aerzte und Krankenwärter wurden nach Amiens zurückgesendet. Die transportablen preußischen Verwundeten sind nach Amiens gebracht worden. Die Verwundeten der Franzosen wurden von diesen nach Arras gebracht. Der größte Theil derselben starb aber unterwegs in Folge der großen Kälte. Die Amputationen, welche nach Bapaume vorgenommen wurden, mißlangen alle. Am 14. d. starben noch 5 Franzosen unter den Händen der Aerzte. In der ganzen Umgegend von Bapaume herrscht furchtbares Elend. Auf dem Wege von Arras nach Bapaume ist alles öde und verlassen. Man sieht keine 10 Häuser, die bewohnt sind. Ueberall grausige Stille.

Von der Schlacht bei St. Quentin

gibt der Korrespondent des „Daily Telegraph" eine ausführliche Beschreibung. Wir entnehmen derselben folgendes Resumé: Der glänzende Erfolg des Tages bei St. Quentin ist hauptsächlich das Verdienst des Generals von Göben, der mit einer ganz wunderbaren Geschwindigkeit seine Truppen auf den Kampfplatz brachte. Um halb 11 Uhr am 17. Januar traf die Nachricht von der Bewegung Faidherbe's ein und um 1 Uhr schon war General Göben persönlich auf dem Wege, um ihm entgegenzuziehen. Die französische Artillerie arbeitete im Treffen nur auf dem preußischen rechten Flügel in anerkennenswerther Weise, während im Centrum die Granaten heulend über den Köpfen der Preußen hinweggingen und 200—300 Schritte hinter den Batterien einschlugen. Der Name Faidherbe wird im preußischen Hauptquartier nicht selten erwähnt, aber stets nur mit Achtung, denn es kann nur eine Ansicht über den Punkt geben, daß er so ziemlich der beste General ist, den Frankreich in diesem Augenblick besitzt. Seine Niederlage kommt hauptsächlich auf Rechnung des schlechten Systems der Republik, ungeübte Schaaren in Uniform zu stecken und zu bewaffnen und dann von ihnen die Leistungen fest geschulter Truppen zu fordern und zu erwarten. General Faidherbe hatte bei St. Quentin 50000 Mann und 70 Geschütze, doch war von dieser anscheinend starken Armee nur die Hälfte, die Mobilen aus der Bretagne und dem Westen miteinbegriffen, zuverlässig. Die übrigen wollten sich schlechterdings nicht schlagen, sondern rissen aus, sobald sie ins Feuer kamen. Das war es auch, was den linken Flügel der Preußen rettete, als er von 8 Bataillonen und 2 Batterien auf der Straße von Vermand nach St. Quentin umgangen wurde. Nur die beiden Batterien feuerten, während die Mobilen sich weigerten, zum An-

griff vorzugehen. Von den Preußen kamen 15,000 Mann Infanterie mit etwa 3000 Reitern ins Treffen. Der Verlust der Franzosen wird von ihren eigenen Offizieren in Bausch und Bogen auf 5—6000 Mann angegeben, der der Preußen beläuft sich auf 2—3000 Mann. — Noch sei folgende Episode erwähnt, die der Korrespondent des „D. T." erzählt: Ein Offizier und 3 Husaren stießen am Abend nach der Schlacht auf einem Ordonnanzritt in der Nachbarschaft von St. Quentin auf 60—70 Mann französischer Infanterie. Es war keine Zeit zur Ueberlegung. Der Offizier beschloß deßhalb mit seinen Leuten den Versuch zu machen, durch den Feind zu brechen und die vier setzten ihre müden Rosse in eine so schnelle Gangart, als es unter den Umständen möglich war, aber kaum waren sie auf 100 Schritte heran, so warfen die Franzosen ihre Flinten von sich und ergaben sich. Die ganze Gesellschaft von 60 Mann wurde abgeführt und von den 4 Husaren vorderhand in eine Kirche gesperrt, bis hinlängliche Bedeckung kam, sie abzuholen.

Den Rückzug der französischen Nordarmee

beschreibt ein Augenzeuge in einem Berichte aus Douai vom 21. wie folgt: Der Rückzug der Faidherbe'schen Armee war eine wahre Flucht. Ich wohnte demselben an und wurde von tiefsten Mitleid ergriffen bei dem Anblick solchen Elends und solcher Leiden. Sie wissen, in welchem elenden Zustande die ersten Abtheilungen der Armee in Cambrai ankamen. Dieß war aber nichts gegen Das, was ich außerhalb der Stadt sah. Entschlossen, mich dem Kampfschauplatz so sehr als möglich zu nähern, verschaffte ich mir einen Wagen und verließ gestern Nachmittags gegen 2 Uhr Cambrai auf der Landstraße nach Busigny. Der ganze Weg war mit Soldaten, besonders mit Mobilen und Mobilisirten, bedeckt. Ein dichter, fetter Schmutz bedeckte denselben; einer jener feinen, eiskalten Regen fiel ohne Aufhören. Tausende von jungen Leuten schleppten sich mühsam fort. Keiner sprach mehr ein Wort. Sie hatten nicht die Kraft dazu. Von Zeit zu Zeit erhoben sie den Kopf und warfen einen verzweifelten Blick auf die Stadt. Unter ihnen kein Offizier, keine Stimme, die sie ermuthigt hätte. Von Zeit zu Zeit sah man einige, unfähig, noch weiter zu marschiren, zu Boden sinken und sich in den Schmutz niederlegen. Die einen waren barfuß, andere in Holzschuhen, andere trugen einen Holzschuh und einen ledernen Schuh. Die Klagen über die Schuhe sind allgemein; es sind Schuhe aus Pappendeckel — so heißt es, — die man uns gegeben, nach 5 Tagen zerfallen sie in Stücke. Ich mußte eine Strecke von fünf Kilometer durchfahren, ehe ich durch diesen düstern Zug gekommen war. Ich war schon froh darüber, als in der Nähe einer Anhöhe, Montagne blanche genannt, mir ein Wagen blitzschnell entgegenfuhr. Der Herr, welcher sich neben dem Kutscher befand, machte mir Zeichen über Zeichen. Als sein Wagen herangekommen war, rief er mir zu: „Fahren Sie nicht weiter, kehren Sie zurück! Sie sind da, sie sind da!" „Wer!" „Die Preußen; sie schießen mit Kanonen auf die Flüchtigen!" Ich wollte es nicht glauben. Aber gleich darauf hörte ich deutlich Gewehrsalven, dann Kanonenschüsse, die immer näher zu kommen schienen. Der Mann hatte Recht: die Preußen waren hinter den Höhen. Ich fuhr zurück. Als ich wieder zu den unglücklichen Soldaten kam, wußten dieselben bereits durch den Mann mit dem Wagen, daß die Preußen im Anzug seien. Die Panik war allgemein. Die Frauen stürzten aus den Häusern an der Landstraße. Sie erfüllten die Luft mit ihrem Angstgeschrei; die Fuhrleute hieben wie toll auf ihre Pferde ein, um schneller vorwärts zu kommen; die armen Soldaten machten übermenschliche Anstrengungen, um ihren Marsch zu beschleunigen; einigen gelang es, aber kaum hatten sie einige Schritte gethan, so mußten sie stillhalten, da ihnen die Kraft ausging. Es war eine allgemeine Flucht.

Der Münchener „Punsch" schreibt: Spät, aber doch nicht zu spät ist es, wenn wir eine sehr werthvolle literarische Gabe besprechen, womit Georg Westermayer, der Biograph Baldes, die Lesewelt erfreut. Es ist dieß die „Chronik des Marktes Tölz", wo der allgemein geachtete und beliebte Verfasser als Prediger wirkt, wie man sieht: nicht ohne Umgang mit den Musen. Wir haben es hier nicht mit einer gewöhnlichen Chronik zu thun, sondern mit dem liebevoll aufgefaßten und künstlerisch und gewissenhaft durchgeführten Lebensbild eines der freundlichsten und behäbigsten Orte Altbayerns. Als Stylist hat sich Westermayer bereits einen zu begründeten Ruf erworben, als daß wir auch diese Seite seines interessanten Werkchens besonders hervorzuheben brauchten. Das Buch ist nicht nur in Tölz geschrieben, sondern auch daselbst verlegt und gedruckt, wird aber ganz sicher in den weitesten Kreisen und auch in Norddeutschland bekannt werden, wenn sich im nächsten hoffentlich ruhigeren Sommer die Schaaren der gewohnten Zugvögel wieder im anheimelnden Isarwinkel zusammenfinden.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Erdinger Schranne vom 9. Februar 1871.

	Waiz.		Korn.		Gerste		Haber	
Voriger Rest . . .	—		—		165		16	
Neue Zufuhr . .	614		229		1199		187	
Schrannestand . .	614		229		1364		203	
Heutiger Verkauf	614		219		1279		197	
Rest	—		10		85		6	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis . .	24	55	15	35	13	45	9	58
Mittlerer „ . .	23	—	15	24	12	48	9	14
Niedrigster „ . .	22	30	14	57	11	32	8	18
Gestiegen	—	50	—	25	—	13	—	21
Gefallen	—	—	—	—	—	—	—	—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 8 Den 19. Februar: Mansuetus

Von Orleans nach Orleans.

* Die Landsh. Ztg. fährt hiemit fort, einzelne Stellen aus den interessanten Feuilletonartikeln obigen Titels in der Frankf. Ztg., geschrieben von dem besten deutschen Kriegskorrespondenten, der sich den Dank und die Werthschätzung aller Bayern erworben, nämlich dem Hrn. Herm. Voget, mitzutheilen.

Im achten Artikel lesen wir:

Es war am 20. November zum ersten Male, daß deutsche Truppen La Loupe betraten. Ohne dem geringsten Widerstand, ohne nur einer Widersetzlichkeit zu begegnen, zogen die Zweiundzwanziger in das freundliche Städtchen ein, dessen Einwohner über den zahlreichen Sonntagsbesuch nichts weniger als vergnügt waren. Indessen hatten sie keine Ursache, sich über Exzesse oder über Härte zu beklagen. Die Stadt mußte freilich nach Kriegsbrauch die Truppen ernähren, doch wurde ihr keine Contribution auferlegt. Die Bäckereien und Metzgerläden wurden, wie das beim Einrücken in eine Stadt in der Regel geschieht, militärisch besetzt; auch ward aller Hafer, dessen man habhaft werden konnte, ohne viele Umstände requirirt. Sonst aber wurde das Eigenthum respektirt. Die Militärbehörde, indem sie das Oeffnen der Magazine befahl, sorgte gleichzeitig durch ausgestellte Posten dafür, daß Jeder das, was er kaufte, auch bezahlte. In den Restaurationen und Cafes gings hoch her; man fand langentbehrte Genüsse: Champagner und Bier. Die Thüringer und Hessen-Nassauer ließen sich den Gerstensaft gut munden, sie tranken trotz einem Bayern. Doch nein, trotz einem Bayern, das darf ich kaum sagen, wenigstens sprechen, soweit meine Beobachtungen reichen, die Norddeutschen dem französischen Bier stärker zu, als die Bayern. Es hat das freilich seine gute Ursache: der französische Stoff ist den verwöhnten Gaumen der Bayern zu schlecht und daher wohl schreibt sich ihre Mäßigkeit. Aber wie dem auch sei, in La Loupe wurde eine redliche Menge des braunen Stoffs vertilgt und Abends fehlte es selbst nicht an der gemüthlichen Bierstimmung. Um 10 Uhr lagen jedoch die Meisten schon im tiefen Schlafe. Für den folgenden Tag war in aller Frühe Aufbruch befohlen. Man hatte während des Nebels der letzten Tage die Fühlung mit dem Feinde fast verloren. Es galt ihm wieder möglichst nahe auf die Fersen zu kommen.

Hermann Voget schildert dann ein Gefecht im Walde von Bretoncelles. Es war ein fortwährendes Avanciren der Deutschen und Retiriren der Franzosen. Zuletzt ward die Stadt Bretoncelles genommen. Der Berichterstatter erzählt weiter:

Wir traten in die Stadt ein. Die meisten Bewohner waren während des Bombardements geflüchtet. Noch brodelten auf dem Herd die Speisen, mit denen sie heute ihren Hunger zu stillen gedacht hatten. Die deutschen Soldaten machten sich darüber her — wenn das Fleisch auch noch nicht völlig gar, war es ihnen doch willkommene Beute. An Wein fehlte es gleichfalls nicht. Der Schrecken war so plötzlich über die Stadt gekommen, daß die Bewohner keine Zeit gehabt, etwas zu verbergen. So fanden die Soldaten leicht, was sie wünschten. Hier requirirte man in einem Hotel, dort in einem Krämerladen. Indessen waren doch nicht Alle geflüchtet. Der Kirche von Bretoncelles gegenüber gewahrten wir eine Restauration, vor deren geöffneter Thür Wirth und Wirthin Wein an die Soldaten austheilten. Wir traten ein, froh daß wir nicht zum Requiriren gezwungen waren. General Wittich und mehrere Offiziere kamen. Der Wirth brachte in seiner Herzensangst was er hatte und weigerte sich, Bezahlung anzunehmen; doch der General legte ihm einen Napoleonsd'or auf den Tisch. Der Wirth erblickte darin nur eine Aufforderung, neuen Wein an die Soldaten zu vertheilen.

Unser Wagen kam und wir beschlossen in der Restauration, wo wir zuerst eingekehrt waren, zu bleiben. Der Wirth bot uns sein Staatszimmer an, ein Anerbieten, von dem wir mit Dank Gebrauch machten. Er hatte keine Ursache es zu bereuen, uns seine Gastfreundschaft geschenkt zu haben. Ich schützte ihn so gut ich konnte in seinem Eigenthum und ich war so glücklich, die Soldaten von Exzessen abzuhalten.

Der Wirth und seine junge hübsche Frau priesen mich als Schützer und Retter und boten Alles auf, mir erkenntlich zu sein.

Im neunten Feuilletonartikel schildert Hermann Voget mehr persönliche Erlebnisse:

Am andern Morgen trat unser Kutscher mit der Meldung ins Zimmer, daß unsere Pferde fort seien. „Nos chevaux sont pris," lautete sein lakonischer Bericht, der, wie ich mich alsbald überzeugte, auf vollkommener Wahrheit beruhte. Wer sie genommen, war freilich nicht mit Bestimmtheit festzustellen, aber es war sehr wahrscheinlich, daß die Uhlanen, welche ihre Pferde in demselben Stall untergebracht hatten, unsere Gäule, in der Voraussetzung, es seien französische, als gute Beute mitgenommen. So unangenehm die Sache schien, mußte ich lachen. Es war in der That komisch: unser Wagen trug die stolze Inschrift „Hauptquartier 3. Armee", unsere Pferde rangirten als Stabspferde, und jetzt kamen die Uhlanen und requirirten diese deutschen „Stabspferde" als Traingäule. Auch Graf Schlippenbach, der Adjutant des Generals Wittich, lachte, als ich ihm unser Mißgeschick mittheilte; indessen war er gleich bereit, uns zu helfen. Er beauftragte eine Ordonnanz, zwei neue Pferde für uns zu requiriren. In der Stadt war nun freilich Alles „ausrequirirt", doch draußen auf den Wiesen liefen noch eine Menge Pferde umher, und ehe eine halbe Stunde verging, waren unsere beiden Braunen durch zwei Grauschimmel mehr als ersetzt.

Unsere Fahrt ging heute auf Nogent le Rotrou, das nach der allgemeinen Meinung noch von den Franzosen besetzt sein sollte. Man sprach sogar von Verschanzungen, die vor der Stadt aufgeführt seien. Während wir uns jedoch auf eine Eroberung mit stürmender Hand gefaßt machten, hatte das 10. bayerische Regiment bereits seinen friedlichen Einzug in die Stadt gehalten. Die letzten Franzosen hatten den Ort um 7 Uhr Morgens verlassen, und als sich die bayerische Avantgarde um 10 Uhr der Stadt genähert, war ihr der Maire mit der Versicherung entgegengekommen, daß Nogent von Truppen geräumt und die Bürgerschaft von ihm zum freundlichen Empfang der Deutschen aufgefordert worden sei. Der Einmarsch der Deutschen fand denn auch ohne ein Hinderniß statt. Der Großherzog von Mecklenburg und General von der Tann schlugen Beide ihr Hauptquartier in der Stadt auf. Als wir ankamen, rückte soeben die 1. Division der Bayern mit klingendem Spiel durch die Straßen. Das 1. Bataillon des Leibregiments und ein Bataillon vom 11. Regiment hatten gestern unter Hurrah und mit gefälltem Bajonett eine vom Feinde besetzte bewaldete Höhe erstürmt. Meine Hoffnung, den Abend mit den Freunden verbringen zu können, wurde nicht erfüllt. Ihr Bestimmungsort lag noch 3 Stunden über Nogent hinaus. Als sie in der Dunkelheit dort ankamen, mußten sie sich im Feuer Quartier machen.

Unser guter Stern führte uns heute in ein Paradies des Friedens, wo es uns vergönnt war, uns für einige Stunden über Völkerhaß und Parteileidenschaft in die höhere Sphäre reiner Menschlichkeit zu erheben. Unser Quartierbillet wies uns zu einem lyrischen Sänger — einem Mr. N. N. — der Name war unleserlich. Schon fürchteten wir einem armen Künstler, den die traurige Kriegszeit vielleicht brodlos gemacht, zur Last fallen zu müssen; wir waren daher angenehm enttäuscht, statt einem Dach-

kämmerlein oder einer schmutzigen Mansardenwohnung eine freundliche Villa zu finden. Es war das Asyl, das sich ein alter Künstler, Mr. Bouché, einst ein in ganz Europa gefeierter Sänger, für den Abend seines Lebens gegründet.

Im zehnten Artikel lesen wir wieder Verschiedenes aus dem Kriegsleben. „Kreuz und Quer" ist dieser Aufsatz überschrieben und unter Anderm folgendes berichtet:

In Eilmärschen, so hieß es allgemein, gehe es vor auf Le Mans. Von der Tann begab sich am 23. November mit seinem Stab nach La Ferté-Bernard, während das großherzogliche Hauptquartier etwas weiter zurück in Le Theil blieb; ersteres ein Städtchen, letzteres ein sich zur Stadt entwickelndes Dorf, sind beides Stationen an der Eisenbahn Chartres-Le Mans. Wir fuhren zunächst nach Le Theil, das etwas abseits von der großen Chaussee liegt. Der Ort machte einen recht traurigen Eindruck, die meisten Einwohner waren geflüchtet und in den verlassenen Wohnungen hatten die Deutschen nichts weniger als zart und rücksichtsvoll gewirthschaftet. Scherben und Schmutz, wohin wir kamen; Alles, was einigermassen bewohnbar schien, war schon mit Beschlag belegt. Ich rieth deshalb weiter zu fahren, entweder nach La Ferté zu gehen oder zu versuchen, ob nicht unterwegs irgend ein einsames Schloß oder eine Farm uns ein besseres Obdach gewähren würde. Mein Reisegefährte war damit einverstanden und so wandten wir uns wieder auf die große Straße. Bald erregte links vom Wege ein stattliches, weithin schimmerndes Schloß mit Thürmen, Erkern und hohen Zinnen meine Aufmerksamkeit. Ich schlug vor, dorthin zu fahren und zu versuchen, ob es möglich, hier ein Unterkommen zu finden. Gesagt, gethan; wir hatten bald einen Seitenweg entdeckt und bogen, unbekümmert um etwa im Busch versteckte Franctireurs, zu dem Schlosse ab. Bei ein paar elenden Häusern, wenige Minuten vor dem uns gesteckten Ziel, machten wir Halt, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Zahlreiche Hühner, mehrere Schweine, die sichs in dem Schlamm wohl sein ließen und das Gebrüll einer Kuh machten es von vornherein unwahrscheinlich, daß deutsche Soldaten hier einquartiert. Ein alter Bauer theilte uns denn auch mit, daß in nächster Nähe keine Besatzung liege. Heute Morgen hätten weiße Cuirassiere dem Schloß einen Besuch abgestattet, seien jedoch schon nach einer Stunde wieder abgezogen. Das seien die einzigen Deutschen, die bis jetzt in diesen Winkel gekommen. Auf unsere Frage nach dem Eigenthümer des Schlosses erfuhren wir, daß dasselbe einer Dame gehöre, die jedoch alle Jahre nur wenige Wochen hier verweile; augenblicklich stehe es leer, ein Kastellan, welcher in einem Nebengebäude wohne, besitze die Schlüssel. Wir besannen uns nicht, was wir thun sollten. Leichtsinnig, wie es Kriegskorrespondenten ziemt, und nicht ohne eine gewisse Unverschämtheit, die dem Kastellan jedoch imponirte, ersuchten wir diesen, das Schloß zu öffnen, damit wir sehen könnten, ob es zum Uebernachten für uns geeignet sei. Er folgte der Aufforderung ohne Umstände. Indem er uns umherführte, klagte er nur über die Cuirassiere, welche bei ihrem Suchen nach Wein und Brod alles um und um gekehrt hätten. Das allgemeine Durcheinander bestätigte nur zu deutlich die Wahrheit seiner Worte. Auf meine Frage, ob die Soldaten denn bei ihrem Suchen glücklich gewesen seien, versicherte er, daß es im ganzen Schlosse keinen Tropfen Wein gäbe. Indessen hätten, setzte er hinzu, die Cuirassiere alle Bettdecken mit fortgenommen; er glaube darum kaum, daß er uns ein ordentliches Bett bereiten könne. Decken führten wir mit uns, ihr Fehlen war also kein Grund auf eine Herberge im Schlosse zu verzichten.

„Bleiben wir hier?" sagte ich zu meinem Gefährten. „Mir recht" war seine Antwort und er gab unsern Entschluß dem Kastellan in einem kurzen „Nous restons ici" kund. Dieser nickte und entfernte sich, Feuerung zu holen, während wir an die Ausmöblirung des Zimmers gingen. Ein großer eichener Tisch, ein paar bequeme Fauteuils waren leicht herbeigeschafft. Bald loderte auch in dem Kamin ein gemüthliches Feuer, zu dem der Kastellan fast ein Klafter Holz herbeischaffte. Auch die Frau Kastellanin kam herzu und half ihrem Gemahl beim Aufschlagen der Betten. Das Ehepaar war sehr gesprächig geworden; die Madame fragte, ob sie uns ein Huhn bereiten dürfe und ob wir vielleicht eine Omelette wünschten. Wir acceptirten die Omelette mit Dank und erklärten, daß wir uns sehr freuen würden, wenn sie uns statt eines Huhnes deren zwei bereite. Daß wir Alles bezahlen würden, brauchten wir nicht hinzuzusetzen; das hatte unser Kutscher schon besorgt.

Am andern Morgen brachen wir zeitig auf. Das Wetter war hell und milde, der Sturm hatte die Luft gereinigt und die Sonne strahlte frühlingswarm zur Erde nieder. Unser Weg ging zunächst nach La Ferté, wo wir zu unserer größten Ueberraschung hörten, daß die Truppen nicht weiter gen Westen auf Le Mans marschirten, sondern nach Süden abgeschwenkt seien. Also direkt nach Tours, dachten wir, um so besser. Da wir vernahmen, daß das großherzogliche Hauptquartier nach Montmirail verlegt worden, brachen wir dorthin auf. Wir kamen durch eine freundliche, von bewaldeten Hügelketten durchzogene Gegend. Die kleinen Dörfer, die wir passirten, waren von den meisten Bewohnern verlassen. Auch aus Montmirail waren Viele geflüchtet, indessen waren hier doch wenigstens die Behörden an ihrem Platz geblieben. Die Stadt liegt malerisch um einen Berg; auf der Höhe erhebt sich ein stattliches Schloß, das der alten Familie Bois Gilbert gehört und heute vom Großherzog und den ihm zunächst stehenden Offizieren in Beschlag genommen war. Ich stieg auf den Thurm des Schlosses, von dem ich eine weite und schöne Aussicht genoß. Meilenweit schweifte der Blick über Berg und Thal, über Wälder und Wiesen. Wohl hundert Ortschaften und mehr sah mein Auge, sonst Stätten des Fleißes und der Arbeit, heute Herbergen der Furcht und Sorge, Kasernen deutscher und französischer Soldaten, oft auch nur verlassene öde Ruinen. Vom Thurm begab ich mich in den Schloßgarten. Ich traf dort zwei bayerische Soldaten, die sich Rosen pflückten. „Am 24. November Rosen, das ist etwas Ungewöhnliches!" redete ich sie an. „Weiß Gott, das ist's", war die Antwort, „in München haben sie vor acht Tagen schon fußhohen Schnee gehabt." „In Frankreich ist's halt schöner?" warf ich ein. „Schöner mag's sein, aber besser ist's doch in Bayern. Ich wollt' ich wäre da." „Ich wollt' ich wär' da!" er sagte das, die Rose melancholisch betrachtend, so einfach und natürlich und doch so schmerzlich bewegt, im Tone tiefster Sehnsucht. „Ich wollt' ich wär' da!" wie viele Tausende haben es geseufzt und wie Vielen, Vielen geht der Wunsch nimmermehr in Erfüllung.

Das Hauptquartier des Großherzogs blieb am 25. Novbr. in Montmirail, sehr zur Freude der als Wache kommandirten Bayern vom 11. Regiment, welche den Ruhetag benutzten, ihr mehr als defektes Schuhwerk aufzubessern. Ihnen diese Aufbesserung zu erleichtern, ward unter Trommelschlag verkündet, daß eine Requisition von Leder und Fußzeug ausgeschrieben sei. Mit so komischen Mienen die Bewohner auch ihre Stiefeln und Stiefeletten auf die Mairie schleppten, lockte uns der Vollzug der Requisition doch nicht zum Bleiben. Mr. Oliphant ging vielmehr in's Hauptquartier, sich zu erkundigen, wo „interessante Ereignisse" zu erwarten. Man rieth ihm, sich nach Mondoubleau, das etwas weiter südöstlich gegen Vendôme liegt, zu begeben. Wir folgten dem Rath um so lieber, als wir hörten, daß wir dort die Bayern treffen würden. Unser Weg führte ähnlich wie am Tage zuvor durch eine freundliche Gegend und durch verwüstete, von ihren Bewohnern verlassene Orte. Mondoubleau, ein alterthümliches Städtchen, ist schon aus der Ferne an der Ruine mit dem kolossalen schiefen Thurm, der die Gegend weithin überragt, kenntlich. Am Fuß des mittelalterlichen Trümmerhaufens lagen die Leichen von drei jungen Leuten, — es waren Franctireurs — ihre feine Wäsche bewies, daß sie den wohlhabenden Ständen angehört hatten; der Eine war durch die Brust, die beiden anderen durch den Kopf geschossen. Sie waren von der verwegenen Schaar gewesen, welche gehofft, die Stadt gegen die heranrückenden Deutschen halten zu können. Ein paar in die Häuser geworfene Granaten veranlaßten jedoch die Bewohner von Mondoubleau, ihre Beschützer aus der Stadt zu drängen. Wären die Mondoubleauner eine halbe Stunde früher so „klug" gewesen, hätten sie sich wahrscheinlich manche Unannehmlichkeiten erspart. So ward es den einrückenden Soldaten, preußischer Kavallerie und bayerischer Infanterie, nicht verwehrt, sich aus den Magazinen und Kellern zu nehmen, was ihnen behagte. Ein furchtbarer Wirrwarr herrschte in der Stadt. Deutsche Flüche und französisches Gejammer bildeten eine nicht sehr harmonische, aber gerade deßhalb vielleicht um so passendere Begleitung zu den Bildern der Verwüstung, die sich, wohin ich blickte, vor meinen Augen aufrollten.

Wir blieben kaum eine Stunde in Mondoubleau. Meinem Reisegefährten ging es wie mir, und so beschlossen wir, noch einige Stunden weiter in's Tann'sche Hauptquartier nach St. Calais zu fahren.

Wir mochten die Stadt eine gute Meile hinter uns haben und wollten eben um eine Waldecke biegen, als dicht vor uns mehrere Schüsse fielen. Es waren Franctireurs, die auf bayerische Chevauxlegers schossen. Sie hatten hinter einer Hecke verborgen gelegen und suchten sich jetzt in das Dickicht des Waldes zurückzuziehen — doch nicht allen gelang es, dort Schutz zu finden, Einer von ihnen fiel in die Hände der rasch hinterdrein setzenden Reiter. Es war ein zarter junger Bursche von höchstens 18 Jahren, der eben, als wir zu der Eskadron stießen, von einem Chevauxlegers herbeigeschleift wurde. „Nieder mit dem Schurken", kommandirte der Rittmeister. „Keine Umstände mit dem Meuchelmörder", sekundirte der Adjutant. Jetzt erst merkte der Franctireur, was ihm bevorstand. In wenigen Sekunden wechselte er seine Farbe mehrere Male von dunkelm Purpurroth bis zum tiefsten Leichenblaß. „Pardon!" jammerte er und warf sich auf die Kniee. Der Soldat blickte zögernd, halb fragend zu dem Rittmeister, „Schieß!" kommandirte dieser. Pardon winselte das Opfer. Der Chevauxleger senkte den Karabiner. Der Unglückliche versuchte darnach zu greifen — ein Knall — er taumelte; aber im Fallen erfaßte er die Zügel des Pferdes. Das Roß bäumt sich; der Reiter selbst erzitterte, er vermochte das Thier nicht zu halten, wild jagte es mit ihm, dem Sterbenden scheu ausweichend, dem Walde zu.

Vorwärts Kutscher, vorwärts, Allez cocher, allez vite! Der Kutscher folgte dem doppelten Mahnruf, er hieb auf die Pferde, als warte unser, wenn wir länger verweilten, ein ähnliches Schicksal, wie das des armen Francltireur.

Als wir am andern Morgen zeitig nach Epuisay kamen, um uns von dort nach St. Calais zu begeben, erstaunten wir nicht wenig zu hören, daß das ganze bayerische Korps statt weiter südwestlich auf Tours oder südöstlich auf Vendôme zu marschiren, Befehl erhalten habe, nach Nordosten Kehrt zu machen. Warum, das wußte natürlich Niemand, und den Soldaten ist Fragen nicht erlaubt. Trotzdem ward ich während des Tages wohl fünfzig Mal mit diesem „Warum" geplagt, selbstverständlich ohne die geringste Auskunft geben zu können. Wir blieben den ganzen Tag bei den Bayern — wir mußten schon, wir mochten wollen oder nicht, denn unser Wagen war in der Kolonne förmlich eingekeilt. Wir passirten fünf, sechs Orte, deren Namen ich theils nie erfahren, theils wieder vergessen habe. In Einem sah es aus wie in dem Andern, überall gleich traurig. Die Einwohner waren geflüchtet und die Soldaten nahmen mit, was sie brauchen konnten. Abends kamen wir durch ein schmutziges Städtchen — Arville oder Orville, der Name steht auf den Karten verschieden. Wir schwankten, ob wir bleiben sollten, entschieden uns dann aber, dem Leibregiment, das noch eine Stunde weiter marschirte, zu folgen. Tausend Schritte hinter der Stadt verloren wir leider in dem Bemühen um unseren Wagen die Fährte des Regiments; als wir deshalb ein einsames Gehöft am Wege entdeckten, hielten wir es für's Beste, unseren Wagen dorthinein zu ziehen. Das Haus war nicht völlig verlassen, ein Mütterchen von fünfzig Jahren kam, als wir kaum eingetreten, zitternd an allen Gliedern, aus dem Keller hervor. Es gelang uns, die Alte einigermaßen zu beruhigen; unsere Hoffnung, hier wieder ein ruhiges Nachtquartier zu finden, wurde jedoch arg getäuscht. Anfangs kamen marode Infanteristen, die ihre Regimenter verloren hatten, und als die Zahl derselben etwa auf 20 gestiegen war, erschienen einige 30 Artilleristen mit eben so vielen Pferden. Es entspann sich ein lebhafter Streit zwischen Infanterie und Artillerie, der mit dem Abzug der ersteren in eine Scheune endigte. Alles was die Soldaten brauchen konnten, wurde requirirt. Wir konnten der armen alten Frau nicht helfen! —

Ueber die Vertheilung des ziemlich reichlich vorgefundenen Brodvorraths wurden die Bedienungsmannschaften zweier Kanonen uneinig; jedes Geschütz beschuldigte das andere, einen Laib Brod auf die Seite gebracht zu haben. Es wäre darüber fast zu Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht Einer den Einfall gehabt hätte, drei Infanteristen, die kurz zuvor dagewesen waren und sich vergeblich nach einem Quartier umgesehen hatten, des Broddiebstahls zu beschuldigen. In der nur zu berechtigten Entrüstung gegen die diebischen Infanteristen versöhnten sich die streitenden Parteien.

Es dauerte lang bis Alles zur Ruhe kam. Vor Zehn war die Menage nicht fertig, und es wurde Eilf, bis dieselbe verzehrt war: dann hatte noch Dieser und Jener Etwas an seiner Uniform oder dem Sattelzeug zu thun, so daß es Mitternacht war, als sich endlich auch der Letzte zum Schlaf auf den Boden warf. Die Alte blieb die ganze Nacht am Herd sitzen, sie hatte dafür zu sorgen, daß das Feuer nicht erlösche. Jedes Mal, wenn ich die Augen aufschlug, fiel mein erster Blick auf sie. Sie that mir von Herzen Leid, das arme Weib. Was sie wohl dachte, als sie so da saß und ihre Blicke über die schlafenden, schnarchenden Feinde schweifen ließ? —

Schon vor vier Uhr ward es wieder lebendig; die Pferde mußten gefüttert und Kaffee gekocht werden. Um halb Sechs war Appell und um Sechs sollte es weiter gehen. Und es ging weiter. Neun Stunden marschirten die Bayern im Nebel, aber sie stießen auf keinen Feind. Nachmittags drei Uhr traf ich das ganze Korps bei Logron, eine Meile südlich von Chateaudun, in Reserve aufgestellt. Die Stimmung unter Offizieren und Mannschaften war nicht die beste. Das Hin und Her war Allen zu viel. —

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Bekanntmachung.

Gesuch des Pharmazeuten J. B. Neumüller von Zwiesel um Verleihung einer Apotheker-Conzession nach Ergoldsbach betreffend.

Der Pharmazeut J. B. Neumüller von Zwiesel hat um eine Apotheker-Conzession nach Ergoldsbach nachgesucht.

Auf Grund der hohen Ministerialentschließung vom 31. Dezember 1870 (Kr.-A.-Bl. 1871 S. 27) wird dieß mit dem Beisatze bekannt gegeben, daß Mitbewerbungen unter Beigabe der erforderlichen Befähigungs-, Leumunds-, Heimats- und Vermögentszeugnisse binnen 4 Wochen ausschließender Frist dahier anzubringen sind.

Am 10. Februar 1871.

Königliches Bezirksamt Rottenburg.
d. a.
Wiener, Stellvertreter.

547

418 (2b) **Bekanntmachung.**

Im Auftrage der k. Regierung von Niederbayern, Kammer der Finanzen, versteigert der unterfertigte Notar am

6. März l. Js. Vormittags 11—1 Uhr

im Bade Höhenstadt, 3 Stunden von Passau entfernt, das dortige dem Staate gehörige Schwefelbad sammt Zugehörungen an den Meistbietenden.

Das Badanwesen umfaßt:

1. das massiv gebaute, zweistöckige Kur- und Badhaus, zwei Säle, 46 Gastzimmer und zweckmäßig eingerichtete Badekabinete für Wasser-, Schlamm-, Douche-, Regen-, Tropf- und Sturzbäder;
2. einen Anbau mit der daselbst aufgestellten Dampfmaschine zur Leitung des Wassers in die Badekabinete;
3. den Hofraum mit Stallungen, 2 Remisen, Wasch- und Backhaus;
4. eine offene von Gußeisen erbaute Wandelbahn zwischen dem Kurhaus und Park;
5. einen Gemüsegarten mit Schwefelbrunnen und Gärtner-Wohnung;
6. ein zweistöckiges Wirthshausgebäude mit Tanzsaal, Kegelbahn und Kellern;
7. ein reales Tafernwirthschafts-, Bäckerei- und Metzgerei-Recht;
8. die Mobiliareinrichtung für die Badekabinete, den Kur- und Speisesaal u. s. w. im Anschaffungspreis von 2460 fl.

Das weitere Mobiliar insbesondere für die Gastzimmer ist Eigenthum des bisherigen Pächters.

Die Gebäude sind in gutem baulichen Zustand mit Ausnahme des Wirthshauses, welches, da dessen verbrennbarer Theil jüngst abgebrannt ist, nun mit einem Nothdache versehen ist; für den Fall des Wiederaufbaues erhält der Käufer die Brandentschädigungssumme von 700 fl.

Die Gesammtfläche beträgt 12 Tgw. 69 Dez.

Im jährlichen Durchschnitte belief sich die Zahl der Kurgäste auf 300—400, die Bäderzahl mit Einschluß von etwa 1000 Schlammbädern auf ungefähr 8000.

Die Verkaufsbedingungen richten sich nach der allerhöchsten Verordnung vom 19 April 1852 (Reggsbl. S. 473 u. folgd.) und wird als Aufwurfspreis des Gesammtanwesens mit Zugehör die Summe von 28000 fl. bestimmt. Von dem Kaufpreise ist mindestens der dritte Theil sogleich nach erfolgter Genehmigung der k. Regierungs-Finanzkammer von Niederbayern, welcher vorbehalten bleibt, baar zu erlegen, wogegen zur Zahlung des Restes drei bis sechs mit 4% verzinsliche Jahresfristen zugestanden werden können.

Unbekannte Steigerer haben sich über ihre Person und Zahlungsfähigkeit auszuweisen.

Nähere Aufklärungen, sowie Detailbeschreibungen, können bei dem k. Rentamte Passau mündlich und gegen frankirte Zuschriften erholt werden.

Passau, am 31. Januar 1871. **Martin, k. Notar.**

Dankes-Erstattung.

Für die so ehrende, zahlreiche und tröstende Betheiligung bei den hl. Seelengottesdiensten unseres in Gott ruhenden vielgeliebten Sohnes, Bruders und Schwagers,

Jüngling Ludwig Röckl,

Inhaber des Armeedenkzeichens für 1866 und Gefreiter im k. 4. Jägerbataillon,

sprechen wir hiemit Allen, insbesondere aber auch dem sehr verehrlichen Kriegerverein Geisenhausen unsern innigsten und tiefgefühltesten Dank aus mit der Bitte, dem theueren Verblichenen ein frommes Andenken im Gebete bewahren zu wollen.

Geisenhausen, den 17. Februar 1871.

557 **Die tieftrauernden Hinterbliebenen.**

Dankes-Erstattung.

Für die so überaus zahlreiche und ehrende Theilnahme von Nah und Fern bei den hl. Seelengottesdiensten unseres theueren Sohnes, Bruders und Schwagers, des im Hauptspitale zu Versailles seiner Wunde erlegenen

Jünglings Jakob Wocheslander,

Metzgerssohn von Langquaid und Soldat im 2. Infanterie-Regiment Kronprinz,

sprechen wir hiemit Allen, insbesondere aber dem hochwürdigen Herrn Pfarrer für die trostreiche Anrede, dann den aus weiter Ferne herbeigeeilten reconvaleszenten Soldaten, welche ihrem Kameraden noch die letzte Ehre gaben und der Feuerwehr von Langquaid unsern innigsten und tiefgefühltesten Dank aus mit der Bitte, dem theueren Verblichenen ein frommes Andenken im Gebete bewahren zu wollen.

Langquaid, den 16. Februar 1871.

558 **Die tieftrauernden Eltern und Geschwisterte.**

Museum. 559

Sonntag den 19. II. 71. Abends.



Während der

Faschingstage

Bock

560 **bei M. Ainmüller.**

Fastnacht-Sonntag Abends

Punsch-Partie,

wozu ergebenst einladet

August Kapeller,
561 Silbernagl-Pächter.

---

505 Für Raucher 505.

Ein großes, wiederholt vermehrtes Lager in

Cigarren,

in vollständig abgelagerten Sorten von feinstem Aroma und bestem Geschmacke, sowie **griech.** und **türk. Tabaken, Cigaretten, Rauch- und Schnupftabaken,** hält bestens empfohlen

M. Al. Fahrmbacher,
10 (8) 505 Schrannenplatz 505.

Ein Pfarrer in Niederbayern sucht ein **Kapital** von 3800 fl. ad onus successorum aufzunehmen. Darauf Reflectirende wollen ihre Adressen zur weitern Verständigung an die Expedition dieses Blattes portofrei einsenden. 528 (2b)

Bundesfahnen (dreifärbig)

nach neuester Verfügung mit oder ohne Germania waschächt **Bonner Fahnenfabrik**
450 (8g) Bonn a. Rhein.

Ein schwarzer langer Halspelz

ging am Freitag Morgens verloren. Man bittet um Zurückgabe gegen Belohnung in der Expedition dl. Bl. 562

Telegraphischer Schiffsbericht,

mitgetheilt von

F. J. Bothof, Mainz u. Aschaffenburg.

Das Hamburger Postdampfschiff **Holsatia Capt. Meier** von der Linie der **Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft,** welches von New-York am 31. Jan. abging, ist nach einer ausgezeichnet schnellen glücklichen Reise von 9 Tagen 6 Stunden wohlbehalten in **Plymouth** angelangt, und hat, nachdem es daselbst die für England bestimmten Passagiere und Posten gelandet, unverzüglich die Reise nach Hamburg fortgesetzt.

Dasselbe bringt 97 Passagiere, 1000 Tons Ladung und 69 Briefsäcke.

Erdinger Schranne vom 16. Februar 1871.

	Waiz.		Korn.		Gerste		Haber	
Voriger Rest . . .	—		10		85		6	
Neue Zufuhr . .	992		355		1562		288	
Schrannestand . .	992		365		1647		294	
Heutiger Verkauf	775		297		1520		268	
Rest	217		8		127		26	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis . .	23	18	15	35	13	35	9	25
Mittlerer „ . .	22	30	15	8	12	45	8	44
Niedrigster „ . .	20	52	14	20	11	34	7	52
Gestiegen	—	—	—	—	—	—	—	—
Gefallen	—	30	—	16	—	3	—	30

Münchener telegraphischer Schrannen-Bericht.

vom 18. Februar 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2894	761	24	32	23	53	22	30	9	—	—	—
Korn	1864	775	16	9	15	46	15	20	21	—	—	—
Gerste	2410	1010	14	24	13	39	12	25	-	—	—	—
Haber	1277	376	10	57	9	53	8	37	—	—	—	20

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 9 Den 26. Februar: Mechtildis.

Geschichtliche Notizen über die alte Landwehr, Bürgerwehr Landshuts.

(Fortsetzung und Schluß.)

Im Jahre 1826 erschien unterm 7. März 1826 eine neue Landwehr-Ordnung, die einerseits die verschiedenen Vorschriften über Einrichtung der Landwehr zu einem den verfassungsmäßigen Grundlagen entsprechenden Ganzen vereinigen, zugleich aber auch andererseits den Landwehrpflichtigen mit wohlgefälliger Anerkennung der von denselben geleisteten Dienste und für die Vertheidigungsanstalten des Reichs dargebrachten vielfältigen Opfer jede mögliche Erleichterung gewähren sollte.

Am 30. Juni desselben Jahres reiste König Ludwig I. hier durch und rief beim Abschiede Bürgermeister Lorber die Worte zu: „Sagen Sie Ihren Bürgern, die Treue der Landshuter Bürger ist von allen Zeiten her bekannt und Bürgertreue muß man schätzen!“

Am Schlusse des Jahres 1826 starb der um die Stadt und das Landwehrbataillon Landshut hochverdiente Major und frühere Kavallerierittmeister Fellerer und zwei Jahre später erbat der wiederholt genannte wackere Bürger Knisl nach 42jährigen Landwehrdiensten seine Entlassung vom Landwehr-Verbande.

Nachdem die Münchener Landwehr bereits im Jahre 1824 die Begünstigung erhielt, Tschako's und metallene Achselblätter tragen zu dürfen, erbat sich das Landshuter Bataillon dieselbe Auszeichnung, ungeachtet sich in seinen Reihen auch noch alte dunkelblaue Uniformen zeigten.

Auf den am 1. Juni 1833 abtretenden Major und Bürgermeister Lorber erhielt der neuernannte Major Joseph Edler von Brentano das Bataillonskommando, der dasselbe aber schon nach einem Jahre in die Hände des Herrn Majors Anton Kalchgruber legte. Unter diesem Herrn Kommandanten lebte das Landwehrbataillon Landshut neu auf und nur ehrend gedenken die Landwehrmänner der Zeit, wo sie der ernsten und doch rücksichtsvollen Führung dieses Kommandanten folgten.

Schon im Jahre 1820 regte der damalige greise Major Bernhard Keller die Errichtung einer Artillerie-Abtheilung und die Anschaffung einiger Kanonen an. Die Mittel des Bataillons, die durch die neue Uniformirung der Musik und die Anschaffung verschiedener Armatur-Gegenstände fast erschöpfend in Anspruch genommen wurden, erlaubten damals die Realisirung dieses Wunsches nicht. Da wurde im Jahre 1836 diese Angelegenheit wieder aufgegriffen, und eine öffentliche Einladung zu Beiträgen führte in wenigen Tagen diesem Unternehmen 1005 fl. zu, während mehrere Gewerbsmeister theils unentgeldliche Arbeit, theils Lieferung von Material hiezu zusicherten.

Der Stadt-Magistrat, dem die Geschütze als Eigenthum zugesichert wurden, trug eine Summe von 1000 fl. bei und deckte auch noch den Rest der Gesammtkosten von 2833 fl. 20 kr. mit weiteren 816 fl. Die beiden Kanonen wurden in Augsburg in der dortigen Geschützgießerei gefertigt, in München unter Aufsicht des kgl. Artilleriekorpskommandos geprüft und für ausgezeichnet befunden. Im November trafen die Geschütze hier ein und wurden der mittlerweile formirten und einexerzirten Landwehr-Artillerie-Abtheilung unter Führung des Lieutenant Bernlochner übergeben. Zu Ehren Jener, welche zur Anschaffung ihres Geschützes beitrugen und mitwirkten, veranstaltete die Landwehr-Artillerie am 23. Januar 1837 einen Festball und fetirte dabei insbesondere den Bataillonskommandanten Kalchgruber und den Landwehrhauptmann Schnitzler, durch dessen besonderes Bemühen die Anschaffung der Kanonen ermöglicht wurde. Schnitzlers Porträt wurde in dankbarer Erinnerung und mit auf diese Thätigkeit bezüglicher Aufschrift im Rapportzimmer des Bataillons neben anderen um dasselbe verdiente Männern angebracht.

Ein Jahr später wurde durch Errichtung einer Schützenabtheilung der Grund zur späteren Schützenkompagnie gelegt, der erste Schützenoffizier war der nachherige Landwehrmajor Herr von Gäßler.

Auch die Landwehrkavallerie, die im Verlaufe der Zeit sehr zusammengeschmolzen war, erstarkte aufs Neue und erhielt, da sie durch die vorschriftsmäßige Stärke von 66 Mann sich neuerdings zu einer Eskadron unter Rittmeister Leonh. Kaufmann formirte, im Jahre 1841 ihre alterthümliche Standarte wieder.

In stetem kameradschaftlichen Verhältnisse stand in Landshut Linie und Landwehr, insbesondere aber schenkte der Oberstlieutenant des früher hier garnisonirenden 4. Jägerbataillons, Frhr. v. Hohenhausen, nunmehriger Generallieutenant und Generalkapitän der königl. Leibgarde der Hartschiere, dem hiesigen Bürgerbataillon seine volle Aufmerksamkeit, wogegen das Bataillon, wie die gesammte Bürgerschaft Landshuts, ihm hohe Achtung und Verehrung zollte.

Während von Seite des Magistrates der in den sämmtlichen Feldzügen der ersten Dezennien dieses Jahrhunderts rühmlich bewährte Krieger mit der Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Landshut ausgezeichnet wurde, überreichte das Landwehrbataillon bei seinem Abmarsch von hier im Jahre 1839 in dankbarer Anerkennung der liebevollen Behandlung und des freundschaftlichen Benehmens, womit er als gewesener Stadtkommandant jederzeit die hiesige Landwehr ausgezeichnet hat, zum Andenken einen kostbaren Ehrensäbel.

Im liebevollen Gedächtniß blieben dem greisen Krieger Landshuts Bürger bis in die jüngste Zeit, wovon so manche freundlichen Zuschriften und Sendungen bei sich ergebenen besondern Gelegenheiten Zeugniß geben.

Um diese Zeit faßte der würdige Pfarrer in Gammelsdorf, Anton Gottstein, das patriotische Vorhaben, auf dem Streitfeld zu Gammelsdorf ein Denkmal zu setzen, das für ferne Zeiten Zeugniß gäbe von der Bürgertreue der Städte Landshut, Straubing, Ingolstadt und Moosburg. Mit Begeisterung wurde Pfarrer Gottstein's Antrag von der Bürgerschaft der genannten Städte aufgenommen und 1842 am 9. November dem Jahrestag der Gammelsdorfer Schlacht unter würdiger militärischer Feier das Denkmal enthüllt.

Im Jahre 1848 stifteten die vier Städte auch einen Jahrtaggottesdienst in der Pfarrkirche zu Gammelsdorf, dem bisher alljährlich am 9. November Deputationen der Landwehrbataillone von Landshut und Moosburg beiwohnten, während alle fünf Jahre die Landwehrbataillone von hier und Moosburg vollzählig, jene von München, Ingolstadt und Straubing in Abordnungen sich auf dem Streitfelde einfanden.

Im Jahre 1841 wurde bei feierlicher Parade dem Landwehr-Hauptmann Xav. Gerhard für seinen während 32jähriger Dienstzeit bethätigten Eifer und insbesondere seine in den Kriegsjahren 1800 bis 1805 mit Aufopferung seines eigenen Hauswesens und ohne Berücksichtigung der ihm drohenden Lebensgefahr mit Muth und Entschlossenheit geleisteten ersprießlichen Handlungen die silberne Ehrenmünze des Verdienstordens der bayerischen Krone verliehen.

Im Jahre 1844 wurden beim hiesigen Bataillone die Gewehre mit Perkussionsschlössern eingeführt.

Bei der zum Gedächtniß der Vermählung des Kronprinzen Maximilian mit Prinzessin Marie von Preußen gegründeten Max-Stiftung zum Besten der Erziehung und Bildung armer Waisen und Söhne bedürftiger Eltern betheiligte sich das Landwehrbataillon Landshut als Mitstifter.

Das Jahr 1854 entriß dem Landshuter Bataillon in Folge

Ernennung zum Kreisinspektor der Landwehr von Niederbayern seinen hochgeehrten Kommandanten, Oberstlieutenant Kalchgruber. Ein im bürgerlichen Zeughause verwahrtes Tableau wird für späte Zeit von der Liebe und Achtung, die Landshuts Bürger ihrem Kommandanten zollten, Kunde geben.

Herrn Kalchgruber folgte im Kommando Hr. v. Gäßler, diesem der Kaufmann Herr Weinreich.

Unter beiden Bataillonsführern verherrlichten die Landshuter Bürger im Schmucke der Waffen so viele schöne Feste, deren unser Landshut in den letzten 15 Jahren gar mancherlei zählte, und die uns alle in lebhafter Erinnerung sind.

Eines der letzten derartigen Feste wurde in dem zwischen Moosburg und Freising gelegenen Kirchorte Rast, auf Veranlassung eines Landshuter Bürgersohnes, des würdigen Pfarrherrn von Oberhummel, Mox Lengmüller, gefeiert. Alter Ueberlieferung gemäß soll Kaiser Ludwig der Bayer zum Danke für den bei Gammelsdorf erfochtenen Sieg das Kirchlein zu Rast erbaut haben. Nach glücklicher Restauration dieses altehrwürdigen Gotteshauses glaubte Pfarrer Lengmüller die Wiedereröffnung desselben nicht würdiger feiern zu können, als wenn die Enkel der bei Gammelsdorf kämpfenden wackeren Bürger sich hiebei betheiligten. Auf des Herrn Pfarrers Einladung erschienen am 29. September 1867 zahlreiche Deputationen der Ingolstädter, Landshuter, Moosburger, Münchner und Straubinger Landwehr, denen sich jene von Erding und Freising anschlossen zu Langenbach, empfangen dort von der Landshuter Landwehrmusik und dem Moosburger Landwehrbataillon, und zogen hinauf in das weit hinaus in das Isarthal schauende Kirchlein Rast zum feierlichen Gottesdienste und nach demselben zu fröhlichem Male nach Langenbach zurück.

Es war das wohl das letzte größere Zusammentreffen Angehöriger der Landwehr verschiedener Städte und verdient schon deshalb das Raster Fest Aufnahme in den Annalen der bayerischen Bürgerwehr.

Unserm hochgeachteten Mitbürger, Herrn v. Zabuesnig, war es vorbehalten, in der Reihe der ehrenwerthen Führer der Landshuter Landwehr der letzte zu sein.

Nachdem in Folge des neuen Heeresgesetzes die bisherigen Landwehren mit dem 1. Jänner 1870 aufgelöst wurden, hatte auch das hiesige Bataillon seine Fahne unter militärischer Förmlichkeit auszuliefern. Am 31. Dezember des Jahres 1869 sammelte sich eine kleine Anzahl Landwehr-Grenadiere vor dem Hause ihres Kommandanten. Ernst blickten die Männer unter ihren Bärenmützen, still harrte die Menge, es wirbelten die Trommeln den beiden Fahnen entgegen, die Grenadiere salutirten, schwenkten und nach wenigen Schritten standen sie stille zu Füßen des Monumentes König Maximilians, zu Ehren dessen Standbild sie zwei Jahre vorher auf gleichem Platze sich senkten.

In ernsten würdigen Worten übergab Herr v. Zabuesnig als letzter Kommandant des Landwehrbataillons Landshut die Fahne dem Oberhaupte der Stadt, hinweisend, wie so oft in Leid und Freud sich die Bürger um sie geschaart haben, wie sie in unwandelbarer Treu für König und Vaterland dieselbe stets hoch gehalten, wie sie aber auch, sollte das Vaterland, sollte der König sie wieder bedürfen, sich wieder in gleicher Hingabe und Treue um sie schaaren werden.

Ein sehr bescheidener Akt ging alsdann vor unseren Augen vorüber, aber gerade in seiner Einfachheit war er, ich darf sagen und das feuchte Auge so Mancher bezeugte es — ergreifend.

Ein großes, eines der ehrendsten Stücke Geschichte Landshuts hängt innig mit dessen Bürger- und Landwehr zusammen, und wenn auch die von Hrn. Bürgermeister Dr. Gehring bei Uebernahme der Fahnen geäußerte Hoffnung, daß gar bald die Bürger Landshuts sich wieder um sie sammeln werden, in Erfüllung gehen sollte, so hat doch der Faden der Bürgergeschichte Landshuts, der sich Jahrhunderte hindurch so schön fortspann, einen Riß bekommen, an dessen altehrwürdiges Ende ein neues Gewebe angesetzt werden muß. — Doch wenn auch der Faden neu, der Stoff desselben, die Landshuter Bürgertugend, bleibt die alte. Die letzte Thätigkeit der alten Bürgerwehr Landshuts war die am 17. Januar 1870 erfolgte Extradition des Zeughauses an den Stadtmagistrat. Viele Jahre hindurch wurde dasselbe mit besonderer Vorliebe und musterhafter Ordnung durch den Zeugwart Karl Gehrer verwaltet und im Hinblick auf die Thätigkeit, mit welcher derselbe seine Stelle unter treuer Pflichterfüllung vertreten hatte, sah sich der Stadtmagistrat nach Schluß der Extraditions-Verhandlungen veranlaßt, in einem besonderen Schreiben demselben hiefür Anerkennung und Dank auszudrücken.

Unerwähnt soll hier nicht bleiben, wie selbst nach der Auflösung des Bataillons die Angehörigen verschiedener Kompagnien in alter Uebung sich auch heuer noch im Sebastianskirchlein zusammenfanden, um der verstorbenen Mitbürger im Gebete zu gedenken und für sich um des Himmels Segen zu flehen, und, wie unter Andern die frühere Landwehrkavallerie-Eskadron unter ihrem Rittmeister Steinhuber, den Baarbestand der im Verlaufe der Zeit gebildeten Eskadronskasse an ihre unbemittelten Waffengenossen vertheilte, jenen zur Zeit aber unhebbaren Theil zur ferner Abhaltung des alljährlichen Gottesdienstes bei St. Sebastian bestimmte. A. K....r.

Von Orleans nach Orleans.

Unter der besonderen Ueberschrift „Chateaudun" schreibt Herm. Vogel im eilften seiner Feuilletonartikel in der Frankf. Ztg. unter Anderem Folgendes:

„Schweig mir von Chateaudun! Ich wollte, ich hätte nie den Namen dieser Unglücksstadt gehört!" Es war ein tapferer, mit dem eisernen Kreuz geschmückter Offizier der 22. Division, der also zu einem Kameraden sprach, als dieser mit einer gewissen Genugthuung des blutigen Tages von Chateaudun gedachte. „Warum schweigen?" lautete die Antwort. „Haben wir nicht unsere Schuldigkeit gethan und ward es uns nicht schwer genug, die Bande, welche sich in dem Nest verschanzt hatte, zu vertreiben?" „Das weiß Gott!" gab der Erste zurück. „Tapferkeit und Muth ward von uns gefordert und die Zweiundzwanziger leisteten, was man nur verlangen konnte. Und dennoch denke ich nicht gern der Lorbeeren, welche wir an diesem Tage erkämpften." „Und warum nicht?" fragte der Zweite wieder. „Sie passen nicht recht zu den Lorbeeren von Wörth, Sedan und Orleans; sie sind, wenn auch am spätesten gepflückt, doch nicht so frisch und grün wie jene, denn sie verkohlten bei dem Flammenmeer, das die Hälfte von Chateaudun verschlang."

Daß sie ganz so sprachen, die Offiziere, will ich nicht behaupten; doch den Sinn ihrer Rede geben die Worte sicher wieder. Ich mußte fortwährend dieses Gesprächs gedenken, als ich mich am Abend des 27. November der unglücklichen Stadt näherte. Ich hatte seiner Zeit viel gehört über die Schrecken des Kampfes vom 18. Oktober. Man hatte Parallelen gezogen zwischen Chateaudun und Bazeilles und behauptet, daß Chateaudun ein grauenhafteres Bild der Verwüstung dargeboten als Bazeilles. Ich glaubte nicht daran; indessen hegte ich schon lange den lebhaften Wunsch, mich durch eigenen Augenschein zu überzeugen, was Wahrheit, was Uebertreibung an den schrecklichen Beschreibungen sei, die mir von den verschiedensten Seiten gemacht waren. Die Erinnerung an jene Erzählungen war wohl Schuld, daß sich meiner eine drückende Beklemmung bemächtigte, als ich, dem 3. bayerischen Regiment folgend, in die dunkle Stadt einrückte. Keine Laterne brannte auf den Straßen, kein Licht schimmerte aus den Häusern. Mit der Finsterniß harmonirte die unheimliche Stille, kein Bewohner war zu erblicken, nirgends regte sich ein lebendes Wesen. Man hörte nur den festen Schritt der Soldaten, von dem die Straßen erdröhnten. Langsam, vorsichtig durchzogen wir eine lange Vorstadt. Dann kamen wir an eine hohe, steinerne Brücke, welche den Loire überwölbt. Am andern Ufer ragte ein dunkler Koloß, das alte Schloß der Grafen von Dunois empor. Ueber die Brücke ging es hinein in die Stadt; bald bergauf, bald bergab steigend rückten wir in der finsteren Stille vor. Plötzlich tauchten vor uns fünf, sechs Lichter auf; die dunklen Gestalten, welche sie trugen, glichen Gnomen; doch es waren nur simple Laternenanzünder, welche, dem Befehl des Kommandanten der einrückenden Truppen gehorchend, an ihr Geschäft gingen. Bald auch erhellten spärliche Gasflammen die Straßen; bei ihrem blassen Schimmer erkannte ich die ersten Ruinen. Schwarz und unheimlich starrten sie uns entgegen.

Auf dem Marktplatz machte das Regiment Halt. „Achtung! Zum Gebet!" kommandirten die Offiziere. Eine kurze Pause — dann spielte die Musik einen Choral. — Die Klänge des Dank- und Lobliedes brachen sich an den Ruinen.

Kaum war der Choral verklungen, so begannen die Soldaten

sich einzuquartieren. Laut klopften sie an Thür und Fenster. Die erschreckten Bewohner öffneten so schnell wie möglich. Oft auch pochten die Soldaten vergebens; wenn sie dann ihre Kolben gebrauchend, die Thüren einschlugen, fanden sie die Wohnungen leer. Wohl an tausend Personen waren, einen neuen schrecklichen Kampf um Chateaudun fürchtend, am Tage zuvor geflüchtet. Die letzten französischen Soldaten hatten die Stadt erst vor wenigen Stunden verlassen. Die Zimmer, wo mein Reisegefährte und ich im Hotel Bon Laboureur ein Unterkommen fanden, waren noch bis Mittag von einem französischen General bewohnt gewesen. Sehr elegant war die Wohnung trotzdem nicht. Einen traurigen Anblick bot vor allem die Schlafstube. Die Fensterrahmen und Thürpfosten waren halb verkohlt, von den Tapeten hingen nur noch vergilbte Reste an der rauchgeschwärzten Wand. Die Möbeln waren angebrannt; von Vorhängen war keine Spur vorhanden. Reine Bettwäsche zu erhalten, war unmöglich. Die Wirthin versicherte uns, daß fast ihr ganzer Leinenvorrath ein Raub der Flammen geworden. Nur mit großer Mühe, erzählte sie uns, hätten sie dem Brand des Hotels Einhalt zu thun vermocht. Die Nebengebäude, Stallungen und Vorrathsheuser waren niedergebrannt, vom Fenster des Schlafzimmers blickte ich auf die schwarzen Ruinen.

Meine Wirthsleute hatten an dem Schreckenstage viel verloren und doch waren sie noch glücklicher, als tausend Andere. Keiner ihrer Angehörigen war getödtet oder in Gefangenschaft abgeführt. Die Mutter der Wirthin freilich, vor zwei Monaten noch eine wohlhabende Frau, war heute eine Bettlerin, die bei ihrem Schwiegersohn das Gnadenbrod aß. Ihr schönes Haus und ein reiches Manufacturwaarenmagazin waren ein Raub der Flammen geworden. Nichts, gar nichts, als das nackte Leben hatte sie zu retten vermocht. Ihr Diener, der einen Lösch- und Rettungsversuch machte, wurde gefangen genommen und befand sich noch heute in irgend einer preußischen Festung.

Am andern Morgen war mein Erstes ein Gang durch die Ruinen.

An dreihundert Häuser liegen in Schutt und Asche und kaum ein Zehntel derselben ward durch das Bombardement zerstört, weitaus zwei Drittel wurden nach der Einnahme der Stadt als Strafe für die Theilnahme der Bewohner am Kampf den Flammen übergeben. Jawohl, diejenigen, welche den Tag von Chateaudun schrecklicher nannten, als den von Bazeilles, hatten Recht. Bazeilles ging während des Kampfes in Flammen auf, seine Häuser wurden niedergebrannt, weil sie den Franzosen als Schanzen, als Vertheidigungsmittel dienten; Chateaudun aber ward den Flammen übergeben, um ein Exempel zu statuiren. Die Gluth sollte strafen und schrecken. Die Absicht ward erreicht. Schrecken verbreitete sich weitum im Lande....

Schwere Hindernisse mußten von den Deutschen überwunden werden. Barrikaden, Gräben, Verhaue sperrten die Straße, die zudem mit Glasscherben übersäet war. Die Deutschen standen im offenen Feld, die Franzosen schossen gedeckt aus dem Hinterhalt. Da war es nur zu erklärlich, daß die Deutschen, als sie sich endlich, Dank ihren Kanonen, Eingang in die Stadt gebahnt hatten, von Wuth gegen die Feinde ergriffen wurden und keine Schonung übten.

Des furchtbaren Tages gedenkend, schritt ich langsam durch die Ruinen dahin. Mit schmerzlicher Rührung betrachtete ich die improvisirten Wohnungen, welche man mit Hülfe von Brettern zwischen den ausgebrannten Mauern errichtet hatte. Alle größeren Häuser waren in diesem Stadttheil zerstört, nur einige kleine Wohnungen, über welche die Elemente hinweggerast, waren verschont geblieben. Plötzlich hörte ich ein Jubiliren, ein Freudenrufen. Erstaunt, ja fast erschreckt über diese mir hier so unerwarteten Töne, blickte ich nach der Stelle, woher sie kamen, und ich sah drei Frauen, von denen die eine einen Brief in den Händen hielt und diejenige war, welche ihrer Freude so lauten Ausdruck geliehen. Noch stand ich unschlüssig, ob ich mich bei ihr nach dem Grund ihres Jubels erkundigen sollte, als sie auf mich zukam und mir den Brief hinhaltend sagte: „Da Herr, wer Ihr auch seid, lest, und wenn Ihr keinen Stein im Busen tragt, werdet Ihr Euch mit mir freuen." Ich las: „Colberg, den 4. November. Liebe Frau! Ich lebe noch, freilich weiß ich ebenso wenig, warum ich noch lebe, als ich weiß, warum ich gefangen bin. Mein einziges Verbrechen ist, daß ich den Versuch machte, aus unserem brennenden Hause einen Theil unserer Habe zu retten. Nach einer schrecklichen Reise bin ich gestern hier angekommen. Ich bin gesund und hoffe Dich wiederzusehen. Wenn unser Kind geboren ist, küsse es auch für mich, es wird, so Gott will, keine Waise sein. Bete, daß bald Friede wird. Es küßt Dich Dein Henri." Stumm gab ich ihr den Brief zurück. Sie merkte, wie er mich ergriffen, darum fuhr sie fort, mir ihr Herz auszuschütten: „Ich glaubte, mein Mann sei todt. Sechs Wochen schon hab' ich ihn beweint, für mich und mein Kind. Doch die Thränen sind umsonst geflossen; er lebt noch, mein Kind wird nicht als Waise geboren werden. Wohl haben wir Alles verloren, was wir uns erspart hatten; doch was schadet's, wir sind beide gesund und jung, und mein Mann ist ein geschickter Arbeiter, der es Jedem gleich thut. Wir werden noch glücklich sein." Die Freude des jungen Weibes war rührender, ergreifender als manche herzzerreißende Klage. Und doch that sie mir wohl, sie wirkte versöhnend inmitten des Jammers, der mich von allen Seiten anstarrte.

Ich kam in den Stadttheil, welcher von der Feuersbrunst verschont geblieben, in dem nur einige Häuser durch das Bombardement zerstört worden. Neue Truppen hielten ihren Einzug. Bang und schwermuthsvoll sahen die Bewohner den Einmarschirenden entgegen. In den ängstlichen und traurigen Zügen spiegelten sich die Schrecken wieder, welche sie durchgemacht. „Ist es noch nicht genug des Elends? Wann werden unsere Leiden enden?" Die traurigen Fragen las ich in jedem Gesicht.

Das zweite Cuirassier-Regiment im französisch-deutschen Feldzuge.

* Die Landshuter Zeitung hat schon einmal einen ausführlichen Bericht über die Theilnahme der bayerischen Kürassierbrigade und damit des 2. Cuirassierregiments am Feldzuge gebracht. Wir glauben aber, daß demungeachtet noch nachstehender Feldpostbrief von Interesse sein dürfte. Er lautet:

„Das zweite Regiment kam während des ganzen Feldzuges nicht zu einer eigentlichen Attaque. Es kann aber die Schuld nicht dem Regimente zugemessen werden, sondern lediq dem Umstande, daß die feindlichen Kavalleriemassen, denen unsere Brigade gegenüberstand, jedesmal eine Attaque ablehnten, indem sie Reißaus nahmen.

Es kann aber nicht verkannt werden, daß das Regiment doch Vieles leistete, bei Rekognoszirungen, dann durch seine ruhige Haltung im heftigsten Granatenfeuer gelegentlich der Gefechte.

Das Regiment war im Feuer die folgenden Gefechtstage: am 11. und 12. Oktober, am 9. Novbr., dann in den Dezembertagen, besonders aber am 1., 2. und 8. Dezember.

Der 11. und 12. Oktober brachte uns die Gefechte bei Artenay und Orleans. Die Cuirassierbrigade war an beiden Tagen ziemlich stark den feindlichen Geschossen ausgesetzt. Das 1. Regiment attaquirte gegen feindliche Infanterie und machte viele Gefangene; das 2. Regiment sandte Eclaireur-Patrouillen gegen die feindlichen Linien und machte ebenfalls Gefangene. Zur Attaque kam das Regiment nicht.

Den 30. November signalisirte Lieutenant Lindpaintner gelegentlich eines Rekognoszirungsrittes größere feindliche Abtheilungen an Infanterie und Kavallerie, welche im Vorrücken begriffen waren. Er wurde angeschossen, verlor einen Mann und ein Pferd, konnte sich aber natürlich nicht weiter einlassen gegen die starken feindlichen Kolonnen; durch seine umsichtige Rekognoszirung hatte er aber dem ganzen Armeekorps eine nächtliche Allarmirung und wahrscheinlich noch viel Schlimmeres erspart. Die feindlichen Abtheilungen stellten nämlich sofort ihren Vormarsch ein.

Am 9. November standen wir bis ungefähr 12 Uhr in der Reserve. General von Tausch bemerkte ungefähr um diese Zeit, daß unsere Linien immer dünner wurden, indem sich die Infanterie zu sehr ausbreiten mußte. Zurückgekommene Verwundete sagten aus, daß starke Infanteriekolonnen gegen Champo anrücken; Alles schwarz kommt, sagte mir ein Infanterist. General Tausch erkannte sofort, daß man französischerseits beabsichtige, unsere Rückzugslinie über Peravis la Colombe abzuschneiden, und ohne irgend einen Befehl abzuwarten, marschirte er mit der Brigade am äußersten rechten Flügel auf. Hätte General Tausch

nicht in dieser Weise gehandelt, so wäre es wahrscheinlich um unsern nächtlichen Rückzug schlecht gestanden. Ob dies später nicht noch gebührend anerkannt werden wird? (Es ist, wie die Landsh. Ztg. seiner Zeit gemeldet, anerkannt worden. Die Red.)

Die Brigade stand an diesem denkwürdigen Tage von 12 $\frac{1}{2}$ Uhr bis Nachts im heftigsten Granatenfeuer. Dem Rittmeister Hertling von unserem Regimente wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen. Glücklicher Weise überschossen die Herren Franzosen, so daß unsere Verluste verhältnißmäßig gering waren. Ueber die Haltung unserer Cuirassiere an diesem Tage kann ich als Unpartheiischer nur mit Bewunderung sprechen. Die Offiziere und Soldaten entwickelten eine Kaltblütigkeit und Ruhe, die mich wirklich staunen machte! Abends kam das Regiment noch in das Infanteriefeuer und deckte schließlich den Rückzug, der, wie Sie aus den Journalen wissen, in ungestörter Ordnung auf der Hauptstraße über St. Peravy und verschiedenen Nebenstraßen (Front gegen Westen) stattfand. Am 10. November vereinigten wir uns mit der 22. preußischen Division (Thüringer) in Janville." —

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

In Folge Verwundung seit 24. Dezember 1870 im Spitale Mallersdorf untergebracht, fühle ich mich verpflichtet, den herzlichsten Dank öffentlich auszusprechen. Titl. Herrn Vereinsvorstand Schönchen, k. Bezirksamtmann, für die liebevolle Theilnahme, die er durch seine vielen ehrenden Besuche zeigte, überhaupt für die edlen Handlungen, das Loos der Verwundeten zu erleichtern, ferners Herrn Bezirksarzt Dr. Scheiner für seine ärztliche Sorgfalt und würdigen Bemühungen, nicht minder der ehrwürdigen Frau Oberin und den andern Schwestern, für die berufswürdige, mütterliche Pflege.

Möge der Himmel die edle Menschenfreundlichkeit lohnen.

649 **Max Myssenthaler.** Corporal

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 10 Den 5. März: Johann v. Kr., Friedrich.

Der Krieg.

Bourbaki und die französische Ostarmee*).

Morges (Ct. de Vaud), 15. Febr.

Einer der Adjutanten des Generals Bourbaki, Herr v. X, der sich einige Tage hier aufhielt, hat mir interessante Einzelheiten über den Selbstmordversuch dieses Generals mitgetheilt.

Nach den verschiedenen unglücklichen Gefechten, die Bourbaki der Armee des Generals von Werder geliefert, und denen zufolge er sich nach Besançon zurückzog, sah er nun auch durch den General von Manteuffel seine Rückzugslinie abgeschnitten. Der unglückliche Feldherr hatte bei dieser Nachricht ausgerufen: „Wenn mir ein Unglück zustoßen sollte, so ernenne ich hiermit den General Clinchant zu meinem Nachfolger!"

Zur Verzweiflung getrieben durch den elenden Zustand und die schlechte Verpflegung seines Heeres und durch die widersprechenden und unvernünftigen Depeschen, die er täglich von Gambetta erhielt, wie man es von einem zum Kriegsminister gemachten Advokaten wohl kaum anders erwarten konnte, befand er sich in einem Seelenzustande, der das Schlimmste befürchten ließ. Deßhalb hatten auch die Offiziere seines Generalstabs so viel wie möglich seine Waffen zu entfernen gesucht.

Freitag, den 27. Januar, empfieng er wiederholt einen Brief von Gambetta, in dem angedeutet war, daß man ihn, wie bereits einige der übrigen Generale, für einen Verräther hielt. „Man vergißt zu Bordeaux", sagte er, das Papier in seiner vor Aufregung bebenden Hand zerknitternd, „daß ich in dieser Armee von 80,000 Mann nur 35,000 Soldaten habe, die übrigen sind unbrauchbar!" Er schickte die Offiziere seines Stabs mit verschiedenen Depeschen und unter allerlei Vorwänden fort, nur Hr. v. X., der eben sehr ermüdet von einer Sendung zurückgekehrt war, blieb im Vorzimmer. Bourbaki ging in das Zimmer eines der abwesenden Herren, nahm dort eine geladene Pistole und verbarg sie unter seinem Kopfkissen. Gegen Abend schrieb er mehrere Briefe und war noch mit dem Ordnen einiger Papiere beschäftigt, als der Oberstabsarzt eintrat. Sie nahmen beide am Kamin Platz und sprachen eine Weile zusammen. Der Doctor, welcher den General sehr aufgeregt fand, rieth ihm, sich einige Stunden Schlafs zu gönnen. „Sie haben Recht, Doctor; und Sie, wollen Sie nicht auch die Ruhe suchen?"

„Wenn Sie mir erlauben, mein General, so bleibe ich hier am Feuer sitzen."

Bourbaki legte sich zu Bette und zog die Vorhänge desselben zu. Gleich darauf hörte der Arzt einen Schuß; er sprang entsetzt auf und lief zu dem Bette, dessen Vorhänge er auseinander riß. „Es ist mir leider nicht gelungen, mich zu tödten", sagte Bourbaki, der keinen Augenblick sein Bewußtsein verlor. Er hatte beim Abfeuern der Pistole den Arm auf den Rand des Bettes aufgestützt und die Mündung der Waffe gegen seine Schläfe gedrückt, aber die Kugel, anstatt unmittelbar die Schläfe zu treffen, war einige Zoll auswendig am Kopf hinaufgeschnellt und dann oben in den Kopf eingedrungen.

Herr v. X., der sogleich herbeigeeilt war, erhielt vom General den Auftrag, Madame Bourbaki von Bordeaux abzuholen und sie nach Besançon zu geleiten. In Bordeaux angekommen, hörte der Adjutant, daß die Generalin bereits abgereist sei. Herr v. X. wollte nach Besançon zurückkehren, wo er seine Waffen, seine Pferde und sein Gepäck gelassen, da er die Reise in Zivil gemacht hatte; er kam zu spät, Besançon war schon von den Preußen umzingelt!

*) Aus der allg. Ztg.

Der Rückzug der unglücklichen 80,000 Mann starken französischen Ostarmee, die sich den Schweizern als Gefangene überlieferte, wird in der Geschichte eine zugleich Erstaunen und Mitleid erregende Seite ausfüllen, und überall, wo man sie niedergeschrieben findet, wird zu gleicher Zeit auch von der Barmherzigkeit und Aufopferung die Rede sein, mit welcher die braven Schweizer diesen Unglücklichen beistanden. Die Nationalität wird durch das Elend ausgelöscht, — ob Deutsche, ob Franzosen, gleich viel — sie sind wie Brüder empfangen.

Als der Ordonnanzoffizier des Generals Clinchant sich am Abend des 30. Januar nach Verrières, dem letzten Dorf auf der Schweizer Gränze, begab, um dem General Herzog die Absicht seines Feldherrn mitzutheilen, seine ganze Armee den Schweizern zu überliefern, fand er nur den Oberst Rilliet, der keinen andern Befehl hatte, als die Gränze zu überwachen und die Unverletzlichkeit des neutralen Gebiets um jeden Preis aufrecht zu erhalten. Dieser benachrichtigte sogleich den Schweizer General, der am 31. Morgens bereits in Verrières anlangte und mit dem französischen Feldherrn eine Zusammenkunft hatte.

Clinchant war in solcher Eile, den Vertrag, der sein Heer zu Gefangenen machte, stehenden Fußes zu unterzeichnen, daß er dem General Herzog kaum die Zeit ließ, sich nach der genauen Anzahl des Kriegsmaterials zu erkundigen.

Die Schweizer Bevölkerung hatte nicht die leiseste Ahnung von diesem so unerwartet geschlossenen Vertrage gehabt, und ganz unversehens brachen diese 80,000 ausgehungerten und zerlumpten Menschen, die elenden Pferde nicht zu rechnen, wie ein Heuschreckenschwarm in unsere friedliche kleine Oase ein. Nur der Kavallerie des Generals Cremer, dessen Korps die Vorhut bildete, gelang es größtentheils, nach Zurücklassung der vernagelten Kanonen, nach Frankreich zu entkommen; aber seine ganze Infanterie, mit Ausnahme zweier Regimenter, die Gex zu erreichen vermochten, war genöthigt, sich in die Waldungen des Mont Risoux zu werfen, um von da in das Waadtland hinabzusteigen.

Was die Armee betrifft, welche dem General Clinchant folgte, so theilte sich dieselbe vor dem Fort de Joux in drei Abtheilungen und betrat den Schweizerboden bei Verrières, bei Fourgs und bei Jougne. Wie viele dieser Unglücklichen auf ihrem Marsch über den Jura umgekommen sind, besonders auf dem Mont Risoux, den eine sieben Fuß hohe Schneefläche bedeckte, erfahren wir erst im Frühjahr, wenn die Sonne dieses weiße Leichentuch geschmolzen hat und ihr Licht alle diese Todten bescheint.

Ich kann nicht eine der vielen Annoncen in unseren Zeitungen lesen — die wie ein Angstschrei in alle Herzen dringen und in denen man Auskunft über Hunderte von französischen Soldaten verlangt —, ohne daß mir der Gedanke kommt: „Arme Eltern, Frauen und Kinder, die, welche ihr so eifrig sucht, sind dort in den weißen eisigen Bergen." Selbst von den Schweizer Landleuten wird der Uebergang über den Risoux beim Schneefall für unmöglich gehalten. Die Gränzwächter, die dort oben den Winter zubringen, müssen sehr oft ihr Häuschen durch den Schornstein verlassen, und es vergehen Monate, ohne daß sie in das Jouxthal hinabsteigen können. Zum Glück war im Anfang Februars die hohe Schneedecke so stark gefroren, daß sie das Korps, das diesen Weg genommen, zu tragen vermochte, oder wenigstens vor dem gänzlichen Einsinken bewahrte. Ihre Stabsoffiziere bahnten ihnen zu Pferde einen Hohlweg durch diese Schneemasse, und die Soldaten traten, einer hinter dem andern, in die Fußstapfen der Thiere.

Was aber diese armen Leute, ohne Strümpfe, mit ihren aus Pappdeckeln verfertigten zerrissenen Schuhe, viele barfuß, mit

verwundeten und erfrornen, im Schnee eiternden Füßen, zitternd vor Kälte, bis zum Aeußersten erschöpft durch Hunger und Strapazen, auf diesem Marsche gelitten haben, ohne von denen zu reden, die am Wege liegen blieben, das vermag keine Feder zu beschreiben. Diese schaudervolle Wanderung über den Risoux, welche um Mitternacht begann und 14 qualvolle Stunden dauerte, führte durch so unwirthbare, im Schnee vergrabene Waldstrecken, daß selbst die Wölfe, von ihrem Instinkt geleitet, sie nicht zu durchziehen wagen.

Die Straße von Verrières war durch die Artillerie und die Wagen ganz ausgefahren und von einem schwarzen Schlamm bedeckt, der von den Patronen herrührte, welche die Franzosen weggeworfen hatten. Die Schweizer Truppen bildeten zu beiden Seiten des Weges eine lebendige Hecke, und die Heeresabtheilung, etwa 45,000 Mann stark, die bei Verrières die Schweiz betreten hatte, warf ihre Waffen und ihre Patrontaschen auf den Rand des Weges.

Während der drei Tage, daß diese traurige Prozession dauerte, erhoben sich dort Berge von Flinten, Säbeln, Pistolen und Patrontaschen, zwischen denen man wie durch eine enge Gasse hindurch marschirte.

Da wo die französischen Truppen bivouakirt hatten, war die Rinde der Bäume bis zu einer bedeutenden Höhe von den ausgehungerten Pferden abgenagt. Die armen Thiere hatten überall Nahrung gesucht, und selbst eine mächtige Buche, welche die stolze Inschrift trug: „Ich stehe hier seit 1560", schonungslos ihrer Hülle beraubt, dergestalt, daß auch sie nach drei Jahrhunderten jetzt am Ende ihrer Laufbahn angekommen ist und mit den in gleicher Weise beschädigten Bäumen absterben wird. Aber nicht allein die Bäume und die Räder der Kanonen waren von den Pferden abgenagt; sie hatten sich auch oft gegenseitig die Mähnen und die Schwänze abgefressen, und Hunderte von ihnen waren todt auf den Weg niedergefallen.

(Schluß folgt.)

Die Bayern durch eine englische Brille.

In der Frankf. Ztg. schreibt Herr Hermann Voget in einem weiteren Aufsatze über seine Kriegserlebnisse von „Orleans nach Orleans" zur Vertheidigung der Bayern gegenüber einer englischen Korrespondenz, welche die Landsh. Ztg. seiner Zeit bereits kurz beleuchtet hat, folgendes:

Unsere Erwartung, daß es von Chateaudun direkt südlich gen Orleans gehen werde, wurde nicht erfüllt. Am 29. Novbr. fand vielmehr eine allgemeine „Rückwärtskonzentrirung" nach Norden statt. Dieselbe wurde am 30. November in der Weise vollendet, daß die Armee des Großherzogs von Mecklenburg an diesem Tage ungefähr wieder dieselben Positionen innehatte, wie am Tage, da von der Tann den Oberbefehl an Friedrich Franz abtreten mußte.

Wir waren vier Tage nicht im großherzoglichen Hauptquartier gewesen, hatten vier Tage keine Feldpost zu Gesicht bekommen, da schien es uns schon in Rücksicht auf unsere Briefe angebracht, einmal wieder dorthin zurückzukehren. Als wir am Morgen des 29. November Chateaudun verließen, wußten wir freilich noch nicht, wo sich der Großherzog befinde; wir konnten nur erfahren, daß der hohe Herr am Tage zuvor in Bonneval gewesen. Auf dem Wege nach dieser Stadt, die an der von Chartres nach Chateaudun führenden Straße liegt, trafen wir eine Menge bayerischer Soldaten, die theils auf offenen Wagen fuhren, theils zu Fuß langsam einherhumpelten. Viele von ihnen waren in große Decken gehüllt; einige hatten Zivilmäntel über ihre Uniform geworfen, andere trugen Zivilhosen. Ich redete mehrere an und alle, die ich fragte, sagten mir, daß sie sich mit einem ärztlichen Erlaubnißschein in's Lazareth nach Chartres begäben. Die meisten hätten des ärztlichen Attestes über ihre Krankheit nicht bedurft. Die bleichen eingefallenen Wangen, die tief in ihre Höhlen zurückgetretenen Augen sagten mehr als genug. Alle klagten über die furchtbaren Strapazen, die anstrengenden Märsche und die nassen, kalten Bivouaks. Da war ein Sold[illegible] vo[illegible] ersten Regiment, der bei Wörth verwundet worden, dann den Typhus gehabt hatte und jetzt von einem schrecklichen Husten gequält wurde; er lag in wollene Decken gehüllt auf dem Wagen, neben ihm war ein Jäger gebettet, der Wörth, Sedan und Orleans glücklich überstanden und sich jetzt im Bivouak den Keim einer schweren Krankheit geholt; der Arme zitterte von Fieberfrost geschüttelt. Aus den hohlen Augen Beider grinste der Tod. Aehnlich wie diesen ging es den meisten Anderen. Vier Monate hatten sie ausgehalten; alle Mühen und Gefahren hatten sie glücklich überstanden; in zehn Schlachten hatten sie dem Tod ohne Furcht ins Auge geschaut. Jetzt endlich waren sie zusammengebrochen: eine kleine körperliche Schwäche, eine unbedeutende Krankheit hatte sich zum Keim des Todes ausgebildet.

Die bleichen Gestalten der Armen tauchten in ihrem ganzen Elend in meiner Erinnerung auf, als ich einige Wochen später nach Deutschland zurückgekehrt, den Bericht eines Korrespondenten der „Daily News" las, der von norddeutschen Blättern mit sichtlichem Behagen nachgedruckt wurde. „Den ganzen Weg von Janville nach Chartres", so schrieb der würdige Mann, „fand ich voll Bayern, die ihre Gewehre von sich geworfen hatten und in die ersten besten alten Kleider gehüllt, die sie unterwegs aufgetrieben, einzeln auf Chartres zuschritten. Das bayerische Armeekorps scheint ganz demoralisirt zu sein. Chartres selbst ist voll Bayern, die sich in der angegebenen Weise von ihren Truppentheilen entfernt haben." Und an diese angeblich von ihm selbst beobachteten Thatsachen knüpfte der Günstling des preußischen Hauptquartiers gleich folgende Moral: „Die Lage der Bayern ist eine eigenthümliche. Es ist durch die von ihnen überstandenen Treffen bewiesen, daß es unbedingt nothwendig ist, ihnen preußische Verstärkungen zuzutheilen. So lange sie ganz auf sich selber angewiesen sind, fallen sie bemerkbar ab. Sie sind keiner selbstständigen Aktion fähig. Bayerische Offiziere, mit denen ich mich unterhalten habe, bestätigen dieses und es gibt gegenwärtig keine wärmeren Fürsprecher der Einigung Deutschlands unter preußischer Leitung als diese Herren."

Wenn ein Engländer so schreibt, so ist das — ich will mich kurz und deutlich ausdrücken — eine Dummheit, wenn deutsche Blätter es nachdruckten ohne ein Wort der Gegenbemerkung, so war das eine Infamie. Der Korrespondent der „Daily News" schwätzte kritiklos nach, was man ihm sagte. Daß er eine Unwahrheit schrieb, wußte er vielleicht nicht. Die meisten englischen Korrespondenten machen es ähnlich; Mr. Oliphant, mein Reisegefährte, bildete eine seltene Ausnahme.

Und so geschah es, daß die wackeren Soldaten v. d. Tann's, die Sieger von Wörth, Sedan und Orleans, zu Feiglingen, zu Ausreißern gestempelt wurden.

Viele der Männer, welche der Engländer beschimpfte, haben bereits im Lazareth ihr Leben ausgehaucht; andere sind als Invaliden in die Heimath entlassen worden. Schwindsüchtig, von Gicht und Rheumatismus gelähmt, fallen sie den Ihrigen, denen einst Ernährer zu sein sie gehofft hatten, zur Last. Diese Braven haben denselben Anspruch auf den Dank des Vaterlandes wie diejenigen, welche im Kampf den Tod gefunden, welche auf dem Schlachtfeld zu Krüppeln wurden. Das Geringste, was sie verlangen können, ist, daß man sie nicht beschimpft.

Schlimm genug, das ist nicht zu leugnen, war Ende November das Aussehen der bayerischen Truppen. Die Hin- und Herzüge der letzten Wochen hatten es ihnen unmöglich gemacht, sich neu zu equipiren. Tausenden waren die Stiefeln zerrissen, Hunderte gingen barfuß — im November 10, 12 Stunden barfuß marschiren, mache man sich klar, was das heißt — Anderen hingen die Hosen in Fetzen am Leibe herunter, wollten sie nicht als Sansculotten einherschreiten, mußten sie die erste beste Civilhose anziehen. Allnächtlich zum Bivouakiren gezwungen, nahmen sie, um sich gegen die Kälte zu schützen, mit, was sie fanden und tragen konnten, Decken und Mäntel, unbekümmert, ob das nun gerade parademäßig aussehe. Fragen wir, warum gingen sie nach Chartres, wo man bald genug ihre Desertion bemerken, wo man keinen aufnehmen würde, der nicht einen ärztlichen Urlaubsschein vorzuzeigen hatte? Uebrigens möchte ich wissen, woran der Hr. Korrespondent die ihm Begegnenden als bayerische Soldaten erkannte, wenn sie ihre Waffen weggeworfen und ihre Uniformen mit Civilkleidern vertauscht hatten.

Ebenso empörend ist die Art und Weise, wie der Engländer den Wettkampf der Tapferkeit, der zwischen Nord- und Süddeutschen stattfand, zu einer Anklage gegen die Bayern benutzt. Wahr ist, die Bayern schlugen sich besser, wenn sie wußten, daß Preußen an ihrer Seite fochten, aber ebenso wahr ist auch, daß

die Preußen tüchtiger draufgingen, wenn sie sahen, daß Bayern mit ihnen im Feuer. Diesem gegenseitigen Ringen um den Preis der Tapferkeit gebührt ein großer Theil an den Erfolgen des jetzt hoffentlich beendigten Krieges. „Wo bleiben nur die Preußen?“ hörte ich oft bei den Bayern, aber ebenso oft hörte ich bei den Preußen: „Wenn nur die Bayern erst da wären!“ Die Bayern sind voll Lobes von den Preußen, aber die Preußen sprechen fast noch begeisterter von den Bayern. „Alle Achtung vor den Bayern!“ Wie oft hab' ich so von norddeutschem Mund sagen hören: „Ob auch hundert fallen, sie wanken nicht, sie gehen über die Todten vor, als stiegen sie über Strohbündel. Und müssen sie ja einmal rechts zurückweichen, so geschieht es nur, um links auf dem Boden wieder heranzukriechen.“ Dies Wort, das mir nach der Schlacht von Coulmiers ein preußischer Husarenoffizier unter Zustimmung mehrerer Kameraden sagte, kennzeichnet die Werthschätzung, welche den Bayern von denjenigen Preußen gezollt wurde, die mit ihnen im Feuer gestanden. „Achtung vor den Preußen!“ sagten die Bayern in derselben Weise. „Die Preußen kümmern sich um die Kugeln nicht mehr, als seien es Schneeballen.“ Das war allmälig stehende Redensart geworden. Ja, mit Recht durfte Robert Hamerling singen:

„Der Märker hat den Bayer treu gefunden —
Verstummt ist im Gewühl und Schwertgeklirr
Im Siegesjubelklang, bei Blut und Wunden
Uralter Zwietracht und Wortgezänk.“

Vor Paris.

Ein dahier in Landshut beheimateter Unteroffizier und Geschützführer des königlich bayerischen I. Artillerie-Regiments „Prinz Luitpold“ schreibt unterm 6. Februar 1871 seinen Eltern unter Anderm:

Es war für uns eine unendlich große Freude, als wir auf unser desfallsiges Bitten die Erlaubniß erhielten, von dem Orte unseres Kantonnements, Valenton, heute in corpore einen Spazierritt nach dem Fort Charenton machen zu dürfen.

Jeder eilte sogleich in sein Quartier, denn es gab noch viel zu thun und um halb 1 Uhr sollte abgeritten werden. — Nun gings an ein Putzen des Helmes, der Knöpfe, des Säbels ꝛc. ꝛc.; schnell wurde die Säbelkuppel und das Riemenzeug des Cartouches angestrichen, die Reithosen werden wohl nie mehr so schnell und sauber gemacht werden, als dies heute von uns geschah und am Waffenrock fand man kein Stäubchen mehr; denn jeder that sein Möglichstes, um propre nach Charenton reiten zu können.

Zur festgesetzten Stunde fanden sich 12 Unteroffiziere mit Einschluß meiner Wenigkeit vor dem Quartier unserer Herren Offiziere ein und unser Herr Hauptmann, welcher nicht allein die Pünktlichkeit bei seinen Leuten gerne sieht, sondern selbst auch in jeder Beziehung sehr pünktlich ist, ließ nicht lange auf sich warten, so daß wir zur bestimmten Zeit Valenton verlassen und hoch zu Roß gen Paris ziehen konnten. — Schnell erreichten wir die nach Charenton führende Hauptstraße, doch jetzt ging das scharfe Reiten nicht mehr, schon der gepflasterten Straße wegen und dann auch deshalb, weil nicht nur Tausende von Fußgängern, sondern auch zahlreiche Fuhrwerke die Straße passirten und ein immerwährendes Ausweichen nothwendig machten. — Nachdem wir zuerst die von unseren Leuten angelegten Verhaue, Verschanzungen ꝛc. bei und vor Ferme L'hopital besehen, hatten wir auch Gelegenheit, die von den Franzosen mitunter prachtvoll angelegten Laufgräben, Barrikaden u. s. w. einer genauen Besichtigung zu unterziehen. — Wie bei uns die vorgenannte Ferme L'hopital der äußerste Vorpostenpunkt war, ebenso hatten sich auch die Feinde in einer Ferme, benannt la Pompadour ansäßig gemacht. — Die die Straße passirenden Pariser und Pariserinen riefen oft einen Ausruf des Mitleids, oft aber auch einen solchen des Staunens hervor, den namentlich unter den Vertreterinen des zarten Geschlechts befand sich manch schönes Kind, mit dem wir Mitleid ob der gehabten Entbehrungen hegten, während bei den Männern und älteren Frauenspersonen das Mitleid durch das wirklich klägliche Aussehen wachgerufen wurde.

Nach diesen Erscheinungen zu schließen, mußten die armen Leute schwer gelitten haben und die Noth in Paris mußte größer gewesen sein, als dieß verschiedene Zeitungen uns kundgaben. — Ich glaube sicher, daß während der Belagerung eben so wenig Schinken verfault und Sonstiges im Schmutz zertreten worden wäre, als Haber das Wachsen angefangen hätte, wie dieß einmal der Berichterstatter eines niederbayerischen Provinzialblattes mit angesehen haben will; denn die uns zu Gesicht gekommenen Pferde sahen ebenso kläglich aus und gaben ebenso glaubwürdiges Zeugniß von den durchlebten schweren Tagen, wie die armen Menschen.

Wir wälzten uns also durch das dichte Gewühl der Passanten, ritten, nachdem wir uns zuvor noch das Fort Montrouge und Choisy le-Roi (den äußersten Punkt der Preußen), aus der Ferne besehen, durch das Städtchen Maison Alfort und gelangten dann alsbald zum Fort Charenton, dem Ziele unseres Rittes. — Daß mich das, was ich hier sah, außerordentlich interessirte, werdet Ihr mir wohl glauben; die hier gebauten Schanzen, als auch die vorhandenen Geschütze und sonstigen Einrichtungen überstiegen alle meine Erwartungen; ich sah hier Marine-Geschütze, 72 Pfünder im Gewicht zu 8125 Kilogrammes, welche trotz ihrer immensen Größe von nur 2 Mann bedient werden können, da dieselben nach dem Hinterladungsystem fabricirt, einen ähnlichen Verschluß haben, wie unsere abgeänderten Podewilsgewehre und diese Geschütze, welche ein Geschoß in Gestalt eines fünfzehnpfündigen Zuckerhutes in sich aufnehmen, und den schönen Zweck erfüllen sollten, uns Alle sammt und sonders zu vernichten, sind jetzt gegen die Stadt Paris gerichtet, dazu bestimmt, selbe in einen Steinhaufen zu verwandeln, falls es sich die verblendeten und fanatisirten Franzosen einfallen ließen, eine Fortsetzung des Krieges zu wünschen.

Charenton selbst ist ein reguläres Fünfeck mit ebensovielen Bastionen. Hohe Kasematten aus Mauersteinen aufgeführt erheben sich aus den vor denselben liegenden breiten und tiefen Gräben; Verschanzungen, Laufgräben ꝛc. haben die Feinde wirklich prachtvoll angelegt, Pulverkammern reich gespickt mit Pulver und Geschossen, gegen Bomben sicher, sind in Unmasse vorhanden und ebenfalls sehr gut gegen allenfalls einschlagende Sprengstücke mit Sand verbarrikadirt; rechts vom Eingang ein Gebäude, mit der Ueberschrift „Pavillon D“, scheint für Offizierswohnungen bestimmt zu sein, wenigstens deuten die Einrichtungen darauf hin; dieß Haus ist vollständig unbeschädigt, während die Kasernen durch zersprungene Fensterscheiben, zertrümmerte Fensterstöcke und Löcher in den Mauern Zeugniß davon geben, daß unsere Granaten das Ihrige geleistet haben. Kanonen, größtentheils Vorderlader, mit Ausnahme der 72 Pfünder Marine-Geschütze, sind circa 60 vorhanden.

Interessant für mich war auch ein 24 Pfünder, dessen Rohr mittels einer eigenen Konstruktion fast senkrecht gestellt werden kann, wodurch eine Elevation bis zu 45 Grad und ein ungeheuer weites Ziel erreicht werden kann. — Im Ganzen ist Charenton gut erhalten, während Fort Nogent, das wir nächstens besuchen werden, schon aus der Ferne einen erbärmlichen Anblick bietet, so durchaus von Granaten zerstört ist dieses Fort. — Noch anzufügen ist, daß von Charenton selbst aus sowohl die ganze Stadt Paris, als auch das von dieser sich ausdehnende große Terrain zu übersehen ist, welch letzteres die Stellung der Würtemberger vor dem großen Ausfalle war, unternommen von der Redoute la Gravelle. Euch eine genauere Beschreibung vom Fort Charenton selbst zu machen, ist mir jetzt unmöglich und ich muß mir dies für eine spätere Zeit vorbehalten.

Von dem als Observatorium benützten Wachthäuschen auf den höchsten Punkten Charentons aus, übersahen wir mittels der mitgenommenen Binocles die große Stadt Paris! Wie lag sie so herrlich vor uns da, die als unüberwindlich geltende und jetzt gedemüthigte schöne Stadt! Das Pantheon mit seiner Alles überragenden Kuppel, die Kirche Notre dame und der Invalidendom, welch schöne herrliche Bauwerke und wie schnell werden sie zu Ruinen verwandelt sein, wenn Gambetta's Anhänger siegen und unsere Friedensvorschläge nicht angenommen werden. Gott wolle geben, daß die gemäßigte Partei die Oberhand gewinne, nicht allein daß Paris von seinen eigenen Granaten verschont bleibe, sondern daß auch wir bald in unsere liebe theure Heimath zurückkehren können. — Da es noch etwas zu früh zum nach Hause reiten war, dehnten wir unsern Ritt vorerst gegen die Enceinte der Stadt und dann gegen die Stellung der würtembergischen Division und Fort Nogent aus; je mehr wir uns der Stadt näherten, einer desto größeren Menschenmasse begegneten wir; Leute aller Stände waren namentlich im Bois de Vincennes

vertreten; Arbeiter, Gelehrte, Kaufleute, Blousenmänner, kurz alle Klassen und Kategorien der Bewohner von Paris scheinen sich hier gesammelt zu haben, um die gefürchteten Feinde zu sehen und kennen zu lernen und zu erfahren, daß weder die Preußen, noch die sog. blauen Teufel, d. h. wir, gar so fürchterlich wären; auch hier war das schöne Geschlecht wieder am zahlreichsten und unter diesen wieder die Angehörigen der demi monde am meisten vertreten; mancher dieser Schönen entlockten wir durch unsere Propretät und unsere fesche Haltung ein freudiges „Ah". — Nach wenigen Minuten kamen wir an das feste Schloß von Vincennes, das noch von den Franzosen besetzt ist; vor diesem dehnt sich eine große Fläche, der Rennplatz für die alljährlich wiederkehrenden steeple chase aus, welche uns, da sie ebenfalls von Reitern und Fußgängern sehr frequentirt und links mit jetzt von Würtembergern bewohnten hölzernen Baracken bebaut, an das Oktoberfest in München stark erinnerte; rechts vom Schloß Vincennes befinden sich die elegant gebauten Zuschauertribünen für die jährlichen Rennen, deren Holzwerk übrigens auch bereits, ob von unseren Leuten oder den Franzosen, weiß ich nicht, zum Verbrennen tauglich befunden wurde.

Nachdem wir noch die Redoute la Gravelle und den Pavillon, von welchem aus Trochu den bekannten großen Ausfall gegen die Württemberger begonnen, Stellung genommen, übersehen und geleitet haben soll, besichtigt hatten, machten wir uns, da es auch bereits zu dunkeln anfing, auf den Heimweg.

Abends 7 Uhr ritten wir wieder in Valenton ein, bezogen unsere Quartiere und erzählten uns dann in trautem Freundeskreise noch viel über den gemachten Spazierritt.

Ich ermächtige Euch, von dieser meiner wahrheitsgetreuen Schilderung nach Belieben Gebrauch zu machen. Ch. B.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Bekanntmachung.

Am Donnerstag den 9. März l. Js. Vormittags 9 Uhr versteigere ich im Wirthshause in Eugenbach einen schwarzen und einen schwarzschedigen Ochsen an den Meistbietenden gegen Baarzahlung.

Landshut, den 4. März 1871.

Der kgl. Gerichtsvollzieher:
A. Babl.

708

Versteigerung.

Im Auftrag versteigere ich
Dienstag den 7. März Nachmittags 2 Uhr
in der Kramergasse im Hause der Kornmesserswittwe Frau Nißlbeck den Rücklaß der Revierförsters-Wittwe Büttl gegen gleich baare Bezahlung als: 2 Betten mit Bettladen, 1 Häng- und Komodkasten, Tisch, Spiegel und Bildertafeln, einige Leinwand und Wäsche, Kleidungsstücke und noch andere Sachen, wozu freundlichst einladet,

709 Heim, Tändler und Auktionär

Maurermeister Johann Gschwendtner

in Landshut, Eck der Kirchgasse Nr. 226

empfiehlt sich in heuriger Bau-Saison zu allen in das Baufach einschlägigen Arbeiten, namentlich zur Anfertigung aller Gußarbeiten in Cement und Gyps.

Die Baumaterialien-Handlung

in Landshut, Eck der Kirchgasse Nr. 226

empfiehlt ihr Lager aller Arten von **Baumaterialien** und erlaubt sich namentlich auf ihr frisches Lager ausgezeichneter **Cemente** als:

Portland-Robinson, Perlmoser, Kufsteiner-, Brannenburger und Peißenberger-Cement

aufmerksam zu machen.

Preis der letztgenannten Cemente per bayer. Metzen 48 kr.
Bei größerer Abnahme 42 kr.

(2a) 710

Schmied-Anwesens-Verkauf oder Vertausch.

In einer Hofmark mit einem herrschaftl. Schlosse nebst Bräuerei in einer wohlhabenden Gegend Niederbayerns ist ein

Schmied-Anwesen

zu verkaufen oder an irgend ein Anwesen zu vertauschen. Bei demselben befinden sich 24 Tgw. Wiesen und Felder. Die Kundschaft ist gut und kann noch viel mehr ausgebreitet werden. Der Preis ist mäßig und kann ein Theil des Kaufschillings liegen bleiben. Das Uebr. in d. Exp. d. Bl. (4a) 711

In einem Orte der besten Gegend Niederbayerns, an der Eisenbahn gelegen, ist eine im besten Betriebe stehende

Spezerei-, Tuch- u. Eisenhandlung

mit Haus und mit oder ohne Oekonomie aus freier Hand zu verkaufen. Das Nähere in der Expedition dieses Blattes. (3c) 673

Anzeige.

Im Göhl-Binderhause in der Herrngasse ist die Wohnung zu ebener Erde, für einen **Binder** oder **Schreiner** sehr geeignet, auch ein **Zimmer** im ersten Stock bis Georgi zu vermiethen.

Auch wird das **Anwesen** verkauft und kann die Hälfte des Kaufschillings liegen bleiben. Näheres hierüber zu erfragen bei

Joseph Grasberger,
651 (3c) b. Schleifermeister am Jorgestode.

Es wird eine **Wohnung** mit 4 Zimmern und sonstigen Bequemlichkeiten bis Georgi zu miethen gesucht. Am liebsten in der Altstadt.

712 **Auguste Faaßen.**

Eine kleine Wohnung

ist Haus-Nro. 61½ in der Wagnergasse zu vermiethen. 713

Einladung.



Unterzeichneter ladet auf morgen Sonntag den 5. März zu ausgezeichneten **Bratwürsten** und den beliebten **Strauben** höflichst ein. Auch wird zur Feier des Tages ein

Luftballon

steigen.

Zahlreichem Besuche sieht entgegen

Johann Ernst,
714 Klausenwirth.

---

505 Für Raucher 505.

Ein großes, wiederholt vermehrtes Lager in

Cigarren,

in vollständig abgelagerten Sorten von feinstem Aroma und bestem Geschmacke, sowie griech. und türk. **Tabaken, Cigaretten, Rauch- und Schnupftabaken,** hält bestens empfohlen

M. A. Fahrnbacher,
10 (10) 505 Schrannenplatz 505.

In einem hiesigen Putzgeschäft wird ein

solides Mädchen

in die Lehre zu nehmen gesucht. Das Uebr. in der Exp. ds. Bl. (2a) 715

Eine Wiese

ist zu verpachten an der Altdorfer-Straße (1½ Tgw.) Zu erfragen auf der hohen Gred Hs.-Nr. 87½ in St. Nikola. 716

Entlaufener Hund.



Dem Unterzeichneten ist ein ¾ Jahre alter schwarzschediger Mittel-Hund mit langen Ohren, langem Schweife, an der Spitze weiß, eine Bläße auf der Stirne und auf den Ruf „Lion" gehend, entlaufen; dem Ueberbringer eine Belohnung; vor Ankauf wird gewarnt.

Joseph Kaunzinger,
717 Bauer von Kronholzen, Post Langquaid.

Stadttheater in Landshut.

Montag den 6. März 1871.

Große Festvorstellung zur Friedensfeier.

Prolog.

s'letzti Fensterln.

Dann folgt:

Ein Landwehrmann von 1871.

Hierauf:

3 Jahr nach'm letzten Fensterln.

Zum Schluße:

Hurrah Germania.

Großes Tableau.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 4. März 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2350	646	24	42	23	52	22	7	—	10	—	—
Korn	1769	478	16	6	15	40	15	17	—	21	—	—
Gerste	2460	180	14	49	14	4	12	58	—	13	—	—
Haber	1284	495	10	31	9	30	8	19	—	5	—	—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. — № 11 — Den 12. März: Gregor der Große, Papst.

Der Krieg.

Bourbaki und die französische Ostarmee.

(Schluß.)

Jetzt lassen Sie mich Ihnen noch einige Episoden erzählen, von denen ich Augenzeuge gewesen bin.

Am 31. Januar war ich mit drei französischen Damen auf dem Bahnhofe, um, wie gewöhnlich, den fast täglich hier durchkommenden Verwundeten, die aus den Hospitälern entlassen waren, einige Erfrischungen und warme Kleidungsstücke zu bringen. Der Vier-Uhr-Zug ließ lange auf sich warten und kam erst eine volle Stunde später an. Es war ein endloser Zug, Wagen reihte sich an Wagen, und aus allen sahen bleiche, ausgehungerte Soldaten hervor, die uns mit verzweiflungsvollen Bitten um Essen und Trinken und warme Kleidungsstücke bestürmten. Es waren über 400 Verwundete und Kranke, die von der Armee Bourbaki's, die von Pontarlier kamen. Wir wußten hier in Morges noch nichts von dem Uebertritt dieser Armee in die Schweiz, und ebenso wenig, daß die französische Gesandtschaft in Bern die Erlaubniß erhalten, ihre Verwundeten durch die Schweiz nach Frankreich schaffen zu lassen. Hundert und aber hundert Stimmen flehten um ein Stück Brod, einen Tropfen Wein, ein paar Strümpfe ꝛc. Und alle Hände streckten sich bittend nach uns aus. Welche zerlumpten, schmutzigen Gestalten, welche kranken mageren Gesichter, die mit gierigen Blicken jeder unserer Bewegungen folgten. Nur die Turkos hatten selbst im äußersten Elend nichts von ihrer orientalischen Ruhe verloren, und betrachteten uns schweigend. Unsere kleinen Vorräthe waren im Nu erschöpft, es war ein Tropfen auf einen heißen Stein. Ich stand ganz unten am Ende der Wagenreihe, als eine schwache Stimme mich anrief: „Um Gottes willen, geben Sie mir etwas zu trinken, ich sterbe vor Durst.“ Es war ein ganz junger Soldat, welcher die Hand auf seine verwundete Brust drückte. Ich hatte keinen Wein mehr und lief zu der zunächst stehenden Dame. Auch diese hatte eben ihre letzte Flasche geleert, sie gab mir Chokolade, ich kehrte eilig zu ihm zurück, und reichte ihm die Tafel nebst einigen Zigarren, die letzten, die ich hatte. Er schüttelte den Kopf und wiederholte, indem er mich mit einem verzweiflungsvollen Blick ansah: „Oh, bitte, verschaffen Sie mir nur einen einzigen Tropfen Wein.“ Ich eilte zu den beiden anderen Damen und rief ganz außer mir: „Einer der armen Soldaten da unten, der schwer verwundet ist, stirbt vor Durst, ich muß Wein für ihn haben.“ „Kommen Sie ins Buffet“, sagte eine derselben ganz erregt, von all dem entsetzlichen Elend, das sich unsern Blicken zeigte, „wir nehmen dort alles, was wir finden, und bezahlen nachher!“ Gesagt, gethan. Wir ergriffen die ersten besten dort aufgestellten Flaschen, riefen dem Kellner zu, alles aufzuschreiben, und ich suchte in aller Eile meinen armen Verwundeten mit den Augen, indem ich an der Wagenreihe hinging. Als ich ihn herausgefunden, wandte ich den Kopf ab, um nicht alle die elenden Gestalten zu sehen, die mich anflehten, ihnen den Wein zu bringen. Als er mich kommen sah, beugte er sich vorwärts und streckte die Hand aus, und wie sein Gesicht aufleuchtete, als ich ihm den Wein reichte! „Merci, oh mille fois merci!“ Ich kehrte schnell in das Buffet zurück, wir nahmen eine Flasche nach der andern, dann kamen die Torten, die Pasteten, die Apfelkuchen an die Reihe, bis nichts eßbares mehr übrig blieb. Alles verschwand im Umsehen — die armen vor Hunger, Kälte und Erschöpfung halbtodten Menschen, die seit Wochen nichts ordentliches gegessen hatten, fielen wie Wölfe darüber her.

Ich hielt eine der Schüsseln in der Hand und zerschnitt in vollem Lauf, während ich zu den Wagen zurückkehrte, den letzten Kuchen, als ich in einem geöffneten Coupé zwei Soldaten erblickte, die allem Anschein nach nichts bekommen hatten, und auf der Bank ihnen gegenüber einen Verwundeten, welcher der Länge nach ausgestreckt war. Er hatte den Kopf verbunden und seine Dienstmütze hielt kaum auf den Bandagen. Ich bot den beiden Aufrechtsitzenden Kuchen an, aber zu meinem größten Erstaunen lehnten sie höflich ab. Ich vertheilte denselben an einem andern Wagen, und fast mechanisch eine meiner Hände in die Manteltasche steckend, um sie zu erwärmen, fand ich darin noch eine unserer wollenen hübschen Mützen, welche die hiesigen Damen häkeln, und die den Namen passe-montagne führen. Ich eilte zu dem offenen Wagen zurück. „Wollen Sie diese Mütze?“ fragte ich den ersten, der darin saß. „Bitte geben Sie sie unserm armen Kameraden dort, er ist schwer verwundet.“

Ich stieg rasch ein, nahm ihm seine Mütze ab, und setzte ihm sanft das wollene Käppchen auf; aber indem ich ihn gegen die Kissen des Wagens zurücklehnte, zuckte ich erschreckt zusammen; meine Finger hatten eine eiskalte Stirn berührt, er öffnete einen Moment seine schweren Augenlider und sah mich dankbar an. Ich bemerkte erst nach dem Aussteigen, daß ich in ein Coupé erster Klasse gerathen, und daß der arme junge Mann ein Offizier war. Man gab das Zeichen zur Abfahrt, und aus allen Wagen tönten Dankesworte, und alle Mützen wurden geschwenkt. Der Halt hatte nicht mehr als 10 oder 15 Minuten gedauert. Als der Zug verschwunden war und wir allein bei anbrechender Dämmerung auf dem Perron standen, um uns her die schweigende Winterlandschaft, da hätte man glauben können, daß dieses ergreifende Bild des Elends, welches der Krieg mit seinen blutigen Farben malt, nur eine düstere Vision gewesen sei.

Einen Tag später kamen die ersten 800 Gefangenen bei uns an. Welch trauriger Anblick! Ihre Uniformen waren zerrissen und schmutzig, die meisten hatten weder Hemden noch Strümpfe, und schleppten sich, auf Stöcke gestützt, mit ganz zerlumpten Schuhen an ihren wunden und erfrorenen Füßen nur mühsam fort, während man in ihren Reihen einen kurzen, trocknen Husten hörte. Und doch hatte man die Elendesten in den der Gränze nahen Ortschaften zurückgelassen. Es kam mir ganz eigenthümlich vor, am ersten Sonntag (5. Februar) nach ihrem Einzug die Glocken nicht wie sonst zum Gottesdienst in unserer so streng calvinistischen Stadt läuten zu hören, weil die Kirche zur Schlafstätte der Gefangenen gemacht war. Alle Welt beeilte sich, ihnen beizustehen; die vornehmsten Damen verbinden ihnen die Füße und pflegen die Kranken. Man näht und strickt den ganzen Tag und sorgt in jeder Weise für sie, ja lehrt die Unwissenden sogar lesen. Sie dürfen in der Stadt umhergehen, und man hört nie ein lautes oder ungezogenes Wort von ihnen; ihr geordnetes, bescheidenes Betragen verdient alles Lob, und dabei sind sie voll rührender Dankbarkeit für alles, was man für sie thut.

Als einer von ihnen mir neulich einen Brief an seine Mutter dictirte, sagte er: „Schreiben Sie ihr, bitte, nicht, daß ich so viel gelitten habe, wissen Sie, sie könnte sich ängstigen; wenn man so weit weg, da sieht alles viel schlimmer aus; schreiben Sie ihr nur, daß es mir jetzt sehr gut geht, und daß ich bonne mine habe.“ Ich warf einen Blick auf sein vor Erschöpfung noch so bleiches und mageres Gesicht.

Die Offiziere hingegen haben wir höchlich mißfallen. Es waren im allgemeinen dicke, gut aussehende Lebemänner, in kostbare Pelze gehüllt und die feinsten Zigarren rauchend, die mit der größten Gleichgültigkeit das Elend ihrer Soldaten betrachteten. Sie ließen sich in den Wirthshäusern immer die theuersten französischen Weine und die besten Käse bringen; sie fanden weder die Schweizer Weine noch den Schweizer Käse gut genug für ihre verwöhnten Zungen. Und während sie mit aller Behaglichkeit

tafelten, sah man oft genug ganz nahe bei ihnen verwundete und kranke Soldaten, die nicht einen Sou in der Tasche hatten, um sich die geringste Erfrischung zu kaufen. Ich habe nie gesehen, daß einer dieser Herren von seinen Soldaten gegrüßt wurde, oder daß sie ihrerseits den armen Leuten die allerkleinste Wohlthat erwiesen oder ihnen die mindeste Sympathie gezeigt hätten. Man fand bei ihnen keine Spur von jener väterlichen Fürsorge, mit welcher die deutschen Offiziere sich in der Regel ihrer Soldaten annehmen.

Mir war es eine wahre Herzenserleichterung, als man diese Herren in die inneren Kantone sandte, damit sie nicht in Versuchung kommen möchten, Fluchtversuche zu machen. Gott gebe, daß ich nur die Ausnahme und nicht die Regel in ihnen beobachtet habe*).

Die Anzahl, der in den verschiedenen Kantonen vertheilten Offiziere beläuft sich auf 1788, die der Unteroffiziere und Soldaten auf 79,989 Mann.

Das zweite bayerische Armeekorps vor Paris.**)

Von Fritz Förster.

Die Schlacht von Paris ist geschlagen! 132 Tage und Nächte dauerte der Kampf; geführt mit allen modernen Mitteln des Krieges, mit Lauf und Kolben, mit Spaten und Schaufel, mit dem kleinsten und größten Geschütz-Kaliber; er begann unter den letzten warmen Sommer-Sonnenstrahlen und endete mit dem ersten Frühlingswehen; inmitten liegen all die Schauer, in welche ein winterlicher Himmel europäische Erde zu umhüllen vermag.

Sie sind in der Heimath gewohnt, über jedes größere Ereigniß in diesem Feldzug einen Bericht zu erhalten; erlauben Sie daher mir Ihnen ein Bild dieser 132tägigen Schlacht, insoweit das II. bayerische Armeekorps daran betheiligt war, zu entwerfen; es liegt mir daran alle Einzelheiten, von denen Sie genugsam in Briefen und Zeitungen erfahren, in einen Brennpunkt zusammenzufassen, damit diejenigen Faktoren, welche zur Bezwingung der Riesenveste im Rayon der bayerischen Aufstellung in Thätigkeit gesetzt wurden, in helles Licht treten, damit vor allem der Infanterie, die unter Kommando des Generals der Infanterie Ritters von Hartmann gestanden, die gebührende Anerkennung, der wärmste Dank des Vaterlandes gesichert bleibe. Denn — sofort sei es ausgesprochen — erheischte der Sieg von Sedan die lebendigste Thätigkeit und Harmonie aller Waffengattungen und Chargen und Branchen, so muß der Lorbeerkranz für den Sieg über Paris der deutschen Infanterie zuerkannt werden.

Dieß liegt in der Natur der Sache. Nachdem einmal von Seiten des großen Vaterlandes die Form des Rings bestimmt war, welcher die Zweimillionenstadt umklammern sollte, nachdem einmal die Kanäle gegraben und gefüllt waren, welche die nothwendige Verpflegung der deutschen Armee zuführen, nachdem die Art gegenseitiger Unterstützung bei etwaigen größern Ausfällen festgestellt, nachdem jedes Korps die Vertheidigung seiner Linie geregelt, so war dem Kampffelde, der Kampfweise, ein auf Wochen, ja Monate unabänderliches Gepräge gegeben, und nur die Infanterie dem Wechsel der Beschießung und der Ausfälle, dem Wechsel von Tag und Nacht, von Sonnenschein, Regen und Kälte ausgesetzt. Verstand sie es nicht den Strapazen zum Trotz auszuhalten und den stets veränderten Verhältnissen sich anzupassen, so wurde aus dem eisernen Ring ein bleierner und schließlich ein papierner, der leicht von einigen tausend Chassepot-Bajonneten durchstoßen werden konnte.

Dem II. bayerischen Armeekorps war die Aufgabe zugefallen, die Straßen von Paris nach Chartres über Chevreuse und jene nach Orleans festzuhalten und alles zwischenliegende Terrain hermetisch abzuschließen. Die erstere wird durch die Schanze von Chatillon, die letztere durch die von Villejuif beherrscht. Am 20. September waren beide von bayerischen Truppen besetzt. Die Lage und Nähe des allmählich stärker armirten Forts von Bicetre zur Schanze von Villejuif bedingte leider, aber ganz unweigerlich, daß diese von dem VI. Korps, welches sie von den Bayern nach einigen Tagen übernommen, aufgegeben werden mußte. Hätte sie gehalten werden sollen, so hätte der Artilleriekampf mit den Festungsgeschützen nicht nur von Bicetre, sondern auch von Montrouge sofort begonnen werden müssen, was sich von selbst verbot, da wir noch keinen Belagerungspark besaßen. Sehr empfindlich blieb immer der Verlust von Villejuif; auf dieses basirt, unternahmen die Franzosen ihre heftigen Ausfälle gegen das Korps Tümpling, von Villejuif wurden die von uns besetzten Orte Bourg la Reine, Bagneux, Sceaux, ja selbst Antony, das Ruhequartier der 7. Brigade, fortwährend beschossen, von Villejuif allein aus konnten die Vorgänge auf dem Plateau von Moulin de la Tour beobachtet, und sofort durch den Telegraphen den Kommandanten von Issy und Vanves zur weitern Verfügung mitgetheilt werden.

Wie wir in den Besitz der Schanze von Chatillon gekommen, ist bekannt. Unbestritten ist der Ruhm, welchen die Infanterie der 3. Division durch die Festhaltung dieser selbst und des umliegenden Plateau's sich erworben. Wohl ist diese und ein guter Theil des anliegenden Terrains den Blicken der Franzosen durch ein Wäldchen, ringsum am Abhang, entzogen gewesen, und dominirte die Forts um 85 Meter; aber die Geschosse von Issy und Vanves wurden in einer Entfernung von nur 2500—3000 Schritten hier herauf fortwährend geschleudert, und für Montrouge war es ein leichtes bei 5000 Schritten Entfernung mitzuwirken. Fortwährend hatten sich die Vorposten mit den französischen Plänklern herumzuschießen, und stets war die ganze hier postirte Brigade auf dem Sprung, den etwa plötzlich heranstürmenden Pariser Bataillonen sich entgegenzuwerfen.

Hier gab es keine Unterkunft in Scheunen oder Villen für die Reserven, geschweige denn für die Feldwachen oder Pikets, das vielbeschossene Plessis Piquet etwa ausgenommen; hier oben tobten Wind und Wetter am heftigsten, hier war der Schmutz vom schwersten Kaliber, und hier verdoppelte der Boreas die eisige Kälte der hellen Wintermorgen.

Aber das Plateau mußte gehalten werden, das war unerschütterlicher Grundsatz beim Armeekorps-Kommando von Anfang an, und die Zeit, d. h. die verbesserte Armirung von Issy und Vanves belehrte uns dessen gründlichst. Denn nicht nur die Beschießung der Südfront und von Paris war durch den Besitz der Schanze um vieles erleichtert und ermöglicht, sondern vor allem eine dichte, unerschütterliche Cernirung gerade im Rayon des II. bayer. Armeekorps.

Die geometrische Länge der bayerischen Cernirungslinie vom Walde von Meudon bis in das Bievre-Thal betrug etwa 9000 Schritte; dieß gibt, bei der durchschnittlichen Stärke der III. und IV. Infanteriedivision von 21,400 Mann, 2,3 Mann auf den Schritt Frontbreite, eine nach den gewöhnlichen taktischen Vorstellungen sehr dünne Vertheidigungslinie.

Wären nun aber die Franzosen im Besitz der Schanze von Moulin de la Tour geblieben, so hätten sie diese natürlich mit allen möglichen Kalibern armirt; sie hätten das ganze Plateau bestrichen; unsere Vorposten hätten sorgfältig in Schützengräben zwischen Plessis-Piquet und dem Eingang vom Meudoner-Wald untergebracht werden, Chatillon, Bagneux, Sceaux hätten vollständig geräumt, die Kommunikation auf der Versailler-Straße in das Bievre-Thal verlegt werden müssen und die erste Vertheidigungslinie wäre für das II. bayerische Korps etwa der südlichste Theil des Waldes von Meudon bei Port Verrières, Malabry und Antony bis Pont Antony geworden, von 11,000 Schritten Länge; also der Schritt Frontbreite nicht einmal mit 2 Mann besetzt; das V. (später das XI.) Korps mußte sich dann ebenfalls verlängern, und auch das VI. würde durch das Aufgeben von L'Hay in Mitleidenschaft gezogen worden sein. Die Vertheidigung dieser Linie hätte große Schwierigkeiten verursacht, da sie weniger Orte besitzt, also weniger feste Positionen, und zudem überließ sie alle Vortheile der Offensive den Franzosen.

Die Cernirung von Paris wird stets als ein Meisterwerk deutscher Kriegführung gelten; vor allem, daß man mit so geringen Kräften und Mitteln diese durchzuführen vermochte. Ich glaube aber, daß wir dicht an die Grenze des Möglichen gerückt waren, daß eine Erweiterung des Ringes nur um weniges dem Ganzen wesentlichen Schaden, jedenfalls viel mehr blutige, erschöpfende Kämpfe verursacht hätte.

Die Schanze von Chatillon, „redoute de Chatillon" (oder

---

*) Die Luz. Ztg., die anfangs auch ein ungünstiges Urtheil über die französischen Offiziere fällte, brachte dann auch günstigere Berichte. Die Red. d. Landsb. Ztg.

**) Aus der allg. Ztg.

die „Bayernschanze", wie sie deutscherseits officiell genannt wurde) und die Straße von Orleans waren die Angelpunkte der bayer. Aufstellung vor Paris; die sie verbindende Linie ging vom Meudoner Wald um das Plateau über Chatillon nach Bagneux und Bourg la Reine bis in den Thalgrund der Bievre. Hievon war der 3. Infanteriedivision die Vertheidigung des Plateau's, der 8. Brigade jene von Chatillon und Bagneux, der 7. endlich die von Bourg la Reine überwiesen.

Es war dieß die erste Vertheidigungslinie, bestehend aus Feldwachen und Replis, von der 3. Division anfangs mit 6, von der 8. Brigade mit 3 (später mit 4), von der 7. mit 2 Bataillonen besetzt. Die Reserven standen in Bievre, Sceaux (und Chatenay) und in Antony Außerdem waren im Beginn des Oktobers das I. bayerische, später das II. preußische Korps und schließlich eine Gardelandwehrdivision in Longjumeau und Umgebung zur Unterstützung aufgestellt.

Die zweite und letzte Vertheidigungslinie, die um keinen Preis aufgegeben werden durfte, zog sich von Plessis-Piquet längs der Höhe von Sceaux gegen den Park des Herzogs von Treviso bei Bourg la Reine hin.

Die bayerische Aufstellung hat nur ein einziges mal einem starken französischen Anprall zu widerstehen gehabt, es war dieß am 13. Oktober. Rechtzeitig griffen die ersten Reserven ein, und wir hielten siegreich unsere vordersten Linien.

Obwohl damals noch, namentlich in Bagneux und Bourg la Reine, von einem eigentlichen Einnisten nicht die Rede sein konnte, so waren doch die Anordnungen im Allgemeinen so richtig und wirksam getroffen, daß die ganze Affaire, wie auf Befehl, sich abspielte, und nichts unvorhergesehenes uns zu unserem Nachtheil überraschte. Worauf alles ankam, das war die bejahende Antwort der Frage: wird die Infanterie in den Schützengräben und hinter Häusern und Mauern das einem Angriff sicher vorausgehende Granatfeuer aushalten? Fürwahr, es gehört eine gute wankellose Truppe dazu, die in solchen Stunden nicht murrt, im Gegentheil bereit ist, auf den ersten Wink aus ihren Deckungen heraus, dem Feind im freien Feld entgegenzutreten. Bei dieser Kaltblütigkeit und Ruhe war die Hauptschwierigkeit der Vertheidigung überwunden, und was später an Laufgräben, bombensicheren Unterständen rc. etwa noch gearbeitet wurde, diente vielmehr dazu, uns vor unnöthigen Verlusten zu wahren, als überhaupt unsere Positionen zu verstärken. Denn wozu wären schließlich alle diese Kellerlöcher, all diese mit Mist und Schutt erbauten Hütten (mit Ausnahme der Unterstände auf der Bayernschanze) nützlich gewesen, wenn bei der kolossalen Beschießung am 28., 29. und 30. Novbr. die 74 Pfünder wirklich da getroffen hätten, wo wir verborgen waren? Schutz gegen Granatsplitter ward gegeben; im übrigen stand die Infanterie zum guten Theil den Schiffsgeschossen gegenüber auf freiem Plan.

Das Glück war uns im höchsten Grade günstig; während jener furchtbaren Beschießungsnächte verlor die 3. und 4. Division, also während eines Feuers von mindestens 24 Stunden 22 Mann. Es wurde viel, es wurde Nothwendiges gearbeitet, und die Genietruppen verdienen im höchsten Grade den Dank der Infanterie. Aber man denke nur nicht, daß unsere in den bombensicheren Unterständen lauernden Pikets, Feldwachen und Replis, bei dem Wechsel der Witterung, welche hartgefrorne Erde plötzlich erweichte u. s. w., sammt und sonders und jederzeit in völliger Sicherheit sich befanden.

Wer nicht mit Nerven wie Draht auf Vorposten zog, den packte gar bald das Fieber.

Jede der drei Vorpostenaufstellungen der 7. und 8. Brigade und der 3. Division hat ihre eigene Geschichte.

Bei allen tritt gleichzeitig eine Veränderung mit dem 13. Oktober ein — eine Erscheinung, die, so viel ich erfahren, nach jedem größeren Ausfall und selbst auch bei kleineren Ueberraschungen auf der ganzen Cernirungslinie sich zeigte.

Die Franzosen trafen auf einen unserer schwachen Punkte, aber stets nur das erste Mal, wie rekognoszirend; kamen sie dann das zweite Mal mit ernsthafteren Absichten, so waren wir vollständig gerüstet und zum Empfang bereit.

Die 7. Infanteriebrigade hatte, nachdem sie in Folge eines Ueberfalles vor dem 13. ihre Vedettenlinie etwas zurückgezogen, Bourg la Reine ausschließlich zum Kampfe sich auserlesen.

Nachdem man bei der 4. Division das einheitliche Vorpostenkommando über Chatillon, Bagneux und Bourg la Reine seit dem 13. als zu umständlich aufgehoben, kommandirte in letzterem Ort unausgesetzt Oberst Heeg und leitete alle Anstalten der Vertheidigung. Diese waren hauptsächlich in die Gartenmauern verlegt mit ganz vorzüglichem Schußfelde, dem Einblick von Montrouge und Bicêtre entzogen; zum kleineren Theil erstreckte sie sich in tiefen Laufgräben hinunter bis in den Wiesgrund der Bievre.

Wenn ich Ihnen nun sage, daß vor den ersten Häusern von Bourg la Reine, in denen die Pikets und Feldwachen steckten, in einer Entfernung von 1100 Schritten drei französische Batterien, in einer Entfernung von 2600 Schritten die Schanze Villejuif gelegen und daß alle diese Feuerschlünde fast tagtäglich während dreier Monate in diesen Häuserkessel hineindonnerten, so werden Sie diese Stellung für unhaltbar erklären, und doch wurde sie niemals verlassen, aus dem einfachen Grunde, weil diese Soldaten der Gefahr allein nicht weichen wollten; die Verluste selbst betragen während der ganzen Dauer (den Ausfall am 13. abgerechnet) nur etwa 90 Mann.

Der größte Theil der Geschosse fiel in den südlichen Theil des Ortes, was sehr bemerkenswerth ist, da bei Bagneux das umgekehrte Verhältniß stattgefunden. Erwähnt muß hier noch werden, daß, um einen Verbindungsgraben quer über die Straße von Orleans herzustellen, die Genietruppen der 4. Division diese Arbeit angesichts der nur 1000 Schritte entfernten 18 französischen Geschützen trefflich und ohne Verlust in einer Nacht vollendeten.

Zwischen Bourg la Reine und Bagneux erhebt sich eine sanft ansteigende Höhe (senkrecht zur Orleans-Straße). Da diese im direktesten und nächsten Feuer der Forts gelegen, hatte man keine Einrichtungen zur Vertheidigung dort getroffen; dagegen beherrschten diese Linie und die ganze Mulde zwischen Bagneux und Fontenay drei Feldbatterien, auf das beste postirt, längs der Straße Bourg la Reine-Sceaux.

Die 7. Brigade hatte viel von nächtlichen Ueberfällen zu leiden, was zu den die Truppen sehr ermüdenden Allarmirungen häufig Veranlassung gab; sie war wesentlich — wie bekannt — beim Ausfall am 13. betheiligt, und unterstützte redlich das 6. Corps, sobald die französischen Colonnen am rechten Bievre-Ufer gegen L'Hay vorgingen.

Mit der Beschießung von Paris trat bei ihr fast völlige Ruhe ein; die Batterien auf der Straße nach Sceaux brachten nach $1\frac{1}{2}$ Tagen die gegenüberstehenden fünf französischen zum völligen Schweigen, und die gute „gelbe Tante" (Schanze von Villejuif) räusperte sich höchstens noch ein paar Mal.

Wer eine nach allen Regeln und für alle Fälle gut befestigte Ortschaft kennen lernen will, der sehe sich Bagneux an, wie es der Vorpostenkommandant Oberst Höfler den Franzosen am 28. Jan. hinterlassen. Bagneux liegt den französischen Laufgräben und Fort gegenüber, wie auf dem Präsentirteller. War Bagneux verloren, so mußte es wieder genommen werden. Darum galt bei ihm vorzüglich die Vertheidigung stehenden Fußes.

Barrikaden und krenelirte Mauern, Laufgräben und Drahtgewirre wechseln in richtiger, reichlicher Folge; eine Verschanzung tritt etwaigen Umgehungen auf dem rechten Flügel drohend entgegen, der linke ist durch rückwärts in Fontenay aufgestellte Batterien geschützt. So gestaltete sich Bagneux nach dem 13. Oktober, und es ist nur zu bedauern, daß hier nicht zum zweiten Mal die Mobilen einen Durchbruch versuchten. Auch dieser Ort wurde nicht zusammengeschossen, obwohl er ziemlich zu leiden hatte während der Beschießung, da die Franzosen eine in der Nähe errichtete Mörserbatterie fortwährend mit ihren Bomben suchten. Bagneux hat nicht einen nächtlichen Ueberfall aufzuweisen.

Chatillon war ein kühn vorgeschobener Posten des Plateau's; hier durfte nicht der geringste Lärm, ja eine Zeit lang selbst bei grimmiger Kälte kein Feuer in den Häusern gemacht werden; ewige Plänkeleien bei Tag und Nacht. Hier wurde am 13. Oktober am heftigsten gekämpft, seit jenem Tage ward aber den Franzosen kein Fuß breit Erde mehr abgetreten; vielmehr wurde der ganze Ort unter Leitung des Vorpostenkommandanten Oberst Mühlbauer mit Barrikaden fest und sicher verrammelt. Auch hier richtete die Kanonade vom 30. November vor. Js. und vom 5. bis 28. Januar wenigstens im unteren Theile sehr geringen Schaden an.

In der Geschichte des Plateau's konzentriren sich alle mög-

lichen Arten der Vertheidigung, alle Strapazen der Zernirung und alle Anstalten, diesen zu begegnen. Den ganzen Oktober hindurch und noch in den November hinein standen hier 7 Bataillone, 4 Feldbatterien in größerer oder geringerer Bereitschaft, 2 Eskadrons; wurde allarmirt, so waren es 12 Bataillone, 6 Batterien, 4 Eskadrons und einige Mal die gesammte Uhlanenbrigade. Mit der Zeit, d. h. mit der Zunahme der Kälte, wurden 3 Batterien weiter zurückgezogen, und die Eskadronen verschwanden gänzlich: die Infanterie aber blieb und hatte auszuhalten. Am Plan der Vertheidigung ward nichts wesentliches verändert: 3½ Bataillone hielten in erster Linie den südlichen Theil des Meudoner Waldes, den Eingang nach Clamart, den Rand des Plateau's und die Schanze besetzt. Da Clamart der bedrohteste Punkt war, so stand für dieses ein Bataillon in besonderer Bereitschaft; die übrigen Bataillone galten als allgemeine Reserve, um sie nach irgendeinem Angriffspunkte sofort zu dirigiren. Wäre es den Franzosen einmal gelungen, auf das Plateau heraufzubringen, so standen 2400 Schritte südwestlich der Schanze neben der Straße 2 Batterien und auf der Terrasse von la Hachette in Plessis-Piquet 1 Batterie zum wirksamsten Empfang bereit. Als der Geschützpark der Belagerungsartillerie bei Villacoublai aufgefahren war, wurden drei Feldschanzen von Preußen und Bayern gebaut zwischen Trivaux Ferme und Plessis-Piquet, beherrschend nach allen Richtungen. Damit war die vollkommenste Sicherheit gewährt, zumal jederzeit auf die Unterstützung der 21. Division (in unmittelbarer Nachbarschaft) und der weiter rückwärts liegenden Reserven gerechnet werden konnte. Als nun wirklich und endlich die Beschießung von Paris beginnen sollte, mußte die gesammte Vorpostenlinie vorgeschoben werden an den nordöstlichen Rand des Meudoner Waldes, an die äußersten Häuser von Clamart und hinab an die Straße von diesem Orte nach Chatillon.

Mit Granaten und Bomben wurde die Stellung der 3. Division reichlich bedacht, tagtäglich gab es ein Geknatter in Clamart, am 13. Oktober griff ein Bataillon noch mit ein in das Gefecht der 4. Division, während der Beschießung galt es zwei Mal, einen kleineren und größeren nächtlichen Ueberfall abzuweisen, aber niemals wurde ein ernstlicher Angriff direkt auf das Plateau gemacht.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Vor drei Jahren schon wäre auf die von dem Literarhistoriker Lindemann besorgte und von Herder in Freiburg herausgegebene „Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus“ empfehlend aufmerksam zu machen gewesen. Die damals erschienene erste Reihe enthielt in 10 Lieferungen oder drei Bänden eine mit kundiger Hand getroffene Auswahl aus den Werken Göthe's, Schiller's, Lessing's 2c. So eben sind die ersten 3 Hefte der zweiten Reihenfolge erschienen, welche den Romantikern gewidmet sind. In dieser Bibliothek ist die Auswahl so getroffen, daß sie ohne Anstand den Weg in die christliche Schule und Familie nehmen darf; das Verständniß der einzelnen Schriftsteller wird durch trefflich ausgeführte Lebensbeschreibungen, durch zweckmäßige Einleitungen und gediegene Anmerkungen erleichtert. Wir können das höchst verdienstvolle Unternehmen nicht warm genug empfehlen und wünschen demselben recht weite Verbreitung, was durch den im Verhältniß zum Gebotenen wirklich niedrigen Preis (das Heft 24 kr.) sehr erleichtert wird.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

792

Bekanntmachung.

Die k. Advokatenswittwe Frau Johanna Andrée, geborne Debronn, vormals zu Burglengenfeld, ist am 3. Oktober 1870 mit Tod abgegangen ohne letztwillig verfügt zu haben und ohne eine Descendenz zu hinterlassen.

Die bis jetzt von mir Unterzeichneten als Verlassenschafts-Commissär über die Intestaterben der Defunktin gepflogenen Recherchen blieben resultatlos, indem ich nichts weiter ermitteln konnte, als daß die Verlebte am 19. November 1809 in Heidelberg außerehelich von Franziska Debronn geboren wurde, und daß deren illegitime Mutter am 19. Dezember 1814 eine weitere außereheliche Tochter mit Namen Franziska Katharina geboren habe. Weder diese außereheliche Schwester der Erblasserin, noch ihre Mutter oder Verwandte mütterlicher Seite konnten ausgemittelt werden, und daher ergeht hiemit von mir, aus Veranlassung und auf Antrag des für die nicht bekannten Erben aufgestellten Herrn Curators — des kgl. Advokatens Herrn Dr. Hermanseder zu Paßau — die Aufforderung, daß Alle, welche Erbsansprüche an den Rücklaß der Genannten machen und rechtlich begründen zu können glauben, diese Ansprüche binnen drei Monaten, vom Tage dieser Bekanntmachung an gerechnet, bei mir anmelden wollen. Nach Ablauf dieses Termines werde ich ohne weitere Rücksicht hierauf in dieser Verlassenschafts-Sache vorgehen.

Der Rücklaß der Verlebten übersteigt die Summe von 6000 fl.

Paßau, am 9. März 1871.

Martin, k. Notar.

793

Bekanntmachung.

Rast'sche Gantmasse gegen Schießl p. deb.

Nachdem zufolge Verfügung des k. Bezirksgerichts Landshut vom 6. l. Mts. die zweitmalige Versteigerung des Anwesens Haus-Nr. 6 der Bauerseheleute Joseph und Theres Schießl zu Auloh, Gemeinde Frauenberg, bestehend in einer Grundfläche von 54 Tagw. 5 Dez. und auf 6065 fl. gewerthet, angeordnet worden ist, so habe ich zu dieser Versteigerung auf

Donnerstag den 13. April l. Js. Nachmittags von 2—3 Uhr

im obenbezeichneten Anwesen Termin angesetzt, wobei der Zuschlag ohne Rücksicht auf den Schätzungswerth erfolgt.

Steigerer, deren Person und Zahlungsfähigkeit mir nicht bekannt ist, haben sich hierüber genügend auszuweisen.

Landshut, den 9. März 1871.

Raumair, k. Notar.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 12 Den 19. März: Joseph, Nährvater Christi.

Die deutschen Sieger in Paris*).

I.

Paris, 1. März.

„O, wenn doch Vogel von Falckenstein heute hier wäre und uns in Paris eingeführt hätte — uns wäre ein anderer Siegeseinzug zu Theil geworden!" — „Heiliger Vater Blücher, wenn es dir vergönnt ist, aus lichteren Regionen auf diesen Einzug der deutschen Sieger in das bezwungene Paris niederzuschauen, deine Asche muß selbst im Grabe aufwirbeln — grollend, wetternd, drohend!" So konnte man heute mehr als Einmal von deutscher Zunge in dem kleinsten Theile von Paris hören. Doch muß ich den Leser erst dahin führen. Kurz vor 11 Uhr heute Morgens bot die Rennbahn von Longchamp ein reizendes Bild. Dreißigtausend preußische und bayerische Soldaten hatten auf der weiten Rasenfläche, die von der Seine an sich in das Bois de Boulogne verliert, Parade-Aufstellung genommen; in erster Linie Bataillonskolonnen, in zweiter Batteriefront und Eskadronfront. Auf dem rechten Flügel standen 8000 Mann des 11. Armeekorps, kommandirt vom General Schachtmeier, der an Stelle des bei Wörth schwerverwundeten Generals von Bose seit der Zeit das 11. Armeekorps führte und mit demselben besonders bei Sedan reiche Lorbeeren erkämpfte. Jetzt, bei Genesung des Generals von Bose, übernimmt General von Schachtmeier, im freundlichsten Sinne von seinen Soldaten „der alte Schlachtenmeier" genannt, wieder seine Division. Es folgten 11,000 Mann vom zweiten bayerischen Korps, kommandirt vom General Hartmann, und 11,000 Mann vom sechsten Korps (Schlesier) unter Führung des Generals der Kavallerie von Tümpling. Wenige Minuten vor 11 Uhr fuhr die kaiserliche Equipage, eskortirt von der glänzenden großen Stabswache, zusammengesetzt aus Uhlanen, Dragonern, Kürassieren und Husaren in allen leuchtenden Farben bei Suresnes über die Seine und wurde vor der Tribüne, von der sonst 5000 elegante lächelnde Pariserinnen dem Frühlingswettrennen zuschauten, von einem glänzenden Schwarm von Fürsten, Prinzen, Generalen und sonstigen hohen Offizieren zu Pferde empfangen. Ich bemerkte darunter die Prinzen Karl und Albrecht von Preußen, Brüder des Kaisers, und dessen Vetter, den Prinz-Admiral Adalbert, der sich in seiner Admirals-Uniform während des ganzen Feldzuges im königlichen Hauptquartier gar fremdartig ausnahm. Ferner erkannte ich den Großherzog von Weimar, den Prinzen Hermann von Weimar, Schwager des Kaisers; die Herzöge von Koburg und Meiningen, die Erbprinzen von Würtemberg, Weimar, Oldenburg, Hohenzollern, Neuwied, Waldeck, den Kronprinzen von Sachsen, den Landgrafen von Hessen-Philippsthal, den Fürsten Putbus, den Grafen Bismarck im schwarzen Kürassierrocke mit silbernem Helm, den General v. Moltke, den Kriegsminister v. Roon. Auf einem besonders hergerichteten Tritt stieg der greise Kaiser zu Pferde und sprengte, gefolgt von der glänzenden Suite, mit jugendlicher Leichtigkeit an der mit Epheu überwucherten phantastischen Mühle vorüber, der Parade-Aufstellung der Truppen zu, empfangen von seinem Sohne, dem Kronprinzen, der die Parade kommandirte. Während der Kaiser mit seinem Gefolge an der Front entlang ritt, spielten sämmtliche Musikkorps die Nationalhymne; jeder Truppentheil empfing den Kaiser mit brausendem Hurrah! das sicher weit nach Paris hineinschallte und hinauf zu dem stolzen Mont-Valerien, auf dem die deutsche Fahne in der Sonne blitzte und von dem deutsche Truppen dem glänzenden Schauspiele zu ihren Füßen zuschauten. Ich muß gestehen, ich habe nie einem glänzenderen Schauspiele zugesehen, wie heute Morgens von dem Thurme der Tribüne aus dieser kaiserlichen Sieges- und Friedensparade. Der Rasen von Longchamp ist schon leicht frühlingsgrün angehaucht, und die bunten Farben der Uniformen hoben sich wie leuchtende Blumen daraus ab. Und die Sonne schien so goldig und frühlingswarm darauf nieder, wie daheim in Deutschland im Mai. Die Gewehre und Helme blitzten, die Fahnen und Fähnlein flatterten, die schönen Pferde der kaiserlichen Suite flogen tanzend über den Rasen dahin ... und zu alledem der berauschende Gedanke: diese leuchtenden Truppen halten heute ihren jubelnden Siegeseinzug in das stolze Paris!

Der Kaiser hat seinen Front-Ritt beendet. Er nimmt ein wenig rechts von der Tribüne Stellung. Die Kommandos hallen laut über den Platz, die Truppen schwenken. Der Parademarsch beginnt mit der Infanterie des 11. Korps, im Durchschnitt je ein Bataillon von einem Regiment. Die berühmte 22. Division, die bei Orleans so tapfer gekämpft und so furchtbar gelitten hat, erregt unsere besondere Theilnahme, ebenso unter der folgenden Feldartillerie die 2. und 5. leichte Batterie, eine gußstählerne und eine broncene, deren Kapitäne, Deubel und v. Gillern, sich ebenfalls im Süden eiserne Kreuze erster Klasse erkämpft haben. Die Musikkorps spielen mit rauschender Bravour: „Heil dir im Siegerkranz" — „Ich bin ein Preuße" — „Was ist des deutschen Vaterland" — „Die Wacht am Rhein" — und mit besonderer Vorliebe den alten „Pariser Einzugsmarsch", unter dessen froh springenden Tönen unsere Großväter einst in Paris einzogen und mit dem sie und unsere Väter noch viele, viele Jahre lang so gern zum friedlichen Schützenfeste hinauszogen. Und Bataillon auf Bataillon, Batterie auf Batterie, Eskadron auf Eskadron zieht im strammen, flotten Paradeschritt in schnurgeraden Linien am Kaiser vorüber, der nicht müde wird, die Hand salutirend an den Helm zu legen. Den Schluß des 11. Armeekorps bilden die schmucken 13er-Husaren. Es folgt das 2. bayerische Korps. Ein reizendes Bild geben besonders ihre Uhlanen mit den neuen seidenen blauweißen Fähnchen an den Lanzen. Als wenn der Wind über ein blühendes Flachsfeld streicht, so blüthenweiß und blüthenblau schwimmen die Fähnchen dahin über den grünen Rasen. Während noch das 6. Armeekorps beim Kaiser vorübermarschirt, zieht schon das 11. Armeekorps durch eine Allee des Bois de Boulogne nach der Place d'Eylau und durch die Avenue de Malakoff nach der Place du Roi de Rome mit dem Trocadero und dem Niederblick auf das Marsfeld jenseits der Seine. Auf der Place de Rome nehmen die Batterien Aufstellung, die Geschützrohre auf das Marsfeld gerichtet, auf dem die französischen Soldaten in Baracken und in spitzen weißen Zelten kampiren — ein malerisches Lagerbild. Einige Bataillone und Batterien des 11. Korps bivouakiren auf dem Plateau der Place de Rome und auf dem sanft sich von hier herabsenkenden Rasen. Die anderen Truppen beziehen in der Nähe und in Passy Quartiere. Die Quartiermacher sind schon Morgens gleich nach 9 Uhr von Neuilly zu durch den Triumphbogen in Paris eingezogen, aus allen Truppengattungen zusammengesetzt, circa 3000 Mann stark; die Eskadron des Rittmeisters v. Collomb, vom 2. hessischen Husaren-Regiment Nr. 14, ritt an der Spitze; die Avantgarde führte Lieutenant v. Bernhardi, unsern Lesern als Parlamentär-Offizier, oftmaliger Geleiter von Favre und Thiers und als Beglücker zweier Pariser Herzen voll Hunger und Liebe mit einem fetten Versailler Truthahn sicher noch bekannt, und so war er der erste preußische Offizier, der während dieses Krieges in Uniform Paris betrat und von den Pariser Gamins offiziell mit gellendem Pfeifen und dem Rufe: „A bas les Prussiens!" empfangen wurde. Einige muntere Husaren-Pferdebeine machten aber die Bande wie Spreu auseinanderstieben. Die Quartiermacher schrieben in den

*) Aus der N. fr. Pr.

wenigen Straßen links und rechts von den Elysäischen Feldern, die den deutschen Truppen zu betreten erlaubt war, an die Hausthüren mit Kreide an, wie viel Offiziere oder Mannschaften das Haus nach ihrem Augenmaß wohl zu beherbergen vermöge, — damit war die Sache abgemacht.

Gegen zwei Uhr langte ich mit dem 6. Korps, nachdem wir an dem trostlosen Jardin d'Acclimatation und an einer weiten abgeholzten Strecke des Bois de Boulogne, das sonst im Allgemeinen weniger Bäume verloren hat, als man nach dem Gejammer der Pariser Zeitungen wohl glauben dürfte, vorübergezogen waren, an der Enceinte an. Auf den Wällen, die ihre Eisenspitzen schon verloren hatten, hockten ein halbes Hundert Gamins, schlumpige Weiber und Männer und schauten dem Einzuge der Sieger ziemlich theilnahmelos zu. Nur die Gamins steckten die beiden Zeigefinger in den ungewaschenen Mund und begrüßten uns mit gellenden Pfiffen oder riefen: „Vive la France! Vive la république! A bas le Prussiens!“ Unsere gutmüthigen Schlesier nickten dieser hoffnungsvollen Jugend von Paris, die sicher jetzt schon davon träumt, daß sie die grande promenade à Berlin, bei deren ersten Schritten ihre Herren Väter schon so glorreich stolperten, in einigen Jahren mit Glanz und lustigem Plündern machen werde, lachend zu und ließen sie schimpfen und pfeifen nach Herzenslust. Die Häuser an der Avenue de la grande Armee vor dem Triumphbogen waren meistens von unten bis oben geschlossen, nur hin und wieder sah man in den Fenstern oder hinter den Vorhängen ein Gesicht vorlauschen. Paris war für die Sieger nicht zu Hause. Am Triumphbogen, auf den Erdhaufen des aufgerissenen Pflasters wieder einige Volkshaufen, wieder das Pfeifen und Schreien der Gamins. Der Weg durch den Triumphbogen ist nicht passirbar. Gräben und Erdhaufen machen dies unmöglich. Und der Kommandant des von deutschen Truppen zu besetzenden winzig kleinen Theiles von Paris, General von Kamecke, ist gutmüthig genug, sich dies bieten zu lassen. Vogel von Falckenstein und gar erst der alte Blücher hätten sich und ihren Truppen es nicht gefallen lassen, daß ihnen das Hauptsiegesthor von Paris versperrt bliebe. Noch am letzten Morgen hätten sie die Pariser gezwungen, den Weg durch den Triumphbogen passirbar zu machen. Das 6. Korps zog um das Siegesthor herum in die Elysäischen Felder ein. Die Bayern waren zum Theil schon vorher an der rechten Seite des Triumphbogens vorbei durch die Avenue Uhrich, die früher Avenue de l'Imperatrice hieß, in die Elysäischen Felder einmarschirt. So fehlte dem Einzuge das Imponirende, Würdige der geschlossenen einheitlichen Massen.

„Voilà Bismarc“ ruft ein junger Blousenfranzose neben mir. Wahrhaftig, der Mann, der schon seit sechs Monaten in Frankreich zugleich am meisten gehaßt und bewundert wird, hat es sich nicht nehmen lassen, den Siegeseinzug ein wenig mitzumachen, natürlich incognito. Graf Bismarck, nur begleitet von seinem jungen Vetter, dem Dragonerlieutenant v. Bismarck-Bohlen und einer Ordonnanz, sprengt auf seinem schweren braunen Pferde die Avenue de la grande Armee herauf, um den Triumphbogen herum — hei! wie das runde, vieldurchstürmte Gesicht unter dem tief in die Stirn hinabgezogenen blanken Kürassierhelm lacht und leuchtet, wie der dicke, aschblonde Schnauzer sich übermüthig bäumt! Das ist ein lustiges Aufblitzen von jenem „tollen Bismarck“, der es sich einst — vor vielen Jahren — in den Kopf gesetzt hatte, eine unglückliche Jugendliebe in Champagner zu ertränken und auf den wildesten Pferden zu Tode zu jagen. Und wie der Blitz, wie er gekommen, so verschwindet „Bismarc“ auch vor den Augen der Pariser wieder. Er hat seinem Kaiser die Hand darauf geben müssen, sich in Paris nicht todtschießen zu lassen.

„Voilà Guillaume!“ ruft eine kleine schwarzäugige Grisette und zeigt auf einen alten stattlichen General, dessen grauer wehender Bart allerdings eine Aehnlichkeit mit Kaiser Wilhelm's Bart hat. Aber der Kaiser und der Kronprinz sind Beide in Versailles geblieben. Einer hat den Andern herzlich gebeten, nicht mit den einziehenden Truppen nach Paris zu gehen. Sicher wäre der Einzug würdiger, imposanter geworden, wenn der Kaiser oder der Kronprinz das Heer durch den Arc de Triomphe in die besiegte Hauptstadt des bezwungenen Frankreich eingeführt hätte — — aber es ist sicher besser so. — Ebenso unerwartet und incognito wie Graf Bismarck kommen jetzt die Prinzen Karl und Albrecht von Preußen, der Großherzog von Weimar und wohl sämmtliche fürstliche Persönlichkeiten neben dem Triumphbogen vorbeigesprengt, reiten die Elysäischen Felder hinauf, machen Kehrt und sprengen nach Versailles zurück, ohne das Glück gehabt zu haben, von den wenigen Parisern der niedrigsten Volksklasse mit einem Voilà le prince etc. begrüßt zu sein.

Auch die Häuser der Elysäischen Felder zeigen meistens todte Fenster und nur verschlossene Läden, Cafes, Restaurants und Hotels. Nur eine Pharmacie macht eine Ausnahme. An den Seiten der Straße stehen einige melancholische, schäbige Haufen von Parisern und Pariserinen, die nicht einmal eine Ahnung davon haben, daß die Musik in diesem Augenblicke dasselbe Musikstück spielt, das vor 56 Jahren ganz Paris so sehr entzückte. Nur die Gamins, die etwa auf derselben Kulturstufe stehen, wie ein Berliner und wie ein Wiener Schusterbube, haben überall das große Wort und das breiteste Maul zum Pfeifen. Da aber Niemand auf ihr Schimpfen und Pfeifen achtet, geben sie das bald auf und versuchen die „Wacht am Rhein“ durch die „Marseillaise“ und das famose „Mirantonton Mirantain“ zu übersingen. Ein Bataillon nach dem andern schwenkt links oder rechts ab — in die Quartiere. Das 6. Korps bezieht die Elysäischen Felder in der Nähe des Triumphbogens und der Nebenstraßen, die Bayern verschwinden meistens mit Mann und Roß in den großen Industriepalast oder in den Circus, der früher Cirque de l'Impératrice hieß, an dem aber die Kaiserin vollständig ausgewischt ist. Ein Bataillon Bayern bivouakirt in den Elysäischen Feldern und bezieht Feldwachen auf der Place de la Concorde. Bald knistern ihre langen Kochfeuer überall unter den Bäumen, und das spärlich vertretene Paris schaut neugierig den süddeutschen Kochbestrebungen zu.

Die deutschen Sieger sind in Paris eingezogen. Von einem Rococco-Schlößchen der Elysäischen Felder weht die schwarz-weiß-rothe deutsche Fahne nieder. Dort wohnt der Kommandant von Kamecke. Wir begegnen einigen deutschen Federkollegen. Wir rufen ihnen ein frohes deutsches Wort zu. Sie schauen sich scheu, ängstlich um — nach einigen lauschenden Franzosen-Ohren. Zum Glücke sind keine in der Nähe. Die Kollegen flüstern uns zu: „Um Gotteswillen kein deutsches Wort. Wir haben die letzte Nacht in einem englischen Hotel des Faubourg St. Honore logirt. Um 4 Uhr heute Morgens kamen Nationalgardisten und durchsuchten das ganze Hotel nach den „Prussiens, espions!“, von denen ihnen Meldung gemacht war. Sie klopften auch an unsere Thür. Zum Glück hatte Freund Z. die Geistesgegenwart, zu brüllen: „Goddam!“ — das einzige englische Wort, das seine Zunge kennt. „Un Anglais — bon ami — beaucoup d'argent Anglais — des armes Anglais — Vive l'Angleterre!“ brummte der Führer der Nationalgarden und ging weiter. Wir waren gerettet. Vorhin kam uns Wachenhusen entgegengefahren. L. ging auf ihn zu, gab ihm die Hand, und sie sprachen Deutsch mit einander. Das hatten einige Franzosen gesehen und uns im Nu umzingelt mit dem Rufe: „Prussiens! espions! A la lanterne!“ Zum Glück kamen einige Husaren an und in den Haufen hineingesprengt. Wir machten, daß wir davon kamen. Also, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, kein Wort Deutsch in Paris!“ — Ich lachte: „Also das Zugeständniß wollen Sie dem Pariser Pöbel auch noch machen — zu den vielen, die ihm heute bereits „aus politischen und militärischen Rücksichten“ gemacht sind? Ich nimmermehr! Und was sollte uns wenigen deutschen Civilisten inmitten unserer 30,000 bewaffneten Landsleute von diesen Pöbelhaufen passiren? Im Uebrigen begreife ich nicht, warum die Pariser die Prussiens von einfarbigem Tuche mehr hassen sollten, als die von zweifarbigem!“ — „Wir auch nicht, aber es ist einmal so, und wenn Sie nicht vorsichtiger sind, könnten Sie bald aus Erfahrung sprechen!“

Ich ging auf die Place de la Concorde, wo sich das Pariser Leben regte. Pariser Gamins zogen pfeifend, brüllend, schreiend umher. Sie waren die Herren des berühmten und berüchtigten Platzes, der einst das Standbild Ludwigs XV., dann die Guillotine trug und jetzt in seiner Mitte zwischen zwei Fontainen den berühmten Obelisk von Luxor zeigt. Die Fontainen waren stumm, wasserlos. Gut genug für die Sieger. Auf den Rondels um die Fontainen standen zwei bayerische Feldwachen. Sie sollten auf den harten Steinen die Nacht bivouakiren. Die Gamins pfiffen sie aus, schnitten ihnen Gesichter, machten ihnen

die beliebte Pantomime des Geköpftwerdens und stießen ihnen zur Abwechslung auch einige Gewehr-Pyramiden um. Die guten Bayern sind lange nicht so schlimm als ihr Ruf. Die „hellblauen Teufel“ bauten sich geduldig ihre Gewehr-Pyramiden wieder auf. Ich ging nachdenklich an die Seine, um den Quai des Tuileries entlang zu flaniren. Halt! Da war an der Ecke des Concordeplatzes eine Barrikade von französischen Munitionskarren gezogen und dahinter standen französische Nationalgardisten mit Gewehr bei Fuß, keinen deutschen Soldaten hindurchzulassen. Unsere Soldaten standen davor und schauten neugierig hinüber in die dichten Reihen des Pariser Volkes, das ihnen die Zunge entgegenstreckte und rief: „So kommt doch herein, Prussiens, stolze Sieger, in unser Paris, wenn ihr könnt!“ Auch das Thor in den Tuileriengarten ist geschlossen und mit Rothhosen besetzt, ebenso die Rue Rivoli abgesperrt. Ah! so also ist die Demarkationslinie in Paris zu verstehen! Wahrhaftig, die Herren Besiegten halten ihre Sieger hübsch im Zaume, nicht einmal die Tuilerien, das Louvre sind in unseren Händen. Vor der Madeleine, vor den Seitenstraßen, die in die Rue du Faubourg St. Honoré führen, vor allen Seinebrücken stehen französische Soldatenposten, die jeden deutschen Soldaten schon auf drei Schritt vornehm-kühl zurückwinken. Zur Promenade in Paris bleiben uns die Place de la Concorde, die Elysäischen Felder, die Vorstädte Passy und Boulogne; zum Kaufen von Andenken kein Boulevard, kein Laden; zum Stillen unseres Hungers und Durstes kein Café, kein Restaurant, kein Hotel, oder wir müßten ein ganz besonderes Glück oder eine superfeine Spürnase haben. Holen wir also einen steinharten Soldatenzwieback aus der Tasche und wetzen unsere Zähne ein wenig daran. Flaniren wir dabei ein wenig — so weit die Herren Franzosen es uns gestatten.

Auf der Place de la Concorde ist ein Zusammenlauf von Gamins und Soldaten. Eine Weiberstimme ruft auf Deutsch um Hilfe. Dahin! Dahin! Vor lauter Menschheit ist nichts zu sehen, nur ein hoher eingetriebener schwarzer Zylinder. Er stand bei den Gamins in dem falschen Rufe der Deutschheit. Es war aber Verleumdung; er war ein ächter Pariser. Endlich haben einige Schlesier den Haufen auseinandergesprengt und unter den Füßen des Pöbels die rothseidenen, schwarzsammtenen Ueberreste einer Schweizer Dame gerettet. Sie hatte einem Soldaten ein freundliches deutsches Wort gesagt, das hatte ein Gamin gehört — die Unglückliche wurde als preußische Spionin halb zerrissen und halb zertreten.

Bald sollte ich selber eine ähnliche Erfahrung machen. Ich sprach mit einigen preußischen Offizieren und gab ihnen beim Abschiede die Hand. Gleich war ich von den Gamins umringt mit dem Rufe: Un Prussien! un espion! Ein nichtswürdiger Schlingel in einer kirschrothen Weste sprang nach meinem Kopfe und riß mir richtig den Hut herab. Ich packte den Burschen und bin mit ihm in zwei Sätzen bei der bayerischen Feldwache an der Fontaine rechts von dem Luxor-Obelisk. Ein anderer Gamin reißt mir meinen Plaid von der Schulter, und die vierzig bis fünfzig Bayern — schauen gemütlich zu. Ich rufe ihnen zu: „Ich bin ein Deutscher, könnt ihr mich denn nicht vor der Kanaille schützen?“ — „Ja, schauen's, Herr, wir hab'n halt Befehl, keine Schlägerei mit den Franzosen anzufangen. — Und immer dichter, drohender wird der Haufe vor uns. Der junge bayerische Lieutenant sagt zu mir vorwurfsvoll: „Die hab'n Sie uns auf den Hals gelockt.“ — „Weil ich ein Deutscher bin und geglaubt habe, Deutschland würde hier wie Ein Mann zusammenstehen. Warum schicken Sie denn nicht ein halb Dutzend Soldaten mit gefälltem Bajonnet aus, die Canaille auseinanderzujagen?“ — „Wir hab'n Befehl, alle Feindseligkeiten zu vermeiden.“ Schon fallen einige Steine in die Bayern-Feldwache. „Da schauen's, nun werfen sie uns gar schon mit Steinen. Ich kann Sie wahrhaftig nicht länger hier behalten.“ — So verlangen Sie, daß ich allein, unbewaffnet, unter diese Bestien hinaustrete, die noch vor einigen Tagen einen Pariser Stadtsergeanten gebunden und in die Seine geworfen haben?“ Ich gehöre zum Hauptquartier des Kaisers.“ — „So, schauen's, warum haben's das nit gleich gesagt? Da ist die Sache ja eine ganz andere. Ich werde Sie durch eine Patrouille zu der Hauptwache des Herrn Majors führen lassen. . . .“ Und so geschah es. Inmitten von 10 Mann Bayern mit Gewehrüber ging ich über die Place de la Concorde zu dem Hauptbivouak der Bayern an der Ecke der Elysäischen Felder. Aber meine braven Schutzmannschaften konnten es nicht hindern, daß wieder ein Gamin von hinten durch sie hindurchsprang und mir zum zweiten Male den Hut vom Kopfe riß. Es war wieder der nichtswürdige Schlingel mit der kirschrothen Weste. Ich will einem Bayer das Faschinenmesser entreißen, um mich selber zu schützen, aber er hält geschwind die Hand darauf. Endlich kommen wir glücklich auf der bayerischen Hauptwache im Freien an. Der Herr Major ist nicht sonderlich erbaut über diesen Friedensstörer. Wieder einige kleine Stein-Bombardements. Still verdufte ich endlich hinter dem Industriepalast. Ich komme glücklich zum 11. Armeekorps. Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein! Ich bin in Sicherheit. Und nachdem ich nothdürftig in einer kleinen Vorstadtkneipe meinen Hunger mit Pferdebeefsteak gestillt habe, schreibe ich diese Zeilen in einem — Omnibus. Der wird auch mir und zwei preußischen Offizieren, die gleich mir am Sieges-Einzugstage kein anderes Quartier in Paris finden konnten, als Nachtquartier dienen. Ich fürchte, ich werde die Nacht Zeit genug finden, über den jüngsten Pariser Jubeleinzug nachzudenken.

W. v. R.

Das zweite bayerische Armeekorps vor Paris.**)

Von Fritz Förster.

(Schluß.)

So gesichert nun auch die Festhaltung dieser Stellung war, so anspruchsvoll an alle Kräfte des Soldaten blieb jederzeit der Aufenthalt dort oben. Mittelst langer Laufgräben und fester Unterstände suchte man Schutz gegen das Feuer der Forts; durch Verhaue, Drathgitter und Barrikaden Sicherheit gegen Ueberfälle; dem dezimirenden Einfluß der Witterung trat man mit den verschiedensten Mitteln entgegen. Lange Zeit blieben Feldwachen und Pikets ohne Stroh und Schirmdächer; es konnte nicht alles zu gleicher Zeit geleistet werden. Zuerst galt es, die großen Massen, die Reserven, unterzubringen.

Bretterhütten wurden erbaut, hoch und luftig. Doch die Kälte kam; die herbeigeschleppten kleinen eisernen Oefen reichten nicht aus, die Granaten suchten in der unmittelbarsten Nähe den Ort ihres Einschlagens. Da baute man Erdhütten am Waldsaume von Meudon, welche schließlich dem Kantonnement in dem zerstörten, stets von Geschossen heimgesuchten Plessis-Piquet vorgezogen wurden. Aber welch ein Aufenthalt auf der Schanze, und namentlich während der Beschießung! Es war Tage lang geradezu unmöglich, aus den niedrigen, von Menschendunst und faulendem Stroh angefüllten bombensicheren Räumen herauszutreten, — die Schanze war der Kugelfang für alle auf die vorliegenden Batterien gemünzten Geschosse.

Stroh war in Bièvres oder Versailles wohl zu fassen; aber es gab eine Zeit, wo der bitterste Mangel an Fuhrmaterial gerade von diesen in Schmutz und Regen halb versinkenden Vorposten am härtesten empfunden wurde. Wo Abhülfe irgend möglich war, wurde sie geleistet; es wurde alles geordnet; zu rechter Zeit requirirte man in den umliegenden Ortschaften Oefen, man wies jeder Abtheilung ihren Waldtheil zu, in dem sie Holz schlagen konnte, ja es wurden sogar Meiler angelegt (die allgemeine Wehrpflicht verschaffte uns Köhler), an Decken, Pelzmänteln und Wollensachen gab es keinen Mangel; die Verpflegung wurde vom November an reichlich und gut (Erbswurst); doch die Anstrengungen blieben nothwendiger Weise, sie verlangten viele Opfer.

Ich bin weit davon entfernt, die Leistungen der Infanterie des zweiten bayerischen Korps höher anzuschlagen, als die der übrigen Korps vor Paris; auch die an die Genietruppen und die Belagerungsartillerie gestellten Anforderungen ziehe ich hier nicht in Betracht, denn sie gehören in ein besonderes Kapitel: die Beschießung von Paris; jeder deutsche Truppentheil hat sein vollgemessenes Theil erhalten. Aber sicherlich gebührt den Bayern der Ruhm, daß sie redlich mitgearbeitet haben an dem Siege von Paris; sie haben ihn erkauft mit einem Verlust an Infanterie von 11,043 Mann, darunter 637 Todte und Verwundete. Es gab Wochen, in denen einzelne Bataillone auf die Hälfte reduzirt waren, wodurch die Anstrengungen der übrigbleibenden Mannschaft bei gleichbleibenden Anforderungen verdoppelt wurden. Das zweite bayerische Armeekorps bedurfte im Ganzen an

12,000 Mann Ersatztruppen. Ich lasse hier eine Tabelle folgen, welche meine Behauptungen durch Zahlen erhärtet und neue Gesichtspunkte beleuchtet.

Zeit.	3. Division. Durchschnittliche Stärke.	Krankenstand.	Prozentsatz der Kampfunfähigen.	4. Division. Durchschnittliche Stärke.	Krankenstand.	Prozentsatz der Kampfunfähigen.
16. Sept. bis 15. Okt.	8955	1415	15	11700	895	7
16. Okt. bis 15. Nov.	10030	1884	18	13255	1668	12
16. Nov. bis 15. Dez.	9720	1369	13	11985	1145	9
16. Dez. bis 15. Jan.	10340	1172	11	12510	858	6
16. Sept. bis 28. Jan.	9760	5840	62	12365	4566	40
Verlust d. Verwund.		213			424	
1. bis 31. August	12086	1564	13	11600	934	15
Verlust bei Weißenburg und Wörth		35			846	
15. Aug. bis 15. Sept.	11170	1298	25	11600	757	6,8
Verlust bei Sedan		1524			47	
16. Okt. bis 15. Nov.	10030	1884	19	13255	1668	13
Verlust d. Verwund.		48			96	

Man erkennt aus dieser Zusammenstellung, daß die Truppen vor Paris durchaus nicht weniger den Strapazen des Kriegs ausgesetzt waren, als in jenen Monaten, wo sie im freien Felde die Franzosen aufsuchten und schlugen. Sagt ja auch Oberstabsarzt Rast in seinem Berichte vom Ende Oktobers: „Die unausgesetzten Strapazen und Anstrengungen, der körperlich und geistig aufreibende Vorpostendienst, die stete Todesgefahr bei demselben, verbunden mit einer kaum hinreichenden, oft nur kalten Verpflegung," sind die Ursachen der zunehmenden Ueberfüllung der Spitäler.

Wohl erscheint der Krankenstand während der Marschmonate auch sehr hoch; doch ist er wesentlich gebildet durch Fußkranke (Externisten), die in kurzer Zeit wieder zum Dienst verwendbar wurden, während die Erkrankungen vor Paris, namentlich zu Anfang, einen viel bösartigern Charakter hatten. Später, mit der Zunahme der Kälte, mit der vollständigen Einrichtung der Spitäler, mit dem Zuströmen der Liebesgaben, trat auch hier eine Besserung ein.

Im September	wurden	5,8	Proc. geheilt,	4	Proc.	starben
„ Oktober	„	11	„ „	3,6	„	„
„ November	„	17	„ „	3,6	„	„
„ Dezember	„	22	„ „	3,5	„	„
„ Januar	„	23	„ „	2,6	„	„

Der Rest blieb entweder im Spital oder wurde evacuirt, namentlich gleich anfangs, wodurch die erstaunliche Ziffer von nur fünf Prozent Geheilten im Monat September sich erklärt.

Die schlimmste Zeit für uns war die Regenzeit; da die Truppen der 3. Division 4 Tage und im Wechsel immer ein Bataillon sogar 12 Tage hintereinander auf Vorposten und in erster Reserve standen, so kamen die Leute oft während der ganzen Zeit zu keinem trockenen Faden. Kehrten sie dann ins Quartier nach dem schmutzigen Bièvres zurück, so konnte nur von einer Erwärmung die Rede sein, von einer Erholung jedoch nicht in diesen dichtbesetzten, dumpfigen Wohnräumen. Auch wurden sie, als die Anfertigung von Schanzkörben und Faschinen zur event. Beschießung in Angriff genommen wurde, sofort wieder zu Reisig- und Erdarbeiten kommandirt. Nichts kann schlagender darthun die Unwirthlichkeit des von allen Winden gefegten Plateau's, als obige Zahlen. Die 4. Division hatte fast sämmtliche Feldwachen in Häusern untergebracht, während die Reserven der Vorpostenbrigade der 3. Division meist in Erdlöchern kampirten. Doch muß hiebei in Anschlag gebracht werden, daß aus irgendeinem Grunde die Truppen der 3. Division überhaupt weniger Widerstandsfähigkeit besitzen, wie aus der Tabelle zu ersehen.

Zunahme der Kälte, bessere Verpflegung minderten gleichmäßig bei der 4. wie bei der 3. Division den Krankenstand. Im November sahen unsere Soldaten wirklich erschreckend bleich und heruntergekommen aus. Und doch wie oft habe ich die Wacht am Rhein singen gehört, wenn die Kolonnen im dichten Nebel, im strömenden Regen oder bei eisigem Schneegestöber die Pariser Straße entlang marschirten, den aufleuchtenden Blitzen am Plateaurand entgegen; welches Hurrah auf der ganzen Linie, als der erste deutsche Kanonenschuß gegen Paris gelöst wurde, welcher Humor, ja Muthwillen oft auf den Feldwachen und in den Erdhütten! Sie alle waren stets voll des festesten Vertrauens in die oberste Führung, voll Hingebung an die Aufgabe, die Se. Majestät der deutsche Kaiser Wilhelm ihnen gestellt.

Ja, ihr Kameraden und Soldaten alle, erinnert euch wieder jenes Tagesbefehls vom 19. Oktober 1870, welchen der General der Infanterie, Ritter von Hartmann, an uns erlassen, und laßt freudig eure Herzen durchdringen von dem Bewußtsein vollster Pflichterfüllung. Er lautete:

„Soldaten des 2. bayerischen Armeekorps! Es ist mir Bedürfniß, euch für die tapfere, zähe und energische Beharrlichkeit, mit welcher ihr unsere vorgeschobene Stellung bisher und insbesondere bei dem starken Ausfall der Franzosen am 13. d. vertheidigt habt, meine Bewunderung und meinen Dank auszusprechen. Wir haben uns am 19. September einen Ehrenposten im Einschließungsringe von Paris erobert, und wir werden denselben durch Muth, Ausdauer und Wachsamkeit auch ehrenvoll behaupten."

August Lewald.

Aus München, 12. März, wird dem Straubinger Tagbl. geschrieben: Am vergangenen Freitag, den 10. März, starb hier der ehemalige württembergische Hoftheater Regisseur, Begründer und langjähriger Redakteur der Zeitschrift „Europa", August Lewald, einer unserer elegantesten und besten Schriftsteller. Er war 1792 zu Königsberg geboren und erreichte also das 79. Lebensjahr. Im Jahre 1860 war er hier zur katholischen Kirche übergetreten und gerade seit dieser Zeit, in seinem hohen Alter, hat er uns noch seine schönsten Werke geschenkt; Romane, wie Lewald's „Clarinette" und „moderne Familiengeschichten", so duftig und anziehend, so fein und rein geschrieben, so völlig auf der Höhe der Kunst stehend, haben wir auf katholischer Seite noch immer kaum ein volles Dutzend. Wer ferner seine liebenswürdigen Skizzen „aus dem katholischen Leben der Gegenwart" gelesen hat, der hat gewiß die Ueberzeugung gewonnen, daß der Verstorbene ein ebenso edler Mensch und frommer Christ, wie glänzender Schriftsteller war. Der Friede Gottes sei mit ihm!

Bismarck's Geburt.

Die „Haude- und Spener'sche Zeitung" (Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen) Nr. 43 vom 11. April 1815, die der „K. Z." zugestellt worden ist, enthält in der Beilage wörtlich folgende Entbindung-Anzeige: „Die gestern erfolgte glückliche Entbindung meiner Frau von einem gesunden Sohn verfehle ich nicht, allen Verwandten und Freunden unter Verbittung des Glückwunsches bekannt zu machen. Schönhausen, den 2. April 1815. Ferdinand von Bismarck." Dieser Ferdinand v. Bismarck (geboren 13. November 1771, gestorben 22. November 1845) war Rittmeister im k. preuß. Leib-Carabinier-Regiment, wohnte auf Schönhausen in der Altmark und war seit 6. Juli 1806 mit Wilhelmine (geb. 1790, gest. 1839), der Tochter des k. preuß. geh. Kabinetsrathes Menken in Berlin vermählt. Der ihm am 1. April 1815 geborne Sohn ist der jetzige deutsche Reichskanzler.

Was ist Chauvinismus?

Der zur Bezeichnung eines bis zur Lächerlichkeit leidenschaftlichen Anhängers des franz. Kaiserthums eingebürgerte Ausdruck „Chauvinismus" beruht auf der Rolle des Chauvin, des komischen Helden in dem Scribeschen Stücke „Le soldat laboureur", wobei jedoch nicht unerwähnt bleiben darf, daß die charakteristische Lithographie des Malers Charlet in Frankreich zur Popularisirung wesentlich mit beigetragen hat. Heute dient das Wort zur Bezeichnung jedes stationären politischen Fanatismus überhaupt, in und außerhalb Frankreichs; denn es gibt auch einen deutschen Chauvinismus, und er ist während der jüngsten Kriegszeit mitunter in recht häßlicher Gestalt hervorgetreten.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 13 Den 26. März: Kastulus.

Die deutschen Sieger in Paris*).
II.

Paris, 2. März.

Ich bin noch wie gerädert von meinem Siegeseinzugslogement im Omnibus. Eine Lattenstrafe muß Wollust gegen dieses Lager sein. Aber fast noch mehr als das Gefühl wurde ein anderer Sinn in unserem Omnibus-Sieges-Quartiere in Paris maltraitirt: der Geruch. Meine Feder sträubt sich, dies näher zu detailliren. Es muß genügen, darauf hinzudeuten, daß in dem großen glänzenden Paris, in den prächtigen Häusern mit den Billardzimmern und Bibliotheken und den unzähligen Zimmern und Zimmerchen, Kabineten und Kabinetchen, Salons und Boudoirs für nichts schlechter gesorgt ist, als für gewisse Orte, die sogar Bruder Studio nur lateinisch nennt: „locus"! Und so war das hintere Kabinet unseres Omnibus während der zwei Monate, seit seine Pferde von den Parisern aufgegessen waren, fleißig als Absteigequartier benützt worden. In dem mittleren Raume drängten wir drei Sieger uns möglichst eng aneinander, uns zu erwärmen. Die Toilette wurde in einem Pferde-Eimer gemacht, die Frisur gegenseitig. Kaffee? „Is nich!" wie der Berliner sagt.

Als wir auf die Straße hinabstiegen, war das Erste, was wir sahen, ein noch drucknasser Moniteur Officiell in den Händen eines strahlenden Parisers! Also sind alle patriotischen Straßenrufe: Keine Zeitung, keine Zeitung wird in den Tagen in Paris erscheinen, in denen die Stadt von den deutschen Barbaren besetzt ist! — umsonst gewesen. „Mais, pardon Monsieur, warum strahlet Ihr so in so früher nüchterner Morgenstunde schon so siegerhaft?" — „Voilà, Messieurs, la paix est faite! Seht dort, er ist mit 546 gegen 107 Stimmen in Bordeaux angenommen worden. Monsieur Thiers ist mit den Unterschriften bereits auf dem Wege nach Versailles, und sobald diese Friedensratifikationen in den Händen von Monsieur de Bismarc sind, müßt Ihr Paris räumen. Das ist eine kostbare kleine Friedensbedingung, die wir unserm Thiers verdanken. Vive notre petit Thiers le grand!" — „Nun, Monsieur, es wird uns, Ihr könnt es uns aufs Wort glauben, nicht sonderlich schwer werden, Euer Paris heute noch zu verlassen." — Aber die Tuilerien und den Louvre möchten wir doch noch sehen, und es ist ja im Korpsbefehl gesagt: Es wird dafür Sorge getragen werden, den Truppen die Sehenswürdigkeiten von Paris zu zeigen, namentlich Louvre, Tuilerien und Invalidendom.

Ich ging nach der Place de Rome, wo die zweite leichte hessische Feldbatterie und einige Kompagnien Infanterie bivouakirt hatten. Gestern Abends gab es hier einen glänzenden Zapfenstreich, eine unvergeßliche Stunde! Die vereinigten preußischen Musikkorps und Trommler ließen den originellen Zapfenstreich vom leisesten, gehauchten Pianissimo bis zur überwältigenden Tonmacht anschwellen, klingen, springen, donnern, niederrollen auf das französische Zelt- und Barackenlager auf dem nahen Marsfelde jenseits der Seine, von dem die französischen Bivouakfeuer zu uns heraufleuchteten. Es folgten die so oft gehörten und doch immer und an dieser Stelle und zu dieser Stunde ganz besonders fesselnden, rührenden, erschütternden preußischen und deutschen Lieder. Männer, Weiber, Kinder der niedrigsten Pariser Volksklasse standen dabei; bei dem wunderbaren „Gebet", als die Soldaten vorschriftsmäßig ihre Helme vor's Gesicht hielten, zogen auch sie wie unwillkürlich ihre Mützen und störten den feierlichen Augenblick durch kein lautes Wort. Wo auch die Sprache der Zunge auseinander geht, die Herzenssprache der Töne wird überall verstanden, wo das Herz nicht verloren gegangen ist. Und dann mischte sich dies gebändigte Pariser Volk friedlich unter die Soldatengruppen an den Bivouakfeuern und die Soldaten gaben ihnen Cigarren und Erbswurstsuppe und scherzten und lachten und plauderten mit den „Feinden" so harmlos und heiter, wie es mit den wenigen parlirfähigen deutschen Zungen und der in diesem Kriege vielgeübten Zeichensprache gehen wollte. Ja als sich die meisten Franzosen nach und nach zu ihren Penaten verlaufen hatten und ein winzig kleiner Gamin an einem Bivouakfeuer mit der erbettelten Cigarre im Munde eingeschlafen war, da nahm ihn ein bärtiger Kanonier sanft in den Arm und mit auf sein Strohlager und schlug seine Decke doppelt warm um den Jungen, der vielleicht am Nachmittage beim Einzuge einer der eifrigsten Pfeifer und Schreier: „A bas le Prussiens!" gewesen war. Was für Augen der kleine Schlingel wohl am Morgen gemacht hat, als er im Arm des „Feindes" erwachte und aus dessen Feldkessel so viel guten, heißen Kaffee trinken durfte, wie wohl noch nie in seinen jungen hungrigen Tagen! Diese Bivouak-Nacht auf der Place de Rome wird dem Gamin eine Erinnerung bleiben für's ganze Leben, und als uralter Gamin wird er seine Geschichten immer beginnen: „O ich kenne die Prussiens sehr gut! Sie sind nicht so schlimm, wie sie aussehen. Sie haben uns Elsaß und Lothringen, Straßburg und Metz genommen, aber sie haben mich damals an ihrem Bivouakfeuer auf unserer Place de Rome schlafen lassen und mit ihren guten, warmen Wollendecken zugedeckt und mir Kaffee und Cigarren gegeben. Mögen sie immerhin Elsaß und Lothringen behalten: Frankreich ist doch groß und reich genug!..."

Heute Morgens traten die Kanoniere blitzblank geputzt an und stiegen unter Führung ihrer Offiziere den Trocadero hinab, sich die versprochenen „Sehenswürdigkeiten" von Paris anzusehen. Hier am Fuße dieser langen Asphalttreppe führt der Pont d'Jena über die Seine auf das Marsfeld. Der alte Blücher hatte die Brückenpfeiler bereits laden lassen, um sie als Revanche für das am 18. Oktober 1806 von den Franzosen bei Roßbach umgestürzte Siegesdenkmal Friedrich's des Großen in die Luft zu sprengen. König Friedrich Wilhelm III. erlaubte es nicht und begnügte sich damit, daß der Name Pont d'Jena während der Anwesenheit der Sieger in Paris verschwand. Heute stehen französische Soldaten an dem Eingange der Jena-Brücke und wehren den preußischen Siegern den Uebergang über die Brücke, die den Namen erhielt zur Erinnerung an die tiefste Niederlage des alten Preußen.

„Aber der Pont des Invalides soll heute für geschlossene deutsche Soldatentrupps unter der Führung von Offizieren passirbar sein, zur Besichtigung des Invalidendomes und der — preußischen Kanonen, die als Siegestrophäen im Hofe des Invaliden-Hotels stehen!" Die französischen Wachtposten bedauern, vom General Vinoy keinen Befehl erhalten zu haben, den deutschen Siegern die Passage über den Pont des Invalides zu gestatten. Und dies nichtswürdige hohnlächelnde Grinsen der rothen Hosen bei diesen Worten! Lieb' Vaterland, magst ruhig sein: du wirst dir die alten preußischen „Kurfürsten" und die schöne einst aus Stuttgart mit fortgeführte Kanone noch lange Jahre auf dem Hofe des Hotels der Invaliden gegen ein gutes Trinkgeld ansehen dürfen.

Am geschlossenen Gitter des Tuileriengartens dasselbe rothhosige hohnlächelnde Grinsen, dasselbe höfliche Bedauern, dasselbe geduldige deutsche Umkehren. Einem dunklen Gerüchte zufolge soll das Gitter des Tuileriengartens allergnädigst heute Nachmittags eine Stunde geöffnet gewesen sein; die glücklichen deutschen Sieger die damals gerade in der Nähe waren, haben aber von den

*) Aus der N. fr. Pr.

Kunstschätzen des Louvre auch nicht einen Bilderrahmen, nicht einmal die Fingerspitze vom Apollo Sauroktonos oder die kleine Zehe von der Venus de Milo zu sehen bekommen. Als Ersatz dafür erhalten unsere deutschen Soldaten in Paris per Tag 1½ Frcs. Zulage.

Auf der Place de la Concorde haben heute Morgens wieder einige Gaminheldenthaten stattgefunden. Mehrere Frauenzimmer, die den Soldaten zulächelten oder gar Deutsch mit ihnen sprachen, wurden von dem Pöbel gepackt, zu Boden geworfen, mit Füßen getreten und in der Art des altdeutschen Fuchsprellens in die Luft geschleudert, bis die Soldaten sie retteten. Der Berliner Armeelieferant Meyer wurde auch als Prussion und Spion verfolgt, niedergerissen und sollte gerade gebunden und in die Seine geworfen werden, als sein Hilferuf den Dr. Römer vom 2. hessischen Husarenregiment Nr. 14 und einige Husaren herbeirief — Hurrah! marsch! marsch! auf die Canaille ... Wie ein Haufe Spreu stob der Pöbelschwarm auseinander. Unser Armeelieferant war gerettet, aber mehr todt als lebendig. „Gott der Gerechte, war das ein wüthendes Volk, dem ich doch hab' zu Leid gethan nicht das Geringste! Und eine Todesangst hab' ich ausgestanden, wie noch mein Lebtage nicht zuvor. Bin ich doch ein friedlicher Geschäftsmann, der für die Herren Soldaten gesorgt hat, wie ein Vater für seine Kinder. Gott, wird mein Blümche Augen machen, wenn sie die Geschichte liest in die Zeitung, in die „Post" von dem großen Strousberg. Werd' ich am End noch gar werden ein berühmter Mann, was man so nennt einen Märtyrer. Aber was mach ich mit die Berühmtheit? Ist es doch immer ein schlechtes Geschäft, halb todt gehauen und geängstet zu werden von das rasende Volk? Doch daß Sie sehen, meine Herren Husaren, daß Sie haben gerettet einen generösen Mann — da haben Sie 4 blanke Thaler. Trinken Sie dafür meine Gesundheit. Werd' ich auch trinken auf diesen Schreck die Ihre. Und wenn sie kommen sollten nach Berlin, werd' ich mir sehr freuen, wenn Sie mir besuchen und ich kann zeigen Ihnen die Herrlichkeiten der neuen Kaiserstadt und mein Blümche und die Sarah. Mein Name ist Meyer ..."

Die 8 großen Marmorbilder an den Ecken des Concordienplatzes, die wichtigsten Provinzialstädte Frankreichs darstellend, haben ihre Gesichter mit schwarzen Flormasken verhüllt — zum großen Jubel unserer Soldaten. Sie finden so viel Spaß an diesen trauernden steinernen Gesichtern, daß sie auch nicht eine einzige Maske niederreißen. Was aber wird Paris jetzt mit seiner stolzen marmornen Jungfrau Straßburg machen? Vielleicht radiren die praktischen Franzosen, die in den letzten Monaten so fleißig waren, an die Tuilerien und sonstige öffentliche Gebäude bis zum Ueberdrusse: Propriété nationale! Liberté! Egalité! Fraternité! zu schreiben, das Wort Strasbourg aus und schreiben daran Tours oder Belfort oder sonst einen populär gewordenen Stadtnamen.

Gegen Mittag gaben die Bayern den Parisern vor dem Industriepalaste ein Gratisconcert. Die Gamins schienen sich sehr daran zu erbauen. Hin und wieder zeigten sich auch schon einige elegante Cocottes, den deutschen Barbaren zu beweisen, daß sie nicht furchtsam und nicht — hartherzig seien. Im Industriepalaste kochten die Bayern ihr Mittagbrod, sie hatten auf der Erde riesige Feuer angemacht, unbekümmert um den Rauch, der keinen Ausgang finden konnte. Daneben lagen große Haufen von französischen Bomben und Granaten. Auf der anderen Seite standen in langer Reihe Schiffskanonen-Laffetten. In den Nebenräumen, wo sonst die schönen Pariser Blumenausstellungen zu sein pflegten, wieherten bayerische Pferde. Wir stiegen die Treppen hinauf — in die Räume des berühmten „Salon". Aber wie sah es in diesen kunstgeweihten Räumen aus! Wo sonst rothe Divans und herrliche Werke der Bildhauerkunst standen, lagen Soldatenmatratzen, Pferdeknochen umher. Ueberall ein Bild der Unreinlichkeit und Unordnung. Hier haben lange französische Soldaten gehaust. Auf denselben Matratzen lagen diese Nacht Bayern. An den Wänden, noch vor wenigen Monaten behängt mit den Meisterwerken europäischer Malerei, waren mit Kreide Karikaturen und Zoten angemalt. In beiden spielten Louis Napoleon, die Kaiserin Eugenie und Lulu die Hauptrolle. Es ist nichts bezeichnender für die Charakterlosigkeit der Pariser, der Franzosen, als daß sie nicht müde werden, eine gefallene Größe mit Koth zu bewerfen — wieder und immer wieder — der sie gestern noch in ihrem Glanze zujubelten. Und Napoleon und Eugenie, zu deren Reinwaschern ich durchaus nicht zählen mag, haben einer Klasse des französischen Volkes — wenn auch aus Egoismus — viel Gutes gethan: das sind die Soldaten! Und was rufen diese Soldaten ihren Wohlthätern jetzt nach?! Worte, die eine deutsche Feder nicht zu übersetzen wagen darf. Hier einige von den gemäßigteren Versen:

> La France dans un jour d'erreur
> D'un assassin fit un empereur.
> L'empereur dans un jour de caprice
> D'une putaine fit une impératrice!

Und diesem „Assassin" und dieser „Putaine" haben die französischen Soldaten 20 Jahre lang tausend-, tausendmal zugejubelt: „Vive l'Empereur! Vive l'Impératrice!"

Was singt dort draußen so mächtig, so hell, so stolz? Es ist die Garde-Landwehr, die sich bei ihrem Einzuge in Paris „Die Wacht am Rhein" singt, da sie keine Musik hat. Die Garde-Landwehr sollte morgen ihren festlichen Einzug halten — aber Herr Thiers kam ja früher mit dem unterzeichneten Frieden aus Bordeaux zurück. Morgen Früh werden die Sieger Paris schon wieder verlassen — bis auf den letzten Mann. Da wurde der Garde-Landwehr, die in St. Germain, Courbevoie und anderen Orten jenseits der Seine liegt, heute noch schnell erlaubt, ohne Waffen sich Paris anzusehen. Sie zogen über die Brücke von Neuilly und durch den Triumphbogen, die Mützen mit grünen Zweigen besteckt. O, Paris hat die stolze Garde von Anno 1814 und 1815 vergessen, wenn es denkt, die Garde-Landwehr von 1871 ließe sich durch einige Ketten und Gräben und Erdaufwürfe abhalten, durch das Pariser Siegesthor einzuziehen, wie es dem Sieger geziemt. Und „Aujust" ist heute fidel, wie lange nicht. Aujust freut sich, daß es nun bald aus diesem gottvergessenen, verluderten Lande heimgeht nach Berlin zu Weiß- und Aktienbier und zu — Muttern! Aujust haßt die Pariser heute nicht einmal so gründlich wie sonst. Aujust kommt unter großer deutscher und französischer Begleitung auf dem Concordeplatz an. Da ist der Boden so glatt wie ein Tanzsaal. Und Aujust ist heute zu fidel, als daß er nicht tanzen sollte. „Musik! Musik! — einen lustigen Hopser!" ruft Aujust. Und die Bayern spielen flott auf: „Piff! Paff! Trallera!" das einst die berüchtigte Theresa zuerst hier in Paris sang und das nach ihr verschiedene Gesinnungsschwestern den Berlinern und Wienern beibrachten. Und Aujust greift ohne viel Umstände aus der Zuschauermenge heraus, was sich an appetitlichen Grisettchen vorfindet — und da die lange nicht für alle tanzlustigen Aujusts reichen, so nimmt er schnell die hellblauen Bayern in den Arm und „Piff! Paff! Trallera!" geht's lustig, toll, bunt um den ehrwürdigen Obelisk von Luxor herum.... O, mit welchen großen, verwunderten Augen Paris die prächtigen Hünengestalten der Garde-Landwehr anstaunt! Und daß sie so fidel sein und so hübsch singen und tanzen können, diese großbärtigen Riesen! — und sie machen gar keine Anstalten, Paris niederzubrennen und Weiber und Kinder in die Flammen zu werfen! Sollten die Pariser Zeitungen am Ende doch nicht zum besten über die Gelüste von Mr. Landwehr unterrichtet gewesen sein?

Wir aber spüren Hunger — bärenmäßigen Hunger und Durst! Und wie brüllende Löwen gehen wir in dem Käfige auf und ab, den die Großmuth der Pariser den deutschen Siegern gestattet hat — wir suchen nach einigem Eß- und Trinkbaren. In den Elysäischen Feldern ist kein Restaurant, kein Kaffee, kein Hotel geöffnet. Sie dürfen ja keinen Sieger speisen und tränken! Die Zeitungen und ein großes Plakat an den Straßenecken haben es ihnen ja verboten, und wenn sie es doch thun, werden die Herren Gamins ihnen die Fenster einwerfen. Auf dem Straßenplakate heißt es: „Der Feind will unsere Stadt betreten! Daß er alle öffentliche Häuser, die Theater, die Restaurants, die Koffees und selbst unsere Häuser verschlossen finde! Jeder verschließe sich in seine Wohnung! Alle Straßen seien vollständig verlassen! ... Bedenkt, daß die Augen der ganzen Welt heute auf uns gerichtet sind!" Nur die Pharmacie hohnlächelt uns und unseren Hunger wieder mit ihren sämmtlichen offenen Fensterläden an. Ist denn wirklich kein Vogel v. Falckenstein da, die Pariser Restaurants durch allerlei nachdrückliche Kommandantur-Erlässe zu zwingen, die deutschen Offiziere und Soldaten zu sättigen?

Hungerwüthig stürzen wir uns in die Seitenstraßen: Avenue Gabriel, Matignon, Rue du Ponthieu, Rue du Colisee ... Ah! Ein Conditorladen! „Madame, Pasteten, Pasteten — Hühner-, Aal-, sogar Kaninchenpasteten! schnell! schnell! wenn Sie nicht riskiren wollen, von uns angebissen zu werden ..." Madame, schwarz gekleidet, mit einer sanften Trauer in dem blassen Gesichte, sagt, daß sie keine Fleischpasteten habe ... daß ihre Kuchen aber ganz warm aus dem Ofen kämen ... Und wir aßen Kuchen mit Orangen-Crême, Kuchen mit Chocolade, Kuchen mit Punschfüllung und trinken Curaçao dazu — unendlich! Wir haben wenigstens Muth bekommen, weiter nach etwas Fleischernem zu suchen. Im Faubourg St. Honore soll nach einem dunklen lockenden Gerüchte wirklich ein Dejeuner zu bekommen sein — aber zum Unglück stehen vor allen Seitenstraßen, die in das Faubourg St. Honore führen, rothhosige Cerberusse.

Wir machen trostlos Kehrt. In der Cite Odiot steht die Ladenthür eines Kaffees ein wenig offen. Der Wirth empfängt uns in Hemdärmeln mit langen, schmutzigen Manschetten, natürlich den Hut auf dem Kopfe. „Haben Sie etwas zu essen?" — „Nein, aber zu trinken Alles." — Während uns wieder ein Glas Curaçao zu neuem Hungern und Wandern stärkt, treten einige Offiziere ein und bringen die frohe Botschaft, daß sie gehört haben, im „Hotel d'Albe", in der Avenue de l'Alma, in der Nähe des Triumphbogens, könne man hinter verschlossenen Fensterläden ein klein wenig dejeuniren. Wie hungrige Wölfe stürzen wir dem Hotel d'Albe zu, „daß uns nicht Alles vorweg aufgegessen werde". Das Hotel sieht wirklich sehr wenig verheißungsvoll aus. Sämmtliche Parterreläden und die Hausthür sind geschlossen. Aber wir lassen uns davon nicht abschrecken. Auf unser Klingeln öffnet sich die Hausthür geheimnißvoll ein wenig, wir schlüpfen hinein, und die Thür schließt sich wieder geräuschlos. Im Speisesaale dämmert nur ein wenig Tageslicht. Oben an der Tafel sitzen schon einige bayerische Officiere. Es ist der General Horn mit seinem Stabe. Wahrhaftig, es gibt hier etwas zu essen und sogar Champagner — und Champagner muß der Sieger in Paris trinken. So prachtvoll haben wir in Frankreich lange nicht gegessen: Rühr-Eier mit Speck, gebackene Kalbsmilz, Filet mit Bratkartoffeln, Käse, eine halbe Flasche Champagner: dreizehn Francs. Ein wenig theuer, aber dafür haben wir auch das Bewußtsein, als Sieger in Paris zu dejeuniren. Und wie sie jetzt hereinstürzen, die preußischen und bayerischen Offiziere, zu denen das Gerücht gedrungen ist, daß man im Hotel d'Albe heimlich — verstohlen, wie ein Dieb in der Nacht, hinter verschlossenen Thüren und Läden für 13 Francs sich satt essen kann!

Heute Nachmittags waren der Kronprinz von Preußen und nach ihm der Kaiser inkognito und im Fluge Einer nach dem Anderen in Paris. Sie fuhren am Point-du-Jour durch das Thor der Enceinte ein, am Seine-Quai entlang und über die Neuilly-Brücke zurück.

Heute Abend hatten wir einen prächtigen Zapfenstreich und eine kleine lustige Franzosenhetze in den Elysäischen Feldern. Ein Franzose hatte einen preußischen Sergeanten geschlagen und war dann, von einigen Faschinenmessern ein wenig zerhackt, in ein Haus der Elysäischen Felder geflohen. Erst als die Fenster des Parterre klirrten, wurde die Hausthür geöffnet. Monsieur war aber bereits durch die Hinterthür entschlüpft. Einigen Gamins, die auch dabei sein wollten, wußten unsere Soldaten prächtig lange Beine zu machen.

Für heute Nacht haben mir die Offiziere der 2. leichten hessischen Feldbatterie in ihrem Quartier in der Rue de Longchamp ein Bett abgetreten. Es ist bereits der Befehl eingetroffen, daß wir morgen Früh um 7 Uhr von der Place de Rome still, prunklos am Point-du-Jour vorbei und über die Sèvresbrücke wieder nach Hause gehen. Sämmtliche Truppen verlassen morgen Früh Paris, und keine neuen ziehen ein.

Der Kaiser wird morgen auf dem Longchamp wieder eine glänzende Parade über die Garde und das 7., Königs-Regiment (Liegnitz), das bei Weißenburg und Wörth so furchtbar gelitten hat, abhalten.

Damit haben dann die Sieges-, Einzugs- und Friedensfestlichkeiten hier ein Ende. Der Kaiser geht mit dem Hauptquartier am Montag auf kurze Zeit zur Erholung nach Compiègne, von dort zur Inspizirung der Nordarmee nach Amiens und dann direkt über Karlsruhe nach Berlin.

Alle Truppen hier rüsten sich zum Abmarsch. Bis zum 12. d. M. sollen die Gebiete um Paris von deutschen Truppen geräumt sein. Zwei Armeekorps werden Sedan, Belfort und die daran grenzenden Städte und Dörfer besetzt halten, bis die fünf Milliarden Kriegsentschädigung bezahlt sind. Dem Grafen Bismarck erzählt man das Wort nach: Unsere letzten Truppen werden milliarden-staffelweise Frankreich verlassen. Auch ich denke an's Heimgehen. W. v. R.

Ein zweiter Dezember.

Nach längerer Unterbrechung gibt Hermann Vogel in der Frankf. Ztg. wieder eine und zwar die vierzehnte Fortsetzung seiner Artikel „von Orleans nach Orleans". Wir geben aus derselben folgendes:

Als ich am Abend des 1. Dezember von Toury nach Janville zurückkehrte, pfiff der Wind kalt und schneidend über die hartgefrorene Erde. In der vergangenen Nacht hatte der Winter in ganzer Strenge seinen Einzug gehalten. Die Luft war hell und klar — die untergehende Sonne hatte den Himmel im Westen feurig geröthet. Am Horizonte gen Süden nach Artenay zu wehten die Fähnlein preußischer Uhlanen im Abendsonnenschein. Es waren unsere Vedetten; keine halbe Stunde weiter lagen die französischen Vorposten. Dann und wann war mir's, als hörte ich, von Westen kommend, ein dumpfes Rollen. Ich würde es für entfernten Kanonendonner gehalten haben, wenn mir die Herren vom Stab der 22. Division nicht gesagt hätten, daß heute auf der ganzen Linie Ruhe herrsche. Nach Janville zurückgekehrt, fand ich die Stadt voll Bayern. An den neuen Uniformen erkannte ich bald, daß es Ersatzmannschaften seien. Es war die lang erwartete Ergänzung der 1. Division, Infanteristen, Jäger und Artilleristen; letztere führten zwei Geschütze mit sich. Die meisten der Neuangekommenen waren noch nicht im Feuer gewesen, doch fanden sich auch Rekonvaleszenten unter ihnen, die bei Wörth und Sedan verwundet, jetzt zu ihren Regimentern zurückkehrten.

Erst am anderen Morgen wurde uns Kunde von dem blutigen Kampfe, in dem das Tann'sche Korps zu ringen gehabt. Ich hatte mich nicht getäuscht, als ich auf dem Wege von Toury nach Janville auf unserem rechten Flügel Kanonendonner zu hören geglaubt. Die Franzosen, welche am Montag vergeblich versucht hatten, bei Beaune le Rolande die Truppen des Prinzen Friedrich Karl zu durchbrechen, hatten sich gestern mit voller Macht auf die um Orgères stehenden Bayern geworfen. Sie hatten am Morgen große Truppenmassen — man sprach von drei Armeekorps — konzentrirt. Die Franzosen, im Avanciren begriffen, waren zunächst auf die 1. Brigade gestoßen und hatten dieselbe nach hartnäckigem Widerstand geworfen. Durch das rechtzeitige Eingreifen der 2. und 3. Brigade aber war das Gefecht zum Stehen gebracht worden. Die Franzosen hatten sich zurückgezogen, und wenn die Bayern nicht wieder alle Positionen, die sie am Morgen inne gehabt, eingenommen hatten, so wurde dies dem Umstande zugeschrieben, daß die Dunkelheit die Fortsetzung des Kampfes unmöglich gemacht. Die Verluste der Bayern wurden als sehr bedeutend angegeben. Unter den Verwundeten befand sich auch General Stephan, der Kommandeur der ersten Division. Für heute erwartete man eine Erneuerung der Schlacht. Die Erfahrungen des gestrigen Tages und die eingezogenen Erkundigungen machten es so gut wie gewiß, daß der Feind heute den Versuch, unsern linken Flügel zu durchbrechen, wiederholen würde. Dem sollte von unserer Seite durch eine Offensive begegnet werden. Wir brachen nach Bazoches auf. Wir passirten mehrere kleine elende Dörfer; die spärlichen Bewohner, welche zurückgeblieben, meist alte Leute, standen in banger Erwartung vor den Thüren. Noch ehe wir unser nächstes Ziel erreicht hatten, kündete uns der Donner der Geschütze, daß die Schlacht begonnen. In Bazoches war man beschäftigt, mehrere Lazarethe zu errichten. Man holte Matratzen und Decken herbei und zog das Genfer Kreuz auf. Das Erste, was wir thaten, war, den Kirchthurm zu besteigen, um uns einigermaßen über das Schlachtfeld zu orientiren. Unser Blick schweifte über hartgefrorene, mit einem leichten Reif überzogene Felder. Etwa eine halbe Stunde vor uns lag ein Gebüsch, aus dem die Thürme eines Schlosses hervorragten. Goury nannte es der Bauer, welcher uns auf den

Thurm geleitet. Ueber das Schloß hinaus gewahrten wir einen größeren Ort, dessen spitzer Kirchthurm weithin sichtbar war. Es war Loigny, aus dem die Franzosen gestern die Bayern zurückgedrängt, von wo aus sie heute früh die Schlacht eröffnet hatten und um das sich auch heute der Hauptkampf drehen sollte. Etwa 10 Minuten links von uns hielt der großherzogliche Stab; auf dem linken Flügel war die Schlacht noch in der Entwicklung. Wir sahen Tirailleurschwärme vorgehen, hörten jedoch keine Kanonade. Größere Kolonnen rückten erst ganz in der Ferne von Lumy heran. Es war die 22. Division, welche Poupry nehmen sollte, ein Dorf, das südöstlich von Loigny auf dem halben Wege nach Artenay liegt. Uns etwas näher bewegte sich die 17. Division auf Loigny zu. Die Franzosen kamen ihnen in großen Massen entgegen. Während hier noch Alles im Entstehen war, floß das Blut auf dem rechten Flügel bereits in Strömen. Es wollte uns scheinen, als ob die Franzosen im Vortheil, die Bayern im Weichen seien. Der Bauer bestätigte diese unsere Auffassung; aber obgleich er uns rieth, die Franzosen in Bazoches, wo sie in höchstens einer Stunde sein würden, zu erwarten, beschlossen wir, ihnen entgegenzugehen.

Die hartgefrorenen Felder überschreitend, steuerten wir auf Goury zu. Es war kein Zweifel, die Franzosen avancirten; mit großer Schnelligkeit näherte sich das Kleingewehrfeuer. Bald auch fuhren einige verlorene Chassepotkugeln zu unseren Füßen nieder und nicht lange dauerte es, so umzischten uns die Geschosse in solcher Menge, daß wir mehr als froh waren, hinter der Mauer des Schloßhofes Schutz vor ihrer Zudringlichkeit zu finden. Uns immer an die Mauer haltend, näherten wir uns dem Eingang. Zu meiner Freude erkannte ich in dem Offizier, der dort Befehle ertheilt, den wackern Kommandeur des 10 Regiments, Graf Joner-Tettenweiß. Er war überrascht, mich zu sehen, und nannte mein Erscheinen mitten in der Schlacht etwas vorwitzigkühn. Ich erfuhr jetzt Näheres über den Gang des Gefechtes. Die Franzosen hatten das Schloß, das von der vierten Brigade besetzt war, schon zwei Mal angegriffen und zwei Mal waren sie zurückgeworfen worden. Das letzte Mal waren sie sogar bis Loigny verfolgt worden; schon hatten sich die Bayern zum Sturm auf diesen Ort vorbereitet, als ihnen die Munition ausgegangen war; und wie nun die Franzosen in demselben Augenblick mit frischen Truppen einen Vorstoß gemacht, waren die Unseren gewichen. Es war ein kritischer Moment gewesen. Während sich die vierte Brigade eilig nach Goury zurückzog, wankte auch die weiter links stehende 1. Division. Nur der todesverachtenden Tapferkeit der Offiziere war es zu danken, daß die Franzosen unsere Reihen nicht durchbrachen. Mit besonderer Auszeichnung nannte man den Namen des Hauptmann Dürr vom Generalstab. Er hatte mit dem Infanterie Oberlieutenant Stöger die gefährdete Fahne des 1. Bataillons vom 12. Regiment herausgehauen. Dann hatten diese beiden Tapferen einige hundert fliehende Soldaten, deren Offiziere gefallen, zum Stehen gebracht und sie von Neuem dem Feinde entgegenführt. Sie kamen gerade recht, die Batterie Baumüller, die arg bedroht war, zu entsetzen. Das wirkte fast entscheidend, denn vor den wohlgezielten Schüssen, die Hauptmann Baumüller jetzt in die stürmenden Kolonnen der Franzosen senden ließ, wandten sich diese zum Rückzug.

(Schluß folgt)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Todes-Anzeige.



Gottes unerforschlichem Rathschlusse hat es gefallen, gestern Nachmittags 3 Uhr den

hochwürdigen, wohlgebornen Herrn

Johann Evang. Streble,

Pfarrer von Biburg,

in einem Alter von 69 Jahren nach kurzer aber schwerer Krankheit, versehen mit den hl. Sterbsakramenten, in das bessere Jenseits abzurufen.

Diese Trauerkunde allen Verwandten, Freunden und Bekannten mittheilend, empfiehlt den theuern Verblichenen frommer Fürbitte

Allersdorf, den 23. März 1871.

Der tieftrauernde Wallfahrtspriester:

Anton Kleindienst.

902

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 14 Den 2. April: Franz von Paul. Rosamunda.

Ein zweiter Dezember.

(Schluß.)

Gegenwärtig stand das Gefecht; doch erwartete man jeden Augenblick einen neuen Angriff der Franzosen auf das Schloß. Zur rechten Zeit kam die Munition; neuer Muth erfüllte die Soldaten, indem sie ihre Patronentaschen füllten. Oberlieutenant Koch, ein Offizier ebenso lebenslustig wie tapfer, geleitete mich in das Dach eines der Thürme. Ich hatte hier durch einen ausgehobenen Ziegel eine treffliche Uebersicht über das ganze Schlachtfeld; doch zollte ich zunächst nur dem, was in unmittelbarer Nähe vor mir vorging, meine Aufmerksamkeit. Die Bayern waren in allen Räumen des Schlosses vertheilt; sie hatten überall Schießscharten in die Mauern geschlagen, auch in den Thurm, der bis obenhin besetzt war. Keine 300 Schritte vor uns standen die Franzosen, sie bereiteten so eben einen neuen Angriff vor. „Nicht schießen!“ kommandirten die bayerischen Offiziere, „laßt sie erst näher herankommen!“ Langsam, in Ketten aufgelöst, näherten sich die Franzosen unter fortwährendem Feuern. Noch etwa hundert Schritte mochten sie entfernt sein, da ertönte es aus allen Räumen: „Feuer! Feuer!“ Die Podewils thaten ihre Schuldigkeit, in einer Minute wälzten sich hundert Franzosen und mehr im Staube. Das wirkte wenigstens für den Augenblick. Der Feind wich zurück. Doch nur zu bald rückte er in neuen Schaaren heran — und ob ihm auch die Bayern Salve um Salve entgegensandten, kam er näher und näher. Die Chassepotkugeln schlugen auf die Mauern und durchlöcherten das Dach. Ich machte mich schon mit dem Gedanken vertraut, mit der ganzen Brigade in dem Schloß gefangen zu werden. Da zur rechten Zeit hörten wir durch das Knattern der Gewehre die preußischen Trommeln und Pfeifen. Ich wandte meine Augen nach der Stelle, von der die Klänge kamen und ich sah kaum fünfhundert Schritt links vom Schlosse Pickelhauben im Sonnenscheine glänzen. Es war die hanseatische Brigade, die jetzt mit Hurrah den auf uns heranrückenden Franzosen in die Flanke fi·l Dem Andrang vermochte der Feind nicht zu widerstehen und er wich, indem auch die Bayern von rechts her avancirten, auf Loigny zurück.

In diesem Moment entspann sich auf der ganzen Linie ein heftiger Artilleriekampf. Die bay·rischen Batterien schossen auf Loigny; die französischen Kanonen, die hinter dem Ort bei einer etwas höher gelegenen Mühle aufgefahren waren, antworteten von dort. Auch die Geschütze der 17. Division waren größtentheils auf Loigny gerichtet. Die Kanonen der Division Wittich dagegen bereiteten durch ein Bombardement auf Poupry und die in der Nähe postirten Mitrailleusen der Infanterie den Sturm auf diesen Ort vor. Als ich vom Thurm herabstieg, avancirten die Deutschen auf der ganzen Linie.

Ich folgte der vierten bayerischen Brigade, welche jetzt das zweite Treffen bildete, auf Loigny. Die Hanseaten erstürmten so eben die ersten Häuser des Dorfes. Die französischen Kanonen sandten ihnen Granaten um Granaten entgegen, doch die Kinder der drei freien Städte, würdig des Kriegsruhms ihrer Vorfahren, drangen, wenn auch mancher wackere junge Mann zu Boden sank, Haus um Haus erobernd, siegreich vor.

Hunderte von Todten und Verwundeten lagen auf dem Felde, über das ich dahinschritt. So eben erschienen die ersten Bleſsirtenträger; hilfeflehend begrüßten sie die unglücklichen Opfer. „Nur einen Schluck Wasser!“ jammerten mir zwanzig Stimmen fast gleichzeitig entgegen; in wenigen Minuten war meine Feldflasche geleert. Ich vermochte den Armen keine Labung mehr zu bieten. Es ist schrecklich, so viel herzzerreißenden Jammer sehen müssen, ohne helfen zu können. Alles, was ich noch zu thun im Stande, war, daß ich ein paar Elende, die beim Niederstürzen so gefallen waren, daß ihr Kopf in einer Furche hing, während ihre Brust auf einer hartgefrorenen Erhöhung ruhte, in eine menschlichere Lage brachte. So klein der Dienst war, belohnten mich doch Blicke innigsten Dankes. Eine Chass·potkugel, die mir, als ich eben bei einem Sterbenden kniete, den Hut vom Kopfe riß, belehrte mich in eindringlicher Weise, wie auch mein Leben nur an einem Haare hing. Hätte ich mich nicht zu dem Armen niedergebeugt, wer weiß, ob ich nicht neben ihm zur ewigen Ruhe gebettet worden wäre. Es rieselte mir kalt durch die Adern, wie ich die drei Löcher betrachtete, welche die Kugel gerissen. Noch hielt ich meinen Blick auf den Hut gerichtet, als ich meinen Namen rufen hörte, und freudig überrascht erkannte ich Oberlieutenant von Spruner vom 2. Regiment. Ich hatte die Tage von Sedan an seiner Seite durchlebt.

Während Spruner mich wieder verließ und rasch über das Schlachtfeld dahin sprengte, ging ich neben Stabshauptmann Eſſner an der Spitze seines Bataillons langsam vor. Wie war das Häuflein der Tapferen, die am Morgen des 1. September die Schlacht bei Sedan eröffneten, zusammengeschmolzen! „Ich habe gestern und heute über die Hälfte meiner Leute, an fünfhundert Mann, verloren,“ sagte schmerzbewegt der Hauptmann. „Entsetzlich·‘ rief ich. — „Jawohl, entsetzlich! Bei Sedan war unser Verlust geringer.“ Wir mußten Abschied nehmen: das Regiment erhielt Befehl zum eiligen Vorrücken. „Auf Wiedersehen!“ — „Auf Wiedersehen, so Gott will!“

Ich war ermattet. Ich ließ mich für einige Minuten hinter den rauchenden Trümmern eines Pachthofes auf einen Steinhaufen nieder. Hier war ich doch vor den verlorenen Kugeln, die heute weiter als je flogen, sicher. Um mich herum lagen einige zwanzig Todte, Bayern und Franzosen, meist durch schreckliche Wunden entstellt. Wer hätte bei Sedan, als die Feldherrn durch die jubelnden Reihen des siegreichen Heeres ritten und die Gefangennahme Napoleons verkündeten, geahnt, daß unser noch solch blutige Schlachten harrten. Wie freuten sich schon damals Alle der baldigen Heimkehr. Mit wie glänzenden Farben malte sich Jeder den Empfang im Vaterland aus. Ach und wie viele der Helden, die Wörth und Sedan geschlagen, hatten seitdem ihr Leben ausgehaucht. Waren sie auch für das Vaterland gefallen? Oder gaben sie ihr Blut dahin für den preußischen König? Still, still! Frage nicht, was nur die Zukunft beantworten kann! — Die Franzosen, welche dort neben ihren Siegern ruhten, waren jedenfalls für keinen Kaiser und König in den Tod gegangen. „Vive la France! Vive la republique!“ klang ihr Schlacht- und Sterberuf. „Es lebe die Republik!“ wie fremd ist der Ruf den deutschen Ohren!

Das unheimliche Knattern der Mitrailleusen verstummte stets nur für wenige Augenblicke. Die Zweiundzwanziger leisteten hier Unglaubliches. Ob sie auch mehr als einmal unter schweren Verlusten das mit theurem Blut erkaufte Terrain aufgeben mußten, stets stürmten sie aufs Neue den Kugeln der Feinde entgegen. Die Mecklenburger Grenadiere standen ihnen wacker zur Seite und der vereinigten Tapferkeit Beider gelang es endlich, Pouprу zu behaupten. Auch in Loigny dauerte der Kampf noch fort. Die Stellung, welche die Franzosen bei der Mühle inne hatten, war ausgezeichnet; doch ließen sich die Hanseaten nicht wieder vertreiben, freilich konnten sie erst, als ihnen die Mecklenburger von Poup y aus zu Hülfe kamen, auch die letzten Häuser des weit ausgedehnten Dorfes nehmen.

Mittlerweile schoben die Bayern auf dem rechten Flügel ihre Kolonnen langsam vor. Als ich gegen Abend beim bayerischen Generalstab der Schlacht zusah, bemerkten wir am Horizonte im Westen dunkle Massen heranziehen. Mehrere Offiziere

glaubten schon, es seien französische Verstärkungen; wir wurden aber bald belehrt, daß es die Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht sei, die mit bedeutender Artillerie erfolgreich gegen den linken Flügel des Feindes operirte. Als die Sonne untergegangen war, versuchten die Franzosen noch einmal von Loigny aus einen Vorstoß. Ihre Kanonen nahmen in diesem Moment die weiteste Distance; Granaten und Shrapnels platzten über, vor und hinter uns. Die Chassepotkugeln fuhren zwischen den Stabsoffizieren in den Boden; ein preußischer Lieutenant, welcher für heute dem bayerischen Stab beigegeben war, wurde verwundet. Ich sprach mit dem General v. d. Tann und erinnerte ihn an die Zeit, wo er als kühner Freischaarenführer die Dänen bei Hoptrup geschlagen. „Mein liebes Schleswig-Holstein", erwiderte der General, „ich hab' es noch nicht vergessen". Wie er das sagte, streifte eine Chassepotkugel seinen Stiefel — ich fuhr zurück. Von der Tann lächelte. „Dergleichen darf einen Soldaten nicht stören", meinte er.

Der Vorstoß der Franzosen schien nur ausgeführt, den Rückzug zu maskiren. Als ich etwa eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang den Rückweg nach Bazoches antrat, dauerte der Kampf nur noch auf dem linken Flügel fort. Aber auch dort verstummten, während ich über das Schlachtfeld dahinschritt, allmälig die Geschütze. Es war ein schrecklicher Gang — noch lagen zahlreiche Verwundete vor Schmerz und Kälte zitternd neben den Todten. Langsam stieg der Mond hinter Goury empor und warf sein unheimlich fahles Licht auf die blutigen Greuel. Fünf brennende Dörfer, die wie riesige Fackeln am Horizonte aufloderten, wetteiferten mit dem bleichen Schein des Mondes. Schauerlich drang durch den verhallenden Kriegslärm das Geschrei der Raben, die die Beute witternd in Schaaren heranzogen. Mehr als einem braven Krieger krächzten sie heute sein Todeslied. Arme Mutter, als Du dem Sohn das Wiegenlied sangst, ahntest Du nicht, daß er in kalter Dezembernacht unter solch' schrecklichen Tönen, hilflos von Allen verlassen, sein Leben aushauchen sollte.

Aus dem Tagebuche eines Soldaten des 9. Jägerbataillons bringt die Passauer Donau Ztg. anziehende Schilderungen der Erlebnisse desselben im französischen Feldzuge und zwar vom Beginne des Ausmarsches des Bataillons in Passau an. Wir entheben denselben Folgendes aus der Zeit der Gefechte in der Gegend von Orleans, was zunächst einen kleinen Einblick in das Lazarethleben eines Verwundeten gibt:

„Mit der Kälte nahmen auch die Beschwerden zu, die wir uns jedoch so viel als möglich zu erleichtern suchten. Kamen wir in ein Haus, in welchem sich Niemand befand, dann wurde in Küche und Keller Alles durchsucht und was brauch- und genießbar war, genommen. Wein und Most gab es oft in Ueberfülle, und es wurde davon nicht blos viel getrunken, sondern noch mehr verschüttet. Derselbe wurde in der Regel mit einem Kochgeschirr aus dem geöffneten Faße geschöpft. Fanden wir Mehl und in den Hühnernestern einige Eier vor, dann ward Mehlschmarren gemacht, und wurden Apfelkücheln gebacken, die, wenn sie auch nicht nach dem Rezepte der Fastenküche der Pfarrhofsköchin Anna Huber bereitet wurden und oft ein gar bleichsüchtiges Aussehen hatten, uns doch unendlich lieber waren, als das ewige Schaffleisch. Wo sich in einem Bauernhofe Hühner und anderes Geflügel vorfand, da ward die Jagd von Durskel erneuert, was oft viel Spaß machte. Kurz mitten im Elend suchten wir uns die Lage so heiter und angenehm als möglich zu machen. Traurig oder verzagt wurde gar keiner. Wenn Zwei recht hungerte und Keiner Etwas zu nagen und zu beißen hatte, dann sahen sie sich gegenseitig an und lachten einander aus, gleich als wollten sie sich sagen: „Hungert Dich, hungert mich a, hast Du nix, hab' i a nix." Zwar hatten wir erfahren, daß von Passau Liebesgaben, Cigarren, Tabake, Schinken, Hemden, Unterhosen u. dgl. an uns abgesendet worden seien, nach denen wir uns auch ordentlich sehnten; doch meiner Wenigkeit war das freudige Loos nicht beschieden, davon zu erhalten, wiewohl für mich eigens ein ansehnliches Paket bestimmt war. Denn ehe diese Gegenstände heißen Verlangens beim Bataillon eintrafen, ward ich verwundet und dadurch außer Stand gesetzt, von der Liebesgabensendung Etwas in Empfang nehmen zu können. Es war am 1. Dezember, an einem „Rasttage", wo um 10 Uhr plötzlich Generalmarsch geblasen und wir bei Orgeres auf einem Felde in Gefechtsbereitschaft gesetzt wurden. Es war empfindlich kalt. Um uns einigermaßen zu erwärmen, fingen wir, da kein Befehl zum Vorrücken kam und auch kein Feind in Sicht war, alles Mögliche an: die Einen liefen hin und her, die Andern tanzten auf und ab, als ob sie die Tarantel gestochen, Andere rangen mit einander u. dgl. Und nachdem wir volle 4 Stunden so dagestanden hatten, ward der Befehl gegeben zum Rückzug in's Quartier. Aber gerade als wir umschwenken wollen, da zischte platzend eine Granate durch die Luft. Jetzt ward es wieder ernst. Wir mußten natürlich vorwärts. Die Franzosen hatten wie gewöhnlich eine gute Stellung, während wir auf freiem Terrain ausschwärmen mußten. Auch schossen sie diesmal weit sicherer als sonst und ließen sich aus ihrer Stellung nicht so leicht werfen. Schon wurden Einige meiner Kompagnie verwundet aus der Gefechtslinie zurückgetragen und die französischen Kugeln sausten immer dichter wie die Schlossen bei einem Hagelwetter an uns vorüber, da erhielt ich einen Schuß, der mir die rechte Hand von Außen nach Innen durchbohrte und mir einen höchst brennenden Schmerz verursachte. Da ich den Verbandplatz nicht gleich fand, lief ich unter starker Blutung nach Orgeres zurück. Hier befanden sich in einem Hause bereits mehrere Verwundete, und es kamen immer mehrere nach, die uns die beunruhigende Nachricht brachten, daß es nicht gut gehe und die Unsrigen immer weiter zurückgedrängt werden. Ein Unterarzt und drei Sanitätssoldaten waren unablässig mit Verbinden der Verwundeten beschäftigt. Als ich zum Verbinden an die Reihe kam, gab mir der Arzt die tröstliche Versicherung, daß die Wunde nicht gefährlich sei, und im schlimmsten Falle der Mittelfinger steif bleiben werde. Diese Meinungsäußerung des Arztes gereichte mir zu einer großen Beruhigung und ließ mich auch den brennenden Schmerz der Schußwunde resignirter ertragen. Hätte ja der Schuß die ganze Hand unbrauchbar machen können, und waren ja noch mehrere um mich herum, die weit übler weggekommen waren, als ich. Die Nacht war entsetzlich langweilig und schmerzvoll. Wiewohl todtmüde, ließ mich doch das Toben in den Fingern und in den Nerven des Armes nicht einschlafen. Und dazu noch das Aechzen der schwer Verwundeten. Da ganz Orgeres, ein hübscher Ort, mit Verwundeten angefüllt war, so wurden am nächsten Tage so viele Wägen, als möglich war, requirirt und auf diesen die Transportfähigen nach Chartres gefahren. Die Armen haben, wie sie mir später erzählten, dabei entsetzlich gelitten, nicht blos durch die durchdringende Kälte, sondern auch durch das Stoßen und Schütteln auf den kaum nothdürftig mit Stroh bedeckten Bauernwagen. Was bei dieser Gelegenheit nicht fortgeschafft werden konnte, mußte natürlich bleiben, obwohl an diesem Tage das am vorherigen durch die Nacht abgebrochene Gefecht mit neuer Heftigkeit in der Nähe von Orgeres fortgesetzt wurde. Schrecklich war der Donner der Kanonen und wir waren in beständiger Angst, es möchte der Ort von den Granaten erreicht und in Brand geschossen werden. Wir hielten Rath, ob wir nicht von hier weggehen sollten; aber wohin? Wir kannten keinen Weg, ja nicht einmal die rechte Richtung. Um unseren Schrecken zu vermehren, erschienen gegen Mittag ungefähr sechzig Franzosen. Der Arzt, anfangs verhofft, faßte sich schnell, befahl uns, ja kein Gewehr in die Hand zu nehmen und ging zu den Franzosen vor die Thüre hinaus, um ihnen zu bedeuten, daß hier nur Verwundete seien. Einige von ihnen gingen zu uns in das Zimmer, redeten uns mit camarade an und theilten uns sogar von ihrem Zwieback mit. Nach einer Viertelstunde erschien ein Trupp preußischer Uhlanen und nahm die Herren Franzosen gefangen, was ihnen vielleicht nicht besonders unlieb war. Erst nach 3 Tagen, während welchen wir kein Brod hatten und entsetzlich Hunger litten, auch Viele ihren Wunden erlagen, konnten wir von Orgeres zu Fuß nach Immobile abmarschiren, wo wir in dem dortigen bayerischen Aufnahmsspital die Nacht zubrachten. Am andern Tage wurden wir auf Bauernkarren nach Chartres gefahren, wo sich das X. preußische Feldlazareth befand. Das Vergnügen des Fahrens war wegen der großen Kälte nicht besonders angenehm. Bei unserer Ankunft in Chartres erwarteten uns andere Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten. Alle Spitäler waren schon besetzt. Man mußte erst ein Schulgebäude für uns zum Spitale einrichten. Wir erhielten auf der Kommandant-

schaft Quartierzettel, mußten mit diesen auf die Mairie gehen und von dieser weg erst das angewiesene Quartier aufsuchen. Man stelle sich unsere Lage vor! Mit schmerzlichen Wunden behaftet, vom Hunger gequält, vom Frost bis ins Knochenmark hinein durchschüttelt, bei einbrechender Nacht in einer fremden feindlichen Stadt sich ein Quartier suchen müssen! Wahrlich, da hätte mich der Muth bald verlassen. Doch auf Regen folgt Sonnenschein. Ich erhielt gleichsam zur Entschädigung ein gutes Quartier. Ich kam in das Haus eines Metzgers, dessen Frau mit mir das größte Mitleid hatte, mir zu essen gab, hernach unter fortwährendem: mon dieu, mon dieu, malheur, malheur mir die Hand neu verband. Auch hier fehlte die Frage: Etes-vous catholique? nicht. Als ich sie bejahte, legten auch die übrigen Hausgenossen ihre Scheu und reservirte Haltung ab und wurden zutraulich. Leider konnten wir uns nicht recht verständigen, sonst hätte sich sicher eine recht gemüthliche Konversation entsponnen. Ich war aber auch trotzdem sehr zufrieden und habe es jedenfalls besser gehabt, als wenn ich am selben Tage noch in ein Spital gekommen wäre.

Am nächsten Tage wurden wir in die Ecole de Ferdinand — in ein Schulhaus vertheilt, dessen erste Etage zu einem Lazareth umgewandelt worden war. Hier trafen allmählig Preußen, Bayern und auch Franzosen — Kranke und Verwundete ein. Wir wurden von einem recht sorgsamen preußischen Militärarzte und einem alten Civilarzte behandelt und theils durch die im Hause wohnenden Schulkinder, theils durch einige barmherzige Schwestern verpflegt. Wenn es auch diesen nicht an gutem Willen fehlte, so waren wir doch nicht ganz mit ihnen zufrieden, indem sie die Speisen nicht nach unserm Geschmack zuzubereiten verstanden und dieselben auch in winzig kleinen Portionen verabreichten und wir uns mit ihnen auch nicht verständigen konnten. Zudem fehlte es in diesem Lazareth an Wäsche, so daß wir nur äußerst selten wechseln konnten. Die Folge davon war, daß die Braunschweiger und noch mehr die gar unappetitlichen Weißenburger sich in ungezählter Menge vermehrten und nicht blos unsere Bettdecken, sondern auch unsere ohnehin schon so hart mitgenommenen Leiber in permanenten Belagerungszustand versetzten. Dazu kam dann der gänzliche Mangel an irgend einer Unterhaltung oder Beschäftigung, sowie das Verbot, spazieren zu gehen. Wiewohl wir dem Kriegsschauplatze, wo fast täglich hitzige Gefechte Statt hatten, ganz nahe waren, so erfuhren wir von dem Stande der Dinge nur dann etwas Weniges, wenn ein kranker oder verwundeter Soldat neu ins Spital kam. Sonst hörten und wußten wir nichts. Die Folge davon war eine unerträgliche Langeweile. Alles das, was ich im Spital bei Sedan ausgestanden hatte, das mußte ich auch hier nochmals erdulden, und zwar dauerte hier das Leiden, welches die brennende Wunde, der nagende Hunger und die verzehrende Langeweile verursachte, nicht blos 2, sondern volle 6 Wochen. Die Tage von Coulmiers an bis zum Gefechte bei Orgeres (vom 9. Nov. bis 1. Dezbr.) waren voll von Entbehrungen und Strapazen jeglicher Art; aber wenn mir die Wahl bliebe, zwischen ihnen und den im Spital zu Sedan und Chartres zugebrachten zu wählen, so würde ich mich unbedenklich für die ersteren entscheiden. Denn die angestrengtesten Märsche und die hartnäckigsten Gefechte haben nebst dem Schrecklichen doch auch etwas Spannendes und Anregendes, sie lassen Hunger und Durst vergehen und gewähren selbst im Bivouak auf nassem Boden einen guten Schlaf; aber das Lazarethleben ertödtet allen Muth und alle Freude, macht traurig und trübsinnig und ist nach Umständen nicht weniger gefährlich, als die Theilnahme an einem Gefechte. Ist man ja nicht sicher, ob man nicht durch den Fleckentyphus, der in den Feldspitälern häufig vorkömmt, angesteckt wird! Und es wäre denn doch besser und schöner, durch eine sichere Kugel auf dem Feld der Ehre schnell das Leben zu beschließen, als langsam und vielleicht in gänzlich bewußtlosem Zustand aus der Zeit in die Ewigkeit hinübersiechen zu müssen. O wie lange erschien uns jeder Tag! Und erst gar die endlosen Winternächte!

Während man im Felde froh ist, wenn man Abends seine müden Glieder auf den bloßen Boden zur Ruhe hinstrecken kann, haben wir im Lazareth jedesmal Sorge gehabt, wenn die Zeit kam, wo wir uns zu Bette legen sollten. Machte ja das kleine Käfernvieh unsere Lagerstätte geradezu zu einer Marterbank! Gar Mancher zog es daher vor, sich auf den bloßen Zimmerboden, als in das von den gehaßten Insassen bewohnte Bett zu legen. Und gar oft ist es 12 Uhr, ja selbst 1 Uhr Nachts geworden, wo unser Mehrere noch um den Ofen herumstanden, um doch nicht die ganze lange Nacht den unablässigen Mißhandlungen der kleinen Plaggeister ausgesetzt zu sein. Da wußte doch der Eine oder Andere etwas zu erzählen. Manchmal kam auch ein Witz zum Vorschein. Das Herumstehen um den Ofen hießen wir „Paris belagern". Der Ofen galt als Paris; die Herumstehenden bildeten die verschiedenen Schanzen; die Zigarren oder Tabakspfeifen stellten die tod- und verderbenspeienden Geschützrohre vor. Leider herrschte oft großer Mangel an Munition, und die vorhandene war nicht von besonders guter Qualität. War die Munition verschossen, d. h. die Zigarre und der Tabak in der Pfeife erloschen, dann war eben das Feuer eingestellt und es begann hierauf von Neuem der Vertilgungskampf mit den französischen braunen Lazarethhusaren und weißen Wolldeckdragonern. Da gings oft blutig zu. Pardon wurde nicht gegeben, sondern Alles, was in unsere Hände oder vielmehr in unsere Finger fiel, ward unbarmherzig niedergemacht. Bisweilen wurden uns hohe Besuche zu Theil. Einige Male kamen der Herr Bischof von Chartres, ein ziemlich bejahrter ehrwürdiger Mann, und ein Geistlicher der Stadt zu uns in das Spital. Da sie jedoch nicht deutsch sprechen konnten, so gab uns Ersterer nur den bischöflichen Segen und der Andere sprach beinahe zu Jedem, an dem er vorbeiging die Worte: „Guten Muths". Wenn sie uns stets einige Liebesgaben-Zigarren und dergl. mitgebracht hätten, wären wir für ihren freundlichen Besuch noch dankbarer gewesen. Wirksamer und erfolgreicher war der Besuch einer vornehmen Dame und eines Johanniters. Jene gab Jedem 5 Stück Zigarren und dieser versprach, als wir ihm unsere mangelhafte Verpflegung klagten, Abhilfe. Wir sollten uns nur noch ein paar Tage gedulden; er werde dann deutsche Schwestern schicken, denen wir auch unsere Bedürfnisse mittheilen könnten. Und wirklich nach einigen Tagen kamen zwei mecklenburgische Diakonissen, welche für unsere leibliche Verpflegung sorgten, und ein deutscher Franziskanerpater, der die Sorge für die geistlichen Bedürfnisse übernahm. Dadurch haben sich unsere Verhältnisse bedeutend gebessert, wenn sie auch wegen Mangels an dem Nöthigen noch lange nicht so waren, wie sie billiger Weise zu wünschen gewesen wären. Der Großherzog von Mecklenburg, der sich durch persönlichen Besuch des Spitals von unserer Nothlage überzeugt hatte, schickte zwar einige Mal mehrere Bouteillen Wein; allein dieser war, wie die Fräulein Diakonissin stets eigens bemerkte, nur für die Mecklenburger bestimmt, was unter uns Nicht-Mecklenburger, die wir doch auch unter dem Kommando des Großherzogs gekämpft hatten, zu allerlei Bemerkungen Anlaß gab. Ueberhaupt ließe sich über die Verwendung der sog. Liebesgaben allerlei sagen. Zigarren haben wir täglich 2 Stück bekommen. Wenn auch die Spitalzigarren in der Regel nicht viel besser sind, als die Vorpostenzigarren, geraucht werden sie dennoch, wenn auch gerade nicht des Vergnügens und Genusses wegen, so doch zum Zeitvertreib. Die saftigen Reststückchen wurden sorgfältigst gesammelt, auf dem Ofen gedörrt, hierauf fein zerrieben, mit etwas Fett vermischt und so zum Brisil fabrizirt. Zwar würde, deß bin ich gewiß, kein Holzarbeiter im Arberforste seine bestausgepichte Nase mit solchem Fabrikate Bekanntschaft machen lassen, wir jedoch schnupften diesen selbstfabrizirten Spitalbresil oder Spitalschmalzler mit unnennbar süßer Lust. — Schon waren über 8 Tage vorüber, und mit der Heilung meiner Hand wollte es gar nicht vorwärts gehen. Vielmehr bekam der Mittelfinger ein wilderes Aussehen und die Schmerzen dehnten sich immer weiter über den ganzen Arm aus. Da sagte der Arzt eines Tages, daß der Finger amputirt werden müsse, womit ich ganz einverstanden war, da ich ja denselben ohnehin nicht mehr hätte brauchen können. Da aber der Arzt die Amputation, ich weiß nicht warum, von einem Tag auf den andern verschob, wendete ich mich an den Oberstabsarzt, der bisweilen zur Nachvisite kam. Dieser besah die Hand und ließ zur Abnahme des Fingers gleich die nöthigen Anstalten treffen. Ich mußte mich auf einen Strohsack niederlassen, ein Sanitätssoldat kniete sich über meine Füße, wobei sich meiner eine unbeschreibliche Beklemmung des Herzens, wie ich sie im dichtesten Kugelregen nie empfunden habe, bemächtigte und das Herz fühlbar zu pochen und zu zappeln anfing. Zugleich mußte ich durch Riechen Chloro-

form einathmen und unterdessen zählen. Als ich dreißig gezählt hatte, verwirrten sich allmälig die Sinne und ich versank in den Zustand der Bewußtlosigkeit, während dessen man die Amputation vornahm und den Mittelfinger keilförmig aus der Hand herausschnitt. Als dieses geschehen war und man noch mit dem Zusammennähen der Haut beschäftigt war, kam ich wieder zu Bewußtsein. Den alle Glieder durchzückenden Schmerz, welchen ich bei jedem Stich und jeder Naht empfand, mußte ich bewegungs- und lautlos verbeißen. Wohl war ich froh, als die Operation beendet war; aber mit ihrer Beendigung hörten die Schmerzen noch keineswegs auf. Vielmehr litt ich 5 Tage hindurch derart, daß ich zur Nachtzeit kein Aug zumachen konnte, sondern in brennendem Schmerz Stunden lang auf und abging oder schlaflos auf dem Bette saß. Von den Schmerzen, die ich jedesmal in erhöhtem Grade empfand, wenn ein Sanitätssoldat den Verband erneuerte und mir dabei mit kalter Gefühllosigkeit die eingeklebte Charpie von der schmerzlich tobenden Hand wegriß, statt sie zuvor mit Wasser aufzuweichen, will ich gar nicht reden; sie sind vorbei, aber noch lange nicht vergessen. Auch das gereichte mir nicht zum besonderen Troste, daß der Zeigefinger steif zu werden anfing, so daß ich ihn kaum mehr werde brauchen können. Ueberdies ward durch die Amputation mein Transport in die Heimath um volle 4 Wochen verzögert.

Ich mußte bis zum 17. Januar im Spital zu Chartres bleiben. In dieser Zeit wurden mir nur zwei Freuden zu Theil: die eine ward durch die Errichtung eines Weihnachts- oder Christbaumes, auf den die Preußen sehr viel hielten, die andere durch Empfang von Geld und Zeitungen aus der Heimath verursacht. Was mir sonst noch lieb war, bestand in dem Umstand, daß neben mir ein ehemaliger Mitschüler lag. Er hatte eine Wunde am Fuß erhalten, welche jedoch ganz gut heilte. Schon war der Tag nahe, wo wir mit einander abziehen durften. Allein am Tag vor Abgang des Transportes befiel ihn ein tückisches Fieber, welches ihn zu seinem tiefsten Schmerze nicht mit uns fortkommen ließ. Er müsse warten bis zum nächsten Transport, sagte der Arzt. Allein sein nächster Transport ging nicht in die liebe, heißersehnte Heimath zurück, sondern in die Ewigkeit hinüber; denn, wie ich bereits in der Heimath angekommen aus der Zeitung zu meinem größten Leidwesen erfahren, hat der edle Freund und gute Kamerad im Spital zu Chartres sein junges Leben beschlossen. Hatte er vielleicht eine stille Ahnung von diesem Ausgang, weil er beim Abschied, den ich am 17. Januar von ihm nahm, gar so traurig war und bitterlich weinte! Fast möchte ich es glauben. Sechs Wochen sind wir nebeneinander gelegen, haben einander getröstet, ermuthigt und geholfen. Er schrieb mir meine Briefe und ich half ihm immer vom Bette herabsteigen: er war mir Hand und ich ihm Fuß. Gewiß hundertmal hab ich ihn bei Nacht wie bei Tag vom Bette herab und in dasselbe hinaufgeholfen. Das gemeinsame Leiden hatte das Band der Liebe und Freundschaft, das uns an der Gewerbsschule zu Passau schon umschlang, noch enger und fester geknüpft. Jetzt hat es der Tod zerrissen, der grausame; doch nicht für immer. Jenseits werden wir uns wieder finden. Es waren unser 27 Bayern, die wir am 17. Januar bei einem schon ziemlich milden Wetter mit der Pferdeeisenbahn von Chartres abfuhren. Wir brauchten $1\frac{1}{2}$ Tage bis Versailles. Hier in Versailles kamen wir wieder in ein Lazareth, wo wir 3 Tage zubringen mußten. Herzlich froh war ich, als die 3 Tage um waren, und wir mit dem Schneckengang einer Proviantkolonne in 2 Tagen über Villeneuve, wo ich mein Bataillon traf, nach Lagny fuhren, von wo es dann per Dampf nach Chateau-Thierry ging. Hier sowie in Epernay wurde abermals überall für zwei Tage Halt gemacht, weil die von den Franctireurs bei Toul gesprengte Eisenbahnbrücke noch nicht hergestellt war. In dem bayer. Spital zu Epernay wurden wir ausgezeichnet gut verpflegt und bewirthet. Um nicht allzu lange warten zu müssen, wurden wir auf einem großen Umwege über Rheims, Sedan und Metz nach Nancy gebracht. O wie athmeten wir auf, als wir endlich die französische Grenze hinter uns hatten! Ich weiß nicht, wie ich nach München gekommen bin, denn von Straßburg an habe ich einen großen Theil der Fahrt verschlafen. Nun hatte aller Mangel ein Ende. In Karlsruhe, wo wir Nachtlager hatten, wurden wir auf das Beste bewirthet; in Stuttgart erhielten wir abermals Bouillon, Fleisch, Bier und Brod in reichlichstem Maße. O wie uns das freute! Auch in München, wo wir spät Abends anlangten und gleich neben dem Bahnhof in einer Baracke einquartirt wurden, bekamen wir nebst Bier und Brod Jeder ein Stück guten Bratens, und hatten eine recht heitere Gesellschaft. Wir fühlten es, daß wir uns auf heimatlichem Boden befanden; denn Alles heimelte uns an. Nachdem mehrere schon in Augsburg uns verlassen hatten, fielen auch hier am andern Tage — es war der 5. Febr. — Einige von uns weg, um sich in ihre Garnisonsstadt zu begeben. Wir andern setzten die Fahrt nach Landshut und Passau fort, wo ich denn auch gegen 6 Uhr Abends glücklich anlangte.

Eine romantische Kriegsgeschichte.

Aus Ettenheim (Baden), 26. März, schreibt man der Karlsr. Ztg.: Sergeant Bohn vom 4. Regiment, Sohn des Gemeinderechners in Ruſt, ist seit einigen Wochen der Gegenstand bewundernder Neugierde. In der Gegend von Vesoul mußten die Truppen, denen er angehörte, einen Augenblick vor der Uebermacht der Franzosen weichen und zogen sich kämpfend zurück. Da sieht er seinen Bruder nebst drei Kameraden fallen; er ruft: „Ein braver Deutscher stirbt für's Vaterland!" und stürzt sich auf die Franzosen. Seine Kampfgenossen lassen den beliebten Sergeanten nicht im Stiche, und so stellen sie das Treffen und drängen dann den Feind zurück in ein Dorf. Auch aus diesem treiben sie ihn, Haus um Haus stürmend. Beim letzten Hause erhielt Bohn einen Schuß durch die Wade und fiel. Sein Bruder ist todt auf dem Kampfplatze gefunden worden. Bohn kam nun nach Vesoul zu einer reichen Gerber-Familie in's Quartier und fand die freundlichste Pflege. Inzwischen erhielt er das eiserne Kreuz und ist bis jetzt der einzige Soldat im Amtsbezirke, der sich dieser Auszeichnung rühmen kann. Seit einiger Zeit befand sich derselbe in Rust in Urlaub. Letzten Donnerstag nun stiegen zwei vornehme Damen, Mutter und Tochter, hier ab und erkundigten sich nach dem Orte Rust. Da dieselben nicht deutsch sprechen konnten, so waren sie irriger Weise hierher geführt worden. Die ältere Dame äußerte, ob vielleicht hierherum ein Anwesen zu kaufen sein dürfte, und Beide fuhren dann nach dem zwei Stunden entfernten Orte Rust. Die jüngere bildschöne Dame eilte, dort angekommen, über's Ackerfeld weg auf Bohn zu, der sich eben auf dem Felde befand und umarmte ihn herzlich. Am andern Morgen fuhren die glücklichen Brautleute über Basel nach Vesoul.

Das Osterprogramm des Frankfurter Gymnasiums erwähnt, daß 4 Schüler des Gymnasiums, Abiturienten von 1867 und 1868, das eiserne Kreuz erhalten haben, und daß 2 den Tod für's Vaterland erlitten haben; der eine, Otto Junge, starb im Lazareth zu Rheims am Typhus am 1. Oktober 1870, der andere, Heinrich von Bülow, Enkel des großen Helden der Freiheitskriege, fiel in einem Waldgefecht bei Chateaudun am 18. Nov.; beide waren freiwillig eingetreten, ehe sie das dienstpflichtige Alter erreicht hatten.

Teutsche Religion und römische Unfehlbarkeit.

* So lautet der Titel eines Schriftchens, das bei Bucher in Passau erschienen und für „gebildete Christen, Israeliten und Freireligiöse" geschrieben ist. Der Verfasser ist Herr Benefiziat Mich. Pet. Mc Herrmann in Großmehring. Eingeführt wird das Schriftchen von seinem Freunde Joseph Lukas durch ein Vorwort. Daß dieses Vorwort geistreich, braucht wohl kaum versichert zu werden. Langweilig wird die Lukas'sche Feder niemals. Herr Lukas also schreibt am Schlusse seines Vorwortes: „Und nun empfehle ich das Büchlein aller Welt: Christen und Heiden und besonders den Juden. Es wird Keinen reuen, es gelesen zu haben und Niemanden wird es beleidigen. Wir kaufen ja so oft Papiere bei Euch, kauft einmal auch Papiere bei uns. Die unseren sind, bei Gott, wenigstens eben so reel wie die euern." Sollen wir nach der Empfehlung des Herrn J. Lukas noch die unsere hinzufügen?

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 15 Den 9. April: Mariä Cleophä.

Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen*).

Eine Pfälzer Geschichte von Ch. Böhmer.

In jenem in der deutschen Geschichte ewig denkwürdigen Winter 1813/14, in welchem Marschall Vorwärts mit dem mitternächtlichen Glockenschlage der Neujahrsnacht seine kampfesfreudigen Truppen bei Kaub über den Rhein führte, waren alle in die große „Kaiserstraße" mündenden Straßen der linksrheinischen Pfalz mit den verschiedenartigsten Bauernwagen besät. Alle Trachten und Mundarten des beweglichen Vorderpfälzers und des langsamen Westrichers wogten bunt durcheinander. Sie waren von den deutschen Generälen requirirt, um Fourage und Munition bis in's Innere Lothringens den Truppen nachzufahren. Da kamen viele Bauern und Bauernsöhne zum ersten Male über die engen Grenzen ihres Cantons oder ihres „Unterpräfecturbezirkes" in die weite Welt hinaus und vielen mochte es, zumal mitten im rauhen Winter, unbehaglich und unheimlich genug um's Herz sein. Doch zogen auch viele „Buben" mit leichtem Pfälzersinn und Pfälzermuth unter lustigem Gesang und Geplauder und Peitschenknall die breite Straße dahin, und das der Jugend so eigene Verlangen, einmal „die Welt" zu sehen, ließ das Heimweh in ihren Herzen nicht aufkommen. Zu den letztern Burschen gehörte auch Jakob aus K. an der E. bei G., mehr noch Knabe als Jüngling. Freilich hatte die Mutter in banger Ahnung bitterlich geweint, als der noch so junge Sohn von ihr Abschied nahm und aus uns unbekannten Gründen die gefahrvolle Fahrt unternehmen mußte oder auch wollte; vielleicht war sie eine Wittwe, vielleicht hatte der Junge auch den Eltern mit seinen Bitten nicht Ruhe gelassen, bis sie ihn die Fahrt machen ließen. Wie er mit so frischem, muntern Gesichte neben seinem großen, prächtigen, gut gehaltenen Pferd, das vor allen anderen als Muster eines Fuhr- und Ackergauls gelten konnte, einherschritt und von Zeit zu Zeit mit fröhlichem „Hott, Har" die Peitsche schwang, war ihm nicht die geringste Spur von Heimweh oder Furcht anzusehen. So kam er mit seinem Geschirr in Gesellschaft seiner zahlreichen Fuhrgenossen glücklich und wohlbehalten bis in das Lager bei Metz. Auch auf dem Heimwege wurde er noch munter und fröhlich gesehen bis in die Gegend von Kaiserslautern — wo er mit Pferd und Wagen spurlos verschwand und der Schleier eines undurchdringlichen Geheimnisses sein Schicksal verhüllte. Resultatlos blieben alle, auch die sorgfältigsten Nachforschungen der Polizeibehörden, vergebens das in den Zeitungen öfter wiederholte Versprechen großer Belohnung desjenigen, der eine Spur des Verlorenen auffinden würde. Endlich war Jakob verschollen — nur die Mutter gedachte noch des verunglückten Sohnes mit stillen Thränen, jedoch ohne die leiseste Hoffnung, ihn je auf Erden wiederzusehen.

Das dunkle Geheimniß löste sich auf eine solche Weise, daß, wie in vielen Fällen, obiger Ausspruch der praktischen Volksweisheit grell illustrirt und der Finger des lebendigen Gottes für jeden Sehenden deutlich fühlbar war.

Wir erzählen die Thatsachen, welche die erschütternde Auflösung an's helle Tageslicht brachte, nach mündlicher Ueberlieferung, da uns andere actenmäßige Quellen verschlossen sind und müssen uns daher auf den Kern der Geschichte beschränken.

Zu Jakob hatte sich auf der Heimfahrt ein „redsprächiger" freundlicher Bauer gesellt, dessen Fuhrwerk schon seine Wohlhabenheit bezeugte. Mit entzückten, begeisterten Blicken betrachtete er das Pferd Jakobs und fragte diesen, ob es nicht feil und wo er daheim sei. Jakob fühlte sich zu dem fremden Manne, der sich so freundlich mit ihm unterhielt, um so mehr hingezogen, als derselbe seinen Liebling, auf den er so stolz war, seinen Gaul, nicht genug preisen konnte, und gab ihm auf alle Fragen offenherzige Antwort. Bei Kaiserslautern machte der Bauer dem schon ganz zutraulich gewordenen Burschen den Vorschlag, mit ihm einen Abstecher nach seinem 1½ Stunden entfernten Hof zu machen und dort einige Tage von den Strapazen auszuruhen und sich für den noch ziemlich langen weiten Heimweg zu stärken. Zugleich entwarf er ein so reizendes Bild von der Lage und Einrichtung seines Hofes, daß dadurch die Neugierde des jungen strebsamen Bauernburschen erregt werden mußte. Da Jakob ohnedies in der Winterzeit zu Haus nichts zu versäumen hatte und es ihn nicht so sehr heimzog, da er seinem Gaule auch wohl gerne einige Rasttage gönnte, so ließ er sich endlich überreden und fuhr noch bei angebrochener Nacht mit seinem neuen Bekannten an Kaiserslautern vorüber in's damals noch unwegsame Waldlauterthal hinein. Als Jakobs Wagen auf und nieder, hin und her geschleudert ward und in allen Fugen krachte und er jeden Augenblick befürchtete, derselbe werde in Stücke gehen, sintemal er nicht für den Westrich, sondern für eine ebene Gegend gemacht war, und der Wind immer schneidender gerade von Norden her es durchblies — da reute es Jakob fast, der Einladung des Mannes gefolgt zu sein. Dieser aber ermunterte und ermuthigte ihn mit der nahen Aussicht auf die warme gemüthliche Stube in seinem Hause, auf ein leckeres Nachtessen und ein so gutes Federbett, wie er es vielleicht zu Haus nicht hätte. Nachdem sie endlich östlich in ein Seitenthälchen eingebogen, kamen sie durch das Städtchen O. hindurch glücklich auf dem L . . . hofe an. Da Jakob mit der größten Freundlichkeit von der Familie aufgenommen ward, und Alles so fand, wie der Bauer gesagt hatte, so vergaß er schnell die letzte schwerste Strapaze und fühlte sich so behaglich, als wäre er daheim.

Der L . . . hof lag und liegt noch gar einsam in einem Waldthälchen, um so einsamer damals, da die Wege nach allen Seiten hin, zumal im Winter, fast ungangbar und unfahrbar waren, so recht still, wie ein großer Leichenhof. Dieser Eindruck drängt sich mit doppelter Macht dem Wandrer auf, der da weiß, daß in dieser Gegend Tausende ihr Grab fanden, als die Preußen in der blutigen Schlacht bei Kaiserslautern (20. Sept. 1794) unter dem Prinzen von Hohenlohe und dem neuen General Blücher, der schon hier die ihn auszeichnende blitzende, unwiderstehliche Energie zeigte, das wilde Republikanerheer der Franzosen von den Höhen warfen und in die Flucht schlugen.

Diese einsame Lage des L . . . hofes machte es erklärlich, wie die längere Anwesenheit eines fremden Jünglings auf demselben, besonders im Winter, ganz unbemerkt bleiben konnte. Denn aus Tagen, welche Jakob daselbst zubringen wollte, wurden Wochen, so gut gefiel es ihm, so sehr wußte der Besitzer ihn durch Ueberredung und gute Behandlung, zumal durch vertrauensvolle Verwendung in den Oekonomiegeschäften zu fesseln.

Der harmlose Bursche ahnte nicht, daß hinter dieser glatten, bestechenden Freundlichkeit die niedrigste Selbstsucht versteckt war, worauf es der Hofbauer von vornherein abgesehen hatte. Er hätte bei weniger Harmlosigkeit und mehr Menschenkenntniß es merken können, da dieser, anfangs wie halb im Scherz, dann immer zudringlicher ihn anging, ihm den Gaul zu verkaufen, wobei er immer höheren Preis bot, freilich weit unter dem Werthe. Jakob war bei aller Unerfahrenheit doch verständig genug, um den Antrag immer entschiedener mit der Versicherung abzulehnen, daß sie ja daheim den Gaul selbst zu ihrem Bauerngeschäfte nöthig hätten und derselbe ihm auch um keinen Preis

*) Aus der „Palatina", Beiblatt zur „Pfälzer Ztg.".

feil wäre. — Endlich dachte unser Jakob doch ernstlich daran, die Heimreise anzutreten und alle Ueberredungskunst des Bauern scheiterte an seinem festen Entschluß. Denn es ward ihm doch recht heiß um's Herz, wenn es ihm immer öfter einfiel, in welch' großer Sorge und Unruhe sich die Seinen, besonders seine gute Mutter, seinetwegen befänden.

Da entschloß sich der Mann zu einer That, deren Beweggrund gewiß zu den dunkelsten Räthseln der sündigen Menschenseele gehört. Denn es handelte sich ja einzig und allein darum, sich in den Besitz eines schönen Pferdes zu setzen!

Es war ein schöner Vorfrühlingstag, der Tag vor Jakobs festgesetzter Abreise. Des Himmels blaues Auge war so feierlich und mild über der öden Welt aufgeschlagen; die ernsten Föhren rings standen so still und regungslos, als wollten sie ein Geheimniß erlauschen. Die Kinder waren auf dem Felde, die Mutter in der Küche, der Hofbauer war an dem Ziehbrunnen beschäftigt, der inmitten des Hofes, schräg gegenüber der Hausthüre sich befand. Er ließ den Eimer in die Tiefe fallen und schaute von Zeit zu Zeit sich vorneigend mit spähendem Blicke hinein. Jakob stand in der nahen Stallthüre und schaute dem Bauern zu. Da winkte ihm dieser, ohne zu rufen, indem er sich zugleich nach allen Seiten umsah. Jakob eilte dienstfertig herbei. Jakob, sagte der Mann mit gedämpfter Stimme, ich weiß nicht, woran es da unten im Brunnen fehlt, der Eimer bleibt immer stecken oder hängen, du hast noch jüngere Augen, guck' einmal hinunter. Rasch beugte sich Jakob über die Brüstung, um genau hinunter sehen zu können ... in diesem Augenblick faßte ihn der Heuchler mit blitzschnellem Griff an den Beinen und stürzte den unglücklichen Jüngling hinab. Ein furchtbarer Schrei, verzweiflungsvolles Plätschern in der Tiefe und jammerndes, halb ersticktes Flehen: Erbarmen, Erbarmen — ach Gott, was hab ich Euch zu Leid gethan? Helft mir wieder heraus — meine arme Mutter!

„Wart, ich will dir — bist du still" — knirschte todtenbleich der Bauer und schleuderte einige schwere Steine in den Brunnen. Noch einige Schreie — Stöhnen und Quirlen, und Todesstille war in der Tiefe.

Wieder sah sich der Bauer um — mit angstvollen Blicken — wie vom Blitze getroffen, zuckte er zusammen, denn in der Hausthür stand sein Weib, vor Schrecken und Entsetzen bleich und zitternd.

„Stoffel, um Gotteswillen, was ist geschehen? Warum hat Jakob so fürchterlich geschrieen?" fragte sie mit bebender Stimme.

„Jakob?" erwiderte ihr Mann, indem ihm das Blut in's Gesicht stieg und der Angstschweiß auf der Stirne stand. „Ich glaub, du bist nicht gescheidt, der ist ja vor einer Stunde fortgegangen. Er wollte nicht einmal mehr bis morgen warten. Ich glaub', der Bub' hat doch noch das Heimweh bekommen. Hat er dir denn nicht Adieu gesagt? Er hat endlich nachgegeben und mir das Pferd verkauft, weil er Reisegeld brauchte."

„Stoffel, Stoffel — du lügst", schrie die Frau. „Warum ist dein Auge so irr? — Der Hilferuf kam aus dem Brunnen. Stoffel, du bist ein Mörder!" Und schluchzend lehnte sie ihr Haupt an die Thür.

Stoffel war rasch entschlossen zu ihr hingetreten. Er griff sie krampfhaft am Arm und flüsterte: „Wenn du nicht still bist und das Maul hältst — so bist du und ich verloren! Und die Kinder — denk' an die Kinder! Niemand hat's gesehen. Der Bub' ist auf dem Heimweg verloren gegangen. Noch wenige Wochen und kein Hahn kräht mehr nach ihm."

„Niemand hat's gesehen?!" stöhnte sie. „Auch nicht der dort oben? Ich arme Frau, ich muß schweigen. Aber, ach Gott, ich weiß, wir werden nun keinen glücklichen Augenblick mehr haben und aus, aus ist's mit allem Segen!"

Und so war's. Langsam, aber unaufhaltsam keimte, wuchs und reifte die Fluchsaat dem Augenblick entgegen, wo obiger Volksspruch auf's Neue ins hellste Licht treten sollte. Bald erlosch des Bauers Freude an dem prächtigen, allgemein bewunderten Ackergaul. Er mußte in ihm nur seinen täglichen Ankläger sehen und schon dessen fernes Wiehern in den Stunden der Nacht mußte sein Gewissen aufwecken und foltern. Da griff der Elende zu dem Mittel, mit welchem so Viele sich gegen die Stimme des Gewissens zu betäuben suchen, ähnlich, wie ein Vogel Strauß vor dem drohenden Feinde den Kopf in den Sand steckt, wodurch sie dann selbst die einzige noch mögliche Bedingung der Rettung, die Buße unmöglich machen. Er gab sich dem Trunke hin, und wie er innerlich gequält war und wüthend gegen den Stachel im Gewissen ausschlug, so quälte er nun mit verbissener Wuth, zumal im fast beständigen Rausche, seine Angehörigen, besonders seine Frau, von der er, als der Mitwisserin seiner grausigen That, sich mit Recht verabscheut glauben mußte. Diese Tyrannei wurde zuletzt — nach vielen Jahren — geradezu unerträglich. Da entschloß sich die Frau in Verzweiflung, um sich und ihre Kinder für immer aus dieser qualvollen Lage zu befreien, vielleicht auch, um die in dem Mitwissen liegende, ihr Gewissen drückende Mitschuld von sich abzuwälzen und den Fluch von ihrem Hause abzuwenden, zu dem äußersten Schritte.

Eines Morgens begab sie sich, unter dem Vorgeben, ein Geschäft zu besorgen, in das nahe Städtchen und zeigte dem erstaunten Friedensrichter das Verbrechen an. In der folgenden Nacht wurde der Hof von Gensdarmerie umstellt und der Mörder in's Gefängniß abgeführt. Bei der amtlichen Untersuchung des Brunnens fand man die Gebeine des Ermordeten, die zum Theil noch deutliche Spuren der auf ihn geworfenen Steine an sich trugen. Der Verbrecher, der Alles eingestand, wurde zum Zuchthaus auf Lebenszeit verurtheilt. Er starb aber bald.

August Lewald *).

München. Am 10. März ist beinahe achtzigjährig, fast verschollen und vergessen, **August Lewald** in selbstgewählter Zurückgezogenheit gestorben. Er hatte längst abgeschlossen und schon früher in autobiographischer Form eine Auswahl seiner Schriften in zwölf Bänden gesammelt (Leipzig 1844 bis 1846, Brockhaus). Dieses Werk oder Buch oder, wie er es selbst nennt, „Menschenleben" ist mit der Lewald von jeher auszeichnenden Geschicklichkeit gemacht; seine eigenen Erlebnisse bilden die einfache Melodie, während seine Erzählungen, Novellen und Skizzen in beiläufig chronologischer Form als Begleitung mit einem vieltönigen Orchester sich anschließen. Geboren wurde Lewald am 14. Oktober 1792, von polnischen (wahrscheinlich jüdischen) Eltern, die sich in Preußen (Königsberg) angekauft hatten. Mit acht Jahren hatte der Knabe schon Zschokke's „Abällino" gelesen, darauf hin auch einen Roman „Amalie v. ***" geschrieben und mit zehn Jahren bereits Komödien zu machen versucht. Seine Jugend scheint ziemlich eigenmächtig gewesen zu sein, vorübergehend ist von Malversuchen und Künstlerbildung die Rede; Dichtung und Wahrheit laufen überhaupt wunderlich übereinander, Kant's Philosophie und eine Kunstreiterin jagen durch seinen Kopf; dann nimmt das ernste Leben den Jüngling in die Schule. Es kam die Zeit von Deutschlands größter Erniedrigung; Einquartierung, Russen, Franzosen, Schlachtfelder, Gräuelscenen, Mameluken, Napoleon. Die Schilderungen sind ausgezeichnet. Ist's Roman oder Wirklichkeit? Lewald erzählt (I,227), wie seine Schwester Ida dem Welteroberer zur Beute fiel: „Die armen Eltern konnten keinen Widerstand leisten; niemand weiß, was zwischen dem mächtigsten Herrscher der Welt und dem edelsten Geschöpf in ihr sich zugetragen; aber sicher ist es, daß Ida's Persönlichkeit einen Doppelzauber auf ihn ausgeübt, daß Napoleon so viel Großheit besaß, von ihr selbst gerührt zu werden;" sie errang den Sieg über den Weltüberwinder. So geht Weltgeschichte und Familienchronik Hand in Hand. Zwischendurch schossen poetische Blumen auf, eine Zeitschrift wurde gegründet, Max v. Schenkendorf stellte sich an die Spitze, Rafael Bock, ein Schüler Werner's, sang seine Lieder. Endlich kommt der schöne Komet und das prächtige Weinjahr, die Heuschreckenschwärme der Franzosen, der Winter 1812 und der Rückzug des Unüberwindlichen. „Welch' traurig Bild sie machten (heißt es I, 247)! Bärtige Krieger in Saloppen und Weiberpelzen; ich sah einen decorirten General in einem Damenmantel von Atlas, einen Shawl um den Kopf gebunden; die Furcht vor dem Lächerlichen, welche den Franzosen sonst so vollkommen beherrscht, war jetzt ganz verschwunden, und jeder pries sich in dem lächerlichen Aufzug noch glücklich, wenn er nur nicht gezwungen war, seine erfrorenen Glieder der Kälte preiszugeben.

*) Aus der allg. Ztg.

Alle aber brachten reiche Beute mit. Die großen silbernen Altarbilder aus Moskau's alten Kirchen, die Schätze der Schlösser und Burgen, der Schmuck der schönen Sclavinnen, alles hatten sie schon mit erstarrten Händen eingesackt, und schleppten sich daran zu Tode, als sie die unendlichen Wüsteneien durch Eis und Schnee im Elend durchpilgerten. Ohne Nahrung, ohne Obdach, keuchten sie einher unter der schweren Last der silbernen Gefäße des Tempelraubes, und dachten: wenn sie ihn nur bärgen, den köstlichen Hort, so seien sie doch einst daheim geborgen. Als sie aber nach Königsberg kamen, mußten sie den Hort dennoch weggeben, um Zehrpfennige zu erhalten, womit sie ihren Hunger zu stillen vermochten. An allen Straßenecken standen die Geldwechsler und Schacherer, und Rußlands Stolz und die Heiligthümer vieler Jahrhunderte wanderten in die Schmelztigel der Königsberger Goldschmiede." Es ist gut und heilsam, dergleichen sich bisweilen in's Gedächtniß zu rufen. Welche Unzahl von Kostbarkeiten, welche Fülle von Reichthümern hat Frankreich auf seinen Siegeszügen in Deutschland geraubt und selbst noch, obgleich flüchtigen Fußes aus den Schneesteppen Rußlands irrend, mitgeschleppt, und mit welch großmüthiger Enthaltsamkeit haben drei Mal unsere Heere den Weg nach Paris und zurück gemessen! Man könnte auch sonst noch allerlei nützliche Parallelen ziehen, z. B. daß selbst 5 Milliarden noch lange keine Entschädigung bilden für die von den Truppen der ersten französischen Republik und des ersten Kaiserreichs uns abgepreßten Contributionen.

Zwischendurch copirt Lewald allerlei Menschen und gelehrtes Volk, mit der ihm eigenen farbenreichen Palette porträtirt er allerlei Königsberger Originale, Pedanten, Doctoren und Antiquare, von denen viele auch für Callot-Hoffmanns „Phantasiestücke" sitzen mußten. Kotzebue's Thätigkeit streifte damals an das Wunderbare. „Er schrieb Komödien und Opern, machte nach seiner Weise geschichtliche Studien, redigirte periodische Schriften, gab Kunsturtheile von sich, wohnte gelehrten Sitzungen bei, wandte sich der geselligen Seite des Lebens mit Vorliebe zu und besorgte nebenbei seine amtlichen Geschäfte, welche bei dem lebhaften Handelsverkehr mit Rußland keineswegs unbedeutend sein mochten. Bei dem Rückzuge Napoleons aus Rußland war er besonders thätig, und brachte, wie es die Gelegenheit erheischte, bald dieß bald das als satyrische Anspielung auf die Scene. So entstand „Der Flußgott und noch Jemand" nebst seinen Fortsetzungen, welcher bei der damaligen Stimmung in jener Provinz nicht anders als große Theilnahme finden konnte. So wie die Zeitungen die Nachricht von einem neuen Sieg über Napoleon brachten, gleich war er mit einem Gelegenheitsstück oder wenigstens mit einem Prolog da. (I, 302.)

Das Jahr 1813 rief auch unsern Dichter als Freiwilligen unter die Waffen, in der Neujahrsnacht 1814 überschritt er den Rhein; so kam er zum ersten Mal nach Paris, wo er später so häufig touristete. Nach Deutschland zurückgekehrt, trieb er sich mit allerlei Entwürfen, auch mit einem neuen Operntexte für den Componisten des „Freischütz", und abenteuerte dann über Dresden und Prag nach Wien. Ueberall weiß er auf das anziehendste von berühmten Männern, ältern und jüngern Zeitgenossen zu erzählen, während seine eigene Persönlichkeit fast ganz im Hintergrund verschwindet. Lewald war Schauspieler geworden und betrat am 30. November 1818 zuerst die Bühne als Riccaut de la Marlinière in Lessing's „Minna", bald darauf auch als „Wilhelm Tell", scheint aber wenig Erfolg gehabt zu haben. Von da an treffen wir ihn bald als Regisseur oder auch an der Spitze einer eigenen Truppe, bis er, vielleicht ziemlich schiffbrüchig, an dem damals in höchster Blüthe stehenden Isarthor-Theater zu München landete (1822), wo er als Secretär, Dramaturg und Factotum des berühmten Directors und einzigen Komikers Carl Opern und Spectakelstücke inscenirte, und selbst Lustspiele und Schauspiele schrieb, unter denen der „Ritter Blaubart" über alle Bühnen ging, und noch vor einem Decennium im Schweiger'schen Volksstadt-Theater als beliebtes Zugstück sich bewies. Lewald schrieb dasselbe im (heutigen) Hause des Kaufmanns Stürzer im Thal, und zwar als Gefangener des Herrn Directors Carl, welcher seinen Poeten durch ein Schubfensterchen mit den besten Dingen füttern ließ, den Zimmerschlüssel aber in der Tasche behielt, bis das Werk nach drei Tagen vollendet war. Um diese Zeit gewann Lewald die Liebe einer schönen Münchnerin, eines allerliebsten Bürgerkindes, welches noch das seither ganz verschwundene zierliche „Riegelhäubchen" trug, dem Dichter bald darauf die Hand reichte, und als treue Gattin alle seine Wandelungen, Fahrten und Reisen theilte, bis sie nach langer, glücklicher Ehe ihm in ihrer Vaterstadt die Augen zudrückte.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch in Bitsch*).

Am 19. März, Morgens um 8 Uhr standen wir vor dem Pfalzburger, d. i. dem östlichen Thore vor Bitsch. Der Wall war überall mit starken Wachen besetzt, jeder Durchpassirende wurde angehalten. Sofort redete uns der wachthabende Lieutenant an: De quel endroit, de quel pays? Auf unsere Antwort: „Aus der Pfalz" schien er befriedigt, da wir also keine Prussiens waren, und schmunzelte: Ah, vous êtes Bavarois. Nichtsdestoweniger war er nicht geneigt, uns passiren zu lassen und nur den Bemühungen eines hinzukommenden Bewohners von Bitsch verdanken wir es, daß er uns 2 Mann zur Eskorte mitgab, denen er den Befehl einschärfte, uns ohne jede Belästigung Seitens französischer Soldaten an das entgegengesetzte Landauerthor zu geleiten. Wir treten in die Stadt. Welch' ein Anblick! Links und rechts kahle Wände, überall Schutt und Gerölle. Die eine den bayerischen Batterien ausgesetzte Stadthälfte war völlig ruinirt, während die andere noch ziemlich unbeschädigt war. Der uns begleitende Bürger sagte, 10 Bewohner seien während der Beschießung umgekommen; der größte Theil von ihnen war beim Ausbruch des Krieges fortgezogen und die Stadt jetzt von wenig Einwohnern bevölkert; obwohl überall noch die Schilde mit der Aufschrift: Brasserie, Boulanger etc. hingen, war fast kein Local offen. Ganz erklärlich, da bis dahin kein Wagen, auch nicht aus der Umgegend, in die Stadt kommen durfte und jeder Verkehr völlig gehemmt war.

Die wenigen Bürger, die ich sah, sprachen alle französisch. Dagegen wimmelte es auf den Straßen von französischen Soldaten jeder Waffengattung, Infanteristen, Turcos, Chasseurs, Husaren und Artilleristen. Die eigentliche Besatzung, wie sie sich auf dem Walle und an den Wachtposten befand, bildete das 54. Linienregiment; außerdem befinden sich, wie die vielen Cavaleristen in dieser Festung zeigen, viel Versprengte aus der Schlacht bei Wörth dort und ich glaube, die Schätzung unseres Begleiters war nicht zu hoch gegriffen, wenn er die Zahl der in Bitsch befindlichen Truppen auf 4000 anschlägt.

Die Soldaten sahen sämmtlich wohlgenährt und wohlbewaffnet aus und schritten mit einem Selbstbewußtsein und einem Elan einher, der zu sagen schien: Wir sind allein noch echte französische Soldaten, wir stehen wie ein Fels im Meer und haben unser forteresse pucelle gehalten, bis wir freien Abzug erlangten. — Die Citadelle durften wir nicht besuchen; wir mußten uns also damit begnügen, von außen die verderbliche Wirkung der bayerischen Granaten kennen zu lernen: wir sahen nur rußige Mauern und verkohlte Dachstühle; ja sogar die Kassematten, die man für bombenfest hielt, waren nach der Aussage unseres Begleiters durchlöchert worden und man soll damals in Bitsch daran gedacht haben, sich in den nächsten Tagen zu ergeben, wenn die Beschießung noch fortdauerte.

Nachdem wir uns Alles gehörig angesehen, dabei auch in einer Gruppe von Offizieren den berühmt gewordenen Commandanten der Festung, den Artillerieobersten Tessier, einen noch ziemlich jungen Mann mit energischen Gesichtszügen, erblickt hatten, kamen wir an das Landauerthor. Hier wurden wir denn als die ersten Fremden, welche die Stadt betraten, von den Wachtsoldaten mit einer Art Neugier und Verachtung begafft und, wie ich bemerkte, mit einer gehörigen Lauge französischen Spottes übergossen. Ein Turco vornehmlich, ein wahres Prachtexemplar von gelblichbrauner Gesichtsfarbe, mit engen Gamaschen, weiten Pumphosen, litzenbesetzter Jacke und einer Art türkischer Kopfbedeckung, die unvermeidliche Cigarette im Mund, schien sich an unsern blonden Haaren nicht genug ergötzen zu können und rief zur großen Belustigung Aller in gebrochenem Deutsch den uns begleitenden Soldaten zu: Gebt den Prussiens eins!

Am Thore mußten wir noch einmal Rede stehen auf die Fragen: Votre nom, de quel endroit, à quel endroit, quelle

---

*) Aus der „Palatina", Beiblatt zur Pfälz. Ztg.

profession? und traten sodann aus der Festung und machten uns auf den Rückweg. Das an der Straße, die nördlich nach Breitenbach führt, liegende Fort schien weniger von den bayerischen Batterien beschädigt worden zu sein, als die Citadelle. Es steht durch einen Damm und einen Schanzgraben mit der Festung in Verbindung. Zwischen der Stadt und dem Fort waren schon etwa 20 Kanonen aufgepflanzt, bereit, jeden Augenblick als einzige Zeugen franz. Unbesiegtheit die Reise in das Innere Frankreichs anzutreten.

Zum Schlusse will ich noch kurz von der gegenwärtigen Gesinnung der Landbewohner in der Umgegend von Bitsch berichten. Sie betrachten sich, obwohl immer noch mit einigem Widerstreben, bereits als gute Deutsche. Zu diesem immerhin raschen Wechsel trug meiner Meinung nach Folgendes bei: 1) sie sind froh, nicht an den 5 Milliarden bezahlen zu müssen und in eine immer größer werdende Schulden- und Steuerlast zu gerathen, 2) das undisciplinirte Betragen der bei ihnen einquartirten französischen Truppen und das disciplinirte der deutschen, besonders, wie sie gestehen, der bayerischen, hat uns ihre Zuneigung verschafft, 3) sie fangen an, zu fühlen, daß sie nur als Halbfranzosen angesehen wurden, von uns dagegen als Volldeutsche behandelt werden. Das Schlußergebniß ihrer politischen Betrachtungen war immer: „Bayrisch wollen wir gerne werden, aber nur nicht „prüßisch". Sie würden bei einem Plebiscit alle dafür stimmen, bayerische Unterthanen zu werden.

(Eine 100 Jahre zinslos liegende Million.) Vor ungefähr 100 Jahren verkaufte Fürst Dietrichstein seine schlesischen Besitzungen, darunter einen großen Güterkomplex zu Proskenz an Friedrich den Großen für die Summe von 333,333$^1/_3$ Dukaten. Der Drittelduktaten wurde extra geprägt. Vor etwa einem Jahre ist nun in Wien der letzte Sproß jener fürstlichen Familie gestorben und in seinem Nachlasse hat man nun die 333,333$^1/_3$ Dukaten unangerührt und wohl verwahrt vorgefunden. Was hätte mit diesem Gelde nicht geschafft werden können! Eine theure Marotte, mehr als eine Million Thaler 100 Jahre nutzlos liegen zu lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Pluner.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 16 Den 16. April: Fructuosus.

Vorwärts vor Orleans.

Hermann Voget fährt in der Frankf. Ztg. fort, seine interessanten Schilderungen über den Kriegszug „von Orleans nach Orleans" mitzutheilen. Wir entheben dem fünfzehnten und sechszehnten Aufsatze Folgendes:

Es war bald zehn Uhr, als ich, abgespannt von all dem Schrecklichen von Bazoches les Hautes, nach Janville zurückkehrte. Die Herren vom Hauptquartier sprachen heute mit Achtung von den Franzosen. „Sie machen uns doch zu schaffen!" lautete ihr Urtheil.

Nach zwei Uhr erst suchte ich meine Matratze auf; es dauerte lange, bevor ich einschlief. Immer mußt ich des Elends gedenken, von dem ich heute wieder Zeuge gewesen war; mich fror trotz der vielen Decken unter denen ich lag; war mirs doch immer, als hört ich das Zähneklappern, das Wimmern und Aechzen der unglücklichen Opfer. Auch als ich endlich eingeschlummert war, wollten die Jammerlaute nicht verstummen. Im Traume erneuten sich alle Schrecken des Tages. Noch dämmerte es kaum, als ich von meinem Lager empor sprang. Auf der Straße war es schon lebendig — ich stieg hinunter. Vor dem Hause hielten fünf französische Karren; auf jedem ruhten spärlich mit Stroh und Mänteln zugedeckt, drei, vier Verwundete. Die Armen hatten zuerst mehrere Stunden auf dem Schlachtfelde gelegen, dann waren sie auf den Verbandplatz gebracht, wo sie, nachdem ihren Wunden endlich der erste Verband angelegt worden, wieder stundenlang auf Weiterbeförderung gewartet hatten. Endlich waren sie auf die Karren geladen worden, auf denen sie nach einer dreistündigen Fahrt über holprigte Straßen vor einer halben Stunde in Janville angekommen waren, wo sie jetzt mit Schmerzen und in Schmerzen der weiteren Verfügung über sie harrten. Vielen war während der Fahrt der Verband aufgegangen und die Wunden bluteten aufs Neue. Sie bedurften zwar keiner Eisaufschläge — das aus den Wunden triefende Blut erstarrte schnell genug zu Eis — aber sie sehnten sich doch und wahrlich mit Recht endlich nach Ruhe und mehr als Einer ächzte: „Warum hat mich die Kugel nicht gleich getödtet?" Es dauerte noch eine halbe Stunde bis die Erlaubniß zum „Abladen" kam. „Hier bleiben! Abladen! Unterbringen, wo Platz ist!" lautete die Ordre.

Wenn die Loire-Armee gestern auch nichts weniger als siegreich gewesen, war sie doch keineswegs vernichtet. Zwar die Gefahr, daß unsere Reihen durchbrochen würden, war vorüber. Aurelles Paladine war entschieden in die Defensive gedrängt. Er erwartete den Angriff der Deutschen, der denn auch auf der ganzen Linie erfolgte. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl, die gestern nicht im Feuer gewesen, ging heute ebenfalls mit vor.

Ich war schon um 9 Uhr früh in Bazoches les Hautes, von wo ich mich links nach Poupry wandte, die Felder aufzusuchen, wo gestern das Blut der Zweiundzwanziger geflossen. Wir kamen mit unserem Wagen nur langsam vor. Leere Proviantcolonnen, welche vom Schlachtfeld zurückkehrten, fuhren an uns vorbei. Es folgten zahlreiche Ambulancen, auf welchen Opfer des gestrigen Tages ruhten. Viele Leichtverwundete humpelten zu Fuß einher — Deutsche und Franzosen gingen friedlich nebeneinander.

Wir passirten mehrere kleine Dörfer, in deren Lehmhütten die Proletarier der Beauce wohnten. Der Krieg macht keinen Unterschied zwischen Reich und Arm, er schwingt seine Geißel über Alle. Er verheert die elenden Herbergen der Armuth, wie die glänzenden Wohnsitze des Reichthums. Schrecklich war die Verwüstung in Poupry. Zu beiden Seiten der Straßen thürmten sich im buchstäblichen Sinne des Wortes Leichenhügel auf; es waren die Franzosen, welche in der Vertheidigung des Dorfes gefallen. Hütten und Häuser waren wie überall auf unserem Wege theils niedergebrannt, theils durch Kugeln zerstört. In den vom Nordost durchwehten Trümmerhaufen ächzten schwer verwundete Soldaten dem Tode entgegen. Frauen, Greise und Kinder kauerten im Freien an der Erde und wärmten sich an den rauchenden Ruinen, den letzten traurigen Resten ihrer Habe. Hinter dem Dorf begegneten wir neuem Elend. Ein Leichenfeld dehnten sich die gesegneten Aecker vor uns aus. Unsere Kanonen hatten gestern eine furchtbare Ernte unter den Franzosen gehalten. Zu Hunderten lagen ihre Todten wie in Reihen gemäht da. Die gefallenen Deutschen waren schon meistens bestattet. Auf einem großen Hügel war bereits ein Kreuz aufgepflanzt.

Unterwegs erfuhren wir, daß Artenay durch Truppen des Prinzen Friedrich Karl genommen sei. Wir sahen das Städtchen deutlich vor uns liegen; und mit einem guten Glas konnte ich den Rückzug der Franzosen genau verfolgen. Es war ein imposantes Schlacht-Panorama, das sich vor meinen Blicken aufrollte. Die baumlose Ebene setzte dem Auge keine Schranken. Vor mir auf der Paris-Orleanser Chaussee zwischen Artenay und Chevilly entspann sich ein lebhafter Artilleriekampf. Links und rechts von uns avancirten die 22. und 17. Division; auf dem äußersten rechten Flügel bewegte sich das Tann'sche Corps langsam vorwärts. Die Batterien waren überall vornan; Reiter-Regimenter, Husaren, Uhlanen und Dragoner, stellten die Verbindung zwischen der Artillerie und Infanterie her. Langsam folgten wir mit dem Stab den vorrückenden Truppen. Staffetten sprengten heran und meldeten den Rückzug des Feindes auf der ganzen Linie. Unsere Kanonen sandten ihm, die Ordnung in seinen Reihen zu stören, Granaten über Granaten nach; die Franzosen antworteten in derselben Weise, doch schienen weder unsere Kugeln, noch die der Feinde sonderlichen Schaden zu thun.

Es mochte 4 Uhr sein, als das Hauptquartier bei Beaugeney, einem großen Gute, Halt machte. Während der Befehl ertheilt wurde, den Stabstrain von Janville herbeizuschaffen, traf die Nachricht ein, daß Abtheilungen der 22. Division das an der Straße Artenay Orleans gelegene Chevilly mit Sturm genommen hätten, wobei 6 Positionsgeschütze in die Hände der Sieger gefallen. Zu derselben Zeit besetzten die Füsiliere des 75. Regiments das etwa 20 Minuten von Beaugeney entfernte Dorf Douzy; als französische Marine-Infanterie in großen Schaaren zur Wiedereroberung des Dorfes heranrückte, ward eine Batterie zur Unterstützung der Füsiliere commandirt. Sie pflanzte sich 10 Minuten hinter dem Gute auf einer Anschwellung des Bodens auf und sandte wohlgezielte Granaten in die Reihen der zum Sturm anrückenden Franzosen. Ich blieb längere Zeit, den Gang der Schlacht beobachtend, neben den Kanonen stehen. Die Sonne, welche den ganzen Tag nicht sichtbar gewesen, durchbrach für wenige Minuten den Schleier, um gleich darauf blutigroth im Westen unterzutauchen. Dunkelheit senkte sich auf die Erde, aber die Ruhe ließ noch auf sich warten. Noch länger als eine Stunde dauerte der Artillerie-Kampf auf der ganzen Linie fort. An dem Aufblitzen der Kanonen konnte ich deutlich das Vordringen der Unseren, den Rückzug der Franzosen erkennen. Brennende Dörfer, die meilenweit auseinanderlagen, gaben einen Begriff von der Ausdehnung des Schlachtfeldes.

Als wir endlich nach der Farm zurückkehrten, fiel ein feiner Regen. Die Regimenter der Cavallerie-Division Stolberg bereiteten sich zum Bivouakiren um das Hauptquartier vor. Was in den Scheuern und Höfen an Stroh, Reisig und Holz aufzutreiben, ward herbeigeschafft. Bald loderten riesige Feuer empor; Wir fanden in einem für die Post- und Intendantur-Beamten

des Stabes reservirten Raum ein Unterkommen. Das ganze Meublement bestand aus einem einzigen Tisch; glücklicherweise war ein Herd da, auf dem wir mit Hilfe eines Soldaten bald ein gemüthliches Feuer angezündet hatten. Mehrere Cavallerie-Offiziere kamen und baten um die Erlaubniß, sich an unserm Feuer wärmen zu dürfen. Wir theilten unsere Armuth miteinander wie treue Kameraden. Oberst von Hanstein, der Commandeur der schwarzen Husaren, gab sogar ein Stück westfälischen Schinkens zum Besten, Major Bünting von demselben Regiment lieferte einen ausgezeichneten Nordhäuser, ein Arzt, von unzweifelhaft israelitischer Herkunft stellte zwei Flaschen Rothwein; wir steuerten Caffe, Kirschwasser und den Rest unseres Brodes bei. So erhielten wir ein lucullisches Mahl, bei dem unser Bauernhaus uns bald ein mit allem Comfort des 19. Jahrhunderts ausgestattetes Palais schien. Ein Gang in's Freie brachte es mir so recht zum Bewußtsein, welch' ein Glück es war, nur ein Obdach, gleichviel welcher Natur, zu haben. Ein schneidender Wind trieb mir Regen und Schnee ins Gesicht. Wie viele Tausende lagen da wieder hungrig und durstig auf der nassen kalten Erde. Imposant genug freilich war das Bild, das sich vor mir ausbreitete; doch ich hatte bei den hundert Bivouakfeuern, die ringsum den Horizont erhellten, nur ein Gefühl, das des Frostes.

* *
*

„Die Franzosen räumen Orleans, sie sind in vollem Rückzug auf das andere Ufer der Loire." Also lautete die Botschaft, die am Morgen des 4. Dezember Alles in freudige Aufregung versetzte. Auf drei Straßen, so wurde hinzugefügt, rücke die deutsche Armee gegen die Stadt vor, über Gidy-Ormes, auf der Pariser Chaussee und durch den Wald von Orleans. Ohne Hinderniß gelangten wir nach Chevilly, doch kaum waren wir auf der nach Orleans führenden Straße 10 Minuten gefahren, als ein Offizier auf uns zusprengte und uns rieth, nicht weiter vorzugehen, weil die Franzosen keine 2000 Schritt weiter Stellung genommen hätten und der Kampf jeden Augenblick beginnen könne. Die Nachricht, welche uns die Räumung von Orleans gemeldet, war trotzdem sie von einem General herrührte, falsch gewesen. Die feindlichen Truppen, welche gestern aus Chevilly gedrängt waren, hatten in den Wäldern rechts und links von der Straße Stellung genommen, während ihre Artillerie vor Cercottes, von wo sie die Chaussee weit hinaus beherrschte, aufgefahren wurde. Ich blickte den Offizier etwas ungläubig an, doch folgte ich seiner Warnung, ich ließ den Wagen neben der Straße halten und setzte dann, mich durch eigenen Augenschein von dem Stand der Dinge zu überzeugen, den Weg zu Fuß fort. Kaum war ich 50 Schritte gegangen, als ich über mir ein singendes Sausen vernahm und gleich darauf überzeugte mich ein Knall hinter mir von der Gefahr, in welche ich mich begeben. Ungefähr in der Mitte zwischen mir und dem Wagen platzten rasch nacheinander zwei Granaten. Es waren die ersten Schüsse, die heute abgefeuert wurden. Unsere Artillerie blieb den Franzosen die Antwort nicht schuldig und ehe eine Viertelstunde vergangen, erdröhnte die Luft weithin vom Donner der Geschütze. Bald auch mischte sich Kleingewehrfeuer in den Kanonenhall. Die Franzosen versuchten einen Vorstoß und zwangen die Unsrigen einige hundert Schritt zurückzuweichen. Neue Truppen wurden herangezogen. Das 11. Regiment, das sich vor Metz so ausgezeichnet, rückte vor. Artillerie ward rechts und links gegen den Wald beordert. Die hessische Division bereitete sich zum Angriff vor; Prinz Ludwig ritt ihr voran dem Feind entgegen. Verwundete wurden vorübergeführt, sie erzählten von einem blutigen Kampf, der in dem Wald stattfinde. Der Feind vertheidigte sich anfangs gut, doch ehe eine Stunde verging, begann er zu wanken. Ich sah von dem Weinberg, in welchem ich Posto gefaßt, wie die Elfer die Verschanzungen vor Cercottes nahmen. Nur mit Mühe retteten die Franzosen ihre Geschütze.

Eine halbe Stunde später war ich selbst in dem Dorf. Ich dachte der Nacht, wo ich hier nach der Räumung von Orleans im Sturm und Regen mit dem bayerischen Leib-Regiment eingezogen. Mehr als 3 Wochen hatten wir gebraucht, die Hindernisse welche unserer Rückkehr entgegenstanden, zu überwinden. Die Armee, welche sich heute Orleans näherte, war sieben-, achtmal so stark, als das tapfere Corps, das bei Coulmiers mit der Loire-Armee gerungen. Das Factum allein genügt, den damaligen Rückzug v. d. Tann's zu rechtfertigen.

Trotz der Telegramme, die am Abend des Tages von Cercottes die Vernichtung der französischen Loire-Armee nach Versailles meldeten, leistete sie den Deutschen noch sechs Wochen hindurch blutigen Widerstand. So zogen sich denn auch die aus Cercottes geworfenen Truppen nichts weniger als eilig nach Orleans zurück. Kaum 20 Minuten hinter dem Dorf nahmen sie aufs Neue Stellung und als sie auch von dort zurückgedrängt wurden, suchten sie sich noch einmal unter dem Schutze schwerer Positionsgeschütze bei der Vorstadt Notre-Dame-les-Aides zu halten. Sie würden diese Stellung wohl noch länger vertheidigt haben, wenn ihnen nicht die Kunde geworden wäre, daß die Deutschen auf den von Osten und Westen führenden Straßen siegreich vordrängen. So räumten sie auch Les Aides und zogen sich in die Stadt zurück.

Nur mit Mühe brachten wir unseren Wagen durch das Gewühl und Gedränge der Ambulanzen, Geschütze, Munitions- und Proviantcolonnen vorwärts. Aber wir überwanden doch schließlich alle Hindernisse, so daß wir um 7 Uhr gesund und wohlbehalten in den Faubourg einfuhren. Unsere Hoffnung, schon diese Nacht in Orleans selbst schlafen zu können, ward nicht erfüllt. Wir mußten vor der Stadt der Dinge warten, die da kommen sollten. Dreißigtausend Mann waren mit uns in derselben Lage: das neunte Armeecorps mit den Hessen-Darmstädtern und die 22. Division hielten die Vorstadt besetzt. Es würde unnützes Blutvergießen verursacht haben, hätten sie den Versuch machen wollen, mit Gewalt weiter vorzudringen. Orleans konnte sich den von Westen und Osten heranrückenden Colonnen gegenüber nicht halten. Indem man dies wußte, beschränkte man sich darauf, einem Ausfall der Franzosen nach Norden, der übrigens nur ein Verzweiflungsversuch gewesen sein würde, vorzubeugen. Alle Truppen blieben in Kampfbereitschaft; die Gewehre standen in der mehrere Kilometer langen Vorstadt in Pyramiden aufgepflanzt. Die Soldaten selbst zogen sich in die Häuser zurück, da der Aufenthalt auf den Straßen wegen der Chassepotkugeln, welche die Franzosen fortwährend herübersandten, sehr gefährlich war. Wir quartierten uns bei einem Schreiner ein, der froh war, uns sein bestes Zimmer anbieten zu können und uns bat, seine beiden Töchter, Mädchen von 8 und 10 Jahren, unter unseren Schutz zu nehmen, wozu wir uns denn auch gerne bereit erklärten. Die Kleinen, die anfangs vor Furcht und Kälte zitterten, wurden bald vertraut. Sie setzten sich mit uns an den Kamin und sorgten dafür, daß das Feuer nicht ausging. Sie theilten uns mit, daß der älteste Bruder, ein Bursche von 18 Jahren, mit im Kriege sei. Die Mutter, so erzählte die Kleinere, habe schrecklich geweint, als sie eines Morgens das Bett von Charles leer gefunden und aus einem Brief, den er zurückgelassen, erfahren habe, daß er Soldat werden wolle. „Daß er die Waffen genommen „pour la patrie," ergänzte die Aeltere. „Pour la patrie." Die Kleine sprach das mit Stolz, ihre Augen leuchteten und all' ihre Furcht schien geschwunden.

Wie die Worte des Kindes mich sonderbar bewegten. Mourir, mourir, pour la patrie! summte es mir ins Ohr. Fürs Vaterland sterben, gewiß es ist groß und schön. Ehre Allen, welche dazu Herz und Muth haben, Ehre auch Denen, die im Wahn dem Vaterland zu dienen, ihr Leben umsonst dahingegeben!

Ich blickte auf die Kinder zu meinen Füßen. Sie hatten alle Sorgen vergessen. Während von der anderen Seite der Stadt die Kanonen herüberdröhnten, und unter unseren Fenstern die Chassepotkugeln auf's Pflaster schlugen, waren die Kleinen sanft entschlummert. Sie saßen da, ein Bild des Friedens: die jüngere hatte ihren Kopf auf den Schooß der älteren gelegt, und diese stützte ihr müdes Haupt auf den Rücken der jüngeren Schwester. — Allmälig verstummte der Schlachtenlärm, immer seltener fielen die Schüsse und bald auch ward uns die Kunde, daß die Franzosen die Vertheidigung der Stadt aufgegeben. Aurelles Paladine hatte um freien Abzug gebeten, und es war ihm zu diesem Zwecke eine dreistündige Waffenruhe bewilligt worden. So waren wir denn endlich am Ziel unserer blutigen Kreuz- und Querfahrt. Noch in der Nacht zogen vom Osten General Manstein, von Westen der Großherzog von Mecklenburg und General v. d. Tann in die wiedergewonnene Stadt ein.

August Lewald.

(Schluß.)

In der Folge übernahm Lewald das Nürnberger Theater (von wo er auch Platens „Treue um Treue" in Scene setzte), dann das zu Bamberg und Hamburg, allwo er am 7. October 1831 zum letzten Mal auf der Bühne stand, um in einer Wiener Posse: „Der Eheteufel auf Reisen", in welcher Raimund gastirte, die Regie zu führen. Von da an ging er nach Helgoland, dann über München nach Tirol und Italien, worüber er launige Reiseberichte in das Stuttgarter Morgenblatt*) schrieb, und ein treffliches und schön ausgestattetes Reisehandbuch für Tirol herausgab. Seit dem Beginn der dreißiger Jahre ließ er die Feder nie mehr aus der Hand, oft erschienen mehrere Bücher gleichzeitig, ebenso wanderte er rastlos hin und her, theils den Rhein bereisend, bis er nach öfterm Aufenthalt in Paris zu festerm Wohnsitze nach Stuttgart übersiedelte, wo er die „Europa" begründete, und alsbald noch mehrere ähnliche redactionelle Arbeiten übernahm. Aus dieser „Europa" ist eine Anzahl guter Namen hervorgegangen, fast ganz „Jungdeutschland", Berthold Auerbach und Herwegh und Gott weiß wie viele andere haben anonym und pseudonym unter Lewalds Aegide die Sporen des Ruhms sich angeschraubt, mehr oder minder berühmt gemacht oder sich zu den bereits wieder Vergessenen gesellt. Das war Lewalds glänzendste Zeit, von welcher er später noch gern erzählte, als er längst wortkarg und spröd geworden war; mit innigem Wohlbehagen erwärmte er sich an dem Gedanken, daß er einst zu Baden-Baden eine Villa mit siebenzehn Piècen, alle mit chinesischen Raritäten und japanesischen Alterthümern angefüllt, besessen hatte, welche er angesichts des Jahres 1848 mit blutendem Herzen losschlug, um in die Dienste des Königs Wilhelm von Würtemberg als Regisseur am Stuttgarter Hoftheater zu treten, wo er mit dem ihm eigenen Tact für malerische Inscenirung die Regie der Oper leitete, und, als treuer Diener seines Herrn, allerlei schrieb und verfaßte, was jetzt längst vergessen und verschollen ist. Zwei Jahre vor dem Tode seines Monarchen († 1864) wurde Lewald mit Beibehalt seines vollen Gehalts in den Ruhestand versetzt, und zog nach der Heimathstadt seiner Frau, nachdem er bereits 1851 durch den milden, unvergeßlichen Domprediger Dr. Carl Rinecker zur katholischen Kirche übergeführt worden war. Er hatte den Schritt gethan nach langer Ueberlegung und reiflicher Ueberzeugung, welche er in der Folge Niemandem aufdrängte, obwohl er als Schriftsteller davon offenkundigen Gebrauch machte. Mit seltener Geistesfrische schrieb er Jahr für Jahr einen neuen Roman: so erschien eine dreibändige „Clarinette" (1863), der „Insurgent" (1865), „Moderne Familiengeschichte" 1866, 3 Bände; ein Roman „Anna" 1867 u. a. (sämmtlich bei Hurter in Schaffhausen), zum Beweise, daß er ein neues, dankbares Publicum gefunden hatte. In den letzten Jahren wurde er wunderlich; was Vasari von dem Florentiner Maler Piero di Cosimo erzählt, paßt wenigstens theilweise auch auf den armen, schmerzgefolterten Kranken, dessen körperliche Auflösung langsam mit furchtbaren Qualen sich vollzog. In ruhigen Zwischenräumen nahm er wohl noch die Feder zur Hand, und schrieb Reisebriefe; über der Correctur des ersten Bogens erlöste ihn der lang ersehnte Tod.

Lewald war eine kleine untersetzte Persönlichkeit von Achtung gebietendem Aeußern, ein Weltmann von feinstem Ton und jenem angebornen Ernst und Anstand, die eines mediatisirten Fürsten würdig gewesen wären. Desto überraschender klingt es, daß dieser Mann auch politischen Verfolgungen ausgesetzt war. Als er sich in seinem „Panorama von München" (1835) nicht gerade erbaut gefühlt hatte über allerlei damalige Vorkommnisse und Ueblichkeiten, z. B. über die eine Majestätsbeleidigung tilgende „Abbitte vor dem Bilde", wurde Lewald der Stadt verwiesen. Er nahm sich's zu Herzen, schüttelte den Staub von den Füßen, und wollte sie nicht mehr betreten. Als er dann später doch Bedürfnisse halber kommen wollte, ließ er zuerst bei König Ludwig I. anfragen, welcher ihn allergnädigst ignoriren zu wollen versprach.

Sein unermüdlicher Fleiß und seine nie rastende Phantasie verdienen Bewunderung, wenn auch seine Leistungen vielfachen Beschränkungen unterliegen. Auch Lewald hatte seine Sturm- und Drangperiode durchgemacht; manche seiner Novellen sind im unverdaulichsten Styl der Callot-Hoffmann'schen Nachtphantasmen; andere wieder, z. B. ein „Abend in Absam", von echt Spindler'scher Klarheit und wahr empfundener Schönheit. Mustergültig war er in seinen Reiseschilderungen und in der geistvollen Causerie, wie er mit wirklich anmuthiger Selbstgefälligkeit von Paris, Hamburg, aus dem Badeleben, über Kunst und berühmte Zeitgenossen zu schreiben verstand. Während der Hauptblüthezeit seiner Thätigkeit gab es keinen nur einigermaßen genannten Namen, zu welchem er nicht in Beziehung gestanden wäre. Durch kritischen Geist, praktische Erfahrung und feinfühliges Urtheil hatte er um die Veredlung der Bühne seiner Zeit nicht geringes Verdienst. In seinen ernsteren, mehr literatur-historischen Essais bewies er stets ein gereiftes Urtheil. Daß bei seiner Vielschreiberei auch viel Mattes, Verfehltes und nur für den Straußenmagen des literarischen Lesepöbels Erträgliches, reines Leihbibliothekfutter mit unterlief, versteht sich von selbst, und wurde von Lewald später aufrichtig bereut. Mit unbarmherziger Hand vernichtete er später vieles, was immerhin eines besseren Looses werth gewesen wäre. Von seinen früheren Schriften erwähnen wir eine (aus dem Französischen übersetzte) Geschichte der Musik (Nürnberg 1826). Warschau, ein Zeitbild (1831). Das Münchener Octoberfest (1832). Novellen (1833). Ansichten der Zeit und des Lebens, von Jules Janin; 1834 übersetzt. Panorama von München (1835). Allgemeine Theater-Revue (1835). Reisebuch durch Tirol (1836 ff.). Aquarelle aus dem Leben (1836 bis 1840, in 6 Theilen). Blaue Märchen (1837). Die Krönung zu Mailand (1838). Album der Boudoirs. Bausteine für den Kölner Dom. Reisehandbuch an den Rhein (1838). Der Divan (Novellen-Sammlung 1839). Reisehandbuch durch Italien (1840). Theater-Roman (1841). Hamburg (1842). Album aus Paris (1840). Angebinde für alle Tage des Jahrs. Deutsche Volkssagen u. s. w. Außerdem gab Lewald viele dramatische Kleinigkeiten heraus, auch in Holtei's Jahrbuch deutscher Bühnenstücke u. s. w. Sehr beachtenswerth sind seine dramaturgischen Streifereien, die Kunstgeschichte des Ballets in Deutschland, die zwei Mal (Wien 1846 und 1851) aufgelegte Schrift über Schauspielerschulen. Ferner die schönen Erinnerungen an Eßlair, Seydelmann, Harschelt u. s. w. Der „Allg. Ztg." war Lewald ein langjähriger treuer Freund; ebenso enthalten einige Jahrgänge der „Neuen Münchener Ztg." sehr instructive Artikel, z. B. 1856 über Kunsthandel, über den Entwicklungsgang der deutschen Oper, über Rossini, drei Briefe von Gluck, Erinnerungen an Hammer-Purgstall. 1857 über Todtentänze u. s. w.

Münchener Höflichkeit

oder

Erfahrungen eines Spazierganges.

(Aus der „Südd. Post".)

In München kommen mir entsetzlich grobe und ungehobelte Leute vor! — Hören und urtheilen Sie denn selbst, ob ich ein Recht zu dieser Ansicht habe: Im Cafe — dahin war mein erster Gang — berührte mich das Auftreten des Wirthes höchst unangenehm, weil er nach in München allgemein gebräuchlicher Sitte nie einen Gast zuerst grüßt, sondern erst abwartet, bis ihm das Compliment gemacht wird, um dann allergnädigst mit kurzem Kopfnicken zu danken; er denkt vielmehr, das wurde mir klar, sehr ausgesprochen „nicht ich bin der Gäste, sondern diese sind meinetwegen da; sie können überhaupt froh sein, wenn ich sie in meinem Lokal dulde!"

Leider herrscht diese Ansicht bei den Inhabern der meisten größeren Münchener Cafe's fast ausschließlich vor und fällt es deshalb den an solche Zustände gewöhnten Autochtonen nicht auf. — Mein Wunsch nach einer namhaft gemachten Zeitung wurde von der Kellnerin — einer in Folge des Von-oben-herab-sehens auf die Gäste seitens des Wirthes eben auch durchgängig höchst schnippischen Species — hochmüthig überhört, weil's ihr wahrscheinlich zu mühsam war, besagte Zeitung zu suchen — ein Nasenrümpfen war Alles. Beschwerde bei einer höheren Instanz giebt's in solchem Falle nicht, weil man sonst, wie mir von mehreren Seiten versichert wurde, vom Wirth noch überdieß scheel angesehen wird. Sie werden es also erklärlich finden, daß ich

---

*) Besonders im Jahrgang 1834. Daselbst auch die heitere Humoreske über die reisenden Engländer (März Nr. 70 bis 73).

nicht gerade in bester Stimmung das wegen seines Cafés übrigens stark frequentirte Lokal verließ. Eine Cigarre sollte mir über den Unmuth hinweghelfen, weshalb ich in eine größere Cigarrenhandlung trat, um mich dort mit Glimmstengeln zu versehen. Hier stand der Inhaber mit dem Hute auf dem Kopfe hinter dem Ladentisch und brummte auf meinen höflichen Gruß vermuthlich einen Gegengruß in den Bart, verstanden habe ich wenigstens nichts davon. Die gegen Bezahlung erbetenen Cigarren war er so freundlich, mir auf den Tisch zu werfen, beeilte sich, das Geld dafür einzustreichen und drehte mir darauf höchst ungenirt den Rücken. Ich gestehe, daß ich mich thatsächlich in dem Augenblick gut weggekommen zu sein schätzte, weil besagter Münchener Kaufmann und Inhaber eines Geschäftes in der sog. eleganten Maximiliansstraße Münchens mich nicht zur Thür hinausjagte wegen der Dreistigkeit, ihm Cigarren abkaufen zu wollen, hielt es aber doch, um Eventualitäten aus dem Wege zu gehen, für gerathen, diesen Betrachtungen dort nicht weiter nachzuhängen, sondern mich schleunigst zu empfehlen.

War mir im Cafe der Humor fast vollständig ausgegangen, so fand er sich nunmehr wieder vollständig ein, so zwar, daß ich riskirte, in eine Zeitungsexpedition zu treten, um mir dort ein Blatt zu kaufen, in der sicheren Voraussicht, jetzt Grobheiten hören zu müssen — und richtig! Der Expeditor schien seinem Mienenspiel nach durchaus nicht erbaut davon, daß ich ihn in seiner behaglichen Ruhe störte und schnauzte mich kurzweg an „später!" — Himmeldonnerwetter wollte ich trotz des hohen Feiertages nunmehr als Einleitung zu einer kleinen Standrede über Höflichkeit anfangen, kam jedoch nicht so weit, denn der Mann war so freundlich, mit furchterregenden Blicken das Tisch- und Stuhlrücken anzufangen, daß ich vorzog, mich wiederum schleunigst zu drücken, um auf einem Spaziergange den Aerger über die sonderbare Höflichkeit der Münchener Geschäftsleute möglichst zu unterdrücken. — Weit gefehlt. Jetzt ging's erst recht an.

Es war nämlich zu besagter Zeit in der Allerheiligen-Hofkirche Gottesdienst, welchem der Hof und die Spitzen der Staatsbehörden ꝛc. anwohnten. — Mit wahrem Galgenhumor beschloß ich von dem die Dieners- und Residenzstraße zur Residenz sich hinwälzenden Strome mich treiben zu lassen — denn Widerstand wäre ohnedies fruchtlos gewesen — und kam denn auch, einige blaue Flecken abgerechnet, glücklich dort an.

Hier zeigte sich der feine Takt des Münchener besseren Publikums wieder in seiner ganzen Glorie. An den Eingangsthüren war beständig ein Knäuel von Menschen, welche theils herein-, theils hinausgehen wollten und einander stießen, drängten und schoben und aus welchem Wirrsal wiederholt der Ruf nach Vorsicht und Ruhe ertönte, ohne jedwede Rücksicht auf die in der Kirche bereits Anwesenden und den unter allen Umständen doch der Ruhe gewidmeten Ort.

Ganz Unrecht mochten sonach wohl einige der Anwesenden nicht haben mit der Meinung: „Wenn doch Herr von Burchtorff in den Knäuel geriethe, dann würde schon Luft werden, denn er ließe sicher dann sofort Gendarmen an alle Kirchenthüren stellen."

Nach dem Gottesdienste sollte, wie es allgemein hieß, der Hof seinen Rückgang d. h. der König den Weg in seine Appartements über den Schloßhof nehmen, weßhalb ich dort verweilte. Der hereinbrechende Regen änderte jedoch das Programm und ging's nunmehr im Sturm, wobei ich weniger ging als geschoben wurde in die Gemächer der Residenz, selbst bis zu dem Gange, welchen der König passiren sollte.

Nach einer Viertelstunde Wartens kam der König.

Ich beeilte mich bald, aus der drückend gewordenen Luft im Saale der Fußwaschung — denken Sie sich circa 12 Geistliche und ein paar Hundert Weltkinder in einem von Weihrauch erfüllten Saale — zu entkommen um in einer viel besuchten Restauration mich zu stärken.

Hier sprach ich den Wunsch nach Mittagessen und einem Glas Bier aus und erhielt nach einer Viertelstunde bereits das Bier, mußte aber dafür volle dreiviertel Stunden auf das dann noch halbkalte Essen warten. Meine Beschwerde über solche Lüderlichkeit in einer frequenten Wirthschaft wurde keiner Antwort gewürdigt und die Frage nach dem Wirth trug mir nur die schnippische Bemerkung ein, „der ist nicht da." Damit mußte ich mich wohl oder übel zufrieden geben.

Am Nachmittage erhielt ich noch einen weiteren Beweis der Urgemüthlichkeit der Münchener. Der König besuchte nämlich in Begleitung eines Adjutanten und zu Fuß verschiedene Kirchen. Statt daß nun besagte Pfahlbürgerschaft nebst obligatem Janhagel nach höflichem Gruß ruhig weiter gegangen wäre, schloß sich die ganze Gesellschaft dem als nichts weniger denn Freund solcher Volksansammlungen bekannten Könige an, theils gleichen Schritt mit ihm haltend, theils unmittelbar hinter ihm gehend.

Herrgott, das nennt man Münchener Leben! — Abgesehen von dem eben erwähnten kleinen Zwischenfall ist München in seinen socialen Verhältnissen der vollständigste Gegensatz von andern deutschen Großstädten; so liebenswürdig und zuvorkommend in Wien, Berlin ꝛc. Wirth und Untergebene wie auch Geschäftsleute gegen Gäste und Consumenten sind, ebenso nichtachtend und abstoßend erscheint vielfach der Münchener.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871 | Nr. 17 | Den 23. April: Fructuosus.

Gaisenjörgel*).

Von August Becker.

Der Münsterer Schloßberg in der bayerischen Rheinpfalz, auf welchem die uralte Burg Landeck, die einstige Residenz König Dagobert's thront, ist mit einem schönen Kastanienwald bewachsen, der sich von den Weinbergen her bis gegen die Mühlen im Thal zieht. Dorten herrscht oft bis tief in den Advent hinein ein lustiges Leben, denn die Buben des Ortes suchen nach den übrig gebliebenen zahmen Kastanien, zünden sich Feuer an, sie zu braten, und wenn die Nacht herbei kommt, treiben sie allerhand Spuck mit dem Feuer, schleudern die Kohlen hoch in die Luft, daß sie zischend und sprühend mit rothem Glanze durch die Bäume fallen, oder sie vergnügen sich auch mit Feuerrädern, indem sie brennende Spähne im Kreise schwingen, daß es bis in's Dorf hinunterleuchtet.

Unten am Schloßberg war noch vor etwa zwanzig Jahren eine herrenlose Bergwiese, von mächtigen Kastanien rings eingeschlossen. Dorthin trieben die Kinder oft ihre Kühe im Herbste, wenn das Gras auf den nebenliegenden sumpfigten Hofwiesen schon hart, spröde oder welk geworden war. Und das war nun an selbigem Adventstage auch der Fall, der wie ein Sommertag noch über dem Thale lag. Ein großes gemeinsames Feuer brannte unter dem mächtigen Kastanienbaume, welcher die Wiese beschattete, und da kauerten nun die Buben herum, brieten Aepfel, Kartoffeln oder auch die „Kästen“, welche sie noch unter dem dürren Laube gefunden hatten. Die Kühe lagen in verschiedenen Gruppen über den Anger hin, denn sie hatten genug gefressen, — nur eine große Gaise mit mächtigem Euter weidete noch am Rande des Angers, vermied aber sorgfältig die giftigen Herbstzeitlosen, die wie Rosen aus dem kurzen Grase schauten.

Die Gaise gehörte dem Gaisenjörgel, dem kleinen Sohne eines armen Taglöhners. Sie war seiner Eltern einziges Eigenthum und des kleinen Jörgel beständige Begleiterin vom ersten Frühlingstage, der ein grünes Hälmchen brachte, bis in die letzten Tage des Spätjahres hinein. In aller Frühe schon wanderte er mit der geliebten Gaise hinaus an die blühenden Hecken, wo die leckere Gaise Niemandem Schaden thun konnte, den ganzen Sommer hindurch und selbst dann noch, wenn schon der kalte Nebel auf den Feldern lag und das dürre Herbstgras vom Reife glänzte, bis der erste Schnee kam, der alle Weideplätze überdeckte. Wenn auch nur ein Flöckchen fiel, wollte die Gaise nicht mehr in's Feld, denn sie mochte den Schnee nicht, ob auch der Jörgel ganz närrisch vor Freude herumsprang, wenn die zarten weißen Flocken langsam herniederschwebten und sich ihm auf das ärmliche Wämmslein legten, wenn die ganze Luft voll Flocken war und die kleinen Kinder sangen:

> „Die Engel hän's Bett gemacht,
> Die Federn fliegen runter.
> Am Tag da schlafen sie,
> Bei Nacht da sind sie munter!“

Dort hinauf nun nach dem herrenlosen Anger am Fuße des Schloßbergs hatte auch der Jörgel heute seine Gaise getrieben zu den Kühen der Kinder reicherer Eltern, denn dort gab es noch gutes, gesundes Futter, besonders für seine Gaise, die nichts lieber fraß als dürres Berggras.

Den ganzen Nachmittag über hatten die Buben auf der Wiese gespielt und zwar „Gaisenbengels“, das viele Kraft und Gewandtheit fordert, da eine Partei nach einem in einer hölzernen Gabel hängenden Ringe mit starken Prügeln werfen muß, um die „Gaise“ herauszuwerfen, während die andere Partei ihre „Gaisenbengel“ so vor die „Gaise“ in den Grund treibt, daß sie dieselben wo möglich schützen und erst aus dem Boden herausgeworfen werden müssen, bevor die „Gaise“ gewonnen werden kann. Die siegende Partei läuft und muß von der nacheilenden zurückgetragen werden.

Daran nahmen jedoch nur die stärkeren Buben Theil, die Anderen saßen beim Feuer, so auch der Gaiserjörgel, der oft genug mit seiner Gaise geneckt wurde, mit welcher er ganz allein nur spielen wollte, wenn auch nicht mit „Gaisenbengeln“.

Nach und nach ermüdeten die Spieler und kamen auch zum Feuer. —

Auf den heiteren Tag war ein ziemlich kühler Abend gefolgt, aber die Kinder verweilten heute ausnahmsweise länger beim Feuer, das so lustig fortbrannte und an dem sie Hände und Füße erwärmen konnten. Sie hatten sich rings um dasselbe auf den Rasen gesetzt, einer von ihnen, ein etwa elfjähriger Bube, erzählte Märchen und Geschichten und da horchten sie mit offenem Munde und geheimem Schauer, besonders wenn die Rede auf das graue Männlein am Schloßberge kam, das gerade da oben herumstreichen sollte und schon öfter gesehen worden sei. Der kleine Erzähler sagte nämlich:

„Ja, das graue Männlein läßt sich öfters sehen da am Schloßberg.“

Die Buben schauten alle den Schloßberg hinauf durch die blätterlosen Bäume, es graute ihnen, — aber sie sahen nichts als die alten Baumstämme und den hohen grauen Schloßthurm, der über dieselben herunterschaute. Der Erzähler fuhr fort:

„Jetzt sieht man's nicht, aber nach Betglock', besonders in dieser Jahreszeit, da braucht man kein Sonntagskind zu sein, um es auf der Schloßmauer herumspringen zu sehen, wenn man droben vorbeigeht. Da schlägt es die lächerlichsten Purzelböcke droben herum, daß man meint, es müsse jeden Augenblick von der hohen Mauer fallen und den Hals brechen!“

„Ach, das war gewiß der Gaisenjörgel,“ fiel jetzt einer der Buben ein. „Ich glaub' nicht an das graue Männlein, und den Gaisenjörgel hab' ich selber schon Purzelbäume auf der Schloßmauer schlagen sehen, wenn wir Sonntag-Nachmittags mit einander auf's Schloß gingen, um da zu spielen. Es ist auch keine Kunst, — die Mauer ist so dick, daß man mit einem Wagen droben umkehren könnte. Ich glaub' nicht an das graue Männlein!“

„Ja Du, Du glaubst auch so lange nicht daran, bis Dir's geht, wie dem Pflasterer von Waldrohrbach!“ entgegnete der Erzähler und fuhr fort zu dem Gaisenjörgel gewendet: „Gelt, Du warst's nicht?“

Der Jörgel schüttelte den Kopf und sagte: „Ich war mein Lebtag noch nicht auf dem Schloß nach Betglock'.“

„Siehst Du!“ fing der Erzähler nun wieder an. „Das kann man in den Kunkelstuben oft genug hören, wer das graue Männlein wieder gesehen hat. Einmal hat's ein grünes Röcklein, das andere Mal ein graues an, je nachdem Frühjahr oder Herbst ist, und der Schloßmichel, der alte Mann, der so lange auf dem Schlosse hauste, hat mehr als hundertmal mit ihm gesprochen. Ja, er hat ihm schon Prisen gegeben, und der Schloßmichel hat nie ein Lüge gesagt, das wissen Alle, die ihn noch gekannt haben. Wenn man nun Abends nach Betglock' da den Schloßweg heruntergeht und zwischen den Bäumen durchsieht, guck', da steht's mit einem Mal am Baumstamme, macht eine Nase oder sonst eine Grimasse, und wenn die Leute aus lauter Angst ihren Laden Holz oder Streusel, den sie im Walde geholt haben, hinwerfen, da will sich das kleine Männlein gerade bucklig lachen.“

„Ei, das war gewiß der Förster, der den Waldfrevlern auf-

*) Aus der „Palatina“, Beiblatt zur „Pfälzer Ztg.“.

paßte!“ sagte der kleine aufgeklärte Bube von vorher und der Erzähler fuhr ihn an:

„Du bist auch der Klügste, Du hast die G'scheidheit mit Löffeln gessen, Du ungläubiger Thomas Du! Mein Vetter, der Hannjörg in der Steingasse, hat auch früher nicht daran glauben wollen, und wenn Jemand sagte, er hätte wieder das graue Männlein gesehen, wie es sich um ein Feuer herumdrehte und gar lächerliche Dinge machte, so lachte der Hannjörg und sagte: ‚Ei, das sind gewiß die kleinen Buben gewesen, die um das Feuer tanzen, an welchem sie die Kastanien braten!‘ Er hat nicht glauben wollen, daß das Männlein die großen Schätze verberge, wo die Feuer brennen, aber einmal ist er doch überzeugt worden; ihr müßt nur wissen: da herum standen vor Alters Höfe noch aus der Heidenzeit und Gebäude von König Dagobert her, auch zwei Nonnenklöster, die ganz eingegangen sind. Das Schloß da oben und das Stift drunten im Dorfe haben allein noch Mauern und Trümmer hinterlassen, die andern sind ohne Spuren verschwunden. Aber da, wo sie gestanden sind, kann man noch Schätze heben. Gar oft haben die Leute beim Ackern und Umgraben der Weinberge goldene Thaler gefunden, und wenn einer ein recht braver fleißiger Mensch ist und ein reines Herz hat, kann er ein reicher Mann werden.“

„Das glaub' ich gern!“ versetzte der kleine Ungläubige. „Wenn einer viel Aecker und Wingerte drüben auf dem Platze hat, wo das Kloster „Maria Magdalena“ stand, und sie nur fleißig anbaut, kann er reich werden, denn dort ist das beste Feld im ganzen Gemark und wächst der theuerste Wein! da kann er Gold graben, aber nicht, wie Du es meinst! An's graue Männlein glaub' ich nicht!“

„Ach, Du bist der G'scheidte!“ versetzte der andere wieder. „Du wirst ganz gewiß noch vom grauen Männlein durchgeprügelt, wie der Pflasterer von Waldrohrbach!“

„Was ist denn das für eine Geschichte mit dem Pflasterer?“ fragte jetzt einer der zuhorchenden Knaben, die halb vor Schauer, halb vor Kühle zitternd um's Feuer saßen, während sich jetzt nach und nach ein dicker Abendnebel, der aus dem Thale hervorkam, den Schloßberg herunterwälzte und bald das ganze Dorf einhüllte, indem sich der Rauch der Schornsteine, der wie ein blauer Schleier über den Häusern gelegen war, ganz und gar in der grauen Nebelmasse verlor.

„Was ist denn das für eine Geschichte mit dem Pflasterer von Waldrohrbach?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Münchener Salvatorkeller*).

I.

(Von einem Norddeutschen.)

Eine circa 1000 Personen fassende Halle, gedrängt voll schreiender, tobender Personen, dazu eine das Gehör auf unverantwortliche Weise maltraitirende Musik einer Münchener Kapelle, fast ohne Ausnahme den Hut oder die Mütze theils auf dem Kopfe, theils im Nacken tragende, unsichern Blicks die Umsitzenden und sich Vorüberdrängenden musternde Männer, dazwischen manchmal halbtrunkene Frauengestalten, im Garten vor der Halle eine Menge, sichtlich nicht dem Arbeiterstande angehörende Herren nebst obligater Damenbegleitung und den Maaßkrug in der Hand herumspazierend; aber auch eine Musikbande, die mit derjenigen im Saale sich abzulösen schien. Denken Sie sich alle Anwesenden mit Händen, Füßen, Maaßkrügen und Stöcken arbeitend, zwischenunter gellende Jauchzer ausstoßend und von Zeit zu Zeit mit wunderbarer Geschwindigkeit einen Vorlauten oder unangenehm Gewordenen „an die Luft setzend“, — denken Sie sich ein tolles Chaos und Sie haben ein Bild aus dem Zacherlkeller zur Salvatorzeit, zu der Zeit, in welcher nach Meinung der Münchener nur das gebildete Publikum dort verkehrt.

Auf meine verwunderte Frage, ob denn hier wirklich die „bessere Gesellschaft“ vertreten sei, wurde ich auf mehrere bedeutende Persönlichkeiten aufmerksam gemacht, die ungenirt durch das sie umgebende Getöse ihre Maaßkrüge einer eingehenden Prüfung unterzogen!

*) Aus der „Südd. Post.“

Doch werfen wir auch einen Blick in die sogen. „Herrenstübchen“. Das erste, was mir hier in's Auge fiel oder vielmehr die Gehörnerven attaquirte, war wieder ein Musikchor. „Noblesse oblige“ schien hier Losungswort zu sein, denn obgleich die Gesichter der Anwesenden ohne Ausnahme eine bedenkliche Röthe zeigten, wurden doch Maaßkrüge und Stöcke so viel als möglich in Ruhe gelassen, dafür aber — in lauschiger, heimlicher Ecke des einen Zimmerchens dem Gott Amor gehuldigt.

Genug, das oder vielmehr die Herrenstübchen machten sich in ihrer Art auch nicht schlecht! Immermehr überzeugte ich mich davon, daß, wie der Niederdeutsche sagt „Pissewippup halt lief un seel tosamen“ (Glänzendes Bier hält Leib und Seel zusammen), so der Münchener „Salvatorbier ist unser Leben!“

Gestatten Sie mir nochmals kurz auf die Behauptung zurück zu kommen, daß die bessere Gesellschaft vertreten war: hätte nämlich die Musik gefehlt, so würde ich vollen Grund zu der Annahme gehabt haben, es sei an dem Tage eine großartige nationalliberale Versammlung im Zacherlkeller arrangirt, denn

Ich zählt' die Häupter ihrer Lieben
Und's fehlte nicht ein theures Haupt! —

Unwillkürlich dachte ich beim Ueberblick über diese tobende, stampfende und

Guten Morgen, Herr Fischer,
Herr Fischer guten Morgen etc.

mehr brüllende als singende Menge an die, wenn ich nicht irre von einem Klostergeistlichen des Mittelalters aufgestellte Behauptung, daß Judas Ischarioth das Bier erfunden habe, als er das Wunder seines Meisters, Wasser in Wein zu verwandeln, nachahmen wollte, und der Teufel sei dann in dieses Gebräu gefahren.

* * *

II.

(Von einem Süddeutschen.)

Vor der Halle wollen wir nicht lange verweilen, hier sitzt oder steht der ältliche Bürger oder Beamte mit Weib und Kind. Treten wir ein in den hohen weiten Saal, erkämpfen uns an der dicht umlagerten Schenke ein Maaß des köstlichen Trankes; ein kräftiger Schluck — und nun sehen Sie sich um in dem Gewimmel.

Horch, welch majestätische Klänge? Zuerst ein paar Trompetenschnörkel und dann eine breitgehaltene feierliche Melodie; die acht Musikanten blasen darauf los, daß die Lungen platzen möchten, und die Wände erzittern vor dem aus tausend Kehlen dringenden Gesang: „Guten Morgen, Herr Fischer!“ Es wechseln Melodie und Text; bald spielt die Musik allein, bald singt die begeisterte Menge, aber alles in strenger Ordnung. „Hinum — herum — hinum u. s. w. heißt es, und plötzlich erschallt ein lustiges Geklapper von Krugdeckeln; doch nicht jeder der Begeisterten hat einen Krugdeckel, weil Herr Schmederer die Erfahrung gemacht hat, daß sein Stoff auch aus ungedeckelten Krügen getrunken wird; ein Stock oder die Schuhsohlen, im Takte den Boden stoßend, müssen den Deckellosen aus der Verlegenheit helfen. Da plötzlich tönt's wieder mit Macht und feierlich:

Mir san net von Pasing,
Mir san net von Loam,
Mir san von dem lustiga
Menzing dahoam!

Dort an den langen Tafeln die Wand entlang, da können Sie Ihre blauen Wunder sehen! Schauen Sie mal dahin, links! Die vorderen drei, die sich mit den beiden hübschen Dämchen so lustig unterhalten, das sind Studenten nach ihren rissigen Gesichtern zu urtheilen; links von ihnen die behäbigen Herrn, das sind Führer der Nationalliberalen; die freuen sich noch ihres Sieges; vis à vis von diesen, der dort mit seinem krausen Kopf und verwirrten Blick, das ist ein Socialdemokrat, der heute, wie seine drei neben ihm sitzenden Kameraden, die Gedanken an seinen „hungernden Magen“ und an die „darbende Frau mit den wimmernden Würmern“ in der Lethefluth des Nockherberges ersäuft; und daß es ihnen allen Vieren gelungen, davon zeugen ihre heiteren Mienen. Hart neben dran sitzt ein schlankes Männchen, wohl ein ehrsames Schneiderlein, mit seiner Herzallerliebsten; ein mächtiger, prächtiger Cylinder krönt sein braunlockiges Haupt. Pumps, da steckt der ganze Kopf des armen Mannes im Cylinder, denn ein muthwilliger Vorübergehender hat sich den Spaß des

Antreibens erlaubt. Allgemeines Zeichen zum Angriff. Unter lautem Halloh durchfliegen die sämmtlichen (allerdings wenigen) anwesenden Cylinder die weiten Räume, und ihre Eigenthümer haben keine kleine Mühe, sie wieder zu haschen. Das erschreckt Sie, mein Werthester? Seien Sie ruhig; kein Mensch sieht hierin Uebles, und gar mancher Cylinder ist nur deshalb hieher gebracht worden, um zur Vermehrung der allgemeinen Heiterkeit beizutragen.

Dort in jener Ecke, da sehe ich Bekannte; wollen wir nicht sehen, ob wir auch noch Platz dort finden?

„Ah, ah" tönt's auf einmal allenthalben. Was ist das? Ein junger geckenhafter Fant hat sich unter die Menge gewagt in Begleitung einer noch auffallender gekleideten Dame, der wird von den Anwesenden so lange ange-ah-t, bis er das Local, in das er nach Ansicht der Volksmenge nicht paßt, freiwillig verläßt.

Nun, wie gefällt Ihnen die Musik? Jetzt hat sie bereits 4 Stücke gespielt; ist sie nicht ganz annehmbar? Horch, jetzt kommt, um einem Zeitbedürfnisse zu genügen, die Wacht am Rhein!

Auch ein eisernes Kreuz.

(Aus dem „Daheim".)

„Es sind neue Schwerverwundete angekommen", hieß es eines Morgens im vergangenen Sommer, bald nach den blutigen Tagen von Metz.

In welchem Herzen, das überhaupt Gefühl für seine leidenden Mitbrüder kennt, erregten nicht die Worte damals — und heute noch — wenn auch, ach schon oft gehört, die lebendigste wehmüthigste Theilnahme? — Zu ihnen hineilen und trösten, lindern wo möglich und helfen, das muß in solchen Fällen der erste und natürlichste Impuls sein, so auch bei meiner Berichterstatterin. Und war es unter der Zahl der Ankömmlinge vor allen die heldenhaft schöne Gestalt eines hochgewachsenen Jünglings, die sie anzog, so waren es nicht so viel die äußeren Vorzüge seiner Erscheinung, wie das Gebrochene seines ganzen Wesens, der schmerzerfüllte Ausdruck seiner Züge, was sie bestimmte, zuerst zu ihm zu treten mit der uns allzu gewohnten Frage:

„Wo haben Sie Ihren Schuß?"

„Der rechte Arm zerschmettert", war die schwache Antwort, und die bald hinzutretenden Aerzte sprachen ihre Meinung als Resultat der ersten Untersuchung dahin aus, daß eine Amputation wohl unvermeidlich.

Wir wollen es den gelehrten Herren nicht als Grausamkeit anrechnen, das wäre ein zu hartes Wort, nennen wir es lieber einen für den Laien ganz staunenswerthen Höhepunkt, der Hintansetzung eigener wie anderer Gefühle, wo es sich um den Ausdruck der Wahrheit handelt, wenn sie ihren Patienten manches sagen, was man ihnen noch verheimlichen könnte.

Gibt es aber unter den Lesern dieser Zeilen solche, welche behaupten wollen, Gott selbst verheimliche uns ja manches, daß, wenn das arme Menschenherz es voraus wüßte, es schier brechen müßte, vor banger Erwartung, — und des Wortes des heil. Augustin gedenkend: „Der Schleier, der die Zukunft verhüllt, ist von der Hand der Barmherzigkeit gewoben", — so möchten auch wir es leise zugestehen, daß in jüngster Zeit das Wort des k. Büßers uns oft nahe lag: „Ich will nicht in Menschenhände fallen!" Wohl preisen wir sie als Wohlthäter der Menschheit, jene Männer, die auf der Höhe ihrer Wissenschaft stehend, mit scharfem Blick und sicherer Hand den Sitz des Uebels bei ihren leidenden Mitbrüdern zu erkennen und zu heben wissen, — wie sehr aber ungeschickte Finger und mangelhafte chirurgische Kenntnisse die Schmerzen der armen Opfer erhöhen, davon mögen die letzten Monate manchmal Zeuge gewesen sein.

Als in diesem Falle die Frage aufgeworfen wurde, warum dem armen Leidenden von dem Damoklesschwerte sprechen, das über seinem Haupte hing, ehe es ganz bestimmt, daß es auch wirklich über ihn hereinbrechen müsse, so hieß es, es sei gut, daß sich der Patient allmälig mit einem solchen Gedanken vertraut mache; erschütternd aber wirkten auf die, welche sie hörten, die Worte, mit welchen der Verurtheilte seinen Urtheilsspruch entgegennahm: „Lieber sterben!"

Doch Gott wollte es anders.

Die Hinzuziehung eines berühmten Operateurs, der nach kühnem Kreuzschnitt eine große Anzahl Knochensplitter zu entfernen wußte, machte die Erhaltung des Armes möglich. Doch durch welche Leidenstiefen hieß es da hindurch gehen!

Schüttelfrost, jenes Schreckgespenst unserer Krankenpflege, und Fieber stellten sich ein; die kräftige Natur schien unterliegen zu müssen. Er selbst glaubte an seinen nahen Tod, doch so oft man ihn frug, ob er wünsche, daß seinen Eltern geschrieben werde, wie es mit ihm stehe, wollte er es nicht zugeben. Fern in Ostpreußen, wäre es ihnen doch nicht möglich gewesen, die Reise zu unternehmen, und: „Meine arme Mutter", sagte er immer, „die darf's nicht wissen, der Jammer wäre zu groß!"

So wurden denn, so gut es ging, beruhigende Berichte nach der Heimat geschickt, ohne geradezu die Unwahrheit zu sagen. Als aber der Kranke den ersten Brief seiner Eltern empfing, und von der Sehnsucht las, mit welcher sie seine Rückkehr erwarteten, da rollten langsam die Thränen über sein bleiches Gesicht. Sonst trug er seine Gefühle nie zur Schau und sprach überhaupt kaum einmal ein Wort, was theils von übergroßer Schwäche, theils aber auch von der natürlichen Verschlossenheit seines Characters herrühren mochte. Wochenlang dauerte dieser Zustand fort, die Schmerzen und die durch die fortdauernde furchtbare Eiterung verursachte Mattigkeit waren so groß, daß sie alle Mittheilungsfähigkeit raubten.

Keiner, der es gesehen, wird leicht das schöne Gesicht vergessen, wie es dort so bleich und traurig auf dem Kissen lag. Die Züge waren ungewöhnlich edel, und die schönsten blauen Augen mit langen Wimpern, mußten mit ihrem kindlichen fragenden Blick jedem ans Herz gehen.

Endlich gelang es seiner Pflegerin, den Schlüssel zu seinem so in sich gekehrten, verschlossenen Gemüthe zu finden. Sie hatte ihn bei einer wieder für nothwendig befundenen Operation in den Armen gehalten, und später bei hinzugetretenem Wundfieber Tag und Nacht gepflegt, und von der Zeit an besaß sie sein ganzes Vertrauen, und rührend war die Anhänglichkeit, die er ihr entgegenbrachte. Gegen andere, auch als es etwas besser mit ihm ging, verschlossen und fast unnahbar, hatte er für sie mitten in den heftigsten Schmerzen stets ein Lächeln bereit, und die für ihn immer sehr schmerzhaften Momente des Verbindens behauptete er nur von ihrer Hand ertragen zu können.

Ihr auch allein erzählte er, wie er verwundet worden. Es war bei einem der größeren Gefechte vor Metz, und der Sieg bereits unser; der Truppentheil, zu welchem der junge Infanterist gehörte, war nicht mehr dem Feuer ausgesetzt, als der Ruf nach Krankenträgern erging, um verwundete Bayern (?) aus der Gefechtslinie zu tragen. Es fehlte an dem nöthigen Personal, so meldeten sich mehrere freiwillig, unter andern der junge Ostpreuße.

Er hatte einen Schwerverwundeten erreicht und war im Begriff, ihn mit Hülfe eines Kameraden aufzuheben, als eine Granate in ihrer Nähe platzte, — alle warfen sich nieder und blieben wie durch ein Wunder verschont. Wieder hoben die Kameraden ihre stöhnende Bürde auf, da schossen die Feinde, wie sie es ja wiederholt zu thun pflegten, auf die kleine Gruppe; den Schwerverwundeten traf eine Kugel in die Brust und machte seinen Leiden ein Ende, der junge freiwillige Nothhelfer aber wurde gleichzeitig zu Boden geworfen, und bald bemerkte er an dem hilflos herabhängenden Arm, welches Unglück ihn betroffen.

Dennoch raffte er sich bald auf und schleppte sich mit einem leichtverwundeten Kameraden nach dem nächsten Verbandplatz. Von dort in ein naheliegendes Dorf transportirt, brachte er in einer Kirche die Nacht zu, und welch eine Nacht! — Dicht vor dem Altar liegend, im Scheine der ewigen Lampe, das Wimmern der Sterbenden und Verwundeten um ihn her, Fiebergluth in allen Adern, — es durchschauderte ihn, so oft er davon sprach.

Aeußerte man aber, daß ihm für seine Opferwilligkeit und Tapferkeit gewiß so gut wie manchem Andern das eiserne Kreuz gebühre, so antwortete er:

„Ich trage ja mein eisernes Kreuz am Arme!"

Und eisern war es in Wahrheit, das ihm auferlegte Kreuz.

Monate vergingen, immer noch lösten sich Knochensplitter ab, immer wiederholten sich die Operationen, doch er blieb standhaft und wies jedesmal das dargebotene Chloroform ab; so lange er es aushalten könne, sagte er, gäbe er sein Bewußtsein nicht hin.

Ein halbes Jahr ist jetzt bereits seit seiner Verwundung vergangen, viele Leidensgenossen sind in der Zeit hergestellt wor-

den, viele gingen geheilt von dannen, der junge Kreuzträger muß noch immer aushalten und harren. Er geht zwar seiner Herstellung entgegen, doch langsam, unter häufigen Rückfällen, allein nie kommt eine Klage über seine Lippen.

Nur als bei der Nachricht von der Capitulation von Paris „Die Wacht am Rhein" schallend durch die Straßen klang, äußerte er halb traurig, halb ironisch: „Die singen's, und wir thaten's!" Sein Arm wird zwar schwerlich je wieder viel zu gebrauchen sein, — keine kleine Prüfung für einen so kräftigen jungen Mann, — doch jetzt schon hat er es einsehen lernen, welchen reichen Gewinn er für Seele und Geist aus der Kreuzesschule davongetragen, und daß er ein anderer geworden, als er in den Tagen des Glücks und der Gesundheit gewesen. Möchten doch viele seiner Leidensgenossen mit ihm sagen lernen: „Ich habe es nicht umsonst tragen müssen, mein eisernes Kreuz!"

Die ungeheuren Schlachtfelder rings um Metz

hören nach den Schilderungen in dem Feldpostbriefe eines Berliner Landwehrpioniers noch immer nicht auf, Stätten des Entsetzens und grauenvoller Kriegsarbeit zu sein. „Wie aufreibend gewiß die großen Kämpfe der Augusttage vorigen Jahres gewesen sind," heißt es in jenem Briefe, „einen wie entsetzlichen Anblick die frischen Schlachtfelder damals mit ihren Tausenden von Todten und Verwundeten gewährt haben mögen, und wie schrecklich unzweifelhaft die während der Belagerung aus den flachen, schlechtbedeckten Massengräbern aufsteigenden Dünste gewirkt haben müssen, der hohe Grad von Entsetzen, Grausen und Ekel kann damals doch nicht erreicht worden sein, der bei den gegenwärtig in der Ausführung begriffenen Desinficirungsarbeiten seit drei Wochen Tag für Tag auf uns Pioniere einwirkt. Das Aufhöhen schlechtbedeckter, scheußliche Miasmen ausathmender Massengräber, aus denen hier und da ganze Leichentheile unter dem vom Regen fortgewaschenen Erdreich hervorschauen, ist noch eine verhältnißmäßig leichte und angenehme Arbeit zu nennen, gegenüber der Aufgabe, diese Gräber theilweise zu öffnen, die halbverwesten, verstümmelten Leichen tiefer zu legen, sie einzukalken, einzelne Körper, namentlich von Offizieren, daraus hervorzusuchen und mehrere Kilometer weit zu transportiren oder gar den ganzen Leicheninhalt eines auf Feldboden angelegten Massengrabes zu sortiren und auf besser geeigneter Stelle neu zu betten, wenn nicht, wie dies auch schon wiederholt angeordnet und ausgeführt worden ist, das Wiederbegraben ganz fortfällt und die Leichen dafür auf einen Haufen gepackt, mit Theer und Petroleum übergossen und verbrannt werden, welcher letzteren Prozedur allerdings aus sanitätlichen Gründen der Vorzug zu geben ist. Nothwendig sind diese Arbeiten allerdings, weil sonst die Gegend ganz unbewohnbar werden würde. Allein das Loos, welches uns dabei trifft, ist ein überaus hartes, fast unerträgliches. Der Leichengestank hat unsere Kleider bereits so vollständig durchzogen, daß wir ihn weder Tag noch Nacht los werden. Ekel und Entsetzen rauben uns Appetit und Schlaf; selbst der Branntwein schmeckt uns nicht mehr und verfehlt seine Wirkung, da nach seinem Genusse die Phantasie im Schlafen und Wachen nur noch mehr mit den grausenvollen Bildern erfüllt wird, welche unsere scheußliche Arbeit uns vor Augen führt. Das Traurigste aber ist, daß noch gar kein Ende dieser Thätigkeit abzusehen ist, und daß wir alten Wehrleute von der ersten Festungskompagnie des dritten Pionierbataillons bis zur vollständigen Erledigung der Desinfizirung mittelst derartiger aufreibender und gesundheitsgefährlicher Arbeiten bei den Fahnen bleiben sollen, während längst schon viel jüngere Mannschaften anderer Waffengattungen singend und jubelnd an uns vorbei marschirt sind, um in die Heimat entlassen zu werden. Da erschiene denn doch nichts mehr gerechtfertigter, als die Bestimmung, daß auch wir endlich abgelöst würden und daß überhaupt eine genügende Anzahl von Kräften zu dem gedachten traurigen Werke commandirt würde, um jeden einzelnen Mann nur für einige wenige Tage damit zu beauftragen, nicht aber wochenlang dabei anstellen zu müssen."

Der neue Kaisermarsch

von Richard Wagner ist in einem Concerte zu Berlin am 14. d. von der rühmlichst bekannten Bilse'schen Capelle zum ersten Male ausgeführt worden, hat aber, nach einem Berichte der Nat.-Ztg. zu schließen, nur geringen Erfolg erzielt. Das genannte Blatt schreibt: „Die Sensationsnummer des Programms bestand in dem neuen Kaisermarsch von Richard Wagner. Da er unter den zahlreichen Gaben des Abends die letzte Stelle einnahm, während bereits ein beträchtlicher Theil des Publikums den Rückzug antrat, konnten wir bei der im Saal herrschenden Unruhe keinen klaren, zuverlässigen Eindruck gewinnen. (Jedenfalls ein sehr merkwürdiges Benehmen von einem Publikum, bei dem man den empfänglichsten Boden für ein solches Musikstück voraussetzen sollte.) Die Hand des Componisten erkennt man sofort in gewissen, ihm eigenen, schon im Tannhäusermarsch angeschlagenen Lieblingswendungen der Modulation, ferner in der farbetrunkenen Gluth des Colorits. Den Kern des Stückes bildet die Weise des Chorals: „Eine feste Burg". Ihre kräftige Einfachheit und Volksthümlichkeit steht für unser Gefühl in peinlichem Widerspruch mit den mühselig ergrübelten Tongestalten, die sie hier vorbereiten und einrahmen. Statt frischen, aus den Urquellen der Melodie aufsprudelnden Lebens nur die berechnende Absichtlichkeit und gewundene Weitschweifigkeit musikalischer Rhetorik. An der Arbeit, über die wir indessen das letzte Wort noch nicht sprechen wollen, schien uns das Interessanteste der Name des Autors."

Ein Schweizer vom alten Schlag.

Aus Zürich, 17. April, schreibt die Luz. Ztg.: Heute verstarb nach langer Krankheit im Alter von 76 Jahren einer der biedersten Männer der Stadt Zürich, Hr. Alt-Oberstlt. und Alt-Rathsherr David Rüscheler, ein Mann von der trefflichsten Gesinnung und größter Rechtlichkeit. Mit ihm ist auch wieder einer jener vorzüglichen Charactere zu Grabe gegangen, wie sie in unserer Zeit immer weniger in Vorschein kommen, ein Mann des alten Zürichs. Ein wahrer Patriotismus und ein religiöser Glaube trafen in ihm zusammen. Obwohl Protestant, war er gerecht gegen die Katholiken und haßte jedes Unrecht und jede Gewaltthat, die man ihnen anthat. Bei der aargauischen Klosteraufhebung war er der Einzige im großen Rathe von Zürich, der den Muth hatte, gegen den Bundesbruch sich zu erheben, und die zürcherische Gesandtschaft beauftragen wollte, mit Hinsicht auf die in der Bundesverfassung ausgesprochene Garantie für die Klöster die Wiederherstellung der aargauischen Klöster zu fordern. Sein Gerechtigkeitssinn kannte kein Markten und kein Transigiren. Die Grundsätze des Rechts waren tief in sein Herz gewurzelt, er war in denselben aufgelebt und erzogen. Sein Vater und Großvater waren schon gewissenhaft und rechtlich wie er. Seine Bildung war eine gediegene. Er hinterläßt eine trauernde Gattin, zwei wackere Söhne, wovon der eine als Major in österreichischen Militärdiensten sich befindet, und eine brave Tochter. Friede seiner Asche!

Der Münchener Wachtel, der königliche Hofsänger Vogl, welcher kürzlich in Wien so großen Beifall geerntet hat, war früher Schulgehilfe in einem kleinen Dorfe Bayerns und suchte wiederholt vergebens um seine Versetzung auf einen bessern Posten nach. Getäuscht in seinen Hoffnungen, legte er seinen Posten nieder, wo er um die Aufnahme als Chorist in die königliche Oper ansuchte. Lachner, der General-Musikdirector, hielt mit ihm die Probe ab, und der Ueberglückliche wurde mit 500 fl. für kleinere Partieen engagirt. Jetzt, nach fünf Jahren, bezieht der Tenorist Vogl 8000 fl. an Gehalt.

In Berlin erhielt dieser Tage eine Lection für die jede Grazie des Ganges hindernde, unschöne und selbst gefährliche Mode der überhohen spitzen Hacken unter den Gamaschenstiefeln eine junge Dame auf der Gertraudtenstraße. Sie gerieth mit der spitzen Stelze in eine Fuge des Granittrottoirs und klemmte sich so fest, daß ihr nichts übrig blieb, als unter dem Gelächter des Publikums den Stiefel auszuziehen.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. | № 18 | Den 30. April: Katharina von Siena.

Gaisenjörgel.

Von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Nun wißt ihr denn das nicht?“ versetzte der kleine Erzähler und holte sich eine gebratene Kastanie aus dem Feuer, das immer noch lustig fortbrannte. — „Der Pflasterer von Waldrohrbach ist einmal mit einem Rausch da vorbeigekommen. Der Pflasterer hat schier jeden Abend seinen Rausch, aber selbigesmal hatte er gerade einen recht starken, und weil er sich schämte durch's Dorf zu gehen, wo ihn Jedermann kannte, ging er da den Wiesenpfad von der Kreuzstraße herüber durch's scharfe Eck und trank dorten beim „wälschen Wirth“ noch einmal einen Schoppen „Münsterer“ obendrauf. Der wälsche Wirth, der sich immer das Ansehen gegeben hat, als wisse er mehr als andere Leute, half dem Pflasterer seinen Wein trinken und fragte ihn, ob er sich auf dem Heimwege vor dem grauen Männlein nicht fürchte, das am Schloßberg und auf den Hofwiesen herumstreiche.“ — „Oho!' meint da der Pflasterer, „ich soll mich vor dem grauen Männlein fürchten, das gar nicht existirt!“ — Und mein Vetter, der Hannjörg, der dabei sitzt, gibt ihm recht. — Da schlägt der wälsche Wirth an seine Tasche, wo es von Silbergeld klirrt und sagt: „Das da ist Zeuge, daß es existirt!“ — Und er schmunzelt dazu ganz sonderbar und geheimnißvoll. — „Was meinst Du damit?“ fragt mein Vetter, und der wälsche Wirth sagt: „Ich hab' einmal ein Feuerle brennen sehen und das graue Männel dabei; da bin ich hingelaufen, hab' schnell mein Sacktuch über die Kohlen geworfen, — und die Kohlen wurden zu lauter Gold!“ Dabei schlägt er wieder an seine Tasche, daß es nur so klingelt und der Pflasterer und mein Vetter fangen an zu horchen und zu schauen. —“

Jetzt unterbrach Gaisenjörgel den Erzähler, nachdem er seither ganz ruhig zugehört hatte und sagte:

„Aber der wälsche Wirth war auch ein Lump und Betrüger. Der hat das wenige Geld, das mein Vater geerbt hatte, ihm abgeschwätzt und ihn darum betrogen, so daß wir seitdem so arm sind. So hat er's noch andern Leuten gemacht und hat immer so groß dabei gethan, als hätte er heimlich Goldberge, bis er auf und davon ist und nichts als seine Kinder und mächtige Schulden zurückgelassen hat.“

„Nun ja, ein schlechter Kerl war er, aber der Pflasterer war auch nicht besser!“ fuhr der, welcher die Geschichte erzählte, fort. „Er zahlte jetzt seinen Wein und wackelte zur Thür hinaus. Es war schon dunkle Nacht und er hatte noch weit in sein Heimathsdorf. Als er nun so dahin geht und dort aus dem Hohlweg herauskommt, denkt er: „So ein Feuer mit Ducaten statt Kohlen wär' mir auch schon recht. Da könnt' ich trinken bis Matthäi am letzten!“ Und wie er das so denkt, sieht er richtig über den Hofwiesen ein helles Feuer brennen und wackelt auch gleich drauf los. Als er an dem großen Birnbaum dorten vorbei muß, hört er Jemand niesen, aber er denkt in seiner Eile nicht daran: „Helf' Gott“ zu sagen. Schnell will er sein Sacktuch herausziehen, um das darauf zu werfen, aber er findet es nicht und da zieht er den Wamms aus und wirft ihn auf's Feuer. Aber der verbrennt mit Knopf und Zwirn; hinter dem Baume hervor aber lacht Jemand recht lustig und ein Stimmchen sagt: „Auch das Brusttuch, auch das Hemd darauf!“ — Der Pflasterer flucht, denn es ist eine bitterkalte Adventnacht, aber er zieht sich aus und wirft Brusttuch und Hemd in's Feuer, weil er reich werden und faullenzen wollte für sein Lebtag. Aber es verbrennt alles haar und klein und hinter ihm wird ganz laut gelacht. Das ärgert ihn. — „Wart Du verdammter Knirps!“ schreit er jetzt und macht eine Faust gegen den Baum. „Ich schlag Dir die Haut voll, daß Dir das Lachen vergehen soll.“ Kaum hat er das gesagt, huscht das Männchen hervor, packt ihn an den Haaren, stößt ihm das Gesicht dreimal in's Feuer und ruft:

„Geh' den graden Weg,
Geh nicht krummen Steg!
Hast Du Weib und Kind daheim
Kehr nicht in jedem Wirthshaus ein!“

So ruft das Männchen und faßt ihn dann an den Haaren und hebt ihn in die Höhe. Der Pflasterer ist ganz wüthend und stammelt vor Zorn: „Läß't mich los, Du nichtsnutzig Kerlchen! Was geht Dich mein Weib und Kind an, — gieb mir das Gold!“ Da stößt ihn das Männchen nochmals in's Feuer und sagt:

„Da Trunkenbold
Hast Du Dein Gold,
Nimm' auch den andern Sold!“

Und damit patscht es ihm mit der flachen Hand so stark auf den bloßen Rücken, daß das Fleisch grün und blau wurde. Dann ließ es ihn gehen, weil es dachte, er hätte genug. Der Pflasterer macht sich auf die Füße und läuft fort. Und wie er meint, er sei weit genug, dreht er sich herum und fängt an zu schelten: „Du Knirps! Du niederträchtiger Zwerg! Du Lauskerlchen! Was will ich Dich stumpfen, wenn ich Dich wieder einmal krieg'! Wart', ich will Dir die Ohren reiben!“ — Kaum hat er das letzte Wort gesagt, hängt ihm das Männchen schon auf dem Buckel, hält sich an des Pflasterers Ohren und hetzt ihn so, wie einen Gaul, durch Busch und Dorn, bis er halb ohnmächtig ohne Wamms, ohne Hemd und Weste wieder im Dorf beim wälschen Wirth ankommt, wo er Alles erzählt. Da hat denn mein Vetter geglaubt, daß es ein graues Männchen gebe und der wälsche Wirth hat gesagt: „Aha! da haben wir's ja! Wenn ich dabei gewesen wäre, wär's anders gegangen!“ — Aber der Pflasterer hat sein Lebtag keine Händel mehr mit dem grauen Männchen angefangen und hat alle Feuerlein ruhig brennen lassen! —'

„Ist er auch nicht mehr in's Wirthshaus gegangen?“

„Nun, das hat er nicht ganz lassen können. Er trinkt noch manchen Schoppen über Durst, aber er ist doch ordentlicher geworden und sorgt mehr für seine Kinder, die früher hungern mußten, wenn er im Wirthshaus saß.“

Damit schloß der Bube seine Geschichte vom Pflasterer von Waldrohrbach, der andere aber, der an das graue Männchen nicht glauben wollte, sagte noch:

„Die ganze Geschichte ist nicht wahr, oder es hat sich Jemand wirklich den Spaß gemacht und hat dem Pflasterer aufgelauert, um ihm einmal zu zeigen, wo Bartel den Most holt. Der hat ihm wollen das frühe Heimgehen an- und das Trinken abgewöhnen. Das glaub' ich! Aber an das graue Männchen glaub' ich nicht, weil's keine Geister und Gespenster gibt. Das sagt der Herr Schulmeister und mein Vater hat auch gesagt, daß der Napoleon alle Geister und Gespenster aus der Welt getrieben hat. Seitdem gibt es keine mehr!“

Aber er fand wenige, die ihm recht gaben, denn das kindliche Gemüth hängt an dem Wunderbaren und Geheimnißvollen mehr und schenkt ihm größeren Glauben, als dem nüchternen Verstande.

Der Nebel hatte sich inzwischen immer dichter über die Flur gelegt. Die Lichter des Dorfes schimmerten schon hie und da trübe herauf, — wie eine Geisterburg sah die alte Ruine mit ihrem gewaltig hohen Thurme in unbestimmten Umrissen durch den Nebel und über die dürren Bäume herab. Wo im Felde Hanflöcher waren, um den Hanf zu rösten, schimmerten jetzt in

rother Gluth die verlassenen Feuer vor völligem Erlöschen noch herüber durch die Trübe des Abends. Auch die Kühe brüllten nach ihrem Stalle. Aber die Buben, welche sich in so großer Anzahl nicht vor dem grauen Männlein fürchten zu dürfen glaubten, dachten noch nicht an's Heimgehen, sondern fingen jetzt erst an, die brennenden Kohlen in die Luft zu schleudern, daß sie leuchteten wie Raketen und sprühend und zischend in's feuchte Gras niederfielen, oder sie schwangen die Kohlen auch im Kreise, daß sie gleich feurigen Reifen durch den Nebel leuchteten.

Nur der Gaisenjörgel saß ruhig am Feuer, wo noch große Vorräthe von Aepfeln, Grundbirnen und Kastanien lagen. Er bekam so selten satt zu essen, daß er eine so schöne Gelegenheit, satt zu werden, nicht vorübergehen lassen wollte, ohne sie recht zu benutzen. Einige der Buben beriethen schon, ob man das Feuer fortbrennen lassen sollte, oder ob man es löschen müsse, bis sich die meisten dafür erklärten:

„Es brenn' fort. Das graue Männchen mag sich daran wärmen!“

„Um Gottes willen, schweigt von ihm, — es ist schon dunkel!“ riefen einige der Furchtsameren, indem sie scheu den Schloßberg hinaufblickten.

In diesem Augenblicke hallte durch den Nebel vom Dorfe her die Abendglocke; es „dämmte“ dreimal hinter einander. So heißt man das dreimalige Absetzen beim Läuten, wobei jedesmal vier stammelnde Glockenschläge erklingen, bis das eigentliche Läuten beginnt.

„Betglocke!“ sagte einer der Knaben, hielt mitten im Spielen ein und nahm sein Käppchen in die Hand. „Betglocke!“ sagten mehrere nach und nahmen die Mützen ab, um zu beten, und die katholischen Kinder standen alle still, das Vaterunser und das Ave Maria zu beten, während die protestantischen Kinder sich ruhig verhielten, um ihre Cameraden nicht im Beten zu stören. „Betglocke“ ist in meiner Heimath immer das Zeichen, wo die Kinder alle ihre Spiel unterbrechen und heimeilen. Und so sagten auch auf der Bergwiese droben die Buben jetzt:

„Fort, heim! Nach der Betglocke ist's nicht rathsam, am Schloßberg zu bleiben. Da kriegt das graue Männchen seine Gewalt über die Leute!“

„Bst! Bst! Nenn' es nicht, sonst ist's gleich da!“ rief einer der Buben, indem er die Peitsche zur Hand nahm und das Vieh zusammenzutreiben begann. Andere folgten ihm.

Da, mit einem Male fuhren Alle erschrocken zusammen.

„Horch, horch!“

„Was war das!“

Vom Schloßthurm herunter hatte Jemand so laut geniest, daß man es deutlich schallen hörte und der Wiederhall davon an den Bergen im Nebel nachhallte, als ob andere nachniesten!

„Das war es! Das war es!“ hieß es dann nach einer Pause. „Das war das graue Männlein!“

„Hist, hott!“ riefen die Buben jetzt voll Angst und in aller Eile das Vieh an, griffen nach den Peitschen und trieben es so schnell als möglich dem Dorfe zu, aus welchem die Lichter und hie und da bei geöffneten Thüren das Heerdfeuer herüberblinkte. Dabei blickten sie scheu und ängstlich den Schloßberg hinauf, ob nicht das graue Männlein schon aus dem Nebel heraushusche. Auch der kleine ungläubige Thomas, welcher nicht an das graue Männchen glauben wollte, war unter denen, welche so schnell als möglich davon zu kommen suchten.

(Schluß folgt.)

Von Orleans nach Orleans*).

Von Hermann Voget.

Am Ziel.

Das war am Morgen des 5. Dezember ein Gewühl und Gedränge in der Vorstadt Les-Aides. Die Truppen bereiteten sich zum feierlichen Einzug in Orleans vor. Brigade um Brigade stellte sich auf, es dauerte über eine Stunde, bis Alles geordnet, bis die Kanonen und Munitionswägen, die Ambulancen und Proviantwägen gehörig eingereiht waren. Ein schneidiger Nordost fuhr durch die Straßen dahin — wir hatten die Nacht 6 bis 7 Grad unter Null gehabt. Die Soldaten hatten sich mit Tüchern und Ohrenklappen gegen die Kälte zu schützen gesucht; auf dem Marsch hatten die Offiziere ein Einsehen gehabt, beim Einzug aber mußte Alles patent, so parademäßig wie möglich aussehen; darum wurde: „Ohrenklappen herunter! Tücher ab!“ commandirt.

Während sich die hessische Division und das 9. Armeecorps zum Einmarsch vorbereiteten, eilte ich, meinen Wagen bei dem Train zurücklassend, in die Stadt voraus. Mein Weg führte zunächst durch die Vorstadt Bannier, die ich vom 76. Regiment besetzt fand. Die Hamburger waren noch in der Nacht eingerückt und freuten sich nicht wenig, endlich einmal wieder anständige Quartiere zu haben. Sie hofften jetzt so ziemlich am Ziel ihrer Mühen zu sein, einige Tage später wurden sie bitter enttäuscht, doch wer konnte heute nach den blutigen Siegen der letzten Tage ahnen, daß die schwerste Arbeit noch zu thun sei. So fröhlich die Soldaten aussahen, so traurig blickten die Orleanesen drein. Ich kam ans Hotel St. Aignan, wo ich über drei Wochen gewohnt hatte. Ich trat ein und fand Alles im schrecklichsten Wirrwarr. Die Wirthin empfing mich zwar freundlich, doch als ich sagte, daß sie ob meines Wiederkommens wohl wenig erfreut sei, begann sie statt jeder Antwort laut zu schluchzen. Ich blieb nur wenige Minuten, dann setzte ich meine Wanderung fort. Bald begegnete ich auch bayrischen Soldaten, von denen ich zu meiner Freude hörte, daß die Brigade Orff noch gestern Nacht mit dem Corpsstab in Orleans eingerückt sei. General v. d. Tann war mit dem größten Theil seiner Offiziere wieder in demselben Hotel abgestiegen, welches er während der letzten Occupation inne gehabt. „Es kommt mir vor“, meinte ein Bekannter, „als seien wir gar nicht fortgewesen, als sei unser ganzes Hin und Her nichts als ein böser unangenehmer Traum gewesen.“

Die Stadt hatte sich während unserer Abwesenheit wenig oder gar nicht verändert, nur zeigte sie heute, da sämmtliche Läden geschlossen waren, trotz des hellen Sonnenscheins eine finstere Physiognomie. Bei jedem Schritt fast stieß man auf Gefangene, ihre Zahl war enorm, und sie stieg von Minute zu Minute. Die meisten französischen Soldaten, welche sich noch in der Stadt befanden, stellten sich freiwillig, nur wenige, die sich in ein abgelegenes Stadtviertel geflüchtet hatten, suchten Widerstand zu leisten. Zerbrochene Waffen lagen zu Tausenden in den Straßen umher; beim Denkmal der Jeanne d'Arc auf der Place du Martroy waren sie zu Hügeln aufgehäuft. Zahlreiche Gefangene, für welche im Augenblick kein Unterkommen zu finden, wurden auf demselben Platz zusammengebracht. Sonderbar widerspruchsvolles Bild! Da saßen die Vertheidiger Frankreichs auf ihren zerbrochenen Waffen zu den Füßen der Nationalheldin, der braune Sohn der Wüste, zitternd vor Kälte, neben dem jungen finster darein blickenden Nationalgardisten. Wie verschieden wohl die Gefühle waren, welche Beide bewegten! Während sich der Araber zurück nach den Palmen Afrikas sehnte, dachte der Franzose in banger Sorge seines Heimatthales, zu dessen Schutz er die Waffen ergriffen. Sein Opfermuth war umsonst gewesen. Während er als Gefangener nach Norden geführt wird, werden die Deutschen die Loire überschreiten, werden seine Vaterstadt besetzen, werden vielleicht sein Vaterhaus in Asche legen. Ein Bettler wird er heimkommen und als Bettler wird er die Seinen wiederfinden. Ein Fluch entfährt seinen Lippen! Wem gilt des Unglücklichen Verwünschung? Den siegreichen Deutschen oder seinen Landsleuten, die nicht wie er die Waffen fürs Vaterland genommen? Verächtlich schaut er den Turkos an; dieser antwortet mit einem Blick voll Haß. Der Sohn Afrikas hat alle Ursache, die Franzosen zu hassen. Sind sie es doch, die ihn von seinem heimathlichen Heerd gerissen, ihn und seine Landsleute zwingen, hier im kalten Norden für eine ihm fremde Sache zu kämpfen und zu leiden.

An den Straßen hafteten noch zahlreiche französische Proklamationen. Alle athmeten stolze Sieges-Zuversicht. Ich las eine Rede Gambetta's, die er am 1. oder 2. Dez. zur Feier des bei Paris errungenen Sieges vom Balcone des Rathhauses zu Tours gehalten hatte. Mit welcher Gier mochten die Orleanesen vor 2 Tagen diese Siegesbulletins verschlungen haben, wie mochte ihr Herz beim Lesen der patriotischen Phrasen noch einmal zu neuer Hoffnung aufgeflammt sein. Und jetzt? — Da tönte der Siegesmarsch der Deutschen, hell blinkten ihre Helme im Sonnenschein. In geschlossenen Colonnen und Paradeschritt marschirten sie durch

*) Aus der Frankf. Ztg.

die Rue royale, am Denkmal der Jungfrau, an der Cathedrale vorüber zur Loire.

Der Strom trieb gewaltige Schollen. Hell glitzerte das Eis in den Farben des Regenbogens. Schweigend lag die Stadt, nur die deutschen Siegesklänge schallten mächtig über das Wasser dahin. Hier an derselben Stelle hatte ich mit dem bayerischen Leibregiment die letzte Nacht in Orleans zugebracht. Hier von der Brücke waren wir als die Letzten abmarschirt, verfolgt von manch höhnischem Blick und manch spöttischer Bemerkung. Es war mir eine Genugthuung, daß es uns gelungen, zurückzukehren, ich freute mich der Siege, die wir erkämpft und die uns diese Rückkehr möglich gemacht. Und doch wie wenig glich die Freude, welche ich heute empfand, dem Jubel, der mich bei Wörth, der mich bei Sedan durchbebte. Wohl hatte ich auch bei Wörth und Sedan genug des Elends gesehen, wohl waren auch dort unsere Opfer groß und schrecklich gewesen, aber sie traten zurück in dem Bewußtsein des Gewaltigen, das für Deutschland geschehen. Keine Stimme erhob sich, welche da fragte: ist das, was wir erreicht, werth des Blutes, welches geflossen. Wie ganz anders heute! Wir freuten uns des Sieges, ohne daß uns das Bewußtsein desselben begeisterte. Wir zählten die Opfer, welche er gekostet, und unter Tausend waren keine Zehn, welche Angesichts der schweren Verluste nicht ein „Zu theuer, zu theuer," murmelten. Das prächtige militärische Schauspiel, das sich in den Straßen abspielte, bot keinen Ersatz, mochte es den Bewohnern der wiedergewonnenen Stadt auch noch so sehr imponiren. Prinz Friedrich Karl, der zur Mittagszeit auf der Place du Martroy den größten Theil seiner Armee in Parademarsch an sich vorbeidefiliren ließ, dachte wahrscheinlich anders. Doch es schien, daß auch der Prinz Feldmarschall nicht ganz zufrieden, er blickte noch finsterer drein als gewöhnlich. Ein Mecklenburgischer Stabsoffizier gab mir darüber Aufschluß: „Es ärgert den Prinzen", versicherte der Offizier, „daß die Truppen des Großherzogs vor den Seinen nach Orleans gekommen." Friedrich Karl und Friedrich Franz begrüßten sich ziemlich kalt. Der Großherzog konnte sich jedoch nicht enthalten, den Truppen des Prinzen einige Lobsprüche zu ertheilen: „Habt 'ne gute Campagne gemacht, Kinder!" hörte ich ihn mindestens sechs Mal sagen. Die also Gelobten dankten mit einem Hoch, das freilich sehr frostig officiell klang.

Ich hatte genug gesehen von den Einzugsfeierlichkeiten, an denen übrigens die Soldaten der mecklenburgischen Armee-Abtheilung, wahrscheinlich weil sie, Dank den mehrwöchentlichen Strapazen, zu wenig parademäßig aussahen, nicht Theil nahmen. Ich lenkte meine Schritte in's Hotel St. Aignan, wo ich manch lieben Bekannten wieder zu finden hoffte. Ich täuschte mich nicht. Der große Speisesaal war heute allgemeiner Rendezvousplatz. Viel gab's da zu erzählen. War doch Keiner, der nicht etwas Bedeutsames erlebt. Wer sich nur flüchtig kannte, begrüßte sich auf's herzlichste. Ich freute mich jeden bekannten Gesichts, das ich wiedersah.

Schnell schwand so der Montag dahin. Tags darauf blieben sämmtliche Truppen, der Ruhe zu pflegen, in Orleans; doch zeigte die Stadt heute, da alle Magazine auf militärische Ordre geöffnet werden mußten, ein weit freundlicheres Aussehen. Auch die Bürger ließen sich wieder auf den Straßen blicken. Sie standen wie früher, die Hände in den Hosentaschen, da und steckten flüsternd die Köpfe zusammen. Gegen Mittag begann die Abführung der Gefangenen. Eine Abtheilung von fünftausend Mann bildete den Anfang. Die Orleanesen zeigten ihnen wenig Theilnahme. Die Mehrzahl der Gefangenen mußte heute noch zurückbleiben. Viele Tausende waren in der Cathedrale untergebracht. Das mächtige Portal des herrlichen Gebäudes war durch riesige Gitterthüren abgesperrt. Zahlreiche Marketenderinen standen davor und verkauften ihre Waaren an die hungrig und gierig durch die Stangen lugenden Soldaten. Ich trat in das Innere des Gotteshauses; ein dicker Qualm strömte mir entgegen, die ganze Kirche war gleich wie ein Bauernhaus, dem der Schornstein fehlt, in dichte Rauchwolken gehüllt. Ich brauchte mehrere Minuten, um meine Augen an die Dämmerung zu gewöhnen. Hundert und mehr Feuer brannten in dem weiten Raum; als Brennmaterial hatte man die Kirchenstühle zerschlagen; der Rauch, der keinen Ausweg hatte, füllte die hohen Gewölbe; um die Feuer kauerten die Gefangenen. Deprimirend, ekelerregend war, was ich sah. Schmutz wohin ich blickte: auf dem Altar, im Schiff der Kirche, wie in den Seitenkapellen. Die Vertheidiger des allerchristlichsten Staates entweihten das Haus Gottes, die Vertheidiger der Republik mißachteten das durch die Kunst geweihte Heiligthum. Zotenlieder erklangen zu den Tönen der Orgel, und dazwischen erschollen, ein trauriger Hohn, die Klänge der Marseillaise. Betrunkene bettelten um Wein und Cognac. Die heruntergekommenen Gestalten und die confiscirten Gesichter, das Lallen und Gröhlen, der Rauch und der Schmutz, der stechende Qualm und die mephitischen Gerüche — alle Sinne vermittelten den Ekel. Hinaus ins Freie!

Sinnend schritt ich durch den Abend dahin. Aus den hellerleuchteten Wirthshäusern ertönten fröhliche deutsche Lieder. In den Straßen wogte es auf und ab; alle Dialekte der deutschen Muttersprache, vom Plattdeutschen bis zum Altbayerischen, klangen an mein Ohr. — Lang saß ich noch am Abend im Kreise lieber Freunde — Tags darauf sollte es ja weitergehen, den Feinden nach. So leerten wir Glas um Glas auf glückliches Wiedersehen, auf Wiedersehen in Tours!

Doch ich bin am Ziel. Die Irrfahrt von Orleans nach Orleans ist beendet. Manches traurige Bild habe ich vor den Augen der Leser entrollt, und doch, wie viel des Trüben und Schrecklichen ich auch erzählt, was ist das Wenige, von dem ich berichtet, gegen den Jammer, der gleichzeitig an hundert andern Stellen gehaust. Wohl uns, daß wir gesiegt, daß das Elend des Krieges fern blieb von dem Boden des Vaterlandes! Möchten wir uns stets der glänzenden Siege würdig zeigen. Wir werden es, wenn wir trotz allem national-patriotischen Fanatismus der Franzosenfresser in Deutschland und trotz allem blindwüthigen Rachegeschrei der Deutschenfresser in Frankreich nie vergessen, daß wir nicht bloß Deutsche, sondern auch Söhne Europas und Kinder des 19. Jahrhunderts sind.

Weihnachtsmette und Auferstehungsfeier im Felde*).

„Ein mächtiger Rahmen" werden Sie denken, möge nur auch ein schönes Gemälde eingesetzt sein! Es ist wahr, eine lange Zeit liegt zwischen dem 24. Dezember 1870 und dem 8. April 1871, eine Zeit, die gewaltig eingegriffen in alle Verhältnisse; doch ich will Ihnen weder von hoher Politik, von der ich nichts capire, noch von all den großen Ereignissen, wie sie in der Welt in dieser Zeit vor unser aller Augen vorbeizogen, etwas vorplaudern, will es auch nicht versuchen, ein bewunderungswürdiges Bild zu zeichnen, aber über die beiden Abende, den Abend der heiligen Nacht und den Abend am Charsamstage, wie wir diese gefeiert, darüber will ich, wie ich es versprochen, eins mit Ihnen plaudern.

Ich muß Sie eine hübsche Strecke Weges zurückführen, will ich ihnen von unserer Weihnachts-Mette erzählen, muß Sie führen ins einsame Plessis-Piquet, das unsere Soldaten wohl ihr Leben lang im Andenken behalten werden.

Wir waren lange genug dort vom Oktober 1870 bis Februar 1871, wir werden den von den Geschossen Issy's und Vanves's so oft heimgesuchten Ort nicht aus dem Gedächtnisse verlieren, aber die stete Unruhe und Unsicherheit dortselbst hat uns nicht vom Beten, nicht von kirchlicher Feier unserer schönen Feste abziehen können — ein solches Fest war der Abend der heiligen Nacht. —

Die Offiziere und Mannschaften, nachdem sie von der Bayernschanze bei Clamart abgekommen waren, zierten nach Möglichkeit Bäumchen, ich meine Kirche. Nachts 11 Uhr konnte ich einladen, in's festlich erleuchtete Gotteshaus einzutreten. Glockengeläute unterblieb natürlich — ich hatte 3 Monate keine Glocke mehr gehört außer bei Nordwind die Aveglocken von Paris, — die Fenster der Kirche mußten dazu verhängt werden, damit die Herren Bewohner der naheliegenden Forts uns ungestört ließen, die Kirche aber war geziert und bestens erleuchtet und wir begannen um 11 Uhr die Mette.

Die Mette feierlich zu halten, war nur dadurch ermöglicht, daß einige Herren des 15. Regiments freundlichst mitwirkten. Die volle Rolle des Chorregenten übernahm ein Arzt dieses Regimentes, sang mit mir die Psalmen, Responsorien rc., die übrigen Herren spielten das Aeolodicon und sangen vierstimmige Lieder während

*) Aus der A. Postztg.

des vom Oberst bis zum Tambour besuchten nächtlichen heiligen Amtes. Am Schlusse ertönte aus Aller Brust das herrlich großartige „Großer Gott, wir loben dich!"

Ungestört hatten wir, wie einst in der Heimath, den heiligen Abend gefeiert, kein Unglücksfall war zu beklagen, Granaten und Bomben hatten uns verschont an diesem hl. Abende und ebenso an dem feierlichst begangenen Weihnachtsfeste, dem bald für Plessis düstere Tage folgen sollten. Doch ich will über die Tage während des Bombardements von Paris in Plessis-Piquet, wo wir leider schon 6 Todte hatten, als der erste Verwundete aus den Batterien gebracht ward, hinweggehen, will hinwegeilen aus dem Environ von Paris, wo auch jetzt noch nicht der Friede wallt, im Gegentheile gleich den ersten Tagen des Jahres harte Kämpfe geführt werden und in den unglücklichen Orten Chatillon und Clamart, was noch geschont worden von unseren Truppen von denen der eigenen Nation gar vernichtet wird; will Sie lieber führen von Süden nach Nord-Osten in die Gegend von Coulummiers, im Departement der Seine und Marne, nach dem Oertchen Doue, wo wir unseres Herrn Auferstehung gefeiert in diesem Jahre.

Ein Kegel steht in der Gegend, freie Aussicht gewährend nach allen Richtungen. Um diesen Kegel hat sich im Halbkreise der Ort Doue gelagert, wo es sich im Augenblicke die Herren vom 6. Regiment gefallen lassen, oder auch nicht, je nach Plaisir des Einzelnen. Auf dem Kegel ist wunderneit situirt die geräumige Kirche mit dem anstoßenden Gottesacker, welche die ganze Gegend beherrscht, dorthin zog mein Augenmerk, als unsere Excellenz den Wunsch aussprach, der Auferstehungsfeierlichkeit am Charsamstage, welche die Franzosen in dieser Gegend nicht begehen, anwohnen zu können und zur Ausführung des Projektes eine bedeutende Summe zur Disposition gestellt hatte.

Wie die französischen Herren Curés arm sind wie die Kirchenmäuse, so ist auch in dieser majestätisch situirten Kirche nur die Armuth zu Hause, doch die Herren Offiziere wußten sich zu helfen. Ein dem Grabe erstandener Heiland ward gemalt, ein Kreuz gezimmert, rothe und schwarze Tücher wurden gekauft und mit Hilfe der thätigen Ordensschwestern so die Kirche geziert in aller Eile, — trotzdem gut.

Ein mächtiges Kreuz hing am Auferstehungsabende in der Höhe des Hochaltars frei im hohen gothischen Chore der Kirche, splendid beleuchtet mit Kerzen; in gleicher Linie stand auf dem Tabernakel, bis zum Akte der Auferstehung verdeckt, der erstandene Heiland; im Halbkreise um den ganzen Chor brannten zahlreiche Oellämpchen — das nächtliche Gotteshaus war festlich erleuchtet.

Vor dem hl. Grabe spielte das für kirchliche Feier so thätige Musik Corps des 6. Regimentes, auf reservirten Plätzen hatten das Offizierscorps, an dessen Spitze der Hr. Divisionscommandant Platz genommen, die Kirche war gefüllt und Hunderte waren gezwungen, getrennt durch die Kirchenmauern ihr Gebet mit dem unseren zu vereinen.

Die vorgeschriebenen Psalmen wurden von den 3 Priestern gemeinsam recitirt, (die hochw. Hrn. Pfarrer von St. Germain und Sone verherrlichten das Fest durch ihre Mitwirkung) eine Litanei ward mit dem anwesenden Militär gebetet; hierauf die Prozession gehalten unter dem Spielen der Regimentsmusik; in das die Festlichkeit schließende Te Deum fielen die vielen Hunderte begeistert ein — Dank und Lob singend dem erstandenen Heilande nicht blos für den glücklich hinter uns liegenden Kampf, sondern auch zum Danke für die geistige Auferstehung, welche in dieser Dorfkirche nicht weniger als 1700 Offiziere und Soldaten eines einzigen Regimentes durch Empfang der österlichen Beicht und Communion in den letzten Tagen gefeiert hatten. Inniger Dank — ja sei dem Herrn, daß Er den Unsrigen diesen religiösen Sinn erhalten!

Den Franzosen gefallen unsere Feierlichkeiten, an denen das Militär so innigen Antheil nimmt, aber die Bewohner staunen noch mehr über den Zudrang unserer Krieger zum Empfang der hl. Sakramente. So beweisen sich unsere Leute im fremden Lande als Krieger und als Christen. Möge der Saat der Himmel seinen Segen geben!

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Wie noch Jedermann in Erinnerung sein wird, haben **Ihre Majestät die Königin-Mutter** zu Anfang des vorigen Jahres den **Frauen- und Jungfrauen-Verein** in sämmtlichen Kreisen des Königreiches in der wohlthätigen Absicht in's Leben gerufen, daß derselbe als bleibendes Institut fortbestehen soll, um bei eintretenden Fällen schnelle Hilfe leisten zu können.

Nachdem nun der stattgefundene Krieg selbst den Vorrath der so reich geflossenen Gaben der verschiedenen Zweigvereine nicht nur bedeutend in Anspruch genommen hat, sondern auch in nächster Zeit noch länger beanspruchen wird, so können wir die Einsammlung der jährlichen Beiträge nicht länger mehr verschieben und wird mit derselben in nächsten Tagen begonnen werden.

Landshut, den 28. April 1871.

Der Ausschuß des Kreis-Frauen-Vereins. 1425

Wohnungs-Veränderung.



Der Unterfertigte zeigt hiemit seinen verehrl. Kunden an, daß er seine Wohnung im Hauptwachgebäude verlassen, und eine solche nun im **Hause des Herrn Hutterer, Fragners, untere Altstadt Nro. 388 II. Stock**, bezogen hat.

Dankend für das bisher geschenkte Zutrauen, bittet er, ihm dasselbe auch für die Zukunft zu bewahren, und sichert nebst reeller Bedienung gute und moderne Arbeit zu.

Achtungsvollst!

Michael Wallnöffner,
Schuhmachermeister.

1401 (2b)

Brockenstärke,

schön, weiß, sowie

Indigo-Waschblau-Papier

ächtfärbig empfiehlt

1405 (2b) **J. Ign. Schneider.**

Am letzten Schrannentage, Freitag den 28. April, sind beim Mayerwirthe in Landshut 24 leere Getreidsäcke, in einem mit J. S. gezeichneten Sacke steckend, abhanden gekommen. Derjenige, der sich im Besitze dieser Säcke befindet, wird ersucht, dieselben im obigen Gasthause möglichst bald wieder abzugeben.

Sedlmayer,
Karrer von Aurolfing.

1426

Ein meublirtes Zimmer

ist bis 1. Mai zu vermiethen. Zu erfragen in der Expedition d. Bl. (6c) 1280

Erdinger Schranne vom 27. April 1871.

	Waiz.	Korn.	Gerste	Haber
Voriger Rest	73	33	7	11
Neue Zufuhr	775	407	627	253
Schrannenstand	848	440	634	2[illegible]4
Heutiger Verkauf	696	321	554	256
Rest	152	119	80	8

	Waiz. fl.	Waiz. kr.	Korn. fl.	Korn. kr.	Gerste fl.	Gerste kr.	Haber fl.	Haber kr.
Höchster Preis	22	41	14	3	13	57	9	18
Mittlerer "	21	38	13	41	13	1	8	34
Niedrigster "	20	27	13	16	11	42	7	48
Gefallen	—	26	—	46	—	26	—	6
Gestiegen	—	—	—	—	—	—	—	—

Wegen Versetzung ist eine schöne

Wohnung

mit 4 Zimmern, Küche, Wasch-Antheil rc. rc. sogleich zu vermiethen bei

Gg. Tröger, Schuhmacher,
Steckengasse Nr. 290.

1407 (3b)

In der Jos. Thomann'schen Buchhandlung in Landshut ist zu haben:

Leben und Wirken des frommen Bischofes Michael Wittmann von Regensburg. Aus Aktenstücken und den hinterlassenen Papieren des Dahingeschiedenen zusammengetragen und zum Besten des bischöflichen Knabenseminars herausgegeben von P. Rupert Mittermüller O. S. B. Mit dem Bildnisse des Verewigten. Preis 1 fl. 48 kr.

Mittermüller, altbayerische Geschichte in Lebensbildern. Preis 9 kr.

Knebel, Sammlung der gebräuchlichsten Schriftgattungen. Preis 36 kr.

Cochem, nützliche und nothwendige Vorbereitung zu einem seeligen Ende für Gesunde und Kranke und für alle, die wahrhaft ihr ewiges Heil lieben. Preis 36 kr.

Rauchenbichler, denkwürdige Erzählungen und Sagen aus der Welt- und Menschen-geschichte zur Belehrung und Erbauung für Jedermann. Preis 36 kr.

Widerruf.

Die Unterzeichnete erklärt die in der Uebereilung über Anton Ahorner von Mirskofen als Meßner daselbst gemachten Aeußerungen als unwahr und erklärt denselben in jeder Beziehung als reellen Mann. Mirskofen, 2·. April 1871.

Magdalena Schenchenpflug,
Schmiedsehefrau.

1427

Ein tüchtiger Schäfer

wird gesucht von **Martin Patzinger,**
Bauer in Geiselsdorf,
Post Geisenhausen.

1415 (3b)

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 19 Den 7. Mai: Stanislaus, Gisela.

Gaisenjörgel.

Von August Becker.

(Schluß.)

Nur der Gaisenjörgel blieb bei dem Feuerlein unterm alten Kastanienbaum sitzen und konnte nicht begreifen, warum die andern so sehr davonliefen, während noch Kastanien, Aepfel und Grundbirnen genug ringsum lagen. Er schaute den Fliehenden so lange nach, bis sie im Nebel verschwanden und nur noch hie und da die Stimme einer Kuh herübertönte und das Echo des Berges hervorrief. Die Gaise lag satt und ruhig neben ihm und fühlte sich recht behaglich in der Nähe des Feuers. Dieses selbst gluthete still fort und beim Scheine desselben leuchteten die Augen des Buben gar fröhlich, denn alle die übriggebliebenen Kartoffeln, Kastanien und Aepfel waren nun sein eigen, und er freute sich seines Reichthums. Konnte er sich doch einmal wieder recht satt essen und dann war noch genug übrig, was er den armen Eltern und dem kleinen Schwesterchen mitbringen konnte. Er dachte: „So viel gute Sachen bringt uns nicht einmal das Christkindel, als ich heute mit heimbringe! Ach, wie wird sich der Vater, die Mutter und das kleine Christinchen freuen!“

So briet er sich noch einige Aepfel am Feuer, und wollte eben einen der schönsten aus den Kohlen ziehen, da nieste es wieder herzhaft den Schloßberg herunter.

„Helf Gott!“ sagte der Jörgel in den Nebel hinein, denn er war immer sehr artig. Ruhig aß er seinen Apfel fort, lehnte sich an den Baumstamm und sah sich nicht einmal um. Die Gaise neben ihm dagegen reckte den Kopf in die Höhe und sah in den Nebel hinein mit gespitzten Ohren, als wollte sie den erschauen, der auf so höflichen und artigen Wunsch keinen Dank habe. Dem Jörgel war es so recht gemütlich um's Herz, dort mit seiner Gaise am Feuer. Er legte den Kopf an den Baumstamm und sagte: „Wahrlich, da könnt' ich jetzt gerade einschlafen, wenn's nicht so feuchtkühl wäre!“ Und dabei schaute er in die verständigen klugen Augen seiner Gaise, die wieder ruhig geworden war und ihn anschaute und dazu nickte, als wollte sie sagen: „So schlafe ein, Jörgel! Ich hüte das Feuer!' — Er saß also ganz ruhig mit dem Kopfe an den Baumstamm gelehnt und manchmal fielen ihm die Augen zu, deren Lider immer schwerer wurden.

Da niest es zum dritten Male den Berg herunter und diesmal sagte der Gaisenjörgel nichts. Da kommt mit einem Mal ein Männlein aus dem dicksten Nebel heraus, als wäre es aus demselben entstanden und stellt sich an's Feuer. Es hat einen langen weißen Bart und ein graues Röcklein an.

„Huhu, mich friert, — schuckert's Dich nicht?' sagt das Männlein und blinzelt den Gaisenjörgel an mit seinen kleinen stechenden Augen. Aber der Gaisenjörgel sagt ganz ruhig und dreht dabei den Kopf nicht:

„So wärme Dich, mich schuckert's nicht, ich sitz' ja am Feuer.“

Das Männlein weiß denn auch nichts Besseres zu thun, als sich zu wärmen, und so steht es eine Zeit lang ruhig und schaut mit seinen stechenden Augen, die beim Feuerglast wie Kohlen glänzen, neugierig nach dem armen Gaisenjörgel. Dann fängt es wieder an:

„Huhu, mich hungert! Schuckert's Dich nicht?“

„Da hast Du Aepfel, Kästen und Grundbirnen. Esse Dich satt! Mich schuckert's nicht!“

Und das Männlein folgt auch gleich der Einladung ohne Umstände, greift so herzhaft zu und ißt so viele Kartoffeln, Kastanien und Aepfel, daß ihm der Gaisenjörgel nur so zuschaut.

Als es aber gar nicht aufhören wollte zu essen und sich immer mehr das Maul vollstopfte, griff es der Bube am Arm:

„Hör', Du könntest aber jetzt satt sein, Du hast für drei Mann gegessen und bist nur ein halber!“ — Dabei legte das Jörgel seine Hand auf des Männleins Schulter und maß es nach seiner ganzen Länge, und die war kaum drei Schuhe. Dann fuhr es fort: „Ja, Du könntest Bauchweh von dem vielen Essen kriegen, — und mein Vater, meine Mutter, mein Schwesterlein daheim bekämen nichts und sind vielleicht hungriger, als Du! die müßten sich ohne Abendessen schlafen legen, darum sei jetzt satt!“

Da horchte das Männlein hoch auf und hielt auch ein mit Essen, war satt und schaute dem Buben wieder mit seinen feurigen Augen in's Gesicht. Dann fing es wieder an, in dem es sich auf ein Bein stellte, als wollte es tanzen:

„Huhu, ich möchte lustig sein! Schuckert's Dich nicht?'

„Sei nur lustig, wie Du willst!“ sagte der Gaisenjörgel und stellte sich neben das Grauröckchen hin, strich über den Kopf, als wolle er damit andeuten, daß er größer sei, als das graue Männlein und wohl keine Ursache habe, sich zu fürchten. Dann sah er das seltsame Männlein nicht sehr achtungsvoll an und sagte: „Sei nur lustig, kleiner Kerl, mich schuckert's nicht!'

Da tanzte das graue Männlein mit den possierlichsten Geberden um das Feuer herum, daß sich der Jörgel hätte geradezu todtlachen mögen. Dabei rief es immer wieder:

„Aber warum schuckert's Dich nicht? Warum schuckert's Dich nicht?“

„Warum soll's mich auch schuckern?“

„Weil ich's graue Männlein bin! Weil ich's graue Männlein bin!“

„Ei so, Du hast den Pflasterer so durchgeprügelt! Man sollte gar nicht meinen, daß Du so stark wärst! Mich schuckert's nicht vor Dir. Ich habe Dir ja nichts zu Leide gethan. Aber sei nur lustig!“ —

Jetzt schaute sich das Männchen um, sprang dann drei Schuhe in die Höhe, als es die Gaise bemerkte, daß das Thier scheu aufsprang. Aber das Männlein rief:

„Ei, Du mein tausend Leben!
Du mußt ein schön's Rößlein geben!“

und sprang damit auf das arme Thier und klammerte sich fest wie ein Aeffchen. Die Gaise kriegte jetzt beinahe die Gaisengichter, wie man nach der Furchtsamkeit dieses Thieres die höchste Angst in der Pfalz benennt. Es zitterte und bebte und sah flehentlich nach dem Jörgel, während das Männchen es dreimal um das Feuer herumritt. Da ist aber der Bube nicht faul, springt auf, packt das muthwillige Männchen an seinem weißen Barte und sagt:

„So hab' ich's nicht gemeint, Du närrisch Kerlchen! Laß meine arme Gaise in Ruhe, sonst werf ich dich in's Gras herunter. Sie muß meinen Eltern und meinem Schwesterlein Nahrung geben und wenn Du so fort machst, geht sie noch drauf und wir sind arme Leute. Du kannst sie uns doch nicht ersetzen!“

Damit hatte er auch das Männlein schon in den Rasen gezogen und es wurde jetzt ganz still und gelassen.

„Wenn ich das gewußt hätte, daß Du so mit meiner Gaise umgehst, hätte ich Dich nichts essen lassen, Du Zwerg!“ sagte Jörgel recht unmuthig über die Behandlung seiner armen Gefährtin. „Wenn sie drauf ginge, würdest Du uns doch keine andere geben können und wir müßten verhungern!“

„Ich hab' Theil an ihr! Ich hab' Theil an ihr!' sagte jetzt das Männchen und schaute nach dem zitternden Thiere.

„Du? Was hast Du denn für Theil an ihr?' fragte Jörgel, dem Thiere schmeichelnd, das sich an ihn anschmiegte.

„Du weidest sie Jahr aus Jahr ein auf meinen Gütern,

an Hecken und Rainen und hier am Schloßberg. Was keinen anderen Herren hat, gehört mein, damit Du's nur weißt!"

„So! Da wärst Du ja ein reicher Mann!"

„Ob ich reich bin! Ob ich reich bin! Mir gehören alle Schätze der Erde! Was versunken und vergraben ist gehört mir und ich kann Dich so reich machen, als der Herr Pfarrer ist!"

„Du thust groß, hast aber noch nicht gezeigt, daß Du so gar reich bist. — Der wälsche Wirth, der sich rühmte, von Dir etwas zu haben, hat sich das Geld entlehnt und meinen Vater unglücklich gemacht, — den Pflasterer von Waldorzbach hast Du durchgeprügelt, — und halt, ja, ich kann mich erinnern, einmal gehört zu haben, daß Du eine arme Frau in den Schloßberg geführt hast. Aber das ist wohl ein bloßes Gerede, — ich glaub' Dir nicht, bis ich es seh'."

„So guck'!" sprach das Männchen und stieß mit dem Fuße in's Feuer. Und siehe da, das Feuer erlosch und es war da ein Loch in der Erde, das halbvoll goldener Thaler lag. Das Loch aber führte in einen weiten Gang, der sich bis hinüber in's Dorf unter die Kirche im Stift zog und bis hinauf zum Schlosse führte, dann weitere Nebengänge hatte hinüber in das Feld, wo man es in der Maria Magdalena hieß und hinüber nach dem St. Niclaskapellchen, das noch in seinen grauen Trümmern durch den Nebel schaute. Unter den Weinbergen hin lief der Gang, in welchen Jörgel dem Männchen folgte. Da lagen überall goldene Schätze, die versunken waren und Jörgel fragte:

„Warum läßt Du Alles das so ungenützt liegen, da Du droben damit so viele glücklich machen könntest?"

„Ich mache so die Leute auch glücklich. Das Gold wirkt durch den Boden und macht, daß der Wein eben so golden aussieht und so gut ist. Wer fleißig ist, gräbt das Gold schon heraus! Aber sieh da hinüber!"

Und Gaisenjörgel sah gegen das Schloß hin. Da saß unten im Berg der gute König Dagobert, welcher das Schloß und Kloster im Thal erbaut hatte, an einem goldenen Tisch mit seinen Helden und schlief und das Männchen sagte: „Bleiben wir weg. Du kannst ihn doch nicht erlösen!" Dann führte das Männchen den Buben wieder zum Ausgang hin und sagte:

„Deine Gaise wartet auf Dich. Sage Deinem Vater, was Du gesehen hast und welcher Schatz auf dem herrenlosen Anger liegt, der ist zu heben durch einen fleißigen braven Mann! Du aber fülle Dir Dein Käpplein mit den Kohlen, die da gluhen! Dann wirst Du bis Christtag eben so fröhlich sein wie reichere Kinder!"

Sie waren jetzt wieder auf den Anger gelangt und wo die Goldstücke gelegen waren, brannte wieder das Feuer und die Gaise lag daneben. Das Männlein aber war plötzlich verschwunden, als Jörgel sich nach ihm umschaute. Ganz verwundert schaute Jörgel drein und bedauerte nur, daß die schönen Goldstücke sich wieder in Kohlen verwandelt hatten. Ringsum war es Nacht, dunkle Nacht, nur der alte Kastanienbaum, an den Jörgel angelehnt war, war von dem rothen Feuer beleuchtet. Nun bedachte Jörgel, ob er mit seinem Käpplein die Kohlen heimtragen solle. Aber das Käpplein dauerte ihn und was sollte er mit Kohlen daheim thun! Er löschte das Feuer aus und schob die Kohlen weg, siehe, da blinkte ihm gleich einem Sterne ein Goldstück entgegen, er scharrte mit dem Fuße noch weiter, — da war ein zweites. Aber dann keines mehr. In höchster Freude nahm er jetzt die Gaise an die Leine, steckte die übriggebliebenen Kartoffeln, Aepfel und Kastanien in die Tasche und eilte durch die Nacht heim. —

Andern Tages stand der Vater des Gaisenjörgels mit freudestrahlendem Gesichte vor dem Herrn Bürgermeister und sagte:

„Drüben am Schloßberg liegt ein Fleck Land, der herrenlos ist. Mein Jörgel hat geträumt, ich könne ein reicher Mann werden, wenn ich ihn bebaue, und da will ich anfragen, ob ich's darf." — „O sicherlich!" sagte der Herr Bürgermeister, „das ist schön, daß Ihr Euch durch eignen Fleiß ein Gut erwerben wollt. Das Land droben trägt Gold, nicht blos bildlich gesprochen. Es sind dort schon oft Goldstücke von den Maulwürfen aufgestoßen worden und wer vorüberging, konnt's aufheben. Hat's auch noch keiner liegen lassen. Glück zu!" Der Mann schmunzelte und fing noch im nämlichen Winter an, den Boden droben umzuzuwühlen und auszuwühlen und auszuroden. Ob er noch mehr Goldstücke gefunden, hat er nicht gesagt, aber nach vier Jahren trank er auf Weihnachten schon den ersten „Jungfernwein", der dorten wuchs, mit seinen Kindern. Den übrigen hat er verkauft. Der Gaisenjörgel aber hütet schon lange keine Gaise mehr, sondern fährt mit einem Paar Ochsen jetzt in's Feld, wo er stattliche Güter hat. Denn er ist ein geachteter Bauer und saß schon im Gemeinderath. Sein liebstes Stück Land ist ihm aber der Wingert am Schloßberg, wo er einmal als Kind vom grauen Männlein träumte.

Kurze Belehrung über die Unfehlbarkeit*).

(Aus einem Briefe.)

Verehrtester Herr! Sie haben mich gebeten, ich möchte Ihnen in Kürze berichten, wie man die Leute über die Unfehlbarkeit des Oberhauptes der Kirche belehren soll. Sie meinen dabei wohl eine Privatbelehrung unter vier Augen, wo Sie im Vertrauen befragt werden; denn wie Sie darüber predigen und christenlehren sollen, das läßt sich nicht so in Kürze besprechen, wie dieß in einem freundschaftlichen Briefe geschehen muß.

Ich will Ihnen nur sagen, wie ich zu den Leuten rede, die mich fragen. Zuerst schaue ich mir die Fragenden an, von welcher Art sie sind. I. Es sind schon gutkatholische Männer, die im Stande sind, von ihrem Glauben Rechenschaft zu geben, mit dieser Frage an mich gekommen. Durch die falschen, lügenhaften Auslegungen, die man liberalerseits von diesem Lehrsatz macht, beunruhigt und verwirrt, stellten sie an mich die Frage, was man denn jetzt hievon glauben müsse. Diesen sagte ich kurz: Bisher haben alle katholischen Christen geglaubt, daß unfehlbare Wahrheit sei, was die gesammte katholische Kirche, sämmtliche Bischöfe mit dem Papste, als geoffenbarte Wahrheit erklären und den Gläubigen zu glauben vorstellen, und daß alles dasjenige Irrthum sei, was diese Bischöfe mit dem Papste als Widerspruch mit der geoffenbarten Wahrheit erklären und verwerfen. Diese Bischöfe in Vereinigung mit dem Papste bilden das **unfehlbare** Lehramt, das der Sohn Gottes in seiner Kirche eingesetzt hat. — Sehr viele gelehrte Männer haben schon seit mehreren Jahrhunderten fest geglaubt und aus der Schrift und Tradition bewiesen, daß das Oberhaupt der Kirche, daß der Papst auch für sich allein, wenn er in die Nothwendigkeit versetzt sei, sich über eine Lehre des christlichen Glaubens oder des sittlichen Lebens auszusprechen, oder eine diese Lehre widersprechende Behauptung zu verwerfen, dieselbe Unfehlbarkeit habe, welche der gesammten Kirche, allen Bischöfen in Vereinigung mit dem Papste von allen Gläubigen zuerkannt wird. Niemand hat in dieser Meinung der Gelehrten etwas Unrechtes oder gar etwas Gefährliches gefunden; allein man war nicht verpflichtet, es zu glauben. Auf dem letzten vatikanischen Concilium haben nun die versammelten Bischöfe erklärt, diese bisherige Meinung der Gelehrten sei wirklich ein Glaubenssatz und müsse von allen katholischen Christen geglaubt werden, wie die andern Artikel des Glaubens. In Folge dieser Erklärung des Conciliums nun glaube ich fest, daß der Papst durch Gottes besondern Beistand verwahrt wird, einen Irrthum auszusprechen oder eine göttliche Wahrheit zu verwerfen, wenn er als oberster Lehrer der Kirche und als Stellvertreter Jesu Christi über eine Wahrheit des Glaubens oder über eine Lehre des christlichen Lebens sich aussprechen **muß**. Dieser Fall tritt ein, wenn eine Entscheidung nothwendig ist und die Bischöfe der katholischen Kirche nicht zu einem Concilium versammelt sind.

In Folge dessen brauche ich nicht zu glauben und glaube auch nicht, daß der Papst nicht sündigen könne, daß er nicht zu irren vermöge, wenn er außer diesem Falle etwas über Glaubens- und Sittenlehre ausspricht, und wo er über rein wissenschaftliche oder politische Gegenstände, die den Glauben und das christliche Leben nicht berühren, einen Ausspruch thut.

Die oben bezeichnete Unfehlbarkeit des Papstes glaube ich, weil das allgemeine Concilium dieß als eine göttliche Wahrheit erklärt hat und weil ich erkenne, daß dieselbe dem Oberhaupte der Kirche zur Leitung der Gläubigen und zu ihrer Verwahrung vor dem Irrthum nothwendig ist.

Es ist mir noch nie vorgekommen, daß Leute, die Glaubenserkenntniß und guten Willen haben, sich mit dieser Erklärung

---

*) Uns von der Hand eines hochverehrten theologischen Lehrers mitgetheilt. Die Red. d. Lbsh. Ztg.

nicht zufrieden gegeben hätten. Diese Leute wissen, daß ich mich schon 44 Jahre mit dem Studium der göttlichen Wahrheit abgebe, und trauen mir zu, daß ich jetzt in meinem hohen Alter weder selbst irre gehen, noch auch andere irre führen möchte, daß ich selber durch Gottes Gnade ein Kind der Seligkeit zu werden und auch Anderen zu dieser Seligkeit zu verhelfen von ganzem Herzen verlange.

II. Schwerer ist es, diejenigen zufrieden zu stellen, denen bei anderweitiger geistiger Bildung die Glaubenserkenntniß fehlt, die sich in ihrem ganzen Leben noch gar wenig um die hochwichtige Wahrheit unseres allerheiligsten Glaubens bekümmert haben. Da sehe ich mich genöthigt, weiter auszuholen. Ich sage ihnen, daß wir von den göttlichen Dingen aus uns selbst gar wenig wissen und erkennen, daß wir alles höhere und gründliche Wissen dem Sohne Gottes, Jesu Christi verdanken. Ich erinnere sie, daß der Eingeborne des ewigen Vaters die ewige Wahrheit uns vom Himmel gebracht, um uns von unserer Unwissenheit zu befreien und daß er uns die nothwendige Kraft und Gnade zu einem der Wahrheit entsprechenden Leben durch seinen Tod am Kreuze verdient hat. Die vom Himmel gebrachte Wahrheit und die durch sein Sterben verdiente Gnade soll aber nach seinem Willen allen Menschen zu Theil werden. Zu diesem Zwecke habe er seine heilige Kirche gestiftet und ihr alle Wahrheit und Gnade übergeben, damit die Menschen zu allen Zeiten und in allen Ländern dieselbe in Empfang nehmen können. In dieser Kirche habe er Einige aufgestellt, die als seine Stellvertreter die Wahrheit verkünden und die Gnade austheilen sollten. Unter diesen seinen Stellvertretern habe er Einem den besondern Vorzug gegeben, daß er als das sichtbare Oberhaupt alle Andern, die Vorgesetzten und Untergebenen leiten und vor Verirrung verwahren solle. Damit die göttliche Wahrheit nie verkehrt werde, und damit die göttliche Kraft und Gnade nie versiege, habe er bei seiner Kirche zu bleiben verheißen bis ans Ende der Welt; zugleich habe er ihr seinen heiligen Geist gesendet. Die von ihm getroffene Anordnung habe gedauert bis auf unsere Zeit und werde dauern bis ans Ende der Welt. Seine ersten Stellvertreter, die Apostel, haben sich Nachfolger auserwählt und ihnen all die Vollmachten übertragen, die sie von Christus empfangen hatten. Der Nachfolger des Apostel Petrus sei auch jetzt noch das sichtbare Oberhaupt der Kirche, der oberste Lehrer und Regent der ganzen Kirche. In Vereinigung mit ihm lehren und regieren die Bischöfe, diese Nachfolger der Apostel, die Gesammtheit der Gläubigen, und durch die fürsorgende Gnade Jesu Christi sind sie in dieser Vereinigung unfehlbar. Dieß war zu allen Zeiten der Glaube aller katholischen Christen, und wer dieß nicht glauben wollte, wurde nicht als ein Mitglied der Kirche erkannt, wurde aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Nun haben sämmtliche Bischöfe in Vereinigung mit dem Papste erklärt, das Oberhaupt der Kirche sei, wo es über Glaubens- und Sittenlehren entscheiden müsse, ebenfalls unfehlbar wie die Gesammtheit der Bischöfe in ihrer Vereinigung mit dem Oberhaupte. Wer jetzt diese Unfehlbarkeit nicht glauben will, der wird nicht mehr als ein Mitglied der katholischen Kirche anerkannt, er hat sich selbst aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen.

Mit solchen Leuten ist, wie Sie wohl selbst sehen, schwerer an ein Ende zu kommen. Diese bringen, eben weil ihnen die Glaubenserkenntniß fehlt, eine Menge Fragen vor, die ihnen jedes Schulkind beantworten könnte. Haben sie guten Willen, sind ihnen die Köpfe noch nicht ganz verrückt worden durch das Gekläff der liberalen Schreier, so lassen sie sich denn doch beruhigen. Können sie auch die Gründe nicht recht fassen, weil ihnen die Grundsätze eben so fremde sind, wie die Gründe für dieselben, so macht doch das offene und freie Bekenntniß eines alten Mannes, dem sie Wissenschaft und guten redlichen Willen zutrauen, einen Eindruck auf sie. Sie erklären am Ende: Ja wenn Sie diesen Satz annehmen und glauben können, so will auch ich ihn annehmen und glauben. Es ist dieß, wie Sie wohl sehen, ein Autoritätsglaube; allein es ist ja dasselbe auch bei mir der Fall. Weil alle Bischöfe mit dem Papste diesen Glaubenssatz aufstellen und festhalten, darum hab auch ich ihn angenommen und bekenne ihn von ganzem Herzen. Ich habe freilich noch mehrere Gründe für diesen meinen Glauben, welche diese Leute gar oft nicht zu fassen vermögen. Auch solche Leute sind zu gewinnen und zu beruhigen, nur muß man ihnen Zeit lassen. Je mehr sie sich um die Sache unseres heiligsten Glaubens kümmern, je ernstlicher sie über die bisher nicht beachteten religiösen Wahrheiten nachdenken, je mehr sie befähiget werden, zu geistigen Gedanken sich zu erheben, überhaupt etwas Geistiges zu denken, desto leichter und schneller finden sie die erwünschte Aufklärung und Beruhigung. Man macht indessen gerade bei Anlaß dieses Glaubenssatzes die betrübende Erfahrung, wie gerade die Grundwahrheiten alles katholischen Christenthums so vielen von den Gebildeten ganz unbekannte Sachen sind, und wie diese Leute bisher nur so äußerlich zur Kirche gehalten, ohne je ein Verständniß und eine Erfahrung von der beseligenden Wahrheit und Gnade, welche die Kirche ihnen anbietet, gewonnen zu haben. Allein gerade solche Leute werden durch die gegenwärtige für Viele so heillose Bewegung genöthigt, aus ihrem bisherigen Schlummer aufzuwachen und über das Eine Nothwendige nachzudenken. Mit ihnen muß man Geduld haben. Sie werden aus dieser Prüfung den größten Gewinn ziehen.

III. Ganz verschieden von diesen Leuten sind diejenigen unserer Aufgeklärten, die nicht bloß selber aller geistigen Gedanken und religiösen Ideen gänzlich bar sind, sondern gar nicht einmal glauben können, daß es in unserer so flachen und faden Zeit noch Männer gebe, die wirklich sich mit diesen Gedanken und Ideen befassen, denen die von Gott geoffenbarten Wahrheiten eine Herzens- und Lebensangelegenheit sind, die für die Wahrheiten des Glaubens ihr Leben hingeben würden. Nach der Ansicht dieser Leute sind Alle, die noch zum Glauben der Kirche sich bekennen, entweder Dummköpfe oder Heuchler. Ein wissenschaftlich gebildeter Mensch kann nach ihrer Meinung kein wahrhaft gläubiger Christ sein. Die Glaubenslehren sind für solche Leute ein Gegenstand des Hasses, und für die Gründe, welche man für dieselben anbringt, haben sie kein Ohr und kein Verständniß. Solchen gegenüber kann man nur seinen Glauben bekennen und erklären: „Alle diese göttlichen Wahrheiten glaube ich von ganzem Herzen und für diesen meinen Glauben habe ich meine Gründe, die jeder vernünftige Mensch als gewichtige anerkennen muß." Eine solche Erklärung kann selbst auf Verwahrloste einen Eindruck machen, so daß sie wenigstens beunruhiget werden und über das Trostlose ihres Unglaubens nachzudenken anfangen. Vielleicht dient die gegenwärtige Aufregung dazu, selbst in solchen Todtengerippen geistiges Leben zu erwecken, wenn sie nämlich nicht schon in ihrer Gottlosigkeit gänzlich verhärtet sind.

Ich hab Ihnen hier 3 Classen von Fragenden bezeichnet, wie ich sie gefunden. Sie werden sicherlich Manche finden, die sich in keine derselben so ganz einreihen lassen; allein es sind hiemit doch Andeutungen gegeben, daß man in diesem Geschäfte der Belehrung und Beruhigung recht wohl distinguiren müsse, wenn man zu einem Ziele kommen wolle. Die Meisten stützen sich auf den großen Gelehrten in München, der an dieser Aufregung die größte Schuld trägt, als auf ihre Autorität. Diesen kann man mit Fug und Recht entgegnen, daß schon die gelehrtesten Männer, wenn sie die Gnade Gottes verlassen, in Irrthümer verfallen seien, daß der Menschheit schlecht gedient wäre, wenn die göttlich geoffenbarte Wahrheit nicht besser gesichert und in ihrer Untrüglichkeit bewahrt würde, als durch die Gelehrsamkeit eines einzigen Mannes, der durchaus keine Verheißung der Unfehlbarkeit habe, wie die katholische Kirche diese wirklich besitze durch den sie leitenden hl. Geist.

Eines wird Ihnen klar sein, daß kein Verständniß der Lehre von der Unfehlbarkeit möglich ist, wo das Verständniß der Lehre von der Kirche fehlt; daß alle Belehrung über die Kirche vergeblich ist, so lange die Leute keine Erkenntniß Jesu Christi und des Werkes der Erlösung gewonnen haben, daß man somit ohne Verständigung über die Grundlehren des Christenthums umsonst sich bemüht, die Leute über den brennenden Fragepunkt zu verständigen. Wahres und vollkommenes Verständniß der göttlichen Belehrung hat aber der Herr nur denjenigen verheißen, die seine Lehre thun. Ohne dieses Thun hat selbst die Kenntniß der Lehre, und wäre es auch die vollkommenste und gründlichste, keinen Werth vor Gott und bietet, wie die traurige Erfahrung zeigt, keinen Schutz vor der schrecklichsten Verirrung. Leben Sie wohl!

Berliner Schwindel.

Aus Berlin, 30. April, wird dem „N. bayer. Volksbl." geschrieben:

Heute ist Sonntag, keine Parlamentssitzung daher kein Parlamentsbericht, aber etwas Anderes, was für Manche vielleicht interessanter, jedenfalls für Viele belehrender ist. Ich bitte aber bei dieser Mittheilung ja nicht daran zu denken, ich hätte den heutigen Monatstag vor Augen gehabt.

Ein gewisser A. Müller von Berlin inserirte in Nr. 118 des Regensburger Tagblatts und wahrscheinlich in noch manche andere Blätter Bayerns eine Notiz, wonach er eine Aufseherstelle mit einem jährlichen Gehalte von 600 Thalern, freier Wohnung ꝛc. zur Bewerbung ankündigte. Dieses Inserat gab einem Regensburger Veranlassung, sich behufs Erlangung dieser Stelle an Müller zu wenden und ihm seine Zeugnisse, glücklicher Weise nur in Abschrift zu senden. Der Regensburger ließ mich durch dritte Hand ersuchen, sein Gesuch persönlich zu befürworten, und deßhalb ging ich gestern Abends in die am Ende der Stadt befindliche „Cottbüser (?)-Straße", wo in dem hübschen Hause Nr. 21 Müller's Wohnung sich befindet. Beim Eintritt in das Haus begegnete mir ein Mann, der gleichfalls in dem Hause wohnt; ich befragte ihn, ob Müller hier wohne und ob er zu Hause sei. Nach längerem Zögern theilte er mir geheimnißvoll mit, Müller sei eigentlich ein Korkpfropfenschneider und nebenbei „Commissionär", befinde sich aber nicht zu Hause, sondern im — Gefängniß, da er vor etwa 4 Wochen wegen Betrügereien zu 6 Monat Gefängniß verurtheilt worden sei; seine „Haushälterin" und sein „Geschäftsführer" seien jedoch zu Hause und von diesen könne ich die nöthigen Aufschlüsse schon erhalten.

Die Geschichte hatte einen reizenden Anfang, und da konnte ich selbst meines guten Regensburgers halber mir unmöglich versagen, auch das Ende zu erfahren. An einer Thüre im ersten Stocke las ich „August Müller". Die „Haushälterin", eine Dame, welche wahrscheinlich einmal der hier so zahlreichen Demi-monde angehörte, empfing mich, und erklärte mir, Herr Müller sei auf „Geschäftsreisen" nach Hamburg ꝛc. abwesend; der „Geschäftsführer", Commissionär ad interim, eine junge, kleine, sehr bucklige und ganz schiefgewachsene Person mit confiszirtem Gesichtsausdrucke — hic niger est! hunc tu Romane caveto! — bemerkte mir, es sei bereits an den Herrn Regensburger ein Brief abgegangen, wenn er 2 Thaler sende, werde ihm die Stelle „aufgegeben", d. h. ihm gesagt, an wen er sich eigentlich zu wenden habe, dann müsse er sich auch schriftlich verpflichten, die verschiedenen Correspondenz- ꝛc. Gebühren zu bezahlen und zudem glaublich 1/5 seines ersten Jahresgehalts als Commissionshonorar ablassen; es seien auch noch andere Stellen zu vergeben.

Meine Neugierde war durch Alles dieses noch mehr angefacht, ich suchte angenehme Bekanntschaft mit der Polizei zu machen, was mir auch bei der überaus großen Höflichkeit und Liebenswürdigkeit der Berliner Polizeibeamten nicht schwer fiel, und ich kann aus „bester Quelle" (aus andern Quellen schöpfe ich nicht) mittheilen, daß vielgenannter August Müller ein Schwindler ersten Ranges ist, 30 Jahre alt, seines Zeichens, wie schon oben gesagt, ein Korkpfropfenmacher, als welcher er herumreist, im Jäner 1869 wegen Vergehens des Betrugs bestraft und seit Mitte dieses Monats wegen Vergehens des Betrugs und der Unterschlagung in Haft. Er ist ein hervorragendes Mitglied einer aus 60 bis 80 Personen bestehenden Berliner Commissionär-Bande, welche besonders in außerpreußischen Zeitungen Stellen zur Vergebung ausschreibt, reinster Schwindel! Unerfahrene Leute, die sich an sie wenden, müssen vornehinein geforderte 2—3 Thaler zahlen, und dann werden ihnen auch noch für Correspondenzgebühr ꝛc. weitere 10—15 Thaler abgenommen, — ohne daß sie irgend eine Stelle erhalten. Es kommt aber sogar vor, daß so ein Schwindler dem einfältigen Petenten, besonders wenn er etwas Geld hat, wirklich eine Stelle verschafft, aber bei wem? Bei einem andern Mitglied dieser Bande, welches ein ganz verschuldetes Anwesen hat. Nun muß der glückliche „Herr Verwalter" mehrere Hundert Thaler Caution seinem „Herrn" stellen, gegen werthlosen Wechsel; der „Herr läßt das weit überschuldete Anwesen im Stiche, und der Verwalter verliert in Bälde Dienst und Caution.

Dieser Stellenvermittlungsschwindel blüht hier in ganz unglaublicher Weise, — es war mir gegönnt, genaue Einsicht von der Sache zu erhalten und ich fühle mich meinen Landsleuten gegenüber verpflichtet, ihnen diese, wenn auch etwas umständliche Mittheilung zu machen.

Ich warne Jedermann, irgendwie auf derartige von Norddeutschland und besonders Berlin ausgehende Stellenankündigungen von solchen unbekannten Persönlichkeiten zu achten und etwa gar in Verbindung damit zu treten. Es ist dabei nur darauf abgesehen, unerfahrenen Leuten, welche auf diese Leimruthe gehen, das Geld aus der Tasche zu schwindeln.

Daß ich Recht habe, würde der vorliegende Fall mit dem Regensburger und August Müller allein beweisen — Müller's Vergehen beziehen sich ja auf diesen Annoncen-Schwindel.

Möge man daher meine gut gemeinte Warnung nicht unbeachtet vorübergehen lassen. Ich ersuche auch im allgemeinen Interesse die verehrl. Redactionen, von dieser meiner Mittheilung kurze Notiz zu nehmen und kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß es das Beste wäre, die Inserirung derartiger Annoncen wo möglich zu unterlassen.

Robler in Tirol.

Daß die Hagmaier oder Robler in Tirol nicht ausgestorben sind, davon lieferte die vor einigen Tagen beim hiesigen Kreisgerichte stattgehabte Schlußverhandlung gegen Joseph Klaunzner den besten Beweis. Klaunzner, bekannt als einer der stärksten Burschen in Windischmatrei, und Philipp Widmer, ebenfalls ein kräftiger Bursche und tüchtiger Raufer, befanden sich am 13. November 1870 beim Plankerbräu in Windischmatrei und wurden von ihren Cameraden so lange haranguirt, in einem Ringkampfe ihre Kräfte zu messen, um zu erproben, wer von ihnen beiden der Stärkere sei, worüber schon seit längerer Zeit verschiedene Meinungen herrschten, bis sie endlich beim Zunachten auf den Marktplatz hinabgingen. Dort forderte nun Widmer den Klaunzner förmlich heraus mit der Frage, ob er lieber „ringen" oder „raufen" wolle, bei welch' letzterer Kampfweise dem feindseligen Vorgehen keine Grenzen gesteckt sind, während es beim Ringen lediglich gilt, die Kraft und Gelenkigkeit gegenseitig zu erproben. Nachdem Klaunzner erwidert hatte, daß es ihm gleich sei, leitete Widmer die Rauferei damit ein, daß er einen Anlauf von ungefähr fünf Schritten nahm, den Klaunzner anrannte und ihm mit den Füßen gegen den Bauch stieß. In dem Gemenge kam nun bald der eine, bald der andere unter, und als nun schließlich Widmer unterliegen mußte, biß er aus Zorn darüber dem Klaunzner ins Ohr, worauf dieser dem Widmer in den Daumen der rechten Hand biß, welchen letzterer mit solcher Heftigkeit aus dem Munde des andern riß, daß Klaunzner den Vorderzahn, mit dem er sich in den Daumen des Widmer eingebissen hatte, verlor. Die dadurch verursachte Verletzung des Daumen bedingte für Widmer eine mehr als 30tägige Gesundheitsstörung, jedoch stellte sich schließlich bei der Schlußverhandlung heraus, daß die Verletzung an und für sich nur eine leichte gewesen, die, wäre sie gleich anfangs gepflegt worden, in längstens 16 Tagen hätte heilen müssen. Es erfolgte demnach ein „Nichtschuldig" des Verbrechens der schweren körperlichen Beschädigung und wurden beide wegen der Uebertretung gegen die körperliche Sicherheit zu zwei, resp. drei Wochen verurtheilt.

In München passiren dem Gemeindebevollmächtigtencollegium nette Dinge. So hat, wie die „Südd. Post" referirt, die Frau Cafetiers Gröber bei demselben Collegium die sofortige Herstellung von Abtritten am Victualienmarkt beantragt, weil es an ihrem an genannten Markt grenzenden Hause doch gar zu despectirlich aussähe. Der Referent Sedlmaier unterstützte fragliches Gesuch und brachte unter Anderm auch die mehr als zweideutige Bemerkung mit vor: es müsse das Gesuch berücksichtigt werden, weil jetzt die Kirschenzeit herankomme. Die Kirschenzeit! Da fällt mir was ein. Wenn z. B. das „Vaterland" jetzt bei Herrn Burchtorff um Gestattung der Colportage nachsuchte, vielleicht würde dem Gesuche auch willfahrt, — weil die Kirschenzeit kommt.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt

zur

Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. | № 20 | Den 14. Mai: Bonifazius.

Verarmt durch reiche Erbschaft*).

Der Wirklichkeit nacherzählt von Stillfried Pilgram.

„Es ist viel werth, wenn man einen Hinterhalt hat." So lautete einer der vielen Weisheitssprüche des Herrn Wetzler, wohlbestallten Bärenwirths zu Bretzingen. Er meinte damit eigentlich einen Rückhalt, an den sich der Mensch anlehnen könne. Aber er beliebte den Ausdruck Hinterhalt, wahrscheinlich weil dies ein militärischer Ausdruck und er selbst ein Veteran, der seiner Zeit unter dem alten Napoleon in Spanien und Rußland mit dabei gewesen war. Und daß er etwas auf einen guten Rückhalt oder Hinterhalt gab, davon zeugte sein ganzes Haus, welches unverkennbar das Gepräge der Wohlhabenheit, ja des Reichthums an sich trug. Wenn man ihm einmal das Lob zollte, daß er sich tüchtig auf das Geschäft verstehe, so konnte er in köstlicher Naivetät scherzend sagen, ihm gehe es wie jenem Schweizeroffizier; der sei von einem österreichischen Kameraden hart angelassen worden, daß er und seine Landsleute für Geld dienten. „Ei was", habe der derbe Schweizer geantwortet, „jeder dient um das, was er am nöthigsten hat, Sie um die Ehre und wir um's Geld." Ob es übrigens Herr Wetzler auch so gemacht hat, wie sein College, der Adlerwirth zu Kenzingen, das habe ich nicht ersehen, möchte es auch fast bezweifeln, der pflegte nämlich seinen Gästen, die Wasser in den Wein gießen wollten, abzuwehren: Er hat schon, was er leiden mag.

„Ja, Vetter Heinrich, ich sag's halt immer, es ist 'was werth, wenn der Mensch einen Hinterhalt hat", sagte er mit gewichtigem Ernst zu seinem Nachbar, dem Sattlermeister Link. Er stand mit ihm in Vetterschaft; denn sie beide waren Nachgeschwisterkinder. Link hatte ihm soeben eine wichtige Nachricht mitgetheilt. Seines Vaters jüngster Bruder, Valentin Link geheißen, war vor vielen Jahren auf die Wanderschaft gezogen und hatte sehr lange nichts von sich hören lassen. Man vernahm wohl einmal, daß er noch lebe und daß es ihm nicht schlecht ergehe; aber Näheres ward nicht bekannt. So gerieth er allmählig in einige Vergessenheit. Da bringt auf einmal der Landbote heute einen Brief an Herrn Sattler Heinrich Link in Bretzingen, worin dieser Onkel anmeldet, daß er zu Gratz in Oesterreich wohne und gehe ihm sehr gut; er habe ein ziemliches Vermögen, ein großes Haus und einträgliches Geschäft. Aber er werde jetzt älter und möge sich nicht mehr so plagen, da er ja genug zu leben habe, und da sei er denn, seit einem halben Jahr Wittwer, schlüssig geworden, sein Geschäft aufzugeben und sich in Ruhe zu setzen. Er habe keine Kinder; das einzige Töchterlein, welches ihm Gott geschenkt, sei noch in der Wiege gestorben und deßhalb habe er, wie es recht und bräuchlich, bei Zeiten für den Fall seines Ablebens vorgesehen und bestimmt, daß die Kinder seiner zwei Brüder einmal seine Erben sein sollten, wenn er das Zeitliche segne. Er wisse nicht, ob von seinem zweiten Bruder Philipp ein Kind am Leben sei und er thue es deßhalb ihm, dem Sohne seines älteren Bruders Michael, zu wissen. Wolle er oder sonst Jemand aus der Verwandtschaft ihn besuchen, so solle ihm das sehr lieb sein und wegen des Reisegeldes brauchten sie sich nicht viel Kopfbrechens zu machen. So der Inhalt des Briefes aus dem fernen Gratz. Es gibt Freuden, welche die gleiche Wirkung äußern wie der Schrecken. Sie machen den Menschen verwirrt. Wäre plötzlich eine Rakete in ihr Haus gefallen, Link und seine Leute hätten in keine ärgere Verwirrung gerathen können. Man wußte nicht, was thun, angesichts der eröffneten Aussichten und glänzenden Bilder von Reichthum und Glück.

Das war's nun, was heute den ehrsamen Sattlermeister zum Vetter Michael in den Bären geführt hatte. Denn Vetter Michael wußte Rath für Alles. Mit seiner gewohnten Bestimmtheit erklärte er dem andächtigen Zuhörer: „das ist so bei den alten Leuten; sie kümmern sich lange Zeit nicht um ihre Angehörigen; da überkommt sie auf einmal eine Art Heimweh nach denselben und sie haben Sehnsucht, sie zu sehen. Darum muß Er, Vetter Heinrich, ohne Frage nach seinem Onkel reisen. Jedoch ist es schicklich, daß man zuerst dem alten Onkel schreibe und ihn zu sich einlädt in die alte Heimath, wo man ihn noch nicht vergessen habe. Der Onkel wird wohl ablehnen und da muß denn der Vetter Heinrich sich auf den Weg machen und sich recht in die Gunst des Alten festsetzen." Dem ehrlichen Meister Link war es ein wenig bange vor dem neuen ungewohnten Wege; aber Vetter Wetzler bewies ihm überzeugend, daß man sich um so einen fetten Bissen schon einige Mühe geben müsse und man wisse nicht, ob nicht dort unten Leute seien, vielleicht Verwandte von der Frau her, welche die Gelegenheit benutzen und machen möchten, was sie könnten. Es sei halt gut, einen Hinterhalt in der Welt zu haben.

Es ging alles, wie's der Bärenwirth angegeben hatte, der Brief wurde unter Beirath eines Sachverständigen ausgefertigt und abgesandt und die Antwort, welche nicht auf sich warten ließ, lautete wie bestellt: der Onkel dankte schön für die Einladung; aber sein Brustübel möge eine so weite Reise nicht vertragen. Der Neffe solle aber recht bald zu ihm kommen. Nun wurde Sattler Link in die Pflege des Schneidermeisters Munker gegeben, welcher alle Honoratioren im Gebiete von Bretzingen zu seinen Kunden zählte, und die Abreise erfolgte nach vielen Umständlichkeiten und nachdem diese Reise einige Wochen lang das Stadtgespräch gebildet hatte. Link fand seine Erwartungen noch übertreffen. Der Onkel war offenbar nicht blos ein wohlhabender, sondern ein sehr reicher Mann, genoß hohes Ansehen in der Stadt und war die Herzlichkeit selbst gegen den Neffen, dem er seine nicht uninteressanten Lebensschicksale mit der breiten Behaglichkeit des Alters erzählte. Mit einem Worte, der Bärenwirth hatte Recht, es war ein fetter Bissen.

Als Meister Link nach sechs Wochen wieder heimgekehrt war, sagten die Bretzinger nicht ohne Grund, er sei um einen ganzen Kopf größer geworden. Der Mann hatte jetzt eine noch stattlichere Haltung als vordem. Meister Link war, was man in der alten Zeit einen ehrenfesten Bürger nannte. Sein Handwerk, das er gründlich verstand, hatte einen goldenen Boden. Der goldene Boden des Handwerks, hatte ihm schon sein einstiger hochverehrter Lehrmeister eingeprägt, ist der Fleiß, die Tüchtigkeit und Ehrlichkeit des Meisters. Ruht es auf diesem Boden, dann ruht es auf Goldgrund und macht seinen Mann glücklich, auch wenn es ihm keine Goldstücke und selbst wenig Silberthaler einträgt; zwanzig Groschen geben einen Gulden und sechzig Kupferkreuzer auch. Nach dieser einfachen Betriebs- und Geschäftsregel hatte auch Link bis dahin gearbeitet und sich wohl dabei befunden. Er hatte noch jederzeit ein übriges Geld im Hause gehabt, konnte sich auch jedes Jahr ein größeres oder kleineres Grundstück anschaffen und daß auch seine Mitbürger etwas auf ihn hielten, hatte sich bei der jüngsten Stadtrathswahl gezeigt, bei welcher ihm einer der von ihm selbst gepolsterten Stühle im Rathhaussaale als Sitz zugefallen war. „Sattler Links haben viel Glück", sagten die Leute in Bretzingen, nicht ohne stillen Neid. „Es hat ihnen nichts gefehlt; es wäre mancher froh, wenn er das gute Geschäft hätte, und nun auch noch der reiche Onkel in Oesterreich!" Und dem guten Meister Link selbst schien es so, als ob er viel Glück habe und das Glück stieg ihm, aber noch mehr seinen Leuten in den Kopf. Seine Frau war die gute

*) Aus der „Palatina", Beiblatt zur Pfälzer Ztg.

Stunde selber, wie sie eigenhändig versicherte; aber ein wenig stolz nach ihrer Art war sie schon früher. Denn warum? Ihr Großvater war hochgräflich Leiningischer Kammerdiener gewesen und da kann es Niemand wundern, daß sie mehr Lebensart hatte, als die andern Leute in dem guten Bretzingen. So fand denn die Erbschaft einen recht empfänglichen Boden bei ihr vor. Am meisten sympathisirte mit ihr Michael, ihr einziger Sohn, gewöhnlich französisch „Mischel" gerufen, seinem Pathen, dem alten Napoleonsveteran im Bären, zulieb. Er hatte beim Vater die Lehrjahre bestanden und war ein gewilliger Bursche, auch nicht unanstellig, wie sein Vater meinte; aber die jungen Leute, klagte er dabei, seien so fahrig, blieben nicht bei der Sache und hätten zu viel Augen im Kopf. Das hätte man seiner Zeit noch anders gehabt; da sei eine gar scharfe Zucht bei seinem Meister gewesen. Jetzt aber dürfe man bald keinen mehr hart anreden, ohne von der ganzen Familie als wahrer Tyrann in den Bann gethan zu werden. Der junge Mischel sollte nun auf die Wanderschaft und der Vater war stolz darauf. Mit ernster Freundlichkeit setzte er dem Sohne auseinander, er solle seine Wanderschaft ja tüchtig ausnützen; denn nur der sei ein Meister, der sein Handwerk aus dem Grund verstehe und dem nichts darin vorkomme, dessen er nicht Meister sei; das könne man aber nur draußen lernen durch Uebung und Vergleichung der mannigfaltigen Handwerksweisen. Der Mutter war's anders zu Sinn; ihr war der Michel noch gar zu jung und sie redete darum eine von der väterlichen sehr verschiedene Sprache. „Du, Mischel", sagte sie zu ihm, „ich meine, Du solltest nicht so weit weggehen; Du siehst, der Vater fängt an zu altern und ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich neulich erschrocken bin, als ich inne ward, wie er aus den Kleidern gefallen ist. Ich weiß nicht, wo ich meine Augen hatte; aber er ist seit letztem Winter, wo er die Lungenkrankheit gehabt hat, nicht mehr wie sonst. Du weißt ja, daß er sich bisweilen klagte, was er sonst nie gethan hat, und es ist mir auch schon aufgefallen, daß er jetzt öfter in die Kirche geht, als früher. Denke Dir, wenn's da nicht gut ginge und Du weit weg wärst. Halte Dich in der Nähe." Der Sohn meinte freilich: „Ja, Mutter, aber ihr hört doch, wie mir's der Vater streng auf die Seele bindet, und mit des Vaters Unwohlsein kann's doch nicht gar so schlimm sein; denn er schafft noch immer für zwei und ich kann ihm nie genug thun." Die Mutter erwiderte: „Vielleicht bilde ich mir's auch nur ein; allein wozu brauchst Du denn auch so weit fort zu gehen? Mein Großvater selig, der auch oft mit dem Herrn Grafen reisen mußte, sagte immer: Es ist halt draußen nicht wie daheim. Und wenn Du auch nicht das Alles so aus dem Grund gesehen hast, den Bretzingern kannst Du schon noch ihre Sättel und Polster machen; und Du hast's ja nicht so nöthig; Du kannst's machen; der alte Onkel Baltin ist auch ein goldener Boden." Mischel, der nicht gerne harte Bretter bohrte, fand es bequem, der Stimme seiner Mutter zu gehorchen. Und sie schien Recht zu behalten, die gute Mutter. Denn wirklich legte der nächste Winter den Meister Link daheim auf sein Sterbebett. Seine Krankheit repetirte und der noch in guten Jahren stehende kräftige Mann war in Kürze eine Beute des Todes und hatte kaum noch Zeit, sich zu besinnen, wie viel es auch da werth ist, einen Hinterhalt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Am fünfzigsten Jahrestage von Napoleon I. Hinscheiden*).

Am 5. Mai 1871 waren es fünfzig Jahre, daß Napoleon I. auf der Insel St. Helena starb. Die „allg. Ztg." vom Jahr 1821 meldete dieses Ereigniß zuerst in ihrer Nummer vom — 12. Juli (Nr. 193) unter der Rubrik „Großbritannien" mit folgender lakonischen Notiz, der einzigen unter der Ueberschrift des englischen Artikels:

„Zuverlässigen Nachrichten zufolge ist Napoleon am 5. Mai Abends an einem Magenkrebs und Verhärtung des Pylorus, nachdem er zwei Tage zuvor besinnungslos zugebracht, gestorben."

In der nächsten Nummer fügte die „allgemeine Ztg." (also d. d. 13. Juli) am Schluß ihres englischen Artikels noch folgende Einzelheiten hinzu:

„Der „Courier" vom 4. Juli, welchen man durch außerordentliche Gelegenheit in Deutschland erhalten, schreibt: „„Bonaparte ist nicht mehr. Er starb am Sonnabend, den 5. Mai (nicht, wie in den ersten Abdrücken der gestrigen „allg. Ztg." gesagt wurde, am 15. Mai), Abends um 6 Uhr in Folge einer abzehrenden Krankheit, welche ihn seit länger denn sechs Wochen im Bette hielt. Er begehrte, daß man nach seinem Tode seinen Körper öffnen solle, weil er an der nämlichen Krankheit wie sein Vater, an einem Krebs im Magen, zu sterben glaubte. Wirklich fand man bei der Oeffnung, daß sich in diesem Organ ein Krebs gebildet hatte. Er behielt bis auf den letzten Tag seine Besinnung und starb ohne Schmerzen.""

Dieselbe Nummer bemerkt unter der Rubrik „Frankreich":

„Die Pariser Zeitungen vom 6. Juli erwähnen Bonaparte's Ableben noch nicht. Indessen erhalten wir nachstehenden Brief: ** Paris, 6. Juli. Durch eine gestern hier angekommene telegraphische Depesche*) erfuhr man, daß Napoleon am 5. Mai auf St. Helena gestorben ist. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten kündete es am nämlichen Abend in seinem gesellschaftlichen Circel den Mitgliedern des diplomatischen Corps an. Man erwartet heute nähere Nachrichten über dieses wichtige Ereigniß durch Depeschen des Herrn v. Caraman, ersten französischen Botschaftssecretärs zu London."

Weiterhin lesen wir unter der Ueberschrift „Deutschland":

„* Vom Rhein, 9. Juli. Französische Couriere eilten mit der Nachricht von Napoleons Tode bei uns durch. Die, welche ihn einst vergötterten, und die, welche unablässig bemüht waren, alle Schmach auf seinen Namen zu häufen, mögen nun an seinem Grabe ihren Wahn ablegen und zu ahnden anfangen, daß Erscheinungen wie diese nicht aus den beschränkten Momenten der Gegenwart begriffen und beurtheilt werden können. Sie sind zu tief begründet im planmäßigen Zusammenhang der Weltereignisse, und wer könnte läugnen, daß Napoleons Dasein noch mit tausend unsichtbaren Fäden an die Zukunft geknüpft sei? Hierin eben bewährt sich die große Lehre: daß es nicht der Mensch allein ist, der die Weltgeschichte macht. Wäre übrigens auch bloß die Rede von Napoleons Persönlichkeit, so sollte man sich wenigstens — zu bescheiden wissen."

In der nächsten Nummer der „allg. Ztg." folgen Auszüge aus den Pariser Blättern vom 7. Juli, die zunächst den Artikel des englischen „Courier" übersetzen, dann gleichlautend ein Schreiben aus St. Helena vom 7. Mai im wesentlichen mittheilen. Man erfährt daraus zugleich den Namen des Regierungscouriers, welcher die Nachricht nach London zu überbringen hatte. Es war Capitän Crokat vom 20. Regiment. Dieser Officier hatte den Dienst bei Napoleon, als derselbe verschied. Er ging an Bord Ihrer Majestät Schaluppe „Heron" nach England in See. (Hudson Lowe's Bericht in Nr. 202 der „allg. Ztg." vom 21. Juli.) Hieran schließt sich nachstehender Pariser Originalbrief:

„* Paris, 7. Juli. Durch einen außerordentlichen Courier wurde gestern die Nachricht von Bonaparte's Tod officiell bestätigt. Der Courier, ein englischer Officier, übergab seine Depeschen dem Botschafter seiner Nation, der dieselben sogleich unserm Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sowie den Gesandten der andern Mächte mittheilte. Die meisten derselben schickten augenblicklich Couriere an ihre Höfe ab. Man kann denken, welche große Sensation diese Nachricht hier bei Jedermann erregte. Sie wird zuverlässig zur Befestigung der Ruhe wesentlich beitragen und einer gewissen Partei den Hauptvorwand nehmen, dessen sie sich nur zu häufig bediente, um zu strengen Maßregeln aufzufordern. Diese Partei ist auf's neue mit dem Ministerium in hohem Grade gespannt. . . ."

Der Artikel „Deutschland" derselben Nummer eröffnet gleichfalls mit Notizen über Napoleons Tod, und man ersieht u. A. daraus, daß die Nachricht von Bonaparte's Ableben am 11. Juli durch Staffette nach München gelangt war.

Daß die französische Diplomatie das Ereigniß zu würdigen wußte, geht aus folgendem von der „allg. Ztg." weiterhin mitgetheilten Umstand hervor (Nr. 196 vom 15. Juli 1821): „Der französische Botschaftssecretär zu London, Baron Decazes, war selbst mit der doch schon früher durch den Telegraphen bekannt gewordenen Nachricht von Bonaparte's Tode nach Paris gekommen. Er landete am 5. zu Calais."

---

*) Aus der allg. Ztg.

*) Man hat hier an den optischen Telegraphen zu denken! Die Red. d. Losh. Ztg.

In London brachte die Tagespresse die Nachricht in den Nummern vom 4. Juli. „Sun“ und „Globe“ fügen den Notizen des „Courier“ einige Einzelheiten hinzu. „Star“ berichtet über die Art, wie die Kunde von dem Ereigniß nach London kam, folgendes:

„Heute (4. Juli?) Morgens halb 5 Uhr traf Capitän Hendry von der Kriegssloop „Rosario“ von St. Helena bei der Admiralität ein und brachte die Kunde von Bonaparte's Tode. Seitdem ist der Telegraph der Admiralität unaufhörlich in Thätigkeit. ...“ In einer heute Morgens abgehaltenen Versammlung der Directoren der Ostindischen Compagnie unterbrach der Präsident die Rede eines Actionärs, um die eingegangene officielle Nachricht von Bonaparte's Tode mitzutheilen, indem er eine Zuschrift des Gouverneurs Sir Hudson Lowe vom 6. Mai vorlas. Der Gouverneur meldete darin: sein Gefangener sei am 5. Mai Abends um 5 Uhr 50 Minuten gestorben, nachdem er sein Haus in Longwood seit dem 17. März nicht mehr verlassen.“ Der „Star“ setzt mit unanständiger Eilfertigkeit hinzu: „Unsere Regierung erspart dadurch 2—300,000 Pfund Sterl., welche ihr seine Bewachung auf St. Helena kostete.“ In derselben Weise hatte sich in jener Versammlung der Ostindischen Compagnie ein Redner geäußert, war aber derb zur Ordnung gerufen worden. Freilich hatte er geradezu dem Präsidenten zu dieser Nachricht Glück gewünscht! (Allgemeine Ztg. vom 16. Juli.) Der „Statesman“ will ohne Angabe seiner Quelle wissen, Bonaparte's Leichnam werde nach England gebracht werden, um sich über die Identität zu vergewissern.

Napoleons Gebeine erfuhren diese Ruhestörung nicht, sie konnten vielmehr in dem stillen Thal auf St. Helena bis zum 18. October 1840 in schlichter Gruft liegen, an welchem Tage sie laut Beschluß der französischen Deputirtenkammer unter dem Ministerium Thiers durch die französische Fregatte „Belle Poule“, Capitän Prinz Joinville, weggeführt wurden, um über Cherbourg nach Paris in den Dom der Invaliden geschafft zu werden.

Wie wirkte nun die Nachricht von Bonaparte's Ableben auf die Londoner Haute-Finance? Der „englische Courier“ vom 5. Juli (allg. Ztg. vom 16. Juli) meldete, daß diese Nachricht die Fonds um — ein halb Procent gehoben habe, und daß man vermuthe, dieß werde auch in Paris, und zwar noch mehr, der Fall sein!

Die englischen Blätter vom 7. Juli bringen ein an die Regierung gelangtes Schreiben aus St. Helena, d. d. 7. Mai, das den Sectionsbefund mittheilt und die mit den höchsten militärischen Ehren bevorstehende Bestattung der Leiche meldet. Dieß hinderte die Londoner Publicistik nicht, an dem Gerüchte festzuhalten, daß die Leiche nach Europa geschafft werden solle, um so mehr als die Officiere des 84. Infanterieregiments, das aus St. Helena auf dem „Dromedar“ in Plymouth ankam, um sich unverzüglich zur Krönung nach London zu begeben, jene Nachricht bestätigen zu können versicherten.

Zwei Tage später bringen Londoner Blätter die Einzelheiten von Napoleons Bestattung, an welcher 3000 Mann englischer und Colonial-Truppen theilnahmen, die Dragoner, das Freiwilligencorps von St. Helena, das Regiment von St. Helena, die Artillerie von dort, das 66. Regiment, die Marinesoldaten, das 20. Regiment und die königl. Artillerie. Vier Musikchöre spielten während des Zuges, drei Salven, jede von 11 Schüssen aus 32-Pfündern und 25 Schüsse vom Admiralschiffe „Vigo“ begleiteten die Einsenkung in die Gruft des „gesunden Thales“.

Was London am 4. Juli, Paris am 5. Juli, München am 11. Juli durch den optischen Telegraphen oder durch diplomatische Eilboten erfuhr, das Ende des Mannes, der Europa so lang in Aufregung erhalten hatte, das Publicum in Wien sollte es am 13. Juli, und zwar durch eine bei dem „dort befindlichen jüdischen Banquier Rothschild“ von Paris eingetroffene Staffette mitgetheilt erhalten. Ein Wiener Brief vom 14. Juli in der „allg. Ztg.“ vom 20. Juli meldet dieß mit dem Hinzufügen: „Die Nachricht war sogleich wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt verbreitet und machte viel Aufsehen. Man bemerkt indessen, daß bis jetzt weder bei Hof noch in der Kammer des Herzogs von Reichstadt Trauer für dessen verstorbenen Vater angelegt wurde.“ Erst am 20. Juli erschien der Prinz öffentlich in Trauerkleidern, wie ein Wiener Brief von diesem Tag in der Nummer vom 26. meldet.

Der König von Preußen erhielt die Nachricht unterwegs. Am 3. Juli hatte er zu Düsseldorf Musterung über die 14. Division abgehalten und sich Tags darauf über Aachen nach Spaa begeben. Von Spaa traf er am 9. Juli in Wesel ein (allg. Ztg. vom 19. Juli). Erst am 17. ward er in Potsdam zurückerwartet, wie der Berliner Brief vom 14. in der „allg. Ztg.“ vom 20. meldet. „Kaum war“, fährt der Correspondent fort, „die bei dem hiesigen französischen Gesandten eingegangene officielle Nachricht von Napoleons Tode dem hiesigen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten mitgetheilt, so wurde von letzterem sofort ein Feldjäger damit als Courier Sr. Maj. dem König entgegen gesandt.“

Im ganzen machte die Nachricht von Napoleons Ende kaum sechs Jahre nach dessen Sturz in der damaligen europäischen Presse keinen großen Eindruck. Die Ereignisse im Orient, der Beginn des griechischen Freiheitskampfes, die Revolutionen in Neapel und Piemont, die Congresse von Troppau und ihre Folgen, der Proceß vor den Pairs in Paris über die Verschwörung vom 19. August, die Krönung des Königs von England, die Reclamation der Königin-Gemahlin, gleichzeitig mit gekrönt zu werden — ein Anspruch, der vom geheimen Rath einfach als rechtlich nicht begründet zurückgewiesen ward, die Dinge in Brasilien, in Schweden und Norwegen, die dortigen Mißhelligkeiten zwischen König und Norweger Storthing und eine Menge anderer Interessen scheinen die Theilnahme abgelenkt zu haben, so daß die „allg. Ztg.“ es nicht einmal für nöthig erachtet, einen Leitartikel über das in Frage stehende Ereigniß zu bringen, sondern sich begnügt, in ihrer Nummer vom 22. Juli, Beilage, einige Betrachtungen über Napoleons Tod aus der „Mainzer Zeitung“ abzudrucken und höchstens noch (Nummer vom 25. Juli) von einem deutschen Reisenden sich unterm 12. Juli einiges über den tiefen Eindruck der Nachricht auf das Pariser Publicum schreiben läßt.

Es liegt auch darin eine nicht ungerechte Bestätigung des weltgerichtlichen Spruchs: Sic transit gloria mundi.

Die Gräber vor Metz.

Metz, 30. April.

Die gegen Ende vorigen Jahres eingesetzte außerordentliche Gesundheits-Commission hat ihre Arbeiten zum großen Theil vollendet. Die Gefahren, welche durch die Anhäufung von 25.000 Menschenleichen, in einem Umkreis um die Stadt Metz, dessen Radius kaum 14 Kilometer — 2 deutsche Meilen — groß ist, hinsichtlich des Auftretens epidemischer Krankheiten drohen mußten, sind durch die vereinten energischen Maßregeln der deutschen Militär- und Civilbehörden beseitigt. Die in und um Metz belegenen Lagerplätze der Bazaine'schen Armee sind nach erfolgter Umpflügung mit Saaten bestellt, welche bei den hier durchschnittlich günstigen Witterungsverhältnissen bereits aufgelaufen sind und bald in Halm geschossen sein werden. Ein Theil des Festungsterrains, welches — parkartig angelegt — von der belagerten Armee rücksichtslos zerstört war, ist unter Hinzuziehung von Forstbeamten mit jungen, sorgfältig ausgewählten Bäumen bepflanzt worden, deren frisches üppiges Grün zur Zeit schon der Luft die Miasmen entzieht. Wo Pferdecadaver freilagen, sind sie mit chemischen Stoffen verbrannt worden, wo solche in Gruben unzureichend verscharrt waren, sind sie durch die wirksamsten Desinfectionsmittel unschädlich gemacht und durch hinlängliche Erdschüttung der Atmosphäre für immer entzogen worden. Die Behandlung der meistentheils unzulänglich begrabenen menschlichen Leichen auf den großen Schlachtfeldern des 14., 16. und 18. August vor. Js. hat selbstverständlich mit all der Pietät stattgefunden, die das Vaterland seinen Angehörigen — den trauernd Hinterbliebenen, wie den Gefallenen — in echt christlich germanischer Gesinnung schuldet. Nach erfolgter Desinfection sind diese Gräber in ordnungsmäßig erkennbare Form gebracht, und so mit Erde aufgeschüttet worden, daß ein Entweichen von Gasen nicht mehr zu befürchten ist. Wo irgend thunlich sind die Stätten mit Rasen belegt oder mit Feldsteinen eingefaßt, sowie mit hölzernen Einfriedigungen versehen worden. In allen denjenigen Fällen, in welchen die Ausgrabung der Leichen nothwendig geworden, ist dieselbe mit allen Vorsichtsmaßregeln gegen etwaige Verstümmelung erfolgt, und nachher sind solche Gruben desinficirt worden. Ein

Verbrennen der Leichen, wie solches bei Sedan geschehen, hat, ungeachtet entgegenstehender anderweitiger Behauptungen, nicht stattgefunden. Da eine genügende Anzahl zuverlässiger französischer Civilarbeiter nicht zu erhalten war, haben deutsche Soldaten die letzte Ehrenpflicht erfüllt. Es wurden zu diesem Behuf vier Compagnien des hier stationirten Pionier-Bataillons unter Führung ihrer Offiziere commandirt, welche mit der dem deutschen Soldaten eigenen Opferwilligkeit diese schwierige und theilweise gefahrvolle Arbeit unverdrossen ausgeführt haben. Wenn vielfach der Wunsch laut geworden, die Leichen nach Deutschland überzuführen, so muß constatirt werden, daß solches unthunlich ist. Eine Ausgrabung von Leichen aus einem Massengrabe ist selbstverständlich unstatthaft, weil eine Verletzung anderer Körper dabei nicht zu vermeiden ist. Die Verwesung ist außerdem bereits so weit vorgeschritten, daß ein Erkennen, sei es des Antlitzes oder des Haares ꝛc., unmöglich geworden ist. Hinsichtlich des Eigenthumserwerbs von Gräbern der Gefallenen ist zu bemerken, daß eine Expropriation nur bei größeren Massengräbern, wie z. B. das des 1. und 3. Garde-Regiments zu Fuß, bei St. Marie aux Chênes thunlich erscheint, wohingegen bei den vielen kleinen Gräbern ein Ankauf anzurathen ist. Um endlich bleibende Denkmäler zu errichten, so ist eine Vereinbarung der Familienangehörigen mit den bezüglichen Truppenabtheilungen diejenige Lösung, welche wegen ihrer Gemeinschaftlichkeit vorzugsweise zu empfehlen ist. (D. R.-A.)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 21 Den 21. Mai: Constantin.

Verarmt durch reiche Erbschaft.

Der Wirklichkeit nacherzählt von Stillfried Pilgram.

(Fortsetzung.)

Der Sohn kehrte heim. Er war erst gar kurz fortgewesen und hätte schon Manches von der Uebung brauchen können, die ihm sein Vater anbefohlen hatte. Aber der Mutter-Wunsch stimmte mit seiner eigenen Neigung zusammen, es genug sein zu lassen, daheim zu bleiben und sich zu setzen, wie man von dem sagt, der als Meister sein eigenes Geschäft beginnt. Und er hatte sich gut setzen; er brauchte sich nur in seines Vaters Geschäft zu setzen. Das that er denn auch, wie er sich und andern einredete, seiner Mutter zu lieb. Die legte ihm dar, daß sie sich nicht mit Gesellen herumschlagen könne, die heutzutage immer nichtsnutziger würden; gäbe man aber das Geschäft auf, so verlöre sich die schöne Kundschaft und der Reibsack, der Sattler Spahn droben neben dem Schafwirth, werde in's Fäustchen lachen. Mischel fing an zu meistern. Ist ja bei uns zu Land Gewerbefreiheit und kann sich jeder setzen, wann und wo er will; bezahlt er nur sein Patent, geht's Niemand weiter an.

Es ist ohne Frage eine schöne Sache um die Gewerbefreiheit und ich bin selbst für dieselbe. Aber sie hat, wie alles in der Welt, auch ihre Schattenseiten. Man merkt diese weniger in den größeren Städten, wo die stärkere Concurrenz einen ausgleichenden Einfluß übt, als in kleinern Städten und auf dem Lande. „Hüte dich aus Leibeskräften vor den Halbstudirten“, pflegte meine alte Großtante zu sagen, wie ich als Kind von ihrer Lebensweisheit profitiren durfte. Ich muß oft an das Wort denken, wenn ich so manche halbschlächtige junge Leute sehe, die ihre Sache nicht gelernt haben; sie wissen wohl mehr davon als andere Leute; aber daß sie Meister in ihrem Fach seien, dazu fehlt viel. Sie bringen's auch zu nichts Rechtem für sich selbst. Nur solides Wissen und Können gibt einem Mann auch einen soliden Character; alle Oberflächlichkeit wirkt zersetzend auf das moralische Wesen des Menschen. Je leichter sie sich setzen, desto weniger gesetzte Männer findet man. Deßhalb bleiben sie auch nicht gerne bei der Stange und bei dem Leisten, wie ich jüngst erst von einem Schuhmacher hörte, der nebenher einen Viehhandel anfing. Wie sie aber ihren Kunden zur Plage sind, das weiß der, welcher die Ehre hat. In der Theorie nimmt sich's freilich ganz hübsch aus, daß ja die freie Concurrenz ein Schutz für das Publikum sei gegen schlechte oder vertheuerte Arbeit. Wie aber, wenn in loco keine Concurrenz ist oder wenn Rücksichten verschiedenster Art, verwandtliche, nachbarliche, geschäftliche, Rücksichten des Mitleids oder der Eile dich hindern, von deiner Freiheit in Benutzung der Concurrenz Gebrauch zu machen, zu deutsch, den halbstudirten Meister bei Seite zu lassen und den wirklichen Meister aufzusuchen oder wie das Sprichwort sagt vom Schmiedchen zum Schmied zu gehen? Soll man darum die Gewerbefreiheit aufheben? Nein, so ist's nicht gemeint. Der neue Wein taugt nicht in die alten Schläuche. Aber die Leute vom Handwerk sollten selbst an den Schaden Hand anlegen und durch freie Genossenschaften, die ja gewiß etwas Modernes sind, den Sinn und Geist des Handwerks heben und eine rechte Zucht und Sitte auf die Beine bringen, so daß es einem solchen „Halbstudirten“ durch die gute Sitte verwehrt wird, was ihm gesetzlich erlaubt ist, nämlich zu meistern, ohne das Meistern zu verstehen. Das würde nicht blos den Kunden zu gut kommen, sondern auch dem Handwerk, welchem es ohnehin immer schwerer wird, gegenüber den monarchischen Großmächten der Industrie ihre kleinstaatlichen Republiken zu erhalten. Solche Handwerksgenossenschaften sind denn auch hie und da schon ins Leben getreten.

Doch ich kehre nach dieser Abschweifung zu meiner Geschichte zurück. Mischel setzte sich. Er war nicht auf den Kopf gefallen und hätte, wie schon so Mancher in ähnlichen Fällen, durch eigene fortgesetzte Uebung, etwa auch bei erfahrenen Gesellen noch Manches einholen können. Aber dazu hatte er in sich selbst wenig Antrieb. Hatte ja schon sein Vater über die fahrigen Kerle geklagt, den Plural gebrauchend, um sich über seinen Singular daheim doch einigermaßen zu trösten. Und was den und jenen dazu treibt, die Noth oder die Erkenntniß, daß ohne solche Tüchtigkeit nie an ein ordentliches Fortkommen zu denken sei, das fiel ohnehin weg bei Herrn Mischel, wie er sich schon gern nennen hörte. Denn wofür hat man einen Hinterhalt, wenn man arbeiten soll wie so ein armer Schlucker von Gesellen? Wofür wäre der reiche Onkel in Graz? Dem schrieb er nach seiner Geschäftseröffnung einen prächtigen Brief (er selbst characterisirte ihn so und da mußte es ja wohl so sein). Der Onkel antwortete darauf in einem Brief, den bald das halbe Landstädtchen kannte — er wurde in mehr als einem Hause gelesen — und sehr rührend fand von wegen der väterlichen Ermahnungen des alten Onkels und wie er sich so ernstlich darum bekümmere, ob der Neffe sein Geschäft denn auch recht verstehe. Noch schöner erschien unserm jungen Meister der übrige Inhalt: einige Banknoten, die trotz ihres leichten Papiers schwer genug ins Gewicht fielen.

„Die Links haben doch Glück!“ hieß es vor zwei Jahren, als die Botschaft aus Graz gekommen war. Jetzt hätten die Bretzinger wieder so sagen können und zwar mit mehr Recht. Aber sie sagten es nicht, ja Einige schüttelten den Kopf. Es gefiel nämlich Herrn Mischel Link zu heirathen. Nun das kam in Bretzingen öfter vor, daß Einer sich verheirathete, war also nichts Besonderes. Desto mehr nahm Mischel's Wahl die Leute Wunder. Sie fiel auf Elisabeth, die älteste Tochter des Färbers Hauck. War nicht viel von ihr zu sagen nach der Leute Meinung. Sie war nicht schön und nicht häßlich, nicht gescheit und nicht dumm, nicht reich, nicht arm. Wie gesagt, so redeten die Leute. Ihre Urtheile sind aber gewöhnlich leicht fertig. Bei all ihrer Anspruchlosigkeit in Wesen und Erscheinung war Elisabeth eine rechte Perle von einem Mädchen, treu und tüchtig bis in den Kern hinein und was das Beste, sie wußte es selbst nicht. Wenn Herr Mischel das große Loos gewonnen oder auch zwei bis drei reiche Onkels aufgestöbert hätte, er würde kein so großes Glück gefunden haben und übel genug, er wußte es selbst nicht. Zwar kannte er seine Lisbeth nicht erst seit heute. Sie waren ja Nachbarskinder, kannten sich von der Schule her und hatten miteinander gespielt. Mischel hatte die stille Lisbeth mit ihren freundlichen Augen und ihrem sinnigen Wesen lange im Herzen getragen, bevor es ihm selbst klar wurde, daß er sie lieb habe. Es war eine, ich möchte sagen, angewachsene Liebe, anders wie jene, die den Liebenden gleichsam anfliegt und ihn im Sturm überkommt, welch letztere oft farbenreicher und duftiger aufblüht, auch ungestümer in die Höhe treibt, aber selten so gründliche Lebenswurzeln hat, wie die erstere. Als unser Held von seiner Wanderschaft heimkehrte, war ihm und seinem kecken Lebensmuth die stille Lisbeth fast zu still gewesen. Aber er konnte es doch nicht lassen, ihr immer wieder in die Augen zu sehen, die eine eigene Gewalt über ihn übten. So freite er denn um sie. Ganz Bretzingen wunderte sich darüber, fast noch mehr aber, als verlautete, daß die Lisbeth noch gar „Sperranzen“ mache und nicht recht wolle. „Ja, ja, sie hatte immer einen hoffärtigen Kopf, als sollte man Wunders meinen, wer Haucks Lisbeth sei; die sollte mit zwei Händen zugreifen; ein Prinz wird schwerlich um sie freien und Kinder sind noch genug bei ihrer Mutter daheim.“ Elisabeth aber sagte zu Mischel: „Sieh', ich hätte dich, glaube ich,

lieber gewonnen, wenn du den reichen Onkel nicht hättest. Es kommt mir so vor, als passe ich nicht zu dir.“ „Närrchen, das du bist“, sagte Mischel lachend; „da gäb's manches Mädel in Bretzingen, das mich gerade deßhalb zweimal nehmen würde, weil ich den Onkel habe, und du willst nicht!“ Daß ich's kurz mache, Elisabeth ließ sich erbitten, wie man etwas spöttisch sich ausdrückte. Sie ward Meistersfrau und ward ihres Mannes guter Engel. Sie war eine von jenen Frauen, die ich, wenn der Vergleich nicht ein wenig ins Derbe fiele, gerne mit einem tiefen Pumpbrunnen vergleichen möchte. Man muß lange pumpen, bis man etwas heraufbringt; aber was dann kommt, ist auch um so köstlicher für Gesunde und Kranke und besonders werthvoll in der Hitze des Sommers, wenn die andern Brunnen versiegen oder ihr Wasser leck wird. So muß es auch bei diesen Frauen schon scharf daran gehen, durch Noth oder ernste Liebespflicht, bis sich der ganze Reichthum an Tüchtigkeit und Treue herausgibt, der in ihnen beschlossen ist. Andere haben's anders. Die gleichen den Röhrbrunnen, an denen es immer fließt, oder jenen Pumpbrunnen, bei denen man die Hand nicht an den Schwengel legen darf, ohne befürchten zu müssen, daß Wasser hervorstürzt. Das sind die handfertigen Frauen und Männer, recht gut zu gebrauchen für das alltägliche Leben.

Frau Elisabeth hatte weder eine besondere Bildung, noch etwa schon eine große Lebenserfahrung. Aber ihr treues Gemüth, ihr ruhiger klarer Verstand, ihre Selbstlosigkeit im Dienste Anderer, worin sie sich von früher Jugend an im väterlichen Hause als die älteste einer großen Geschwisterschaar und als Gehilfin ihrer schwächlichen Mutter geübt hatte, zeigten ihr Manches, was bisweilen Leute von hoher Bildung und reicher Lebens-Erfahrung übersehen, wofür sie keinen Blick haben. So hatte sie mehr ein bestimmtes Gefühl, als eine klare Erkenntniß davon, daß es ihrem Mann besser wäre, wenn er den reichen Onkel nicht hätte. „Meinst du nicht, Mischel,“ sagte sie einmal zu ihm, „es wäre am besten, wir thun, als ob's gar keinen Onkel gäbe? Es könnte am Ende doch fehlschlagen mit ihm.“ „Ach, das verstehst du nicht,“ sagte er, weitere unbequeme Erörterungen kurz abwehrend.

Hatte er doch auch in der Zeit viel anderes zu thun. Das Haus, welches er von seinem Vater geerbt und in welchem sein Geschlecht seit mehreren Generationen gehaust hatte, war ein gutgebautes und nicht ungeräumiges Haus. Aber es war nach der alten Mode gebaut und Mischel behauptete, man müsse das Geschäft heutzutage in einem andern Styl betreiben, wenn etwas dabei herauskommen sollte, und schon das Haus müsse eine Empfehlung für den Mann sein. Somit wurde beschlossen, das Haus abzureißen und neu zu bauen. Seiner Mutter war das ganz recht und sie freute sich wie ein Kind auf das neue Haus, während Elisabeth davor graute. Wer seinen Plan gleichfalls billigte, war sein Pathe, der Bärenwirth. Unter seinen Sprüchwörtern, die er wie kleine Münze in der Hosentasche für's Geschäft bei sich führte, hatte er auch das bekannte von den Narren, die da bauen, und den gescheidten Leuten, welche kaufen. Aber er gab dießmal sein Sprüchwort nicht heraus, vermuthlich einem andern Sprüchwort zu lieb: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.“ Denn der hätte ihm schnöde Unrecht gethan, welcher der Meinung gewesen wäre, als ob der Bärenwirth seine speciellen Nebengedanken dabei gehabt hätte. Im Gegentheil, man hörte ihn später oft klagen, daß er nur Schaden gehabt an den Arbeitsleuten des Sattlers, die zwar in seiner Wirthschaft viel gegessen und getrunken hätten, aber so leicht der Schoppen in ihre Kehlen hinabfließe, so schwer ginge das Sechskreuzerstück aus ihrem Hosensack. Ich habe jedoch alles Vertrauen zu der alten practischen Erfahrung des Herrn Wetzler, daß er für diesen Fall schon seine Präventivmaßregeln getroffen hat. Es soll namentlich „doppelte Buchführung“ ein probates Mittel sein, um einen ehrlichen Geschäftsmann vor dem sicheren Bankerott zu behüten. Freilich, wenn man ihn hörte, so hatte er es nur dem Mischel zu lieb gethan, daß er den Maurern und Zimmerleuten Essen und Trinken gab. Der Bau wurde in Angriff genommen. Unser Mischel hatte ein artiges Sümmchen im Schrank, Erspartes von seinem Vater. Aber das wollte doch lange nicht reichen. Sich gradaus an seinen Onkel um einen Zuschuß wenden, mochte er nicht, weniger aus Zartgefühl als aus Furcht, dem alten Mann unangenehm zu sein. Aber einen schönen Brief schrieb er ihm und vermeldete seine Baupläne, deutete auch an, daß er nicht gerade überflüssig mit Geld bestellt sei; aber ein Luxus wäre der Bau nicht, man müsse mit seiner Zeit fortschreiten und bei einem Geschäftsmann sei Stillstand Rückgang — und was dergleichen treffliche Worte mehr waren, wie er sie im Bären dem Greffier oder Gemeindeschreiber glücklich abgelernt hatte. Er dachte, der Brief werde dem Onkel schon den Verstand machen. Aber es kam eine inhaltsleere Antwort, ein Brief, in welchem der Onkel seine Freude aussprach, daß des Großneffen Geschäft sich in so blühenden Umständen zu befinden scheine, auch einige weise Rathschläge über Bau und Einrichtung eines neuen Hauses, dem aber keine Banknoten oder Dukaten beigefügt, auch nicht in Aussicht gestellt waren. Das war ein wenig Enttäuschung. Aber was machen? Es war schon alles accordirt und der Bau mußte vorwärts. Dem Mischel blieb nichts übrig, als Geld zu leihen und weil er gar zu ungern den Namen hatte, ging er an den alten Itzik, einen verschwiegenen und schlauen Sohn Abrahams, der ihm denn auch bereitwillig das Geld lieh, natürlich gegen gute Provision. Das neue Haus war ganz stattlich, so sehr, daß sich bald die Erwägung aufdrängte, die altmodische Mobiliareinrichtung des vorigen Hauses passe nicht recht in das neue, und da der Hut zum Rocke passen muß, wurde auch diese erneut, was freilich wieder ein hübsches Stück Geld kostete.

(Fortsetzung folgt.)

Von der hessischen Division*).

Chaumont (Haute-Marne), 5. Mai.

Bevor wir unsere mehr als sechswöchentlichen Standquartiere in dem Departement der Haute-Marne verließen, konnten wir es uns nicht versagen, Chaumont, der Hauptstadt dieses Departements, einen Besuch abzustatten, zumal wir durch die Eisenbahn Gelegenheit hatten, in sehr kurzer Zeit von unserem Standquartier aus dorthin zu gelangen. So machten wir uns denn am letzten Tage auf den Weg. Obwohl die Eisenbahn sehr früh von Blesme (über St. Dizier und Joinville) ankam, fanden wir doch den ziemlich langen Zug mit Reisenden angefüllt, Franzosen und Deutsche bunt durcheinander. Es waren in dem Zuge Personen, welchen es gelungen war, aus Paris zu entkommen, und die nun bei irgend einem Bekannten oder Verwandten in der Provinz gastliche Aufnahme suchten. Außer dem nackten Leben mochten sie wohl wenig gerettet haben. Von den Zuständen in Paris entwarfen sie uns greuelvolle Schilderungen, welche den Beweis lieferten, wie tief der Mensch ohne Religion und Sittlichkeit kommen kann: er sinkt weit unter das Thier herab, wenigstens übertrifft er es an Grausamkeit. Auch viele französische Soldaten waren in dem Zug, meistens aus Deutschland oder der Schweiz zurückkehrende Gefangene. Letztere trugen vielfach das Gepräge körperlich herabgekommener Menschen; man sah es ihnen an, daß in Folge der ungeheueren Strapazen und des enormen Elendes, welches die Armee Bourbaki's erduldet, der Keim unheilbarer Krankheit in ihnen zurückgeblieben war. Wie viele Soldaten, welche die Kugel im Kampfe verschont hat, werden nach der Rückkehr in die Heimath das Opfer einer zehrenden Krankheit werden? Ueberhaupt können die furchtbaren Opfer, welche dieser Krieg an Menschen, sei es direct oder indirect gekostet hat, gar nicht übersehen werden. In allen Gegenden, über welche der Krieg gezogen ist, hat die Sterblichkeit um ein Bedeutendes auch unter der Bevölkerung zugenommen. So erzählte ein neben mir sitzender französischer Geistlicher, daß in der kleinen Diöcese Langres (Haute-Marne) im verflossenen Jahre die Zahl der verstorbenen Geistlichen 40 betrug, während sich sonst die jährliche Durchschnittszahl auf 12, höchstens 15 Geistliche berechnet. Dieß nur ein Beispiel; es läßt sich auf alle Lebensstellungen wie Altersstufen mehr oder weniger anwenden. Die sonstigen Mitfahrenden bestanden aus Deutschen, Soldaten wie Civilpersonen, und zwar aus allen Gegenden Deutschlands. Obwohl die französischen Eisenbahnen durch ihre Schnelligkeit im Fahren bekannt sind, so war dieß jetzt nicht der Fall, vielmehr ging es ziemlich langsam. Von Joinville bis Chaumont fährt die Eisenbahn längs der Marne; da diese aber sehr viele Krümmungen hat, so war man genöthigt, dieselbe an vielen Stellen zu überbrücken,

*) Aus dem Mainzer Journal.

Ein Theil dieser Brücken wurde nun von den Franzosen beim Vormarsch der Deutschen gesprengt und ist jetzt nur nothdürftig wiederhergestellt, so daß die Eisenbahn genöthigt ist, mit äußerster Vorsicht zu fahren. Nachdem wir den großen Tunnel bei Froncles passirt und durch das liebliche Marnethal bei Vignory gekommen waren, ging es über den herrlichen Viaduct nach Chaumont. Dieser Viaduct ist wohl mit das Großartigste, was in dieser Art auf der Welt existirt. Derselbe verbindet zwei circa 200 rheinische Fuß hohe Berge, welche sich vor Chaumont erheben und ein tiefes Thal bilden; er ist ½ Kilometer lang und die mittleren Pfeiler 200 Fuß hoch; zwei Gänge verbinden die einzelnen Pfeiler mit einander und sind für die Spaziergänger geöffnet. Hoch oben läuft die Eisenbahn darüber her, und sieht dieselbe, von dem Thale aus betrachtet, wie ein Kinderspielzeug aus, wie auch umgekehrt, wenn man von der Eisenbahn hinunter in's Thal schaut, einem die dort stehenden prächtigen Häuser nicht größer erscheinen als jene hölzernen, womit bei uns die Kinder sich unterhalten. Der Viaduct wurde vor etwa zehn Jahren mit einem Aufwande von fünf Millionen Francs gebaut. Er gibt Zeugniß von der Größe des menschlichen Geistes, der vor Nichts mehr zurückgeschreckt, ja, der seinen Stolz hinein setzt, den kühnsten Gedanken im Leben auszuführen. Die herrlichen, vielgerühmten Viaducte und Wasserleitungen, wie sie die Römer ausführten, und wie ein solcher jetzt noch bei Ancy (in der Nähe von Ars-sur-Moselle) ziemlich wohl erhalten steht, verschwinden, neben den Viaduct von Chaumont gestellt, vollständig. Chaumont, während des Krieges oft genug der Sammelplatz deutscher Truppen, welche, wie ein auf dem Kirchhof errichtetes Monument bezeugt, auch hier eine Anzahl verstorbener Cameraden (53) zurückließen, ist eine schön gelegene Stadt von 8300 Einwohnern. Der Präfect hat hier hier seinen Sitz, wohnt jedoch noch nicht in der herrlichen Präfectur, diese hat noch der deutsche Commandant (Voigt-Rheetz, General des 10. Armeecorps) inne. Wie in allen französischen Städten und Städtchen, so ziehen sich auch hier um die ganze Stadt prächtige Boulevards, ein beliebter Spazierweg für die deutschen Soldaten, welche jetzt der Stadt ein besonders belebtes Aussehen geben. Im Allgemeinen haben namentlich die Städte seit Beendigung des Krieges einen großen Nutzen von der Anwesenheit der deutschen Soldaten, welche nicht bloß den Gasthäusern viel Geld zu verdienen geben, sondern auch bei den verschiedensten Kaufleuten oft Kleinigkeiten recht theuer bezahlen. Wenn daher die allerdings nicht geringe Belästigung der Einwohner, welche die Quartiere stellen müssen, nicht in Betracht zu ziehen wäre, so könnten die Franzosen nur wünschen, recht lange die deutschen Soldaten in ihren Städten zu beherbergen. Unter den zahlreichen Magazinen und Läden, welche sich in der Hauptstraße zu Chaumont vorfinden, nehmen die Kaufläden für Handschuhe in allen Sorten und Farben die erste Stelle ein. Chaumont ist nämlich berühmt durch seine Handschuhfabrikation, welche einen europäischen Ruf hat; es gehen sogar, wie uns die Kaufleute sagten, große Sendungen bis nach Rußland und Amerika. Ein besonderer Handel wird gegenwärtig mit eigenthümlichen Denkmünzen getrieben, welche in Chaumont geprägt werden, und wovon in verschiedenen Zeitungen die Rede war. Ein, wie es scheint, geschickter Graveur kam auf die Idee, dem auf den gewöhnlichen Zweisousstücken befindlichen Kopf von Napoleon eine deutsche Soldatenmütze aufzusetzen, wodurch derselbe ein höchst komisches Aussehen bekommt. Man findet davon 8 verschiedene Sorten. Auf der Kehrseite des Soustückes ist der Kopf des französischen Adlers in einen Eulenkopf verwandelt. Diese Verunstaltung einer französischen Münze des Kaiserreiches ließe sich noch als unschuldige Spielerei entschuldigen. Nicht so lassen sich aber zwölf andere eigens geprägte Denkmünzen erklären, welche Zeugniß geben von der französischen Frivolität und Undankbarkeit, die bekanntlich stets bereit war, alle Helden der Nation nach ihrem Falle mit Hohn und Spott zu überschütten. Ich will nur einige dieser Münzen beschreiben. Eine Münze trägt auf der einen Seite den Kopf Napoleons mit der preußischen Pickelhaube; auf dem Band um den Hals steht: Sedan, um den Rand der Münze finden sich die Worte: Napoleon III. Le Miserable. 80,000 Prisonniers. Auf der Kehrseite der Münze ist eine Eule auf einer Kanonenröhre sitzend abgebildet, und stehen die Worte: Vampire Français. 2. Dec. 1851. 2. Sept. 1870. Eine andere Münze trägt auf der einen Seite den Kopf Napoleons mit der Umschrift: L. Napoléon Bonap. empereur. 1870. — auf der Kehrseite: Reddition de Sedan 80,000 prisonniers 2. Sept 1870. Honte et infamie à Napoléon III. le bourreau des Français (Schmach und Schande Napoleon III, dem Henker der Franzosen). Eine dritte Münze hat auf der einen Seite das Brustbild Napoleon's wieder mit einer preußischen Pickelhaube und der Umschrift: Napoléon le petit (Napoleon der Kleine), auf der anderen Seite: Empire Français fondé par le crime et tombé dans la honte 2. Déc. 1851. 2. Sept. 1870. (Französisches Kaiserreich, gegründet durch Verbrechen und gefallen in Schande.) Die anderen Münzen beziehen sich auf Marschall Bazaine (Belagerung von Metz), General Trochu (Vertheidigung von Paris), Marschall Mac-Mahon (sein Bild trägt die Aufschrift: courage, bravour, valeur, héroisme, und gilt er somit als der Repräsentant der Soldatentugenden), Leon Gambetta, die französische Republik (sie trägt die Schrift: à la memoire des citoyens morts pour la république), Jeanne d'Arc, kaiserliche Familie, Paris u. s. w. Als wir den Graveur darauf aufmerksam machten, daß er durch seine Münze die Schande Frankreichs nur verewige und jedenfalls strenge Strafe zu fürchten habe, im Falle Napoleon zurückkehre, gab er zur Antwort, daß er dann nach Berlin auswandere, da er mit seiner Kunst überall sich Geld verdienen könne. Zur näheren Besichtigung dieser interessanten Münzen folgen einige hier bei. Auffallender Weise tragen die meisten der Denkmünzen das Wappen der geheimen Gesellschaften und eine Jakobinermütze: die Freimaurerei und Revolution, die beiden Krebsschäden Frankreichs, durch welche es auch so weit heruntergebracht wurde.

„Der deutsche Krieg und Sieg in Frankreich."

* So ist ein Buch betitelt, das soeben in Oppeln über den Krieg von 1870—1871 herausgekommen. Geschrieben hat es der kgl. preußische Consistorial-, Regierungs- und Schulrath Richard Baron. Obwohl Preuße, betont der Verfasser, vorzugsweise den deutsch-nationalen Gedanken! Wir legen übrigens das Hauptverdienst des Buches nicht auf die politische Seite desselben. Wir möchten vor Allem hervorheben, daß das hübsch ausgestattete Büchlein die Geschichte des stets denkwürdigen Krieges in gedrängter Uebersicht und allgemein verständlichem Ausdruck klar und deutlich gibt. Die Ereignisse sind wirklich recht übersichtlich dargelegt. Wenn aber der Verfasser in den Thatsachen „die Offenbarung eines großen, die Weltgeschichte bestimmenden Gottesgedankens zur Anschauung bringen will", nun so müssen wir den Kopf schütteln und sagen: Es kommt eben darauf an, was man unter diesem „Gottesgedanken" versteht! Eine gewaltige Zeit war und ist es, ja, was aber Gott wollte, nun das zu erforschen und darzulegen, das überlassen wir noch einer späteren Geschichtschreibung. Wir begnügen uns mit den Thatsachen und machen uns einstweilen unsere Gedanken für uns! Das Jahr 1866 war der erste Act, das Jahr 1870/71 der zweite Act eines großen Weltdramas; wann der Schlußact kommt, wollen wir erst sehen! Wie gesagt, wenn man Richard Barons Buch mit einiger Unterscheidung zu lesen versteht, so ist es nicht uninteressant wegen der übersichtlichen klaren Schilderung der Ereignisse. Wir Bayern werden freilich nicht übermäßig bedacht, doch immerhin nicht unfreundlich und geringschätzig. Im Vorbeigehen werden Seite 15 die „Ultramontanen in Südbayern" mit den Welfen in Hannover ꝛc., abgerechnet, während die ganze Nation nach dem Vorgange von Ems nur Ein Gedanke bewegte: „Die Stunde Deutschlands ist gekommen und Frankreich ist gerichtet!" Am Schlusse des Buches wird von Deutschland gesagt: „Unter seinem Kaiser geeinigt, in gesicherten Gränzen, bei ungeschwächten Finanzen, durch das Bewußtsein der ihm innewohnenden Kraft und Gesundheit erhoben, steht es da mächtiger, ruhmreicher und freier (!?) als je in den glänzendsten Perioden seiner Geschichte." Der Kenner deutscher Geschichte wird derartige Redensarten zu würdigen wissen!

Ein Maler-Atelier in Salzburg*).

Das „Nemo propheta in patria" scheint dem Großstädter ein überwundener Standpunkt; so ist z. B. Grillparzer von seinem

*) Aus der Salzb. Ztg.

Orte mehr anerkannt worden; als in seiner Vaterstadt Wien; sobald man aber einige Zeit in den kleineren, engeren Verhältnissen einer Provinzstadt lebt, stößt einem die bittere Wahrheit jenes Spruches bei jedem Schritte auf. So ist z. B. der Name Mayburger unter den Landschaftsmalern in ganz Deutschland ein sehr geachteter. Man findet seine Bilder auf den besten Ausstellungen, sie sind von Käufern gesucht, werden sehr gut bezahlt und von der maßgebendsten Kritik warm anerkannt. In Salzburg, der Heimat des trefflichen Künstlers, welche alle Ursache hat, stolz auf denselben zu sein, meint man, müßte dieß Alles noch im höheren Maße der Fall sein. Weit gefehlt. Es gibt keine Stadt in Deutschland, in welcher man so wenig von Mayburger hört und zu sehen bekommt, als jene, in welcher er wohnt und seine prächtigen Landschaften malt. Dem Kunstfreunde bleibt also nichts übrig, als den Maler in seinem Atelier aufzusuchen. Er findet einen Mann in voller Manneskraft mit einem intelligenten energischen Kopfe in dem Genre des französischen Soldaten, wie es ein Horace Vernet malt, wird von demselben auf das herzlichste empfangen und wenn er Glück hat, so trifft er ein und das andere fertige und halbvollendete Bild, und wird für seinen Besuch reichlich belohnt. Ich kam an einem Tage in das Atelier, wo Mayburger eines seiner besten Bilder „Kaiser Karls Thron auf dem Untersberge" eben vollendet hatte und blieb, sofort von der eigenthümlichen Composition gefesselt, vor der Staffelei stehen. Im Vordergrunde baut sich der kühne Fels, dem das Gemälde seinen Namen dankt, majestätisch, schroff und zackig auf, sich von einer tiefen Schlucht düsterer Tannen effektvoll abhebend, links grüßt der Staufen, von Wolken eingehüllt, während sich rechts der herrlichste Blick in die Ebene öffnet, weithin bis zu dem Silberbande der Salzach, den weißen, italisch flachen Häusern Salzburgs und der dasselbe weit überragenden Veste Hohensalzburg.

Wunderbar schön ist die Beleuchtung der Ebene mit den virtuos behandelten apparten Wolkenschatten. Das ganze Bild ist so wahr, ungekünstelt, hochpoetisch und wirkungsvoll zugleich, daß es allein für sich genügen würde, um einem jungen Maler mit einem Male einen bedeutenden Namen zu machen. Zugleich mit diesem prächtigen Bilde sah ich eine schöne Landschaft mit effectvollem Alpenglühen, der „wilde Kaiser bei Kufstein von der Salve aus", eine freundliche „Ansicht des Starhemberger Sees" mit der in letzter Zeit so oft genannten Roseninsel, einen brillant beleuchteten „Dachstein mit dem Hallstätter See". Den größten Eindruck machte mir jedoch nach dem Untersbergbilde ein „Blick vom Gaisberg auf den Watzmann" bei Morgennebel, eine Landschaft, welche alles erfüllt, was wir vom Landschaftsmaler verlangen, welche nicht allein die Natur treu wiedergibt und effektvoll beleuchtet, sondern zugleich jene Stimmung hat, welche die Natur selbst nur bevorzugten Geistern erregt. Dieses höchste Ziel des Landschaftsmalers im Sinne eines Salvator Rosa, Claude Lorrain, Ruysdael hat Mayburger hier erreicht, wie wenig Moderne außer Calame.

Ich schied, um einen bedeutenden Kunstgenuß reicher, von dem trefflichen Maler und seinem schönen Atelier und werde mich jedesmal freuen, wenn ich irgendwo im deutschen Norden, wo Mayburger zu den Lieblingen des Publikums gehört, einem seiner schönen Bilder begegnen werde, welche uns die glänzendsten Stimmungsbilder der österreichischen Alpenwelt geben.

Dr. Sacher Masoch.

* * *

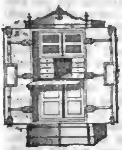
Auf dieses hin bringt die darauf folgende Salzb. Ztg. folgende seltene Erklärung:

Die Salzburger Zeitung vom 8. ds. Mts. brachte in ihrem Feuilleton einen Artikel von Hrn. Dr. Sacher Masoch, in welchem meine künstlerischen Leistungen besprochen wurden.

Ich danke dem Herrn Verfasser für die hohe Idee, die er von meinem Talente hegt; da ich jedoch dieselbe nicht theilen kann, glaube ich, sein überfreundliches Lob höflich, aber entschieden ablehnen zu müssen.

Mayburger.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.





Erdinger Schranne vom 17. Mai 1871.

	Waiz.		Korn.		Gerste		Haber	
Voriger Rest	22		—		—		3	
Neue Zufuhr	537		275		182		265	
Schrannenstand	559		275		182		268	
Heutiger Verkauf	533		262		163		268	
Rest	26		13		20		—	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis	23	—	14	33	13	27	9	33
Mittlerer „	22	12	14	27	12	8	9	7
Niedrigster „	20	35	13	57	11	57	8	21
Gefallen	—	11	—	—	—	49	—	2
Gestiegen	—	—	—	25	—	—	—	—

Frankfurter und Münchener Cours.

20. Mai 1871.

Bayern.	Stücke.	Geber.	Nehmer.
3 1/2 % Obligationen à fl.	1000	84	83 7/8
4 % „	„ 1000	90	89 5/8
4 % Grund-Renten	„ 1000	90	89 5/8
4 1/2 % Obligationen	„ 1000	97 3/4	96 7/8
5 % Obligationen 1856	„ 1000	—	—
5 % „ 1870	„ 1000	101 1/4	101
5 % München. Stadtanl.	„ 1000	—	100 1/2
4 1/2 % Ostbahn-Aktien		129 7/8	129 1/2
4 1/2 % do. neue Em. 15 % Einz.		112 3/4	—
4 1/2 % neue Emiss voll		—	—
4 % Pfandbriefe à fl. 1000		91 7/8	91 5/8
4 1/2 % Oesterr. Silber-Rente		56 5/8	55 3/8
6 % Amerikaner 1882er Bonds		97 1/8	96 5/8
4 % Bayr. Präm.-Anl. à 100 Thl.		107 5/8	107 1/8
Ansbach-Gunzenhauser Loose		12 3/4	—
Augsburger Loose		6 1/8	—
Pappenheimer Loose		5 1/8	—
Oesterr. Banknoten		95 5/8	95 1/8
Napoleons		9 27	9 25 1/2
Friedrichs'dor		9 59	9 58

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. | № 22 | Den 28. Mai: Hl. Pfingstfest, Germanus.

Verarmt durch reiche Erbschaft.

Der Wirklichkeit nacherzählt von Stillfried Pilgram.

(Fortsetzung.)

Man war noch lange nicht im neuen Hause, als man ein Fest feiern konnte; die Taufe des erstgebornen Söhnleins. Mischel hielt etwas auf schöne, ja vornehme Namen. Hatte er doch selbst den Namen seiner Frau umändern und aus der simplen Lisbeth eine Lisett' machen wollen. Aber Frau Elisabeth wollte nichts davon hören. Der Pfarrer, in deß Haus sie eine Zeitlang gewesen, habe scharf gegen die ausländischen fremden Namen gesprochen und dabei auch gesagt: „Und da nehmen sie den schönen Namen Elisabeth und machen daraus eine Lisette, d. h. auf deutsch Liesschen oder Bettchen, während es nie einem Franzosen einfallen wird, seine Frau oder Tochter „Liesschen" zu betiteln. „Diese deutsche Affenschande, sagte er, sei ein wahres Krebsübel; denn die französischen Moden kämen dann auch in den Sitten auf." „Ich weiß nicht, sagte Frau Lisbeth, ob er Recht hat; er kam jedesmal in die Hitze, wenn er davon sprach. Aber es ist mir, als wäre es nicht ohne Grund, und ich mag keinen französischen Namen." Was er bei seiner Frau nicht fertig brachte, ihr einen hoffärtigen Namen umzuhängen, das setzte er bei seinem Sohn durch. Anfangs dachte er an den seit einiger Zeit sehr in Aufnahme gekommenen, gleichfalls importirten Namen Schorsch (auf französisch George). Doch den hatte sein brodneidiger College, der Sattlerschorsch in der Obergasse. Dann schwankte er lange zwischen den Kalendernamen Eugen, Alfred und Gustav, bis er sich endlich für Adolph entschied. Und der kleine Adolph mußte denn auch ganz anders gehalten werden in Kleidern und Schuhen und Kappe, als man etwa einen Peter oder Jakob oder Fritz hätte halten können. Er, der Stammhalter, sammt seinen Schwestern Emma und Käthchen, die ihm nachfolgten, erfreute sich in reichem Maß der Auszeichnung, welche ihr Verdienst forderte, in dem glücklichen Hause des Herrn Mischel Link geboren zu sein, des Erben seines reichen Onkels. Dies Alles gab dem Hause einen Anstrich und Zuschnitt, der trotz aller Einschränkung der Meisterin doch über die Mittel der Familie ging. Was Wunder, daß Herr Mischel sich in aller Stille zum zweiten Male an den alten Itzik wenden mußte, während seine Nachbarn sagten: „Ja, der Sattler hat's gut machen; der hat im Oesterreich ein Brünnlein fließen, das auch im heißesten Sommer nicht austrocknet."

Nebenher saß unser Freund seit seinen vielen Bausorgen gar häufig beim Bärenvetter, um mit ihm Rath zu schlagen. Er war zwar kein eigentlicher Trinker. Aber es ging doch auf diese Weise mancher Gulden fort und was noch übler war, den Gesellen zu Hause fehlte der Meister; während er fort fuhr, seinen Nebengedanken und Geschäften nachzuhängen, trieben Gesellen und Lehrlinge ihre Arbeit so ziemlich nach Gusto, wenn auch bisweilen Herr Mischel mit einem Donnerwetter und Platzregen dazwischen fuhr. Kurz es ging nicht, wie es Frau Elisabeth gerne gesehen hätte.

Und Herr Mischel hatte um diese Zeit gar viel zu sinnen und zu sagen. Es war Nachricht gekommen, daß sein Onkel trotz seiner 60 Jahre auf's Neue in den Stand der heiligen Ehe trete. Das kam Herrn Mischel wie ein schnödes Unrecht vor, welches ihm angethan würde. Denn wenn gerade auch nicht zu befürchten stand, daß der Sechziger noch Kinder bekommen werde, — obgleich es schon allerlei Beispiele von Exempeln gegeben hat — so weiß man ja, aus was für Gründen Frauenzimmer gewöhnlich sich zu solcher Ehe herbeilassen; sie wollen ihr Schäfchen ins Trockene bringen und oft bleibt den betrogenen Erben nichts als das Nachsehen. Zudem verlautet, daß die noch ziemlich junge Frau, welche bisher Haushälterin bei dem alten Mann gewesen, eine couragirte Person sei, die den Alten ganz in der Hand habe. Das waren schlimme Botschaften für Herrn Mischel, und seine Mutter, die es immer mit ihm hielt, wo es den alten Onkel betraf, trieb, den Vetter im Bären darüber zu consultiren, der alte Bärenwirth, der wisse mehr als mancher Advokat. Herr Wetzler besann sich denn auch lange über den Casus, den er recht bedenklich fand, und rieth endlich seinem Pathen, selbst nach Gratz zu reisen und zu sehen, was zu machen sei. Vielleicht verstehe sich der Onkel schon jetzt zu einer Erbtheilung mit Vorbehalt; vielleicht könne man auch mit der Frau sich auseinandersetzen; jedenfalls müsse man recognosciren, und, wo möglich, auch Jemand auftreiben, der zur Sache sehe.

Der Rath ward gut befunden und Mischel reiste nach Gratz. Er habe den lieben Onkel schon lange einmal besuchen und sehen wollen, wie es ihm gehe, und da er gerade jetzt daheim gut abkommen könne, weil er einen gar tüchtigen und treuen Gesellen habe, auch die Arbeit nicht übermäßig sei, so habe er sich auf den Weg gemacht. Der liebe Onkel machte freilich ein etwas zurückhaltendes Gesicht, ein Gesicht wie der Brief war, mit dem er Mischels Selbstankündigung beantwortet hatte, ein Gesicht, das nicht Ja und nicht Nein war, wie die Leute sagen. Und als Mischel einmal tiefer in's Holz gehen wollte, da sagte der Onkel rasch: „O ich denke noch nicht zu sterben und weißt, wenn man auf Einem seinen Tod wartet, da lebt er gerade recht lange." So daß Mischel alle Hände voll zu thun hatte, um zu versichern, so sei's bei ihnen nicht, sie warteten nicht auf des Onkels Tod, sondern wünschten ihm ein recht langes Leben. Als dann der Onkel noch wie tröstend einfließen ließ: „Uebrigens ist auch alles in Ordnung und ihr dürft ruhig sein", da fand unser Held keinen Muth mehr, den kitzlichen Punkt auf's Neue zu berühren. Mit der „Frau Tante" ging es ihm nicht besser. Sie war die Freundlichkeit und Artigkeit selbst, kaufte schöne Geschenke für seine Leute, führte ihn, da der alte Onkel nicht mehr gern mitwollte, zu allen Sehenswürdigkeiten der schöngelegenen Stadt, unterhielt ihn auf's Beste, indem sie sich nach Allem erkundigte, was seine Familie und überhaupt die Familie ihres Mannes anging, als ob sie voll der herzlichsten Theilnahme für sie wäre. Kurz, sie umgab ihn mit jener Art Freundlichkeit, durch die Viele solche Leute, welche ihnen lästig, sich besser vom Leibe zu halten wissen, als Andere durch die dickste Grobheit, wozu noch als Dreingabe der Vortheil kommt, dabei mit aller Muße den andern auszuforschen. Mit einem instinctartigen geheimen Grauen sah Mischel die zärtliche, ja verzärtelnde Sorgfalt und Pflege, in welche sie ihren „lieben Alten" sozusagen einwickelte. Hatte sie ihn ja, wie sie sagte, aus ungeheuchelter Achtung geheiratet, um sich seinem Dienste zu opfern. Und der alte Mann war denn auch schon an sie gewöhnt, fast wie ein Kind an seine Amme. Ohne sich selbst recht klar zu sein und die aufsteigenden Gedanken voll auszudenken, hatte er das Gefühl, daß ihm hier eine Beute abgejagt werden sollte von einem geschickten Jäger, der das kostbare Wild schon auf kunstgerechte Weise umstellt habe. Das machte ihn denn ordentlich verdrießlich, obgleich er so gute Tage verlebte, und er wurde einigemale beinahe unartig gegen seinen Onkel, dessen Stimmung dadurch auch nicht gerade verbessert wurde, während ein triumphirendes Lächeln, unbemerkt von unserem Helden, um die Mienen der liebenswürdigen Frau Tante zuckte. Mischel reiste endlich ab. Es ging noch leidlich zum Abschied und er brachte, auch nach Abzug der Reisekosten, noch ein hübsches Sümmchen nach Hause. Aber näher war er dem Onkel nicht gekommen und sein Herz war kühl, bisweilen auch brennend heiß, wenn er an den Onkel und die Frau Tante in Gratz

dachte. Das gab ihm eine Unruhe, ein Zittern in die Seele, daß er nicht mehr fest bei einer Arbeit sitzen konnte. Immer häufiger trieb es ihn in das Wirthshaus, als wolle er dort Rath suchen. Er kam an's Spielen und verlor und wollte wieder gewinnen und verlor mehr. Er trank jetzt manchmal über seinen Durst und wenn er in der einen Stunde verdrießlich und trübselig drein schaute, so konnte er ein anders Mal in der Weinlaune gewaltig dick thun, wie ihm das nichts mache; der Onkel habe Geld, ganz Brezingen auszukaufen. Es war ein böses Leben und wurde zusehends böser. Seine Mutter fing an mit ihm zu zanken und zu schelten. Das machte das Uebel ärger. Elisabeth aber litt schweigend und nur wenn sie ihre stillen Augen in Seelenangst auf ihn richtete, schien etwas von der alten Gewalt zurückzukehren, die sie vordem über ihn besessen hatte. Er blieb dann wohl ein paar Tage zu Hause. Aber länger hielt er es selten aus.

Da erhielt er eines Tages einen Brief von seinem Onkel. Mit hastiger Hand erbrach er ihn. Aber es waren keine süßen Worte. Der Onkel habe vernommen, was Mischel für ein Leben führe; in den Wirthshäusern liege und sich rühme, er möge es schon auspariren mit seinem reichen Onkel. Aber dafür habe der Onkel sein Geld nicht mit saurer Mühe und Fleiß zusammengespart und er habe nicht vor es an einen Lampen zu verschenken. Auch höre er, daß sein Großneffe sich allerlei ehrenrührige Ausdrücke über seine Tante erlaubt habe, die ihn doch bei seinem Besuche so freundlich aufgenommen. Solchen Undank hätten sie beide nicht erwartet und würden sich in Zukunft darnach zu richten wissen u. s. w. Der Brief wirkte wie eine Ohrfeige und zwar um so drastischer, als er einen wunden Fleck traf, im Gewissen, das nicht Nein zu dem Inhalte sagen konnte. Aber wer hat denn das dem Onkel gesagt? Man zerbrach sich den Kopf und der Bärenvetter wurde in die Berathung über die Quelle zugezogen, aus welcher der Grazer Onkel seine Wissenschaft haben könne. Die Meinungen waren getheilt. Man fiel auf den Gesellen aus dem Altbayerischen, mit welchem Meister Mischel vor einiger Zeit so bös auseinander gerathen war, daß sie nahezu miteinander vor Gericht gekommen. Der hatte nämlich allerlei gemunkelt, er werde schon der Hacke einen Stiel finden; er habe gute Sohlen an den Füßen, wenn es gelte, einem solchen, wie sein Meister sei, einen Gefallen zu thun. Dann wieder rieth man auf den neidischen Collegen in der Obergasse, den Sattler Spahn, von dem man wußte, daß er gut schreiben und wohl einen dergleichen Streich ausspintisirt haben könne und wer wisse, was er alles dem Onkel vorgemacht habe. Man kam überein, ein wenig auf der Lauer zu stehen, ob man dem Spitzbuben (wie ihn Michel betitelte, der sich am meisten als Antispahnianer aufspielte und ereiferte) nicht hinter die Schliche kommen könne. Aber entweder war der Verdächtige wirklich unschuldig oder er verstand sich auf die höhere Diplomatie, welche bekanntlich darin besteht, sich nichts anmerken zu lassen; man brachte nichts heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Nicolaus von Weis, Bischof von Speyer*).

„Ein Hirtensohn aus dieses Landes Thälern,
Verzehrt von Eifer für die Kirche Gottes."
Molitor „Emanuel".

Mittwoch, den 15. Dezember 1869, schloß sich im altehrwürdigen Kaiserdom zu Speyer die Gruft über der Leiche des hochseligen Bischofs Nicolaus, und schon liegt dessen Biographie in zwei starken Bänden auf unserm Büchertisch. (So heißt es in der Augsb. Postztg., der wir diesen Aufsatz entnehmen.) Das ist die Frucht, die Fleiß und jahrelang vorbereitende Sorgsamkeit des bischöflichen Historiographen Dr. Remlings so bald gereift. Der Name des unermüdlichen Geschichtsforschers hat einen guten Klang bei allen, die sich um die heimathliche Geschichte der schönen Pfalz am Rhein interessiren. Die Werke, in denen Dr. Remling seit mehr als einem Vierteljahrhundert das Resultat seiner Forschung in der pfälzischen Kirchengeschichte niedergelegt, bilden bereits eine stattliche Reihe und geben lautes Zeugniß dafür, was ein Mann zu leisten vermag, wenn er seine Kraft auf einen Gegenstand concentrirt. Es liegt eine erstaunliche, schöpferische Macht in der stillen, aber stetigen Beachtung des: Nulla dies sine linea

So verdienstvoll aber auch die früheren Werke des Speyerer Kanonikus sind, — an unmittelbarem Interesse überwiegt sie doch alle sein „Nicolaus von Weis im Leben und Wirken". Hier hören wir noch den Pulsschlag des wirklichen Lebens, das in vielfacher Beziehung noch nicht aufgehört hat, Gegenwart zu sein. Das Meiste davon haben wir selber miterlebt. Und selbst Jene, die unmittelbare Zeugen waren von dem, was hier so einfach und schmucklos erzählt wird, können sich kaum gleichgültig abschließen gegenüber dem Leben und Wirken eines Zeitgenossen, der vom einfachen Hirtenknaben durch eigene Tüchtigkeit den Weg gefunden zum Speyerer Bischofsstuhl, der durch seine geistige Größe und persönlichen Tugenden eine der glänzendsten Zierden des deutschen Episcopates geworden.

Wir beschränken uns in dem engen Rahmen dieser Besprechung, durch Hervorheben der wichtigsten Lebensmomente die Aufmerksamkeit Ihres Leserkreises hinzulenken auf das Buch selber und die Lectüre desselben anzuregen.

Die Wogen der französischen Revolution hatten sich noch nicht gelegt, als im März 1796 der Schäfer Martin Weis, der auf dem Schönhof bei Rimlingen als Schafhirte in Diensten stand, seinen erstgebornen Sohn Nicolaus taufen ließ. Der Vater starb in der Blüthe seiner Jahre, und die junge tiefbetrübte Wittwe suchte sich und ihre drei unmündigen Kinder in ihrer Heimathgemeinde Altheim in Mühe und Sorgen mit eigener Handarbeit zu ernähren. Diese arme Wittwe hat Gottes heilige Vorsehung auserwählt, unter Thränen und Gebet heranzuziehen den künftigen Bischof für den damals noch fürstbischöflichen Stuhl in Speyer.

Der aufgeweckte reichbegabte Knabe machte sich bald bemerklich; freundliche Hilfe geistlicher Herrn verschaffte ihm die Gelegenheit zur nöthigen Vorbildung, bis er im Herbst 1811, als sie eben in der weingesegneten Vorderpfalz den feurigen Eilfer herbsteten, zu Mainz in der vom dortigen Bischof Colmar wiedererrichteten Studienanstalt Aufnahme fand. Zwei Jahre später, am 18. October 1813, war die blutige Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen. Verwundete, verstümmelte, kranke, sterbende Krieger aller Waffengattungen kamen beim Rückzug bei Mainz über den Rhein, in ihrem Gefolge unsägliches Elend — der todbringende Typhus. Mit unerschrockenem Muthe that hier der junge Pfälzer-Student Samariterdienste so lange, bis er selber von der Krankheit angegriffen wurde. Das Heimweh trieb ihn heim zu seiner Mutter. Bei naßkalter Witterung im November auf einem Frucht- und dann wieder auf einem Kohlenwagen fahrend, kam er todkrank an der ärmlichen Wohnung seiner bestürzten Mutter in Altheim an mit dem einzigen Wunsche, in der Mutter Armen ruhig zu sterben. Er wurde mit den heiligen Sterbsacramenten versehen; seinen Tod hielt man für gewiß. Doch Muttergebet wirkt Wunder; der Todesengel hatte keine Gewalt. Der kranke Nicolaus sollte Bischof werden — so war's beschlossen in Gottes Rath, und das ging in ziemlich rascher Entwicklung.

Schon im Jahr 1814 Tonsurist, im Hungerjahr 1817 Feldbiacon, wurde Nicolaus Weis am 22. August 1818 vom Bischof Colmar in Mainz zum Priester geweiht. Im Jahre 1820 Pfarrer in Dudenhofen, im Jahre 1822, erst 26 Jahre alt, Domcapitular, im Jahre 1837 Domdechant und Generalvicar, folgte er im Jahre 1842 seinem Freunde Johann v. Geißel als der 84. in der Reihenfolge der Speyerer Bischöfe.

Der Name des neuen Bischofs war schon seit vielen Jahren in ganz Deutschland und weiterhin rühmlichst bekannt geworden durch die Zeitschrift „Katholik", die er mit seinem ältesten und innigsten Freunde Dr. Räß gegründet hat. Außer der Redaction bearbeiteten die beiden Freunde noch eine kleine Bibliothek anderer Schriften, so daß der Name Dr. Räß und Dr. Weis wie eine Art Firma in der literarischen Welt bekannt geworden.

Der Schriftsteller mußte aber von nun an dem Bischof weichen; statt des geschriebenen, bediente sich jetzt Nicolaus des gesprochenen Wortes in der eifrigsten Verkündigung des Evangeliums, so daß er mit voller Wahrheit sagen konnte, es gibt keine Kanzel in meinem Bisthum, auf der ich nicht gepredigt.

Sein klarer Blick erkannte bald die dringendsten Bedürfnisse

*) Nicolaus von Weis, Bischof von Speyer, im Leben und Wirken von Dr. Fr. X. Remling. Speyer. Kleeberger, 2 Bde. 1871.

und seine Thatkraft schaffte Abhülfe. Das neue Diöcesan-Rituale, das neue Gesangbuch, der neue Katechismus, das neue Proprium Spiren., sowie das neue Proprium Missar. — alle diese Grundbücher geistlicher Amtsführung tragen den Namen Nicolaus auf ihrem Titelblatte.

Hand in Hand mit diesem geistigen Wiederaufbau seiner Diöcese förderte er in gleicher Weise den materiellen Ausbau kirchlicher Anstalten. Das großartige Seminar- und Convictgebäude in Speyer, das Kloster in Oggersheim, das stattliche Waisenhaus in Landstuhl, der Bau des Schwesternhauses in Pirmasens, sowie viele Kirchenbauten verkünden seinen Namen den nachfolgenden Geschlechtern.

Doch die Krone von Allem ist der Ausbau und die innere Ausschmückung seiner bischöflichen Cathedrale. Kluger Eifer in glücklichem Zusammentreffen mit seltener königlicher Munificenz haben den Speyerer Kaiserdom zu einem Prachttempel erhoben, zu einer Wallfahrtsstätte für die Freunde christlicher Kunst, wie es wenige gibt.

Ein Bischof, der mit so schöpferischem Eifer seine Diöcese verwaltet, hat auch ein warmes Herz für die großen Interessen der Gesammtkirche. Wo es galt, die Rechte und Freiheiten der Kirche zu schirmen, — Bischof Nicolaus stand in erster Reihe — nie provocirend, aber unerschütterlich abwehrend.

Seine zweimalige Romreise knüpfte ihn nur noch enger und inniger an diesen segensvollen Mittelpunkt katholischer Einheit, und noch auf seinem Sterbebette hielt er in wahrhaft rührender Weise an der Hoffnung fest, als ob er doch noch in die ewige Stadt zum Concil gehen könne.

Aber sein irdisches Tagewerk war vollendet. Er hatte sein 25jähriges Bischofs- und sein 50jähriges Priester-Jubiläum gefeiert, und nun sollte er den himmlischen Lohn empfangen.

In der Nacht vom Sonntag auf den Montag, den 13. Dezember 1869, nahte die entscheidende Stunde. Bald nach Mitternacht kam der vertrauteste Rath, der langjährige Haus- und Tischgenosse des Bischofs, Domcapitular Molitor, durch bange Besorgniß aus dem Schlafe aufgeschreckt an's Krankenbett, an dem der treue Diener wachte. Da er das Nahen der Auflösung erkannte, ließ er die Schwester und Nichte des Sterbenden rufen. Als die tiefergriffene Schwester mit dem gewohnten Gruße: Gelobt sei Jesus Christus! nahte, schlug er nochmal das matte Auge auf und antwortete vernehmbar: In Ewigkeit! Dieß war das letzte Wort, welches über seine Lippen floß.

Ein unverkennbarer Segen begleitete den Hochseligen durch sein ganzes Leben und sicherte reichen Erfolg all seinen Unternehmungen. Aus welcher Quelle mag wohl dieser geheimnißvolle Segen entspringen? Mögen Andere anderswo sie suchen, wir finden diese Segensquelle mit sicherster Gewißheit in seiner kindlichen Verehrung der heil. Muttergottes Maria. Schon von früher Jugend an betete er mit seiner frommen Mutter den Rosenkranz und betete ihn noch als Bischof. Und wie Vieles hat er zur Wiederbelebung und größeren Ausbreitung dieses altkatholischen Familiengebetes in seiner Diöcese gethan! Wie viel tausend und tausend Rosenkränze hat er auf seinen Firmungsreisen geweiht und verschenkt! An die heil. Muttergottes, als der Patronin des Speyerer Doms und Bisthums, war Bischof Nicolaus hingewiesen in all' seinen Anliegen; die Virgo fidelis hat ihn nie verlassen. Maria's Kaiserdom am Rheinesstrand ist unter seinem Hirtenstab herrlicher als je erstanden; dort in Maria's Dom wird auch er aufstehen zu seliger Verklärung.

Glücklich, wem das Loos beschieden, eines solchen Bischofs Biograph zu sein. Dr. Remling hat die beneidenswerthe Aufgabe trefflich gelöst. Frei von Superlativen und oratorischer Verhimmelung erzählt er wahrheitsgetreu in schlichter Weise. Wir geben gerne zu, daß die Darstellung in literarischer Beziehung gewonnen hätte, wenn der Verfasser die benützten Schriftstücke weniger wörtlich aufgenommen, als zu einem abgerundeten, künstlerisch vollendeten Ganzen verarbeitet hätte, wie das in dem „Leben Diepenbrock's“ von Förster der Fall ist. Aber wie viel ungemein interessantes Material wäre dadurch unserer Kenntnißnahme entzogen worden; wie viele Notizen müßten wir entbehren, deren Werth uns gerne vergessen macht, daß ihre Aufnahme die Darstellung hie und da etwas breitspurig werden ließ.

Als einen unzweideutigen Beweis für die hohe zeitgeschichtliche Bedeutung unseres Werkes darf wohl angeführt werden, daß selbst die „allg. Ztg.“ in dieser gegenwärtigen Zeit der heftigsten Agitation noch ein Wort freundlicher und billiger Anerkennung gehabt für Remling's Buch. Mit wahrer Befriedigung schließen wir uns ihrem Urtheil an, wenn sie von demselben sagt*): „Es spiegelt sich in ihm von selbst ein namhafter Theil der jüngsten und neuesten Geschichte in frischer Lebendigkeit und Treue ab — ein Vorzug, welchem die Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt und Wahrhaftigkeit des bewährten Verfassers außerdem zu Statten kommt. Unbefriedigt wird gewiß Niemand diesen Beitrag zur neuesten Geschichte aus der Hand legen, da auch die fließende und angenehme Darstellung den wohlthuendsten Eindruck zurückläßt, daß die Gesinnung und der Geist, aus dem sie geflochten, durchaus rein und von keinerlei Parteirichtung beirrt und geschädigt ist.“

Der Zug der Scharfschützen von Ehrwald, Lermos und Biberwir nach Bayern zur Befreiung von fünf Wildpretschützen 1797**).

Mit dem Beginne des Jahres 1797 entbrannte im Lande der Kampf mit den Franzosen, welche bereits am 28. Jäner den tyrolischen Boden betreten hatten. Während nun Regierung und Volk alle Anstrengungen zur Vertheidigung machten, und die Schützencompagnien in allen Bezirken ausgerüstet wurden, um nach den südlichen Landestheilen in Marsch gesetzt zu werden, trat an der nördlichen Grenze ein Ereigniß ein, das, obwohl es ursprünglich nur eine einzelne Gemeinde, wenn auch diese in besonderem Maaße berührte, doch für das Land selbst zu einer Verlegenheit hätte werden können. Im Verlaufe der Zeit ist diese Episode des Kriegsjahres 1797 völlig in Vergessenheit gekommen und nur in Zwischenthoren, so heißt die Gegend zwischen Fernstein und der ehemaligen Ehrenberger Klause, lebt das Andenken an jene Männer fort, welche das Unglück ihrer Schützenkameraden zu vergelten, mit bewaffneter Hand einen Ausfall nach Bayern unternommen haben. Ich erzähle die Geschichte nach den mir vollständig vorliegenden Acten.

Am 23. Jäner des Jahres 1797 begaben sich neun Wildpretschützen aus Ehrwald und Lermos hinaus auf bayerisches Gebiet, um in den dortigen Bezirken Beute zu machen. Die Lust zu wildern, steckte in diesen Leuten schon lange und die Raubzüge auf bayerisches Gebiet waren damals an der Tagesordnung. Namentlich waren, wie ein Bericht des Kreisamtes Imst an das Gubernium in Innsbruck hervorhebt, „die Ehrwalder bekannte Wildpretdiebe. „Sie treiben“, sagt dasselbe Actenstück, „dieses verbotene Gewerb größtentheils in Bayern und in der Freysingschen Herrschaft Werdenfels.“

Ich werde das Nähere über den Jagdzug der neun Wildpretschützen und ihre Affaire mit den Gegnern später aus der Gerichtsverhandlung mittheilen und beschränke mich an dieser Stelle kurz auf Folgendes.

Nachdem die Schützen vier Tage auf fremdem Gebiete Berge und Wälder durchstreift und die letzte Nacht im Linderbauernhofe, ungefähr 2½ Stunden von Ettal entfernt zugebracht hatten, wurden sie am 27. Jäner früh kurz vor ihrem Aufbruch von fünf Jägern des Klosters Ettal, fünf Reitern (Chevauxlegers) und zwei Amtsdienern überfallen. Bei diesem Ueberfall wurde Andrä Guem, Vater von zwei Kindern, erschossen, Joh. Schneider, Jos. Posch und Sebastian Wilhelm schwer verwundet. Von sämmtlichen neun entkamen nur drei durch die Flucht, nämlich die beiden obengenannten Verwundeten, Jos. Posch und Sebastian Wilhelm, und Ludwig Stricker. Die Uebrigen, als: Rudolph Agerer, Waldhüter, Michael Sammweber, Johann Schneider und Jos. Fasser, Bergknappe, die letzteren drei Familienväter, und Ulrich Petz, Maurer, wurden zuerst nach Ettal abgeführt, wo den Verwundeten ihre Wunden verbunden wurden, dann aber nach Murnau gebracht, und jeder in eine besondere Keuche eingesperrt. Sämmtliche bei dieser Affaire betheiligten Schützen waren, mit Ausnahme des Ulrich Petz von Lermos, in der Gemeinde Ehrwald zuständig.

---

*) „Allg. Ztg.“, außerordentl. Beilage Nr. 116 vom 26. April 1871.

**) Es dürfte auch für bayerische Leser nicht ohne Interesse sein, vorstehende historische Erzählung aus der sogen. „guten alten Zeit“ zu lesen. Welche Aenderung der Zustände von damals und jetzt! Wir entnehmen den Aufsatz der Innsbrucker Volks- und Schützenztg.

Als der Vorfall in den drei Gemeinden Ehrwald, Lermos und Biberwir bekannt wurde, entstand begreiflicher Weise eine ungeheure Aufregung, welche durch die Aussagen und Schilderungen der zurückgekehrten, mit Wunden bedeckten Schützen noch mehr gesteigert wurde. Namentlich „entflammten sich die Schützen zu einem solchen Enthusiasmus", daß sie unter einem feierlichen Schwur beschlossen, ihre Cameraden aus den Gefängnissen in Murnau mit Gewalt zu befreien und „ihre Brüder zu rächen". Als Zeichen des allgemeinen Ausbruchs wurde eine Anzahl Schüsse festgestellt, auf deren Ruf die ganze Schützenschaft der drei Gemeinden an einem bestimmten Platze sich versammeln sollte. Der ganze Haß des Volkes aber hatte sich gegen das Kloster und den Prälaten von Ettal gerichtet, dessen Leute das große Unglück über die Gemeinde gebracht.

Am 29. Jäner 1 Uhr rollte ein Donner von sieben mächtigen Pöllerschüssen durch die Berge. Es war das Zeichen zum Ausbruch. Um 2 Uhr, so berichtet der Einnehmer des k. k. Zollamts Ehrwald, Alois Brugger, an das Kreisamt Imst, erschienen bereits an 170 Mann, mit Unter- und Obergewehr bewaffnet, bei seinem Amtshause. Sie sagten, ihr Entschluß sei, „auf das Ettal loszugehen, den Prälaten zu zwingen, die gefangenen fünf Schützen herauszugeben, wenn er aber das nicht thät, einstweilen fünf Pfaffen als Geiseln mitzunehmen." Der Einnehmer berichtet weiter: „Nachdem sie allda passirt waren, kam der Curat von Ehrwald, welcher sich dermalen in Lermos befindet, mit zwei Postpferden nachgefahren, seine Meinung war, die Leute, welche jung und alt beisammen waren, von diesem Vorhaben abzureden und sie zurückzubringen."

Der Curat Joseph Dorfner von Ehrwald, welcher in Folge des Ablebens des Pfarrers von Lermos auch die dortige Seelsorge versah und um 2 Uhr Nachmittags nach dem Rosenkranz von dort abgegangen war, hatte die ausmarschirte Mannschaft unter der Ehrwalder Schanze eingeholt, allein seine ganze Beredsamkeit und sein Ansehen reichten nicht hin, die Leute zum Umkehren zu bewegen. Der brave Seelsorger beschloß auf dieses hin, nach Ettal vorauszufahren und zur Verhinderung weitern Unglücks den Prälaten zu bewegen, dem Willen der aufgeregten Leute nachzugeben.

Mit der größten Spannung aber sah man in den drei Gemeinden der ausgezogenen Schützen dem weitern Verlauf der Sache entgegen. Am 30. Jäner kam die Nachricht nach Ehrwald, die Schützen seien um 6 Uhr Abends in Garmisch eingerückt und dort mit großem Jubel empfangen worden. Die Garmischer, welche mit den Tyroler Schützen dicke Freundschaft geschlossen, hätten große Lust gezeigt, mit ihnen zu ziehen, als sie nach fröhlichem Abendessen um Mitternacht den Marsch auf Kloster Ettal fortgesetzt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Einfluß der Pflanzenkost auf den menschlichen Körper*).

Der alte Streit, ob der Mensch bloß von Pflanzenkost leben könne (J. J. Rousseau, G. v. Struve) oder bloß von Fleischkost, oder ob er, nach der Beschaffenheit seiner Zähne und seines Darmes, welche die Mitte zwischen denen der fleisch- und pflanzenfressenden Thiere halten, ein Allesesser (Omnivorus) sei, ist seit Magendie's und J. Liebig's experimentellen Arbeiten auf die Unterscheidung der stickstoffhaltigen und stickstofffreien Nahrung zurückgeführt. Indem wir wegen der weiteren Auseinandersetzung dieses Gegenstandes auf die allgemein zugänglichen chemischen Briefe Liebig's verweisen, wollen wir im Folgenden Mittheilungen machen, welche beweisen, wie wichtig die Gewöhnung in dem Gebiete der Ernährungsweise wirkt, und wie unabhängig den Menschen ein fester Wille und eine regelmäßige Ordnung auch von den Gesetzen machen kann, welche das Klima vorzuschreiben scheint. Vor einigen Jahren hat Dr. Fonssagrives mehrere Tage in einem Trappistenkloster der Abtei Notre Dame de Grace bei Briquebec (Manche) zugebracht zu dem Zweck, die Wirkungen der Pflanzenkost auf die Körperbeschaffenheit zu erforschen. Die Lebensweise der Trappisten ist folgendermaßen eingerichtet: Vom 14. Sept. bis zum 1. Samstag in der Fastenzeit haben sie nur eine Mahlzeit in 24 Stunden, und zwar um 2½ Uhr, genau 12 Stunden, nachdem sie aufgestanden sind. Obgleich diese lange Zeit mit Handarbeiten und religiösen Uebungen ausgefüllt wird, so erhalten die Mönche doch ihre Gesundheit wohl, und selten hört man in der Gemeinschaft von Verdauungsstörungen. Bemerkenswerth ist, daß der Uebergang von einer Mahlzeit zu zweien, welche im Sommer erlaubt sind, oft durch Neigung zum Schlafe, immer durch Verdauungsstörungen, besonders Abweichen bezeichnet wird, wohl in Folge der vermehrten Nahrung. Umgekehrt leiden sie beim Uebergang zu der einen Mahlzeit weniger, nur etwa 14 Tage lang empfinden sie Hunger zur Zeit, wo sie gewöhnt waren, zu essen. Die plötzliche Congestion zum Kopfe, welche nach langem Fasten durch das Essen hervorgebracht wird, und durch Röthe des Gesichts sich äußert, zeigt sich nicht nur bei Novizen, sondern ist auch bei älteren Mönchen manchmal so häufig eingetreten, daß eine bleibende Gesichtsröthe die Folge davon ist, obgleich die Mahlzeit aus den leichtesten Speisen besteht. Die Trappisten verzehren ungefähr 370 Gramm Brod, dann Kartoffeln, Suppe ohne Fett, ohne Butter oder Oel. Milch nur zu manchen Zeiten, sodann Gemüse, mit Wasser gekocht. Fleisch, Fische, Butter und Eier sind nur den Kranken erlaubt. Oel wird nur am Salat verwendet. Dazu trinken sie einen halben Liter Obstwein; zum Nachtisch kommt gekochtes oder rohes Obst, Radieschen ꝛc.; Käse ist streng verboten. Daß diese Nahrung, welche weit entfernt ist, die 20 Gramm Stickstoff und 310 Gramm Kohlenstoff zu liefern, die, wie die Chemie nachweist, wir aus unseren 2—3 täglichen Mahlzeiten zu ziehen vermögen, daß diese Nahrung das Leben der Mönche erhält, läßt sich nur daraus erklären, daß sie viele Stunden mit religiösen Uebungen hinbringen, wobei also kein Verbrauch von Muskelkraft stattfindet. Zu bemerken ist, daß auch bei den weltlichen Bewohnern anderer Theile Frankreichs, in Limousin, Corsica und Bretagne, Pflanzenkost üblich ist, welche die Einwohner bei vollkommener Gesundheit erhält. Wie die Physiologie nachweist, daß das ausschließlich von Pflanzenkost lebende und durch sein rauhes Klima auf einen bedeutenden Verbrauch von Nahrung angewiesene russische Landvolk einen weit längeren Darm besitzt, als die übrigen Europäer, indem die Ausscheidung der Nahrungsbestandtheile aus Pflanzen umständlicher ist als aus Fleisch, so zeigt sich auch bei den Novizen der Trappisten eine bedeutende Ausdehnung des Leibes, welche sich allmählich vermindert. Gicht, Stein, Auszehrung kommen hier nicht vor, dagegen Rheumatismus und leichte Magensäure. Neigung zur Lungenschwindsucht wird hier nicht weiter entwickelt und Asthma sehr gemildert; das sind natürlich Erscheinungen, welche nicht allein der Nahrung zuzuschreiben sind. Cholera ist hier nie eingedrungen; nur einmal (1831) war eine bedeutende Typhusepidemie hier. Bei Fonssagrives' Besuch war der Prior 75 Jahre, ein rüstiger Greis, sein Vorgänger hatte 80 Jahre erreicht.

*) Aus dem Schwäb. Merkur.

(**Der König der Kröpfe.**) Man schreibt aus Graz: Bekanntlich genießen unsere Alpenthäler den freilich etwas zweifelhaften Ruhm, die größten Kröpfe in ihrer Mitte zu zählen und ein ächter Steirer von Schrot und Korn findet, daß ein rechtschaffener Kropf ein unumgängliches Attribut der Schönheit sei. Vor Kurzem nun haben die Verehrer des Kropfes ihren Matador, die Zierde der ganzen Classe, durch den Tod verloren. Es war der 73 Jahre alte Keuschler Johann Glanschegg, in der Umgebung der Stubalpe, auf deren Abhang er seine Hütte stehen hatte, als Jodler wohl bekannt; ein Sturz vom Felsen endete sein Leben und das Dasein seines phänomenalen — Kropfes. Dieses Monstrum maß zwei Schuh und drei Zoll in seinem Umfange und hing bis zur Magengrube des glücklichen Besitzers herab, der es jedoch gemeiniglich vorzog, seine Bürde über die eine oder die andere Achsel geworfen zu tragen. Bekannte des Mannes versichern, daß er kaum an Athembeschwerden gelitten habe und bis an seine letzten Lebenstage ein munterer Sänger gewesen sei, der die Jodlertöne so rein und voll hervorbrachte, wie kein Zweiter. Friede seinem Kropfe!

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 23 Den 4. Juni: Dreifaltigkeitsfest, Quirinus.

Verarmt durch reiche Erbschaft.

Der Wirklichkeit nacherzählt von Stillfried Pilgram.

(Fortsetzung.)

Auf alle Fälle sollte Mischel an den Onkel schreiben, sich rechtfertigen und gute Worte geben. Er fing denn auch ganz sachte an, wie erschrocken er gewesen sei, als er den Brief des lieben Onkels zuerst gelesen habe, und gar nicht recht gewußt habe, was der Onkel eigentlich meine; dann aber hub er an (war es ihm doch eine ausgemachte Sache, daß des Gratzer Onkels Quelle in der Bretzinger Obergasse sprudele) stark davon zu reden, er habe Neider, welche ihm sein Glück mißgönnten und scheel dazu sähen, daß die Leute lieber bei ihm arbeiten ließen; denn warum? die Leute wüßten, daß sie da gut und ehrlich besorgt würden und ihre Sache recht bekämen. Aber solche Hubelbuben und hergelaufenen Kerle, die nicht einmal ehrliche Bürgerssöhne wären, wollten überall den Rahm vorweg haben — und damit fing unser Mischel an sich in einen solchen Zorn hineinzureden oder hineinzuschreiben, daß sein Brief ein Gesicht bekam accurat, als wolle er dem lieben Onkel einmal die Gröbsten herunterfangen und tüchtig die Leviten lesen. Welchen Eindruck dieser Brief bei seinem Empfänger hervorgebracht, habe ich nicht erfahren können, glaube aber kaum, daß sich Herr Mischel damit als geschickten Advokaten in eigener Sache ausgewiesen hat. Eine Antwort wurde vergeblich erwartet.

Einige Zeit hörte man nichts, weder Gutes noch Schlimmes, aus Gratz, bis eines Tages ein großes Schreiben auf dem Bürgermeisteramt einlief, worin von Gerichtswegen Sattler Michael Link aufgefordert wurde, sich persönlich oder durch einen Bevollmächtigten bei der Testamentseröffnung seines Großonkels einzufinden. Das Herz schlug unserm Mischel bange wie vor einer großen Entscheidung. Sollte er selbst gehen oder nicht? Es kam ihm ein wenig verdächtig vor, daß ihm die Tante kein Wort von dem Tode des Onkels geschrieben und doch, es konnte ja auch ein Brief verloren gegangen sein. Gern hätte er wieder mit seinem Vetter im Bären „Consilium gehalten", wie Herr Wetzler es zu nennen liebte. Aber der hatte vor einigen Wochen den dummen Streich gemacht, sich plötzlich hinzulegen und zu sterben. Abends war er noch gesund zu Bett gegangen; aber in der Nacht „wird's ihm auf einmal anders" und seine Leute haben kaum noch Zeit, den Doctor zu rufen, damit er zusieht, wie Herr Wetzler stirbt. Gerade jetzt hat man ihn so nöthig, klagte Mischels Mutter, und da stirbt er; man kann sich auf die Menschen doch gar nicht verlassen. Mit dem jungen Bärenwirth, seinem Sohn, war nicht viel Raths zu pflegen. Der hat keinen Kopf, lautete das allgemeine Urtheil der guten Bretzinger; sein Vater hatte im kleinen Finger mehr Grütze, als er im ganzen Leib und zudem, er hat ja nicht einmal die Hosen an. Der junge Wetzler war ein schlichter, einfacher Mann, der still seinen Weg ging; er hatte zwar nicht das Pulver erfunden, was übrigens auch ganz unnöthig, sintemalen es schon vor geraumer Zeit durch Berthold Schwarz erfunden worden; aber er war doch auch nicht so dumm, als er aussah, und wußte ganz gut, wo Barthel den Most holt — er artet seiner Mutter nach, die war auch so Eine, pflegte wohl sein Vater in einer Art resignirter Verzweiflung zu erklären. Dabei hatte er eine treffliche Frau gewonnen, das Kind reicher und ehrlicher Leute. Er hatte zuvor lange gewählt oder vielmehr nicht gewählt, sich nicht um die Töchter des Landes bekümmert, so sehr sich diese um ihn bekümmerten und so viele Eltern ihm den rechten Weg zu seinem Glück zeigen wollten. Deßhalb spöttelte man über ihn, es werde ihm noch gehen wie dem Schanzenfritz drüben in Lommelbach, der eines Abends zum Pfarrer kam, um sich zum Aufgebot zu melden. „Ei, das ist ja recht, daß Er auch einmal ernstlich Anstalt trifft, in den Ehestand zu treten; nun wer ist denn Seine Jungfer Braut?" „Ja, Herr Pfarrer", erwiederte der Schanzenfritz, „das überlasse ich Ihnen, mit wem Sie mich ausrufen wollen; Sie wissen besser als ich, was für ein Mädel zu mir paßt." So, witzelten die Bretzinger, werde es der junge Wetzler auch machen müssen. Aber sie irrten sich. Auf einmal stand eine Braut vor ihren verwunderten Augen, so schmuck und tüchtig, daß selbst die professionirte Bosheit und Spottsucht nichts mit ihr anzufangen wußte. Nur die Neidischen fanden ihre Rechnung bei der Wahl des jungen Mannes. Es wurde zwar allerlei erzählt, wie es dazu gekommen sei; aber Bestimmtes wußte Keiner. Die Sache war fertig geworden, ohne daß ein Jude ein Wort dazu gesagt hatte, was eigentlich gegen allen Brauch verstieß und Manchem beinahe Beschwer machte, als könne kein Segen bei einer solchen Ehe sein. Die junge Oberländerin schickte sich ganz ordentlich in die Bretzinger Verhältnisse. Ihren alten Schwiegervater behandelte sie wie's recht war, und ließ ihn im Hause schalten und den Herrn machen, worauf er so sehr viel hielt. Dabei hatte der alte Mann einen tüchtigen Respect vor ihr, der sich hauptsächlich dadurch kund gab, daß er möglichst wenig von ihr sprach. Sie war nicht auf den Mund gefallen, wie man sich in Bretzingen ausdrückte; im Gegentheil, sie hatte ein gutes Mundstück und wußte den Leuten tüchtig hinauszugeben, so daß sich allmählig die Volksstimme dahin aussprach, mit der Bärenwirthin sei nicht gut Kirschen essen und es nehme sie nur Wunder, daß ihr Mann so gut mit ihr zurechtkomme; die habe ja Worte im Munde wie Spitzkugeln und dazu mache sie auf Einen ein paar Augen, als wäre sie Beisitzerin beim jüngsten Gericht. Nach dem Tode des alten Bärenwirthes waltete ein ganz anderer Geist in dem Hause, ein Geist, der ehrenfeste Leute um so mehr anzog, je mehr derselbe die Tagediebe und Feuchtlappen abhielt.

Da war also wenig Rath zu holen, versteht sich nach Mischels Anschauung. Indeß ging er doch hinüber, vermuthlich der Gewohnheit halber, und klagte dem jungen Vetter seine Noth. Der Wirth sagte, in solchen Sachen kenne er sich nicht aus; man könne da leicht schief rathen; er halte es für das Sicherste, zu einem tüchtigen und ordentlichen Geschäftsmann in der nahen Bezirksstadt zu gehen und sich bei ihm Auskunft zu erholen; da sei ja der Eichenwalder, welcher solange beim Notar Mansdorf gearbeitet habe und dessen rechte Hand gewesen sei; er genieße den besten Ruf. Der Rath wäre gut, meinte unser Mischel; aber man kann heutzutage Niemand mehr recht trauen. „Ja wohl', sagte die Wirthin, die an ihrem Nähtische in der Fensternische saß, „das hat auch neulich der Kollerjörg gemeint; den haben die Gensdarmen als Landstreicher und Bettler aufgegriffen und vor den Polizeicommissär geführt. Er läugnete beharrlich und man konnte auch wirklich nichts bei ihm finden, was auf Bettelei geführt hätte. Wie ihm aber der Commissär freundlich zuredete und Milde versprach, sagte er, wenn der Herr Commissär die Herrn Gensdarmen hinausgehen lasse, wolle er ihm etwas sagen. Wie die Gensdarmen draußen waren, holte der Kollerjörg einen blanken Kronenthaler hervor; er hatte ihn im Futter seines Hutes versteckt, welchen die Gensdarmen nicht genau untersuchten, weil sie keine Zange bei der Hand hatten zum Anfassen. „Ich hatte mir gerade mein Verdienst umwechseln lassen", sagte der Jörg. Der Commissär frug ihn, warum er es denn nicht habe in Gegenwart der Gensdarmen zeigen wollen. „Ja, wissen Sie, Herr Commissär, man kann heutzutage Niemand mehr trauen." Mischel sagte ziemlich ärgerlich, die Frau Base könne ihn nicht recht leiden und er wisse doch nicht, wodurch er es bei ihr verdorben habe, trank seinen halben Schoppen aus und ging.

Er dachte, am besten werde es sein, er gehe selbst; an Ort und Stelle könne man schon sehen, was zu machen sei. So reiste er nach Gratz. Das Geld dazu gab wieder der alte Ißil. Die Frau Tante war diesmal lange nicht so freundlich, wie bei seinem früheren Besuche. Sie redete davon, wie ihr seliger Mann noch so viel Verdruß in seinen letzten Lebenszeiten gehabt und wie sie habe viel an ihm trösten und pflegen müssen; kein Mensch wisse, was sie ausgestanden, und es wäre dem alten Mann übel genug gegangen, wenn er nicht Jemand gehabt, der in Liebe und Treue zu ihm gesehen hätte. Mischel hatte ein ziemlich bestimmtes Gefühl bei diesen Darlegungen der in tiefes Schwarz gekleideten Frau mit dem weißen Taschentuch in der Hand; es war ihm, wie es Einem bei den einleitenden Formalitäten zu Muthe ist, welche der Verkündigung seines Todesurtheils vorausgehen. Er sagte möglichst wenig darauf. Des andern Tages fand die gerichtliche Testamentseröffnung statt und — daß ich's kurz sage, die Tante war Universalerbin; seinem Großneffen setzte der Testator ein Legat von fünfhundert Gulden aus, welches alsbald ausgezahlt werden sollte.

(Schluß folgt.)

Der Zug der Scharfschützen von Ehrwald, Lermos und Biberwir nach Bayern zur Befreiung von fünf Wildpretschützen 1797.

(Fortsetzung.)

Mit dem Ausmarsch der Schützen nach Bayern ging natürlich auch die Schreiberei der Behörden los, von denen jede für keinen eigenen Entschluß sich berechtigt hielt, sondern immer den höheren Auftrag sich erbat. Des Berichtes des Einnehmers von Ehrwald an das Kreisamt in Imst haben wir bereits erwähnt. Jos. Ant. Naus, k. k. Kreisingenieur in Reutte, berichtete im Namen und anstatt des Waldmeisters und Schützenhauptmanns Peter Schilcher an das Salzoberamt in Hall, dieses an das Gubernium. Der Anwalt von Lermos, Johann Georg Jäger, berichtete an den Pfleger in Reutte, Herrn von Froschauer, dieser aber an das Kreisamt, letzteres endlich machte auf Grundlage seiner erhaltenen Anzeigen einen ausführlichen Bericht an das Gubernium (31. Jäner), und sagt am Schlusse: „Werden die Gefangenen herausgegeben, so wächst die Zügellosigkeit des Volkes zu einem sehr gefährlichen Grad, weil der Arm nicht da ist, 200 Excedenten zur Strafe zu ziehen; werden sie ihnen aber nicht herausgegeben und kommt es noch zu größeren Thätlichkeiten, so kann das Uebel unübersehbar werden, wenn man auch gar nicht in Anschlag bringen will, daß der churbayerische Hof deswegen Klage führen wird. Der Fall ist zu einzig und zu wichtig, als daß sich Berichtleger (Freiherr von Lichtenthurn) getrauen könnte, dem sich anfragenden Pfleg- und Landrichter v. Froschauer die aufgesuchte Weisung zu seinem Verhalt zu ertheilen. Man muß hiemit die hohe Landesstelle hierum um so dringender bitten, als diese Excesse nicht wie gemeine politische Verbrechen zu behandeln sein dürften und die Klugheit anräth, in dem gegenwärtigen Zeitpunkte mit der größten Behutsamkeit zu Werke zu gehen."

Die frühern erwähnten Berichte beschränken sich lediglich auf Constatirung der Thatsachen, nur jener des Lermoser Anwalts ergeht sich schließlich in großem Jammer und sagt, es komme „ein Kreuz nach dem andern". Der schlichte Dorfcurat allein war eines gesunden Gedankens und raschen Entschlusses fähig.

Bei der Landesstelle in Innsbruck war die Nachricht von dem Vorfall am 31. Jäner Nachts eingetroffen. Des andern Tages ging vom Gubernium mittelst Estaffette an die Obrigkeit in Reutte die Weisung ab, dieselbe solle mitsammt den Seelsorgern den Schützen nacheilen und ihnen mittheilen, „daß man bei den gegenwärtigen Umständen, wo man auf Rettung des Landes alle Kräfte aufbieten und folglich alle guten Nachbarn bei ihren freundschaftlichen Gesinnungen erhalten muß, solche Ueberschreitungen gar nicht vermuthet hätte, wo sie vielmehr mit allem Volk aufstehen sollten, dem allgemein verheerenden Feinde die Spitze zu bieten, um das eigene Land zu retten. Sie sollten also eilfertig umkehren und das Land vertheidigen helfen."

Die Weisung der Landesstelle war allerdings die richtige, bis sie jedoch nach Reutte gekommen, bis dort gemäß derselben die Deputation an die ausgerückte Mannschaft sich gebildet und diese eingeholt worden wäre, hätten die Schützen wohl längst schon ihr in erster Linie in's Auge gefaßtes Ziel erreicht gehabt.

Nachdem nun Kurat Dorfner vergeblich sich bemüht hatte, die Schützen zur Umkehr zu bewegen, versuchte er, wie ich bereits erwähnt habe, ein anderes Mittel, den verhängnißvoll sich gestaltenden Feldzug einem guten Ende entgegenzuführen. Er schlug den Schützen vor, sie möchten ihm gestatten, nach Ettal vorauszureisen und bei dem Herrn Prälaten zu vermitteln, daß die gefangenen Schützenkameraden herausgegeben würden. Sie aber sollten inzwischen keine Gewaltthätigkeiten vornehmen und den Ausgang der Sache ruhig abwarten. Der Vorschlag gefiel den Schützen; in Forchat, welches noch zur Freising'schen Herrschaft Werdenfels*) gehörte, jedoch nicht weit vom Kloster Ettal entfernt lag, machten sie halt und erwarteten das Resultat des abgegangenen geistlichen Parlamentärs, dem sie jedoch zuvor die Zeit ihrer Geduld noch genau vorgerechnet hatten. Mit dem Kuraten Dorfner waren zugleich vier Vertrauensmänner abgegangen, nämlich: Thomas Faffer, Unterofficier und Wachtkommandant, Joseph Michael Wilhelm von Ehrwald, Joseph Bader und Libori Griesser.

Nachts um 9 Uhr erhielt Kurat Dorfner mit zweien seiner Gemeindemänner Audienz bei dem Herrn Prälaten. Dorfner trug ihm den ganzen Hergang der Sache vor, schilderte die Menge und die Entschlossenheit der anrückenden aufgeregten Tyroler Scharfschützen, und beschwor den Prälaten, zur Verhütung großen Unglücks die Gefangenen herauszugeben. Anfangs erklärte der Prälat die Loslassung derselben als eine „platte Unmöglichkeit", nachdem ihm aber Dorfner eine ganze Stunde hindurch die dringendsten Vorstellungen gemacht hatte, sagte er, er könne nichts anderes thun, als „beim Pfleger in Murnau fürbitten". Die Fürbitte wollte er aber erst des andern Tages vom Stappel lassen. Er hoffte nämlich in der Zwischenzeit das Eintreffen von Militär und sonstiger Unterstützung, denn er hatte von dem Anrücken der Tyroler frühzeitig Nachricht erhalten und sofort nach allen Richtungen Briefe und Boten um Hilfe ausgesendet. Die Estaffette an den Richter in Murnau war, als Dorfner zum Prälaten kam, wie es scheint, schon abgegangen. Dorfner hatte dies bereits in Erfahrung gebracht, stellte daher dem Prälaten „Spitz und Knopf" zusammen, worauf er ihm endlich das verlangte Schreiben an das Gericht in Murnau ausstellte, worauf Kurat Dorfner und seine Vertrauensmänner um 11 Uhr Nachts dahin abgingen. Um 1 Uhr trafen sie in Murnau ein und wurden von dem aus seinem Schlummer geweckten Pfleger, A. Bayrhamer, höflich empfangen. Auf die ihm gemachten dringenden Vorstellungen erwiderte er aber: es stehe weder in seiner, noch des Herrn Prälaten Macht, die Gefangenen ohne vollendeten Untersuchungsprozeß oder ohne erhaltene hohe landesherrliche Erlaubniß frei zu geben. Um 2 Uhr Morgens hatte die Deputation nichts weiter erreicht, als daß der Pfleger einen 36stündigen Aufschub verlangte, während welcher Zeit er sich für die gefangenen Tyroler verwenden wolle.

Dorfner, welchem bereits durch den Gerichtsdiener verrathen worden war, daß militärische Unterstützung erbeten worden sei und im Anmarsch begriffen sein dürfte, ließ sich auf keine Frist ein und erklärte, die Freigebung müsse gleich erfolgen, wenn nicht das größte Unglück auf beiden Seiten riskirt werden wolle. Die Aufregung der Schützen sei so groß, daß sie selbst den bereits begrabenen Wildschützen wieder auszugraben und mit sich nach Tyrol zu bringen Willens wären und fest entschlossen seien, sich bis auf den letzten Mann zu wehren. An eine Rückkehr ohne die Gefangenen könne er nicht denken. Es würde ihnen — den erfolglos zurückkehrenden Deputirten — gewiß nicht gelingen, die Schützen auf andere Gedanken zu bringen, wie der Herr Pfleger glaube, sondern nur sie selbst der Gefahr aussetzen, ein Opfer der nicht mehr zu bewältigenden Aufregung zu werden. Es hätten sich ferner auch noch einige Hundert Mann im Gericht Reutte erboten, nachzukommen. Wenn sie nicht in die Lage versetzt würden, bis zu Tages Anbruch die Gefangenen zurückzubringen, so sei der Beginn der Feindseligkeiten und Gewaltthätigkeiten unmöglich mehr zu verhindern. Der Pfleger, welcher schließlich doch nicht die Verantwortung für das unberechenbare Unglück übernehmen wollte, ließ sich endlich herbei gegen sein

---

*) Zur Freising'schen Herrschaft Werdenfels gehörten Mittewald, Partenkirch und Garmisch.

schriftliches Erklären des Kuraten und seiner Begleiter die Gefangenen herauszugeben. Das hierüber aufgenommene Protocoll datirt: „Nachts 2 Uhr den 30. Jäner 1797“ und enthält den ausführlichen Bericht über den ganzen Vorgang und am Schlusse einen feierlichen Protest des Gerichtes gegen die „gewaltsame Verletzung der landesherrlichen Gerechtsame“.

Um halb 4 Uhr Morgens wurden die Gefangenen dem Kuraten ausgefolgt. Dieselben waren, wie sie erzählten, schon um Mitternacht von ihren Fesseln befreit und in die Stube des Gerichtsdieners geführt worden, wo sie ihren Kuraten trafen, welcher sie freundlich gegrüßt und gesagt hätte: „muß ich meine Kinder hier abholen?“

Um 7 Uhr Morgens traf der brave Kurat mit seinen Leuten in Forchat ein, wo die Hauptmacht der Tyroler Scharfschützen stand. Retter und Gerettete wurden begreiflicher Weise mit ungeheuerem Jubel empfangen. Da nun die Gefangenen auf Freising'schem Boden standen und von Ettaler, beziehungsweise churbayerischer Seite ihnen nichts mehr angehabt werden konnte, so nahm Dorfner von seinen Leuten Abschied und fuhr, nachdem ihm die Schützen in Frieden nachzufolgen versprochen hatten, nach Ehrwald zurück. Um 5 Uhr Abends trafen auch die Schützen, welche, wie ein bayerischer Bericht sagt, „mit Frohlocken und unter Abfeuerung der Gewehre“ das fremde Gebiet verlassen hatten, mit den erlösten Gefangenen in Ehrwald ein.

(Fortsetzung folgt.)

Von unseren Soldaten in Frankreich*).

Vor Paris. Es wäre nicht uninteressant, so manchen „Katholiken“ zu fragen, ob er heuer, oder wann überhaupt das letztemal zu den heil. Sakramenten ging? Das ist eine gleichgiltige oder neugierige Frage, mag vielleicht ein Museumsadressant entgegnen; und ich will mich auch, im tiefsten Franzosenland als Seelsorger bayerischer Soldaten angestellt, nicht um die zu Hause kümmern, sondern Ihnen erzählen, wie bei uns im Feld die Osterzeit verlaufen ist. Ich denke mir, daß mancher Seelsorger manche Eltern und Angehörige der Soldaten in Frankreich sich gefragt haben, ob wohl der Sohn, der Bruder, der Ehegatte heuer auch Gelegenheit hatte, seine Osterpflicht zu erfüllen; oder ob etwa die Osterzeit im Felde ganz und gar übersehen wurde? Bei unserer zweiten Division empfingen, um es gleich zu sagen, nahezu 4000 Soldaten die Sakramente. Rechnet man die ziemlich große Zahl Protestanten, die ihrerseits Ostern machten, und alle dienstlich oder sonst Verhinderten ab, so muß man die Betheiligung eine sehr starke, fast eine vollzählige nennen. Weil die Division mehr als 10 Stunden in sehr vielen Ortschaften zerstreut war, so konnte jeder Abtheilung nur einmal, höchstens zweimal Gelegenheit gegeben werden. Da schauten die hiesigen Landesbewohner verwundert und wohl auch beschämt, wenn sie ihre Kirchen und Kirchlein mit 3—400 Communicanten im Waffenrock gefüllt sahen, während hier nur Leute im Ordensgewand und einige Frauen und Kinder zum Tisch des Herrn gehen. Die Herren Curés waren oft tief gerührt von der Haltung und Andacht der Soldaten; comme religieux! sagte Einer. In der That, diese Soldaten empfingen Alle freiwillig, aus religiösem Bedürfniß die Sakramente, sie empfingen sie, nachdem sie mit Gottes Hilfe einen furchtbaren Krieg durchgemacht hatten, in welchen sie ausgezogen waren, gestärkt durch die nämlichen Sakramente! Von einem Bataillon (2. des 12. Regiments) kamen eines Nachmittags gegen 200 Mann zur Beichte; am folgenden Morgen vor 5 Uhr schlug es Generalmarsch, und bald darauf marschirte die Truppe ab wegen der Unruhen in Paris, ohne die heilige Communion empfangen zu haben; als später diesem Bataillon nochmals, es war am Charmittwoch, Gelegenheit gegeben werden konnte, kamen Alle diese zum zweitenmale und noch über 200 Andere; und die, welche verhindert waren — 71 Mann, wenn ich nicht irre — hielten es der Mühe werth, nach Ostern zweimal, Nachmittags und den andern Morgen einen anderthalb- resp. dreistündigen Weg zu machen. In der Umgebung von Paris ist auch das Landvolk lau, man darf sagen religionslos, was natürlich zunächst die Vernachlässigung der Sakramente zur Folge hat; „wir sind blos zum Begraben da“, war die betrübte Aeußerung eines sichtlich sehr würdigen Pfarrers. Unsere Soldaten strömten in den letzten Tagen der Charwoche in hellen, blauen Haufen in die Kirchen, fanden aber zu ihrer großen Unzufriedenheit keine Gräber, keine kirchlichen Ceremonien; völlig entrüstet aber waren sie, als sie sogar am Ostertag einzelne Bauern mit Pflug und Mist auf dem Felde beschäftigt sahen. Ich fragte schon mehrmals solche Leute, ob sie denn den Sonntag nicht kennen? „O ja — sagen sie — aber wir wollen am Sonntag auch essen ... es gehen Viele in die Messe, die stehlen und sonst nichts taugen“ — oder sie geben die unglücklichen Zeiten zur Rechtfertigung ihrer Sonntagsarbeit an.

*) Aus der A. Postztg.

Zahlen sprechen*).

Auf jeder Bierbank, in jedem Kaffeehaus erschallt es: die deutsche Faust hat den Franzmann zu Boden gestreckt. Ja, ja! ihr städtischen Großmäuler, die derbe Faust der unverdorbenen Söhne des Landvolkes hat es gethan, nicht die mit Thee und Butterbemchen aufgefütterten Muttersöhnlein aus eueren Mauern, nicht sie, denen, wie Platen sagt, „in schlaffer Hose das morsche Knie knackt“, nicht sie, diese „Froschmolluskenbreinaturen“, deren Muth und Tapferkeit uns Göthe so unübertrefflich in dem Gedichtchen „Schneider-Courage“ geschildert hat:

„Es ist ein Schuß gefallen!
Mein, sagt wer schoß da drauß'?“ —
Zwei Spatzen und ein Schneider
Die fielen von dem Schuß:
Die Spatzen von den Schroten,
Der Schneider von dem Schreck,
Die Spatzen in die Schoten,
Der Schneider in den Dr—.“

Hinterm Bierkrug und wenn der Fusel ihnen in den ausgetrockneten Hirnkasten steigt, da fressen sie allerdings die Franzosen — bataillonenweise, wissen sie ja, daß ihre „heldenhafte“ Gestalt, die gleich den Latschenkiefern am Boden dahinkriecht, und ihre marklosen Knochen sie untauglich machen, Sr. Majestät Schießprügel zu tragen. Wir lassen einige Zahlen sprechen: in München wurden von 892 Pflichtigen nur 234 tauglich und 658 untauglich befunden, in Nürnberg von 462 nur 258 tauglich und 204 gänzlich untauglich, in Ingolstadt von 57 nur 19 tauglich, in Ansbach wurden unter 82 Pflichtigen gleich 19 als unwürdig ausgeschlossen und in Würzburg haben sich von 135 Tauglichen 106 als untauglich erwiesen.

Der unverdorbene Bauernbursche muß fort in den Krieg und mit kräftiger Faust den Feind zu Paaren treiben, während die „gesunde Sinnlichkeit“ den Stadtpuppen alles Mark zerfrißt, so daß sie ruhig beim Herrn Papa und Frau Mama gelassen werden. Unterdeß gebrauchen sie fleißig ihr Maulwerk und brocken sie sich in jede Tasse Mokka ein Dutzend Franzosen und Pfaffen — diese ausgemergelten, spindeldürren Knirpse des „deutschen“ Maulheldenthums!

Für die vielen Gurkenfreunde möchte ich als ganz etwas Neues die Sooly Qua oder neue chinesische Gurke empfehlen, welche bei der vorjährigen Ausstellung der kgl. Gartenbaugesellschaft in London so große Sensation machte. Ein Gärtner Namens Temple erhielt diese von seinem Bruder aus Chou-Foo-Chou in Ostchina her zugeschickt. Dieselbe, auch Wegegurke genannt, hat sehr schöne Blüthen, große, grüne und glänzende Blätter und bringt ganz immense Gurken hervor, welche von den Lattenstaketen herabhängen, die man an der Stelle, wo sie wachsen, aufrichtet. Viel Sommerhitze, gut zubereiteter Boden und reichliche Wasserzufuhr sind dieser Pflanze sehr förderlich. Die Chinesen begießen sie noch von Zeit zu Zeit mit flüssiger Jauche. Die Frucht erreicht eine Länge von 5—6 Fuß und einen Umfang von 12—17 Zoll. Gewöhnlich wird sie, wenn sie noch grün ist, verzehrt und gerade wenn sie ihre volle Größe erreicht hat. Sie wird in verschiedener Weise gekocht und namentlich vielfach mit Reis zusammen bereitet. Der Gärtner Temple hat in London seine Gurken schon bis zu 5 Fuß 7¼ Zoll Länge und 15 Zoll Umfang gezogen. Freilich ist diese seltene Pflanze jetzt noch theuer. Es kostet nämlich das kleine Samenpäckchen 1¾ Gulden Silber. (W. landw. Ztg.)

*) Aus der Amberger Volksztg.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Jos. Schmid, Tapezierer in Landshut,

zeigt an, daß zu seinem außerordentlich großen

Tapeten-Lager

noch eine neue große Sendung angekommen ist, und verkauft das Stück zu 9, 10, 11, 12, 13 und 14 kr. Glanz-Tapeten die schönsten von 18 kr. an bis zu 1 fl. 30 kr.

Zugleich empfiehlt er sein

Rouleaux-Lager

und gibt Rouleaux mit Landschaften 1¾ Elle breit zu 48 kr., 1½ Elle breit zu 1 fl. 12 kr., solche mit Blumen zu 1 fl. 20 kr. ab.

Durch vortheilhaften Kauf bin ich in den Besitz eines größeren

Wachstuch-Lagers

gekommen und gebe dasselbe ebenfalls zu äußerst billigem Preise ab, als: Ellenbreites Wachstuch in allen Farben zu 45 bis 48 kr., 1¼ Elle breit zu 1 fl. 6 kr. bis 1 fl. 12 kr. (2a) 1791

Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft.

Directe Post-Dampfschifffahrt zwischen

Hamburg & New-York

vermittelst der Post-Dampfschiffe

Silesia, Mittwoch, 7. Juni Morgens. | Vandalia, Sonnabend 24. Juni Morgens.
Germania, do. 14. do. do. | Cimbria, Mittwoch, 28. do. do.
Hammonia, do. 21. do. do. | Westphalia, do. 5. Juli do.

Passagepreise: Erste Cajüte Pr. Crt. Thlr 165, Zweite Cajüte Pr. Crt. Thlr. 100, Zwischendeck Pr. Crt. Thl. 55.

Fracht Liv. 2. — pr. 40 hamb. Cubicfuß mit 15% Primage, für ord. Güter nach Uebereinkunft.

Briefporto von und nach den Verein. Staaten 3 Sgr. Briefe zu bezeichnen „per Hamburger Dampfschiff."

Näheres bei dem Schiffsmakler August Bolten, Wm. Miller's Nachfolger, Hamburg, sowie dem alleinigen Generalagenten für das Königreich Bayern.

F. J. Bothof in Aschaffenburg. (11) 25

In dem frequenten Markte Geiselhöring ist wegen Ableben des Besitzers ein ganz massiv gebautes

3stöckiges Haus

mit großem Gemüse- und Obstgarten zu verkaufen. Auf diesem Anwesen wird seit langer Zeit eine

Spezerei-Waaren-Handlung

wegen seiner besonders günstigen Lage sehr vortheilhaft ausgeübt.

Das Uebrige bei der Eigenthümerin

Anna Helgl
in Geiselhöring.

1781 (3b)

In einem großen gewerbsamen Markte Niederbayerns ist die dortige einzige

Lebzelterei

mit Liqueur- und Rosoglio-Schenke

sammt Vor- und Einrichtung, mit und auch ohne Haus unter annehmbaren Bedingnissen zu verkaufen. Wo? sagt die Exp. ds. Bl. (3b) 1775

In der Jos. Thomann'schen Buchhandlung in Landshut ist zu haben:

Der ächte kleine Franzose,

oder die Kunst, die französische Sprache ohne Lehrer in höchstens 8 Tagen richtig lesen, schreiben und sprechen zu lernen. Mit beigefügter Aussprache. Preis 21 kr.

Telegraphischer Schiffsbericht, 1792
mitgetheilt von
F. J. Bothof, Mainz u. Aschaffenburg

Das Hamburger Postdampfschiff Thuringia Capt. Ehlers von der Linie der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft, trat am 31. Mai wiederum eine Reise nach New-York an und hatte außer einer starken Brief- und Packet-Post volle Ladung, 108 Passagiere in der Cajüte und 695 im Zwischendeck an Bord.

Eine helle freundliche Wohnung

mit Küche und übrigen Bequemlichkeiten ist an eine ruhige Familie zu vermiethen. Zu erfragen in der Exp. ds. Bl. 1793

Städtische Schwimmschule.

Den 3. Juni 1871 Mittags 11 Uhr Wasserwärme 13 R. — Luftwärme 10 R.

M. Alois Fahrmbacher

hält bestens empfohlen sein großes

Filiale im Café Fischer

Tabac- & Cigarren-Lager

in ordinären, mittel- & hochfeinen Marken, sowie Cigarretten, von 6 kr. bis fl. 1. 24. pr. 25 Stück, griechische und türkische Tabake.

Magazin in Neustadt Nr. 505

(11) 877

Paris!

Diese merkwürdige Riesenstadt mit den großartigen Prachtbauten, Denkmälern, Kirchen, Statuen rc., welche vorige Woche durch Volkswuth größtentheils verbrannt und zerstört wurden, kann man auf 8 Tage am Heumarkt in 38 Reliefbildern wie in natura um 6 kr. täglich von 9 bis Abend 9 Uhr besehen. Jedermann erhält einen deutlichen Begriff von dieser kolossalen Zerstörung einer Prachtstadt. 1794

Chocolade

in vorzüglicher Qualität von Moser & Comp. in Stuttgart empfiehlt zu Fabrikpreisen bestens

M. Ehrenmüller
in der Grasgasse.

170 (11)

Nürnbergs' Kräuter-Magen-Bitter-Extract,
Verdauungsflüssigkeit,

bewährtes Mittel gegen Magenleiden, Verdauungsbeschwerden, Magensäure rc. rc., à Flacon 15 kr. zu haben bei

321 (5) Fr. Simmet in Landshut.

Ein schönes Zimmer,

meublirt, vornheraus, mit eigenem Eingang, ist Altstadt Nr. 104 sogleich zu vermiethen. (3c) 1756

Liebesgaben für das 25jähr. Papstjubiläum.

Uebertrag	27 fl. 17 kr.
Der liebe Gott vermehre diese kleine Gabe viele tausendmal. Bitte den hl. Vater um den hl. Segen für mich und all die Meinigen. Ein Goldstück	16 fl. — kr.
Gott schütze die hl. katholische Kirche und unsern hl. Vater	1 fl. — kr.
Summa	44 fl. 17 kr.

Oeffentliche Verhandlungen
des
königlichen Bezirksgerichts Landshut.
Am 19. Mai 1871.

Katharina Thaler, 47 J. alt, Schleifersstochter von Landshut, wird von der Anschuldigung eines Vergehens der Fälschung einer öffentlichen Urkunde und einer Polizeiübertretung des Bettels unter Ueberbürdung der Kosten freigesprochen.

Dagegen ist dieselbe schuldig eines Vergehens des Diebstahls zum Schaden der Näherin Margaretha Derfus von Neukirchen und wird hiefür in eine Gefängnißstrafe von 1 Mon. verurtheilt.

Michael Brunschneider, 40 J. alt, verh. Söldner von Mantlkam, k. Landg. Landshut, ist schuldig einer Uebertretung des Diebstahls zum Schaden des Georg Wirnshofer, Neuhäusler von Wieden, und wird hiefür in eine Arreststrafe von 21 Tagen verurtheilt.

Dentifrice-universel

schnell und sicher wirkend bei hohlen und rheumatischen Zahnleiden

à Flacon 9 kr. bei

28 (9) **F. Simmet, Kaufmann.**

Ein Gymnasist

sucht ein Zimmer ohne Bett. Das Uebrige in der Exped. ds. Bl. 1795

Ein Wiegenpferd

wird zu kaufen gesucht. Von wem? sagt die Exp. ds. Bl. 1796

Haus-Verkauf.

In einer der größten Städte Niederbayerns ist ein auf frequentestem Hauptplatze gelegenes Wohnhaus, worin seit vielen Jahren eine

Krämer- und Spezereiwaaren-Handlung

schwunghaft betrieben worden, aus freier Hand zu verkaufen. D. Uebr. b. Exp. d. Bl. (6b) 1783

Für Auswanderer.

Ueberfahrts-Verträge für die von Bremen aus nach Amerika fahrenden rühmlichst bekannten Dampf- und Segelschiffe vermittelt zu den billigsten Passagepreisen

F. Simmet in Landshut,
conceff. Spezialagent.

(304 (5

Eine schöne freundliche Wohnung

ist sogleich oder auf Jakobi zu vermiethen. Wo? sagt die Exped. ds. Bl. (6c) 1765

In der Jos. Thomann'schen Buchhandlung in Landshut sind zu haben:

Schmidt, kleiner Hausgärtner. Mit 11 erläuternden Abbildungen. 1 fl. 30 kr.

Grenzburg, Vertilgung der Raupen und schädlichsten Insekten überhaupt. 1 fl. 6 kr.

Hannemann, Katechismus d. Obstbaumzucht und des Obstbaues für Landschulen. Mit 29 Abbildungen. 21 kr.

Schulte, Lehrbuch der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte. 6 fl.

Erdinger Schranne vom 1. Juni 1871.

	Waiz.	Korn.	Gerste	Haber
Voriger Rest	—	—	—	—
Neue Zufuhr	707	357	109	317
Schrannenstand	707	357	109	317
Heutiger Verkauf	691	318	109	315
Rest	16	39	—	2

	Waiz. fl.	Waiz. kr.	Korn. fl.	Korn. kr.	Gerste fl.	Gerste kr.	Haber fl.	Haber kr.
Höchster Preis	23	12	14	41	13	33	10	20
Mittlerer „	22	45	14	27	12	27	9	31
Niedrigster „	21	46	13	52	11	48	8	46
Gefallen	—	—	—	23	—	20	—	—
Gestiegen	—	5	—	—	—	—	—	17

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 24 Den 11. Juni: Barnabas.

Verarmt durch reiche Erbschaft.

Der Wirklichkeit nacherzählt von Stillfried Pilgram.

(Schluß.)

Mischel ging aus dem Stadthause, wo die Eröffnung stattgefunden. Er hatte nie erzählt, wie er herausgekommen; denn er wußte es selbst nicht. Seit langer Zeit auf Derlei vorbereitet, hatte er doch kraft jener Hartnäckigkeit, mit welcher die Menschen ihre Selbsttäuschungen festzuhalten lieben, die Gedanken an die Möglichkeit eines solchen Ausganges abgewiesen, so daß solche Gedanken nie über das Bereich der Ahnungen hinauskamen, welche wie eine beunruhigende und aufregende Wetterwolke über dem grünen Saatfeld seiner Hoffnungen hing. Es war kein Blitz aus heiterem Himmel; aber seine Wirkung war darum nicht weniger gründlich. Die bunteste Stimmung wechselte in seinem Innern: Zorn über den Onkel, der ihn getäuscht, über die Tante, die ihn betrogen, über sich selbst, der so einfältig gewesen, das Gefühl, daß er ein ruinirter Mann, der Stachel der Rachelust, welcher den Menschen dann am schärfsten angreift, wenn eine Stimme in ihm flüstert, daß das, was er als Unrecht empfindet, so ziemlich seine eigene Verschuldung sei. Nachdem er die Tante nur noch einmal gesehen, bei der Auszahlung der 500 fl, die er schon nehmen mußte, weil sein Geld nicht mehr ganz zur Heimreise langte, — zuvor hatte er einige Gänge zu Sachwaltern gethan, die ihn wenigstens belehrten, wie gut der Rath seines Vetters im Bären gewesen, — machte er sich wie betäubt auf den Heimweg. Als er heimkam, erzählte er nicht viel. Seine Mutter fuhr gewaltig los über den alten Sünder, der dem schlechten Frauenzimmer zu lieb sein Blut betrogen habe; aber er ging den Worten der Mutter aus dem Weg, ebenso wie den stillen Augen seiner Frau. Es kamen manchmal sehr trübe Gedanken über ihn, als solle er es machen, wie der Bürgermeister von Münchberg, der bei der letzten Wahl nicht wieder gewählt wurde und sich deßhalb einen neuen Strick kaufte. Als er aber einmal von solchen Gedanken etwas drüben im Bären verlauten ließ, kam er bei der Wirthin schön an. „Das wird gehen wie bei Küfer Langhäuser bei mir zu Hause; der trinkt viel und ißt gut und wenn's nicht reichen will, so fängt er mit seiner Frau Händel an und beklagt sich dann bei den Leuten über seinen Hausdrachen. Auf einmal kommt er zum Pfarrer und sagt ihm, er könne es bei dem Elend nicht länger aushalten; er wisse nicht, ob's ihm Gott oder der Teufel eingegeben habe, daß er in den Altrhein springen solle; wenn's aber geschehe, so wäre Niemand Schuld daran, als seine Frau; das wolle er dem Herrn Pfarrer zu wissen thun. Unser Pfarrer daheim macht wenig Worte; er sagte ganz ruhig, ohne seine Pfeife wegzustellen: „Da thätet ihr gar nicht übel dran, Küfer, wenn ihr ins Wasser ginget; Branntwein habt ihr genug im Leibe und ihr hättet dann vor eurer Frau Ruhe und eure Frau vor euch." Aber wie mein Langhäuser da wurde! Er fuhr aus dem Hause und schimpfte draußen auf den Pfaffen, der dafür bezahlt werde, daß er die Leute trösten solle und ihm solche Reden gebe; der sei wie sie alle und keiner sei einen Knopf werth. Item, er ist nicht in den Altrhein gegangen, lebt heute noch und soll sogar seitdem viel besser mit seiner Frau zurechtkommen, wie ich von meiner Mutter hörte, als sie neulich bei uns war. So wird's auch bei euch sein, nichts für ungut, Vetter Link." Der Vetter Link ging und zum erstenmal sagte er nichts auf die Rede der groben Base.

Aber fast wäre es dem armen Mischel nicht übel zu nehmen gewesen, wenn er auf's Selbstmorden gerathen wäre. Denn jetzt gingen für ihn Geschäfte an, bei denen er betheiligt war, wie der Hase bei einer plaisirlichen Jagdparthie. Man kann's rasch erzählen; ging es ja auch rasch genug bergab. Zuerst wollte der Jude Itzik einmal schauen, ob er bald zurückhaben könne sein Geld; sein Sohn wolle anfangen ein Geschäft in der Stadt und da brauche er es. Mischel konnte nicht bezahlen, außer er ging an seine Aecker. Aber wie erschrack er, als ihm Itzik die Rechnung stellte. Die war viel höher, als Mischel im Kopf hatte. Wie so viele in ähnlicher Lage, hatte er nie scharfe Rechnung gehalten, hatte Nebenposten im Sinn behalten, statt sie in seinem Hausbuch einzutragen und die unverschämten Bengel von kleinen Nebenposten sind oft, was die Plänkler bei einer Armee, welche hie und da mehr Schaden thun, als ein ganzes Cuirassier-Regiment, das in geschlossener Reihe heranjagt. Er wollte nicht zugeben, daß er so viel schuldig sei und verbittert, wie er war, fing er gar noch einen Proceß an und nachdem er natürlich in erster Instanz verloren hatte, wollte er appelliren. Doch davon brachte ihn seine Frau zurück. Summa Summarum, wollte er den Itzik befriedigen und die andern kleinen „Geschäftsfreunde", die sich nun auch einstellten, wie die Aasgeier, wenn ein Vieh gefallen ist, so mußte er an seine Aecker gehen und versteigern lassen und behielt kaum so viel übrig, daß er sein Brod und seine Kartoffeln bauen konnte. Das war ein harter Schlag. Am härtesten traf es die alte Mutter. Sie konnte es nicht verwinden, daß ihr Sohn so heruntergekommen, und quälte sich mit dem Gedanken, wie der Sattler in der Obergasse, der ihrem Mann selig schon so aufsessig gewesen sei, in's Fäustchen lachen werde. Sie legte sich hin und starb.

*
* *

Eigentlich ist jetzt meine Geschichte aus. Aber ich möchte doch den verehrten Lesern nicht den Tort anthun, gerade da abzubrechen. Ein solcher gemüthlich unbefriedigender Schluß thut wehe. Man hat dabei ein Gefühl, wie das in einer schönen Anecdote dem jungen Mozart zugeschriebene. Dieser junge Fürst im Reiche der glorreichen Königin Musika lag einstmals krank zu Bette. Im anstoßenden Zimmer spielte Jemand Clavier, brach aber auf einmal, mitten in einer Dissonanz, ab und ging hinaus. Das quälte den Kranken so, daß er des Unbehagens nicht Meister werden konnte und nicht eher Ruhe hatte, bis er trotz seiner Schwäche aufstand und das angefangene Stück zu Ende spielte. Ich will also in aller Kürze das Weitere berichten. Am wenigsten betrübt über den Ausgang war Frau Elisabeth. Nicht als ob es ihr gleichgültig gewesen oder leicht gefallen wäre, daß sie nun oft genug nach den Recepten des Herrn Schmalhans kochen und von Meister Knapp sich und den Ihrigen die Kleider mußte anmessen lassen. Aber sie hatte es lange kommen sehen, wenn sie sich's auch nicht so arg gedacht, und der Schlag weckte ihre volle Energie. Ohne dem Mann auch nur ein bitteres Wort zu geben, ohne sich hinzusetzen und des Tages drei Schürzen naß zu heulen ob dem Elend, das über sie hereingebrochen, oder des Mittags die gequellten (gesottenen) Kartoffeln auf den Tisch zu schütten mit dem stereotypen: Wir haben's auch 'mal besser gehabt, ging sie mit gewohnter Stille an ihr jetzt noch schwereres Tagewerk; ja man bemerkte an ihr bisweilen die Freundlichkeit und das aufgeheiterte Wesen ihrer Mädchenzeit, welches die letzten Jahre stark in Abgang gebracht hatten. Es gelang ihr, den Mann allmählig aus seiner Verstörtheit herauszuziehen, und ihm, ohne viel an ihn hinzureden, wieder Muth zum Leben zu machen. Er fing an, ordentlich auf dem Geschäft mitzuarbeiten und da er nicht mehr wie früher mit den Gesellen aufbegehrte, auch wenn diese das Geschäft zweimal so gut verstanden als er — oder vielleicht gerade deßhalb — indem die Gesellen ihre Sache ordentlich erhielten, so bekam er tüchtige Helfer. Der Spott über die zu Wasser gewordene Erbschaft war natürlich Anfangs groß und

Meister Spahn machte im goldenen Stern manchen guten Witz über seinen Collegen, der vom ganzen Geschäft sich am besten auf's Pech verstehe. Aber die Regenwasser fließen all' ab, während die Quellbrunnen bleiben. Es gab doch auch Leute, welche die Sache noch aus einem andern Gesichtspunkt ansahen und da sie dem Sattler nicht übel wollten, ließen sie auch wohl einmal etwas bei ihm arbeiten, was nicht gerade pressi.te, und weil sie ordentlich besorgt wurden, gingen sie selbst und zogen auch andere in Zukunft zu Mischels Werkstätte und Meister Spahn fand zu seinem Verdruß daß er nicht gerade besser gefahren sei bei seines Collegen Verlust. Elisabeth aber konnte jetzt viel freier schalten in der Haushaltung; Mischel war von seinem „Spruhz" (wie man am Rhein jene bekannte Ueberwucherung des Stolzes nennt, welcher auch wohl Dünkel heißt) abgekommen und ließ sich viel mehr von ihr leiten; dazu redete die Schwiegermutter nichts mehr drein. So stellte sie denn ganz allmählig ihre Kinder auf die ihrem Stand angemessene Stufe. An der Bärenwirthin fand sie eine Freundin, welche sich täglich enger an sie anschloß. Die beiden Frauen schienen um so größeres Gefallen an einander zu finden, je größer die Verschiedenheit ihres Characters war bei aller Tüchtigkeit im Kern ihres Wesens: die stille, fast zu stille und zurückhaltende Handwerkerfrau neben der, ohne alle Ueberhebung, selbstbewußten und selbstständigen reichen Wirthin. Letztere ließ es übrigens bei bloßen Worten, oder, worauf sie sich so trefflich verstand, an passenden und gut erzählten Geschichten nicht bestehen; ihre Freundschaft war practischer Natur. In den Verlegenheiten der Familie Link, welche Elisabeth mehr gestand als offenbarte, war sie mit Rath und That zur Hand und veranlaßte ihren Mann, der mit ihr eines Sinnes war, als Bürge für den Sattler einzutreten bei Ersteigerung eines gutgelegenen Grundstückes, zu dessen Bezahlung noch kein Thaler bereit lag. Es war dies gerade ein Jahr nach des Onkels Tod. Es ging langsam aufwärts, jeder Tritt kostete Schweiß und die Füße thaten Frau Lisbeth oft weh und der Muth wollte unserm Mischel bisweilen ausgehen. Aber es ging aufwärts und als er zu seinem gut gelegenen Hause in einem Krämer den gewünschten Käufer fand, war schon die schwerste Noth überstanden. Er zog sich in ein kleines Haus der Nebengasse zurück und verwendete das übrige Capital dazu, um wieder zu ordentlichem Grundbesitz zu kommen. Sie waren jetzt wohl nicht mehr so nahe Nachbarn mit Vetter Wetzler, um einander in die Fenster sehen zu können. Aber die stattliche Frau „Bärenbase" ruhte oft genug aus in dem netten Stübchen der Frau Lisbeth und freute sich, wie ihr Pathe, der kleine Konrad, des Sattlers Jüngster, zu einem prächtigen Jungen heranwuchs. Und ihre eigenen Kinder, Fritz und Grethchen, wußten keinen schönern Platz in der Welt als Hof und Werkstatt von Vetter Link. Da gab's treffliches Material zum Spielen und die Freundlichkeit des Vetters, wie die kunstfertige Hand der Gesellen verschaffte ihnen manche Freude und kleine Ueberraschung.

Der stattliche Park voll blühender Hoffnungen war verschwunden. An seiner Statt erhob sich ein bescheidener Hausgarten, in welchem aber doch Raum genug war für manches liebliche Veilchen und selbst für manche duftige Rosen.

Der Zug der Scharfschützen von Ehrwald, Lermos und Biberwir nach Bayern zur Befreiung von fünf Wildpretschützen 1797.

(Fortsetzung.)

Mit dem fröhlichen Einmarsch der Schützen in ihrer Heimath hatte der Feldzug glücklich sein Ende genommen. Dagegen begann nun der Federkrieg der tirolischen und der churbayerischen Behörden.

Die churfürstliche Oberlandesregierung in München erließ bereits unterm 3. Febr. ein Schreiben an das Gubernium in Innsbruck, worin sie unter Mittheilung des Vorfalls die Entwaffnung der Scharfschützen, die Untersuchung und Bestrafung der Anführer und die Vorsorge gegen fernere Thätlichkeiten verlangte. Das des damaligen Münchner Kanzleistils wegen nicht uninteressante Schriftstück lautet:

„Unsere Freundlichen Dienste zuvor, Hoch, und Wohlgebohrne, Edle, gestreng, und Hochgelehrte, besonders Liebe Herrn, und Freunde!

Auf welch fridbrüchige Art die Tirolische Scharfschützen im Ehrwald, Biberbier, und Lermoos bey 500 an der Zahl bewafnet in das Churfürstlich bairische Territorium zu Oberau, und Ettall eingefallen, und die Loosgebung einiger arretierter Wildschützen erzwecket haben, kann den besonders Lieben Herrn, und Freunden durch den öffentlichen Ruf, sowohl, als die Anzeigen der nachgeordneten Behörden nicht unverborgen sein. — Seine Churfürstliche Durchlaucht haben sogleich nach erhaltener Nachricht von der bevorstehenden Gefahr sowohl zu Herstellung hinlänglicher Sicherheit als auch strengsten Untersuchung der Sache eine Commission ad Locum abgeordnet, und werden den besonders Lieben Herren, und Freunden von dem Erfolge der Untersuchung die nöthige Wissenschaft ertheillen lassen. Fürdermal beschränken Wir uns denenselben dasjenige Protokoll abschriftlich zu communicieren, welches den 30. Jener Nachts, um 2 Uhr bey dem Pfleg Gericht Murnau bey Loosgebung der Gefangenen Wildschützen abgehalten, und von den Deputierten unterzeichnet worden ist. Die eingefallene Masse der Tyrolischen Scharfschützen hat in dem Kloster zu Etall auch die bey der Arretirung abgenohmene Gewehre der Wildschützen abgefodert, und von dort auch erhalten. Nach den bisher eingehollten Erfahrungen haben sie bey ihren Abzug gedrohet, daß sie sich mit diesem allen noch nicht begnügen, sondern von dem Kloster auch noch vollkommenen Köstenersatz, dann Entschädigung für die Verwundeten, und die nachgelassene Familie des bey der Arretirung unwissend von wem erschossenen tirolischen Wildschützen, fodern. — Auf dem Verweigerungsfahl aber das Kloster durch einen neuen Ueberfahl hiezu vermögen würden. — Wir ersuchen daher die besonders Liebe Herrn, und Freunde nicht nur mit gleicher Genauigkeit in Untersuchung dieses äußerst bedenklichen und gewaltsamen Vorfahls zu verfahren, sondern auch die schleunigsten Anstalten zu treffen, daß vor allem die Scharfschützen entwaffnet, die Anführer, und Aufwigler außer aller Schadensgefahr gesetzt, und alle ferneren Thätlichkeiten umsomehr vermiden werden, als man bereits diesseiths solche Vorkehrungen getroffen, daß eine nochmalige gewaltsame Invasion nicht ohne zu fürchtender Gegenwart versucht werden könnte. — Wir verbleiben indessen denenselben zu Erweisung angenehmer Dienstgefälligkeiten bereit. München den 3. Febr. anno 1797.

Seiner Churfürstlichen Durchlaucht zu Pfalz Baiern und oberen Landesregierungs Vize Präsident, Vize Kanzler, geheimer und andere Räthe daselbst." (Unterschrift unleserlich.)

Von Außen: „Denen Hoch, und Wohlgebohrnen, Edlen, gestreng, und Hochgelehrten Herrn der Römischen K. K. Majestät, Presidenten, Kanzler, Regenten und Räthen vorderösterreichischen Lande zu Insbruck. Unseren besonders Lieben Herrn, und Freunden."

Das Gubernium in Innsbruck antwortete, es hätte sofort nach erhaltener Nachricht von dem Vorfalle eine Estaffette mit den entsprechenden Aufträgen und Weisungen abgehen lassen. Der Rückzug der ausmarschirten Mannschaften sei ohne den geringsten Exceß erfolgt und nichts weiteres mehr zu besorgen. Man ersuche also den Vorfall als einen unbesonnenen und unüberlegten Schritt der Bauern umsomehr entschuldigen zu wollen, als dieselben wegen Niederschießung, Verwundung und Arretirung einiger ihrer Mitnachbarn, welche allerdings durch Wildschießen so sehr sich verfehlt haben, wider eine geistliche Gemeinde (Kloster Ettal) aufgebracht worden waren, also ihr Zorn nicht der churbayerischen Regierung, sondern lediglich dem Kloster gegolten hätte. „Man werde gewiß nicht ermangeln, Ruhe und Ordnung herzustellen, und alle Beweise der bestnachbarlichen Gesinnung und Freundschaft wie bisher an den Tag legen."

Die Regierung suchte also den Feldzug der Bauern möglichst zu entschuldigen und ihn auf Rechnung des Klosters Ettal zu setzen, dessen Leute durch ihre Grausamkeit den Unwillen des Volkes provozirt hätten. Auch die Behörden von Reutte und Imst hatten sich der Schützen sehr ernstlich angenommen und für die Excedenten ein gutes Wort beim Gubernium eingelegt. So schrieb der Pfleger von Ehrenberg in seinem Berichte über den glücklichen Verlauf des „Feldzugs": „Dabei muß ich zum Ruhme dieser Gerichtsinsassen berichten, daß sie schon zweimal auf die Landesgränze gegen den alles verderbenden Feind ausgerückt und schon früher unter ihrem Hauptmann von Dietrich sich erklärt haben, zur Vertheidigung des gedrückten Vaterlandes auch nach Italien aufzubrechen."

Auch das Kreisamt in Imst verwendete sich für die Schützen

und bat, das Gubernium möge, da Alles so gut abgelaufen sei, keine Untersuchung einleiten lassen, der churbayerische Hof könne auch keine besonderen Gründe zu Beschwerden haben, da die Schützen in der Herrschaft Werdenfels stehen geblieben seien und somit den churfürstlich baierischen Boden nicht betreten hätten. Man möge vielmehr „den Muth dieser entschlossenen Burschen zum Besten des Vaterlandes gegen den Feind verwenden", denn „es sei nicht zu zweifeln, daß sie auf erhaltenen Ruf in voller Zahl dahin ausrücken werden." Das Oberwaldamt Ehrenberg und das Salzoberamt zu Hall glaubten auch, es möge „für diesmal mit einem scharfen Verweis über die weitere Bestrafung hinausgegangen werden".

Aus Allem geht hervor, daß die tirolischen Behörden sämmtlich geneigt gewesen wären, nach protokollarischer Vernehmung der Wildpretschützen die Sache unter kräftigen Ermahnungen und Verweisen auf sich beruhen zu lassen. Am 19. März lief jedoch ein neues Schreiben der Regierung in München beim hiesigen Gubernium ein, worin dieselbe von der Ansicht ausgeht, daß in dem Marsche der tirolischen Schützen auf baierisches Gebiet das schwere Verbrechen des Landesfriedensbruches liege und daher an die tirolische Behörde das Ansinnen stellt, zu verfügen

1) daß die der churfürstlich baierischen Gerechtigkeit gewaltsam entrissenen 5 Tiroler auf erfolgte Citation des Kloster Ettal'schen Gerichtes in Murnau, welches den Proceß auch gegen die Abwesenden fortzusetzen habe, ohne weiters dahin gestellt und die denselben abgenommenen Gewehre dahin ausgeliefert werden,

2) daß die am 29. Jäner in baierisches Gebiet eingefallenen Scharfschützen, wenigstens ihre Anführer, ausfindig gemacht und gegen selbe eine angemessene Gefängniß- oder eine andere außerordentliche Strafe zum warnenden Beispiele verhängt werde,

3) daß die sämmtlichen an der baierischen Gränze gelegenen tirolischen Gemeinden durch eine öffentliche Bekanntmachung von den so sträflichen Wilddiebereien auf fremdem Gebiet auf das schärfste abgemahnt werden und zwar mit der Androhung, daß bei künftigen solchen Vorkommnissen die Thäter „als Störer der öffentlichen Ruhe mit den in den Gesetzen gegen Landesfriedbruch festgesetzten Strafen belegt" würden. (Forts. folgt)

Von der neuen in die alte Heimath.

(Von einem Alterthumsforscher.)

I.

Ω Vom Viehbachgaue.

Der Sommer, dachte ich, kommt daher, und es wäre Zeit, der alten Heimath einen Besuch zu machen. Gedacht, gethan. Eines schönen Morgens, der auch einen schönen Tag errathen ließ, griff ich nach dem Stocke, und bald lag mir Haus und Dorf im Rücken — Der Weg, welchen ich nach getroffener Wahl einschlug, führte mich an einer tiefgelegenen Wiese vorbei, Weiherwies genannt, zum Zeichen, daß hier ehedem ein Fischweiher gewesen sein müsse. Noch sind zwei gewaltige Dämme vorhanden, an denen ersichtlich ist, daß hier künstliche Weiher angelegt waren, wovon der gegen Süd-Ost kleiner und wahrscheinlich ein Setzling-Weiher war.

Wer hat nun diese Weiher angelegt? so stellte ich die Frage. Thaten das die Herren des nahegelegenen Dorfes? Kaum. Es befinden sich ja auch vom Dorfe abwärts, gegen den Norden zu, solche künstliche Weiher; so daß man wohl glauben möchte, selbe hätten sicher eine andere Bestimmung gehabt, als den Herrn des Dorfes mit Fischen zu versehen. Allem Anscheine nach war bei der Anlage dieser Weiher eine mächtigere Hand im Spiele, vielleicht die eines bayerischen Königs*) aus dem Geschlechte der Agilolfinger, welcher in der Nähe etwa einen Hof hatte, wo er sich zeitenweise der Jagd halber aufhielt, so daß die Bewohner dieser Weiher, welche der Mehrzahl nach Forellen**) gewesen sein dürften, für königliche Tafeln bestimmt waren.

So in Gedanken vertieft kam ich nach Geishof, einer Einöde nahe am Holze, so daß man vermuthen möchte, hier sei ehedem Geiszucht getrieben worden. Geishofen, Geiglofer, Geishub, Geishauben — sagen immerhin, daß in früheren Zeiten, wahrscheinlich in der Nähe bedeutender Höfe, Geise gehalten wurden; weil man vielleicht das Fleisch von den Kitzlein gerne gegessen hatte.

*) Noch am Anfange des 14. Jahrhunderts gab es hier herzogliche Fischlehen. M. B. vol. 36 p. 2, p. 164.

**) Auch jetzt noch gibt's im nahegelegenen Bache Forellen.

Wo aber war hier ein so bedeutender Hof? Lag etwa in der Nähe der königliche Hof „Hohberahhah", auf welchem im Jahre 878 der König Karlmann verweilte? Diese Annahme möchte wohl keine reine Täuschung sein. Hier in dieser Gegend waren ja die Murzthaler — auch Eppensteiner genannt —, die so nahen Verwandten der Ebersberger, begütert. Wie, wenn nun die Ebersberger genannten Hof von den Karolingern und die Murzthaler von den Ebersbergern überkommen hätten? So viel ist gewiß, daß die Murzthaler Grafen im Viehbachgaue waren und im Besitze des Hauptortes dieses Gaues sich befanden.

Und dieser Ort? So eben nahe ich mich demselben. Habe sonst gerne daselbst zugesprochen; allein für dieses Mal führt mich der Weg zur Seite vorüber, dem Berge zu, wo man aufhört, mit alten Sachen. sich abzumühen, da man sich zusammen nehmen muß, will man ihn glücklich ersteigen.

Nun denn, er ist erstiegen! Das Athmen geht wieder leichter, das Blut circulirt wieder regelmäßig, der Kopf hat ausgeschwitzt und ist wieder zur Arbeit brauchbar, wozu auch der Stoff schon vor Augen liegt. — So, so: das ist Wimpassing! wo ein guter Bekannter eine Römerstraße vermuthete, welche hier sich gewendet habe; daher der Name des Ortes. Aber, dürfte dieser Ort seinen Namen nicht von Vinum haben? Doch, wozu diese Klauberei! Wer löst uns alle Räthsel, welche uns in den Namen der Ortschaften gegeben sind? Die so oft geformt sind, daß man bei ihrer Verdeutschung verdrießlich werden möchte! Man höre nur; so eben gehe ich bei einem Einödhofe vorbei. Der Bauersmann sagt: das ist der Staumer; der Schriftgelehrte dagegen: das ist Staubach. Welcher hat Recht? Gibt es nicht mehrere Staubach, die man so schreibt und ebenso ausspricht? Wahrscheinlich hieß dieser Hof ehemals Staudenhof; wurde vielleicht von einem Stifte angekauft und bemaiert, so daß aus Staudenhof Staudenmaier, vulgo Staumer entstanden ist.

Wirklich war hier auch ein Maier. Allein derselbe war nicht der Hofmaier, sondern nur ein behauster Tagwerker. Noch meines Gedenkens stand hier ein Maierhäusel, welches offenbar nur ein Zubaugut und zwar ohne dazu gehörige Grundstücke war, wie solche am Anfange des 17. Jahrhunderts Mode geworden waren. Es scheint, daß damals die Heirathslust einen hohen Grad erreicht hatte, und etwa gar die Arbeitslust deprimirte; daher man, um letztere zu heben, das Heirathen durch Erbauung von Tagwerkerhäuseln zu erleichtern suchte. Allein das Gewinnschte wurde nicht erzielt; daher sich die Regierung im Jahre 1616 veranlaßt fand, das Bauen solcher Häuser zu verbieten. Im Regierungserlaß heißt es: „Wan aber zu solchen leichtfertigen Heurathen, diß nit die geringste anlaitung und ursach ist, daß durch die unserige aussen Landt, in den Hofmarchen, auch andern orten, ein groß menning geringer unnützer Söldenheußl erbaut und auffgericht worden, daß dieselbe nit durch richtige Bauersleut, sonder allein durch dergleichen auß leichtfertigkeit zusammenheuratenden heillose unvermögliche, und den benachbarten gantz beschwerliche und schädliche Personen bewohnt werden, Als wöllen wir hiermit solche Söldenheußl ... abgeschafft und gentzlich verbotten haben, inmassen zuvor auch verbotten gewesen."

Andere Zeiten, andere Sitten! Was man im 17. Jahrhunderte als nachtheilig und schädlich erkannt hatte, findet man im 19. Jahrhundert wieder zeitgemäß. Große Mühe kostete es daher, den Abbruch fraglichen Maierhäusels durchzusetzen. Wäre man nicht auf den glücklichen Einfall gekommen, dasselbe als Schlupfwinkel für Wilddiebe zu denunciren, stünde es sicher noch. Aus dem kann übrigens auch geschlossen werden, daß dieses Häusel vielleicht schon lange nicht mehr bewohnt war. Warum, kann nicht angegeben werden. Nur das soll hier erwähnt werden, daß der Wechsel der Bewohner desselben ein bedeutender gewesen sein mußte. So findet man in den Jahren 1680, 87, 98, 1707, 8, 12, 22, 25, 31, 56 immer wieder neu auftretende Tagwerker zu Staubach, von denen nur die Taufmatrikel Erwähnung thut. — Doch:

Dort sehe ich die liebe, theure Heimath wieder,
Wo mir das Lebenslicht zum ersten Mal gelacht.
In ihrer Bäume Schatten laß ich mich nun nieder,
Wo ich so manche frohe Stunde zugebracht.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.



Dankes-Erstattung.

Die so zahlreiche Betheiligung bei dem hl. Seelengottesdienste und dem Leichenbegängnisse unsers lieben Sohnes und Bruders,

Johann Schindlbeck,

Handlungs-Volontairs,

welche uns in unserm großen Schmerze so sehr tröstete, verpflichtet uns, hiemit Allen unsern tiefgefühltesten Dank mit der Bitte auszusprechen, dem lieben Verblichenen ein frommes Andenken im Gebete, uns aber ferneres Wohlwollen bewahren zu wollen.

Landshut, am 10. Juni 1871.

Die tieftrauernden Eltern:
Michael und Rosalia Schindlbeck,
Real-Obstlers- und Kramers-Eheleute,
mit den 5 Geschwistern des Verlebten.

1868



Dankes-Erstattung.

Die so zahlreiche und uns in unserm namenlosen Schmerze so tröstende Theilnahme bei dem heil. Seelengottesdienste und dem Leichenbegängnisse unsers nun im Herrn ruhenden innigstgeliebten, unvergeßlichen Gatten, Vaters, Sohnes, Bruders, Schwiegersohnes und Schwagers,

Herrn Karl Wetzstein,

Maurers und Hausbesitzers von hier,

verpflichtet uns, hiemit Allen und insbesondere auch der verehrlichen Feuerwehr Landshuts und deren Commandanten, Herrn Baurath Sprainer, dann Sr. Hochwürden Herrn Cooperator Lainer für die so tröstenden und erbauenden Besuche am Sterbebette des nun Entschlafenen, sowie seinen Musikfreunden für die Trauermusik beim Leichenbegängnisse und am Grabe, den herzlichsten und tiefgefühltesten Dank hiemit auszusprechen mit der freundlichen Bitte, dem lieben Verstorbenen ein frommes Andenken im Gebete, uns aber ferneres Wohlwollen zu bewahren.

Landshut, den 8. Juni 1871.

Die tiefbetrübte Wittwe:
Maria Wetzstein,
mit ihren 2 unmündigen Kindern
Johanna und Maria.

1869

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 10. Juni 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	3188	422	24	41	23	58	22	36	—	—	—	18
Korn	2022	840	15	12	14	46	14	21	—	7	—	—
Gerste	545	47	13	55	12	47	11	45	—	15	—	—
Haber	1842	667	10	55	10	3	9	7	—	6	—	—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 25 Den 18. Juni: Marcellianus.

Der stille Walter*).

Erzählung von E. Franz.

Die Dämmerung senkte sich allmälig über Feld und Flur, schon flimmerte der Abendstern am Horizont, dessen klares Blau gegen Westen in fast grünliche Tinten überging, während drüben im Osten der Vollmond rothglühend aus grauen Dunstmassen emportauchte.

Die Lerche war verstummt; desto eifriger ließen in den Feldern die Wachteln ihren eigenthümlichen Schlag vernehmen; aber so schön und friedlich die Gegend im Abendschein auch anzusehen war, die Dame, welche hastig dahinschritt, schien keinen Sinn dafür zu haben. Ihre Wangen waren von Aufregung und Anstrengung geröthet und als sie jetzt den Feldweg hinter sich hatte, blieb sie tiefaufseufzend stehen. Der Pfad vor ihr, der sich einer grünen Au zuschlängelte, führte er nach Schloß Fernegg?

Elise Brenner war hergereist, um die ihr angebotene Stelle eines Gesellschaftsfräuleins zu übernehmen, hatte den Morgentrain versäumt und war erst mit dem Nachmittagszug angelangt.

Diese Verzögerung mochte Schuld gewesen sein, daß sie den Wagen nicht am Bahnhofe vorgefunden, den man ihr vom Schloß Fernegg entgegenzusenden versprochen.

So hatte sie denn beschlossen, zu Fuß den Weg nach ihrer neuen Heimath einzuschlagen.

Anfangs war sie zuversichtlich fortgewandert; hatte man ihr doch versichert, sie werde, wenn sie die bezeichnete Richtung einhalte, in Kurzem bei dem Schlosse angelangt sein.

Offenbar mußte sie aber die Weisungen nicht gehörig aufgefaßt haben, denn sie hatte sich verirrt, daran konnte sie nicht mehr zweifeln; der eine Pfad, den sie eingeschlagen, hatte zu einem stark angeschwollenen Bach geführt, ein anderer sich gänzlich im Wiesengrund verloren und schließlich war es ihr kaum mehr möglich erschienen, sich aus dem Kornfelderlabyrinth herauszufinden, aus dessen hohen schwankenden Aehren ihre kleine Gestalt kaum hervorgeragt hatte.

Das Wogen des grüngelben Meeres und der eintönige Wachtelschlag waren der einsam Wandernden schon unerträglich geworden und nun betrat sie die stille Au, in der nichts als das leise Rauschen des nahen Flusses das Schweigen unterbrach.

Elise eilte, trotz ihrer Ermüdung, rasch weiter, sie hoffte bei jedem Schritt das Ziel ihrer Wünsche emportauchen zu sehen, allein auch hier sollte ihre Ungeduld nicht so bald befriedigt werden — die Au schien endlos.

Durch Weidengestrüpp und Wiesengrund, der hier und dort sich in feuchten Tümpeln verlor, schlängelte sich der schmale Pfad, nirgends war ein Gebäude zu sehen und als die Schatten des Abends immer tiefer sanken und nur das unheimliche Licht des aufsteigenden Mondes die Gegend erhellte, da ward Elisen gar bang zu Muth und ihr Herz begann höher zu pochen.

Noch immer keine Spur von irgend einer menschlichen Wohnung!

Plötzlich prallte Elise erschrocken zurück, denn zwischen den graugrünen Weiden war eine dunkle, männliche Gestalt hervorgetreten.

Gern hätte sich das Fräulein den Blicken des nächtlichen Wanderers entzogen, aber wie wäre dies auf dem, vom Mondlicht hell bestrahlten Wiesengrunde möglich gewesen? Rathlos blieb sie stehen und sah mit heftig pochendem Herzen den Fremden herankommen; aber als sie ihn näher in's Auge faßte, schöpfte sie neuen Muth, denn sie hatte keinen zerlumpten Vagabunden, keinen verdächtig aussehenden Strolch vor sich, sondern einen wohlgekleideten Mann, dessen Erscheinung sie zu der Hoffnung berechtigte, den ersehnten Retter aus der Noth in ihm begrüßen zu können.

Sie näherte sich ihm und bat ihn, ihr den Weg nach Schloß Fernegg zu zeigen.

Ich werde dort erwartet, sprach sie, und habe mich unglücklicher Weise verirrt.

Deutlich sah Elise, daß die Lippen des Fremden sich bewegten, aber es ließ sich kein Laut hören. In der Meinung, er habe ihre Worte nicht völlig verstanden, wiederholte sie die Frage.

Ohne etwas zu sagen, winkte er ihr, ihm zu folgen, wandte sich und schlug die Richtung ein, aus der er gekommen war.

Befremdet schritt sie an seiner Seite. Wie es schien, beabsichtigte er, sie nach dem Schlosse zu geleiten, aber warum sprach er nicht zu ihr?

Gleichviel, wenn er sie nur aus der peinlichen Lage befreite und sie nach Fernegg führte. Eine Weile schritten sie schweigend neben einander, aber noch immer wollte die Au nicht enden, das ersehnte Schloß sich nicht zeigen.

Haben wir noch weit nach Fernegg? fragte Elise nach einer Weile.

Der Fremde schüttelte das Haupt.

Kennen Sie die Nichte des Schloßhern? sprach sie.

Er nickte stumm und beschleunigte seinen Schritt.

Ein unheimliches Gefühl beschlich Elisen. Sollte denn nie von den Lippen ihres Begleiters eine Antwort kommen? Wollte — konnte er nicht reden?

Bis jetzt hatte er nur durch stumme Zeichen zu ihr gesprochen, allein diese hatten als Erwiederung gelten können, würde er jedoch bei einer Frage anderer Art in seinem Schweigen beharren?

Dies zu erproben, nahm Elise zu einer einfachen List ihre Zuflucht.

Was sagten Sie so eben? sprach sie, sich stellend, als habe sie das Rauschen der Wellen für eine leise gemurmelte Rede gehalten.

Er sah ihr voll in das Gesicht; im nächsten Augenblick wandte er sich wieder ab, als habe er ihre Worte nicht gehört.

Da durchzuckte sie blitzesgleich ein unheimlicher Gedanke. Wie, wenn ihr Begleiter ein eben erst seinem Wärter entsprungener Wahnwitziger wäre? Sie war mit ihm allein in der einsamen Au. Ein Grauen erfaßte sie und jetzt hätte sie sich glücklich gepriesen, von ihrem Führer befreit zu sein.

Scheu blickte sie seitwärts nach seinem Antlitz, das ihr im Mondlicht gespenstisch bleich und eingesunken schien.

Endlich ward der Pfad schmäler, er wand sich durch Weidengebüsch, jetzt standen sie an einem Arm des Flusses, der ihnen den Weg versperrte.

An das andere Ufer führte ein schmaler Steg ohne Geländer. Still und tückisch glitten die Wellen darunter hin.

Der Fremde blieb stehen und winkte Elisen voranzugehen.

Sie zögerte; der Gedanke, daß der Unheimliche, während er ihr folgte, sie hinabstoßen könnte, war ihr unerträglich.

Gehen Sie voraus, sagte sie mit hochklopfendem Herzen, ich werde Ihnen folgen.

Er sah sie erstaunt an, aber er weigerte sich nicht, sondern schritt rasch über den schwankenden Steg.

Einen Augenblick überlegte Elise, ob sie nicht die günstige Gelegenheit benützen und fliehen sollte. Das dichte Weidengestrüpp machte es vielleicht möglich, sie zu verbergen; gleich darauf verwarf sie aber diesen Gedanken, denn wenn ihre Flucht unbegründet war, hätte sie ihren Führer, der sich freundlich ihrer angenommen, verloren. War hingegen des Fremden Geist in der

*) Aus dem Feuilleton des Wiener „Vaterland“.

That gestört, konnte eben ihr Entweichen den stillen Trübsinn zu plötzlichem Wuthparoxismus emporflackern machen, und der Irre zurückeilen, die Geflüchtete suchen — finden!

Elise verwarf die Eingebung des Augenblicks und folgte dem Fremden über den schwankenden Steg, ja sie legte, wenn auch zitternd, sogar ihre Hand in die seine, welche er ihr entgegenreichte, um ihr zu helfen, das ansteigende Ufer zu erklimmen.

Einige Minuten später pries sie sich glücklich, daß sie der Versuchung zur Flucht nicht nachgegeben, denn kaum waren sie einige Schritte gegangen, als Schloß Fernegg vor ihnen stand.

Der Fremde wies wortlos, wie bisher, darauf hin, grüßte, wandte sich zum Gehen, überschritt auf's Neue den Steg und war einen Augenblick später im Weidengestrüpp der Au verschwunden.

Mit erleichtertem Herzen eilte Elise dem Gebäude zu.

Die gnädige Frau ist schon schlafen gegangen, sagte der Diener, welcher sie einließ, nachdem er gehört, daß er das erwartete Gesellschaftsfräulein vor sich sehe.

Der Herr Oberst hat den Wagen um fünf Uhr nach dem Bahnhof geschickt, setzte der Mann hinzu, da er aber leer zurückgekommen ist, haben wir gedacht, Fräulein würden erst morgen eintreffen. Der Herr Oberst ist noch im Gartensalon.

Ich weiß wahrlich nicht, ob —

Gott grüße Sie, liebes Fräulein, sprach die Stimme des alten Officiers plötzlich neben ihr, wir gaben heute schon die Hoffnung auf, Sie noch bei uns zu sehen. Kommen Sie in den Gartensalon. Sie sollen dort noch einen kleinen Imbiß einnehmen. Wie, keinen Appetit?

Nein, wahrlich, ich bin zu müde.

Nun, dann will ich Sie auch nicht länger aufhalten. Therese soll Ihnen einige Erfrischungen auf Ihr Zimmer bringen, vielleicht behagt es Ihnen späterhin, sich daran zu erlaben. Meine Nichte und die Kleine sind nicht mehr sichtbar. Bis morgen also Gott befohlen, liebes Fräulein, lassen Sie sich etwas Schönes träumen.

Er entfernte sich, von seinem Hund, einem prachtvollen Neufundländer, gefolgt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schreckenstage in Paris.

Ein der „Mainz. Ztg." überlassener Brief einer in Paris wohnenden Mainzerin gibt in kleinem Rahmen ein sehr lebendes Bild der Schrecknisse.

Paris, 28. Mai.

Nach einer verhältnißmäßig ruhigen Nacht will ich versuchen, ob es mir möglich ist, meine Gedanken so weit zu sammeln, um Dir einen ausführlichen Bericht zu erstatten, nicht von dem was geschehen, aber von dem, was ich erlebt. Nachdem ich des Nachts viel Geräusch auf der Straße gehört, erfuhr ich Montag Morgen die angenehme Nachricht, die Truppen seien bis Passy herein. Unser Boulevard war belebt, aber sehr friedlich; man sah die Nationalgardisten einzeln oder in kleinen Haufen ziemlich entmuthigt daher kommen, man glaubte, die größte Schwierigkeit sei gehoben und dachte nicht daran, sich vor Gefahr zu schützen. So kam Mittag herbei. Nach dem Frühstück sah ich unten an einer Barrikade arbeiten, Estafetten und Officiere der Commune sprengten hin und her und ehe man wußte, wie und woher sie gekommen, waren an drei verschiedenen Punkten Männer an den Barrikaden beschäftigt, und zwar am Musee de Cluny, vor unserm Haus bis an die gegenüberliegende Ecke der rue Soufflot und etwa 100 Schritte weiter oben in derselben Straße. Bald arbeiteten Männer, Weiber, selbst Kinder mit großer Thätigkeit, doch hoffte man jeden Augenblick die Truppen einrücken zu sehen und fürchtete keinen gewaltigen Kampf. Zur Vorsicht, im Fall man das Haus besetzen würde, um aus den Fenstern zu schießen, räumte ich in aller Eile meinen Salon aus, thürmte die Möbel und alle guten zerbrechlichen Gegenstände der Wohnung übereinander und verschloß die Thüre. So kam der Abend herbei. In unsern Räumen war es nicht rathsam zu schlafen; ich trug mit den Mädchen die Kinderbetten in ein Zimmer des sechsten Stockes nach dem Hofe. Die Amme machte sich deßhalb ein Bett auf den Boden, wir irrten unstät wie die übrigen Bewohner im Hause umher. Gegen Mitternacht warf ich mich ganz angezogen auf mein Bett in einem Zimmer im 6. Stock. Das war ein beständiges Klopfen und Werfen mit den Pflastersteinen, die rohen, lauten Stimmen der Arbeiter schallten weithin. An verschiedenen Theilen der Stadt tönte Kanonendonner und außer der Nationalgarde sah man keine Seele auf der Straße. Alle Herren versteckten sich in die Häuser, sonst stellte man sie mit Gewalt an die Barrikaden. An Schlaf war nicht zu denken. Endlich kam der Morgen. Ich sah mit Schrecken, daß man zwei Kanonen auf die Barrikade aufgepflanzt hatte, und besann mich hin und her, wie ich meine Kinder in Sicherheit bringen könnte. Ich versuchte zu meiner Schwester zu schicken, ich wußte gar nicht, wie es dort zuging, aber man konnte nicht durch, die Straßen waren gesperrt.

Nach 6 Uhr lief ich selbst auf die Straße, ob meiner Schwiegermutter Wohnung mehr Schutz böte; als ich an die rue Gay Lussac gelangte, wo auch eine Barrikade errichtet wurde, da kam die Marketenderin der Nationalgarden, ein halb betrunkenes Weib auf mich zu: „Herbei zur Arbeit an die Barrikade!" Ich weigerte mich natürlich, da zog sie ihren Revolver und sprach: „Vorwärts, vorwärts!" mit drohender Geberde. Ich sah, daß ich gute Miene zum bösen Spiel machen mußte, wandte mich an einen verständig aussehenden Nationalgardisten, trug einige Pflastersteine herbei und machte mich auf und davon. Die Lust zum Ausgehen war mir vergangen, ich mußte mich entschließen, im Hause abzuwarten, was der Tag bringen würde. Er verging in Angst und Sorge ohne besonderes Ereigniß. Der Kanonendonner kam immer näher, man sah das Feuer an verschiedenen Punkten ausbrechen. Natürlich blieb man des Nachts wieder in den Kleidern.

Zwischen 3 und 4 Uhr ging ich in ein Zimmer des Vorderhauses. Diesen Anblick werde ich nie vergessen. Ich erblickte ein nahes Flammenmeer und ersah aus der Richtung, daß es die Tuilerien sein mußten. Entsetzt lief ich zurück und holte die andern Hausbewohner herbei. Alle waren starr vor Entsetzen. Es war kein Zweifel möglich, dies herrliche Gebäude stand in Flammen. Nun mußte man auf Alles gefaßt sein. Aengstlich ging man hin und wieder, die Nationalgarden drohten Jeden zu erschießen, der sich am Fenster zeige, man konnte nur heimlich hinausschauen.

Gegen 12 Uhr hatte ich ein unten zubereitetes Frühstück eben mit der Köchin hinaufgetragen, als unser Stubennachbar die Thüre aufriß mit den Worten: „Die Ecole des Mines steht in Flammen." Ein Einwohner des Hauses ist dort Professor, er sagte gleich: „Es liegen dort sehr viele explosible Gegenstände, wir sind in der größten Gefahr!" Sobald er dies gesagt, packten wir unsere Kinder auf und liefen die 8 Treppen hinab in den untersten Keller. Wir waren etwa 5 bis 7 Minuten da, als ein furchtbarer Krach und eine Erschütterung mich glauben ließen, es sei alles am Ende; einen Augenblick nachher war ich ganz erstaunt, uns noch alle auf den Beinen zu sehen. Mein kleiner Junge war sehr erschreckt, beruhigte sich aber bald wieder. Alle Hausbewohner kamen in größtem Entsetzen die Treppen herabgestürmt, einige waren durch Glassplitter leicht verwundet. Was wir für die écoles de mines genommen, waren die dahinterliegenden Baracken des Luxembourg; die Elenden hatten sie in Brand gesteckt und natürlich flog das naheliegende Pulvermagazin in die Luft.

Eine Stunde später hörte man Kanonendonner und Flintengeknatter vor dem Hause. Die Insurgenten besetzten die Fenster des ersten Stockes und wären weiter gegangen, wenn sich unser Hausherr sowie der Concierge nicht sehr geschickt benommen hätten; sie machten den Halunken klar, daß das Haus keinen weiteren Ausgang habe und daß sie verloren wären, wenn die Truppen herein kämen. Darauf zogen sie sich zurück. Nach einer Stunde hieß es, die erste Barrikade sei genommen, man athmete ein bischen auf. Nun besetzten die Soldaten die Fenster der oberen Stockwerke, um von da auf die Insurgenten zu schießen. Einer nach dem andern wagte sich ans Tageslicht, um zu hören, was vorgehe. Die Loge des Concierge war die Grenze unserer Vorposten. Von diesem Schießen, von diesem Geknatter, von diesem Kugelregen hat man gar keinen Begriff. Anfangs war ich ganz betäubt, man glaubte, das Haus würde einem über dem Kopf zusammenstürzen; ich gewöhnte mich daran.

Die Soldaten waren alle sehr muthig und guter Dinge, es war ein schwüler heißer Tag und die armen Menschen waren

oft erschöpft, ich holte Wein in Menge herbei, mischte ihn in Eimern mit Wasser und mit Hilfe der Concierge schenkte ich beständig ein; über 200 habe ich wohl so bedient — (ich hatte gerade neuen Wein bekommen) und es war eine Freude, zu sehen, wie artig und dankbar die Leute waren. Wie oft hörte ich „à votre santé!" Dazwischen lief ich in den Keller und sah nach den Kindern. Gegen 7 Uhr war die zweite Barrikade erstürmt, nun kamen auch die Kinder aus dem Keller bis zur Concierge. Gegen 8 Uhr wehte die dreifarbige Fahne auf dem Pantheon, und nun glaubte man, die Gefahr sei vorüber; denn was uns am meisten bedrohte, war, daß man fürchtete, das Pantheon, worin viel Pulver, würde in Brand gesteckt; daß es nicht geschehen, ist ein wahres Wunder. Hätte der Kampf eine halbe Stunde länger gedauert, es wäre geschehen. Ich schaudere, wenn ich daran denke. Die Officiere stiegen in die Souterrains hinab und entdeckten Leitungen und Vorbereitungen, um Alles in die Luft zu sprengen. Was diese elende Räuberhorde angekündigt und was man für unmöglich gehalten, wollte sie wirklich ausführen. Nach 8 Uhr sagte man mir, ich könnte in das Hinterhaus gehen, wo man mir Zimmer im 5. Stock eingeräumt und könnte meine müden Kinderchen zu Bette bringen.

Kaum war ich oben und beschäftigt, die Kleinen ein Bischen zu ordnen (mein Mann war noch auf der Straße), als ein furchtbarer Knall ertönte, ich sah etwas wie Blitz und Rauchwolke. Eine Bombe war in den nebenanstoßenden Hof gefallen. Mein Kind schrie und zitterte jämmerlich, die Amme war außer sich und ich selbst brach fast zusammen. Ich packte die Kinder auf und stürzte abermals die Treppen hinab. Wir waren mit dem Schrecken davon gekommen. Die Insurgenten schleuderten die Bomben von dem Fort de Bicetre, das noch in ihrer Gewalt war. Bis Mitternacht wagte man sich nicht mehr hinauf, ich legte die Kinder auf das Bett der Concierge. Mit meinem Manne ging ich einen Augenblick auf die Straße. Alles voll von Soldaten, die da bivouakirten, dazwischen die Leichen der gebliebenen Insurgenten, weiter unten auf dem Boulevard schlug man sich noch, dies Alles von dem Widerschein der Flammen beleuchtet, denn den Hintergrund dieses grausigen Schauspiels bildete der in Flammen stehende Palais de justice.

Die Sainte Chapelle mit ihrer vergoldeten Thurmspitze war erleuchtet, daß man glauben sollte, sie stehe selbst in Flammen. Es war ein großartig schauerlicher Anblick.

Sonntag Morgen, 29. Mai.

Gestern wurde ich gestört und fahre heute Morgen weiter. Nach Mitternacht wagte man sich in die Zimmer, an Ruhe war nicht zu denken, doch schliefen die Kinder und die Amme. Donnerstag früh um 6 Uhr versprach ich einer armen Frau der Nachbarschaft eine gute Belohnung und schickte sie zu meiner Schwester. Du kannst Dir denken, daß ich aufathmete, als ich Nachricht von ihr hatte; dreimal 24 Stunden waren wir getrennt!

Am Tage konnte man auf dieser Strecke ungehindert circuliren, die Herren gingen alsbald hinüber und herüber und des Nachmittags suchte ich meine Schwester auf. Welch' ein Wiedersehen! — Mein Mann war gefaßt und ruhig; das half mir gar sehr den Kopf oben halten. Donnerstag und Freitag sah man noch überall die gräßlichen Brände, die Kanonen donnerten und in den Straßen sah es wüst aus. Gräßlich ist auch für uns, daß fast beständig Gefangene in den Luxembourg geführt und dort erschossen werden. Der Garten ist von Soldaten besetzt und dem Publikum geschlossen.

Wie es in meiner Wohnung aussah, läßt sich nicht beschreiben; eine einzige Scheibe war ganz geblieben, alles übrige Glas lag zersplittert auf Boden und Möbel, die Beschläge von Thür und Fenster abgerissen, an zwei Stellen ist der Plafond meines Salons beschädigt, ein Buch in der Bibliothek meines Mannes ist von einer Kugel durchlöchert, Stücke von Persiennes und dem Balcon abgerissen, überall Spuren der Verwüstung, dabei ein furchtbarer Staub und Pulverdunst bis gestern, da es zu regnen anfing.

Wir können von Glück sagen, daß wir so davon gekommen sind. Freitag Morgen platzte noch eine Bombe neben uns und wir liefen nochmals in den Keller. Die Kanonen donnern noch immer, Belleville und der Père Lachaise kämpfen noch.

Der Zug der Scharfschützen von Ehrwald, Lermos und Biberwir nach Bayern zur Befreiung von fünf Wildpretschützen 1797.

(Fortsetzung.)

Die Regierung in München behauptete in Begründung ihrer Forderungen, daß die Tiroler Scharfschützen am 29. Jäner gegen 8 Uhr Abends das churfürstlich-bayrische Gebiet betreten und gedroht hätten, „das Kloster Ettal zu stürmen und auszurauben, auch aus demselben den Prälaten und einige Geistliche als Geiseln mit sich fortzuführen." „Sie schimpften," sagt der Bericht, „über die Geistlichen zu Ettal, äußerten sich, daß sie an den Jägern des Klosters sich rächen, von dem Kloster aber noch eine ergiebige Geldentschädigung verlangen und das Ettal'sche Vieh auf den Almen genug beunruhigen würden." Die bayrischer Seits vernommenen Zeugen vermochten nur sechs von den eingebrochenen Schützen namhaft zu machen, nämlich den Händler Spielmann, den Zimmermann Neuner, den Gain, sogenannten Nagel, den Fasser, den Hibele Franz und den Pölle, sämmtlich von Ehrwald. Die Tödtung und die Verwundung bei Gelegenheit des Ueberfalls der Wildpretschützen wird bayrischerseits lediglich als eine Folge des Widerstandes der letztern bezeichnet, ja sogar behauptet, Andrä Guem dürfte durch einen Kameraden selbst getödtet worden sein, indem dieser, sich flüchtend, sein Gewehr nach dem Hause abgefeuert hätte.

Das Gubernium, welches über das Münchener Actenstück vorerst eine staatsrechtliche Begutachtung des Fiskalamtes eingeholt hatte, antwortete am 23. Mai in beschwichtigender, höflicher Weise und sagte u. A., es habe die obrigkeitliche Untersuchung des ganzen Vorfalls schon am 16. Februar angeordnet, dieselbe hätte aber wegen der Kriegsumstände mit dem gehörigen Erfolge nicht gleich vorgenommen werden können. Aus dem Untersuchungsprotokolle, welches in Abschrift beiliege, gehe hervor, daß eine Fuchsspur und nicht eine sonstige böse Absicht die Schützen auf fremdes Gebiet gebracht hatte, daß hingegen dieselben, ohne die geringste Gegenwehr zu machen, auf die grausamste Weise mißhandelt, einer todt geschossen, mehrere erheblich, einer tödtlich verwundet worden sei, während doch die Gefangennehmung wehrloser Leute leicht ohne Anwendung der Waffen hätte bewerkstelligt werden können. Wenn die Angegriffenen ihre Waffen zur Hand gehabt hätten, hätte ohne Zweifel ein anderes Resultat des Kampfes sich ergeben, denn die Tiroler Scharfschützen wären ihren Gegnern schon gewachsen gewesen. Der Auszug der Schützen zur Befreiung ihrer Cameraden sei sträflich, allein sie hätten churbayer. Boden nicht betreten, nur der Curat sei mit vier Mann nach Murnau gegangen, um die Befreiung der Verhafteten und die Auslieferung der Gewehre, welche dem landschaftlichen Zeughause gehörten, zu erwirken, was ihm auch geglückt sei. Von einem Landfriedensbruch könne doch keine Rede sein, da derselbe durch den bloßen Willen ohne That nicht verübt werden könne. An dem beklagenswerthen Ereignisse sei lediglich die Art und Weise der Gefangennahme die Schuld. Ein österreichischer Unterthan dürfte nicht ausgeliefert werden, sondern sei nach den eigenen landesfürstlichen Gesetzen abzuurtheilen und zu bestrafen. Hiezu sei auch der Auftrag bereits ergangen und zugleich eine neue strenge Verordnung gegen das Wildschießen auf fremdem Gebiete an alle Grenzgemeinden hinausgegeben, auch die Seelsorger verhalten worden, geeignete Kanzelvorträge gegen Wilddiebereien zu halten. Da aber die Wilddiebereien wechselseitig seyen, erwarte man eine gleiche Verordnung von bayerischer Seite.

Diese Antwort befriedigte jedoch die Münchener Regierung keineswegs, dieselbe bestand vielmehr darauf, „daß die mit Gewalt den Händen der Gerechtigkeit entzogenen Wilddiebe der Kriminalbehörde zu Murnau als dem ordentlichen foro delicti et deprehensionis auf Verlangen ausgeliefert und gegen die wirklich bis in die bayerische Ortschaft Au vorgerückten Rädelsführer der bewaffneten Scharfschützen die angemessene Strafe fürgekehrt werde." (17. Juni. Eingetroffen in Innsbruck 7. Juli.)

Daß die tirolischen Scharfschützen, wenigstens einige derselben, bayerisches Gebiet betreten hatten, wird durch die gerichtlichen Aussagen derselben bestätigt. Der größte Theil der Schützen war zwar in Forchat stehen geblieben, allein die Avantgarde stand in dem churbayerischen Dorfe Au. Auch bestätigten die vernommenen Schützen, daß die ihnen abgenommenen Gewehre vom Prälaten abgefordert und von ihren Kameraden in Au

ihnen zurückgestellt worden seien. Die diesseitige Behörde beharrte jedoch auf ihren früheren Aussprüchen und Zusagen. Die Auslieferung eines österreichischen Unterthanes wurde als der „offenbaren Gerechtsame des durchlauchtigsten Erzhauses" zuwiderlaufend auf das entschiedenste abgelehnt.

In Murnau wurde inzwischen der Proceß gegen die vier tirolischen Wildschützen fortgeführt, dieselben wurden auch von dem dortigen Gerichte mittelst Ersuchschreiben an das Pfleggericht Ehrenberg zu der auf den 9. Aug. anberaumten Schlußverhandlung requirirt, allein deren Auslieferung wurde standhaft verweigert. Das in Murnau gesprochene Urtheil ist mir nicht bekannt, leider aber auch nicht das Schlußergebniß der diesseits gepflogenen Verhandlungen. Unter den großen Ereignissen des Kriegsjahres scheint die Sache, welche man ohnedies von allen Seiten friedlich beigelegt wissen wollte, ohne weitere Folgen für die Theilnehmer des „Feldzuges" abgelaufen zu sein. Im Volke von Zwischenthoren lebt jedoch die Geschichte desselben fort; der glückliche Erfolg sicherte ihm einen hervorragenden Platz unter den Thaten der Väter. Dreißig Jahre nach diesem „Feldzuge" bemächtigte sich ein Volkssänger dieses Heldenstoffes; sein Lied hat sich noch abschriftlich erhalten und befindet sich auch in der zur Herausgabe vorbereiteten Sammlung des Hrn. Dr. v. Hörmann.

Der Kurat Jos. Dorsner blieb zeitlebens ein hochgeachteter Mann. Von der Landesstelle erhielt er ein Dank- und Anerkennungsschreiben für seine patriotische und erfolgreiche Entschlossenheit. Das Kreisamt Imst empfahl ihn auf das wärmste für den Fall, daß „eine bessere Pfründe" erledigt würde. Ob diese reellere Belohnung später eingetreten, wissen wir nicht.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Bekanntmachung.

Auf Betreiben der bayer. Hypotheken- und Wechselbank in München, vertreten durch den unterfertigten Anwalt, werden die nachbenannten, in der Steuergemeinde Walddorf, k. Landgerichts Kelheim, gelegenen Realitäten der Schuldner Xaver und Franziska Buchner, Taglöhners-Eheleute in Walddorf, durch den k. Notar Jakob Stadler in Kelheim am

Dienstag den 20. Juni 1871 Nachmittags 2 bis 3 Uhr

in einem eigenen Zimmer des Augustin'schen Gasthauses zu Walddorf öffentlich an den Meistbietenden versteigert.

Wohnhaus mit Stall, Stadel und Hofraum zu	0,20	Tagw.
Garten zu	0,02	„
Wiese zu	0,43	„
Waldung mit Feld zu	3,30	„
zusammen	3,95	Tagw.

Der Zuschlag erfolgt sofort endgiltig und finden weder Nachgebot noch Einlösungs- oder Ablösungsrecht statt.

Die zu versteigernden Realitäten werden im Ganzen zur Versteigerung gebracht und können die nähere Beschreibung derselben sowie die Versteigerungs-Bedingungen bei dem Hrn. Versteigerungsbeamten eingesehen werden.

Landshut, den 11. April 1871.

1502 (3c) Züngerle, k. Rechtsanwalt.

Ansbach, 15. Juni. Bei der heute stattgefundenen 29. Gewinnziehung des Ansbach-Gunzenhausener Eisenbahn-Anlehens sind auf die nachstehenden Serien- und Gewinnst-Nummern die beigesetzten Gewinnste gefallen: Serie 1360 Nr. 25 Gewinn **16,000 fl.**, S. 1889 Nr. 36 Gewinn **2000 fl.**, S. 431 Nr. 16 Gewinn **500 fl** **5 Stück à 100 fl.**, S. 511 Nr. 2. S. 1032 Nr. 15. S. 1763 Nr. 47. S. 2272 Nr. 2. S. 2272 Nr. 32. **10 Stück à 50 fl.**, S. 1360 Nr. 17. S. 1360 Nr. 23. S. 1962 Nr. 19. S. 2066 Nr. 13. S. 2304 Nr. 14. S. 2304 Nr. 48 S. 2889 Nr. 33. S. 3972 Nr. 26. S. 4364 Nr. 18. S. 4534 Nr. 25. **20 Stück à 30 fl.** S. 408 Nr. 35. S. 558 Nr. 44. S. 764 Nr. 9. S. 1063 Nr. 16 S. 1151 Nr. 19. S. 1763 Nr. 50. S. 1889 Nr. 12. Serie 2272 Nr. 37. S. 2304 Nr. 23. S. 2304 Nr. 50 S. 2418 Nr. 11. S. 2418 Nr. 14. S. 2566 Nr. 40. S. 2889 Nr. 36. S. 3325 Nr. 31. S. 3972 Nr. 45. S. 4320 Nr. 39. S. 4320 Nr. 40. S. 4657 Nr. 2. S. 4657 Nr. 5. **32 Stück à 20 fl.** S. 431 Nr. 1. S. 511 Nr. 21. S. 558 Nr. 2. S. 1063 Nr. 26 S. 1063 Nr. 46. S. 1360 Nr. 38. S. 1763 Nr. 21. S. 1797 Nr. 22. S. 1797 Nr. 41. S. 1889 Nr. 10. S. 1889 Nr. 16. S. 1889 Nr. 47. Serie 1962 Nr. 42. S. 2272 Nr. 11. S. 2304 Nr. 8. S. 2304 Nr. 41. S. 2418 Nr. 36. S. 2564 Nr. 34. S. 2889 Nr. 20. S. 2919 Nr. 31. S. 2919 Nr. 49. S. 3036 Nr. 17. S. 3325 Nr. 29. S. 3638 Nr. 39. S. 3638 Nr. 42. S. 3763 Nr. 41. S. 4320 Nr. 5. S. 4364 Nr. 20. S. 4406 Nr. 11. S. 4785 Nr. 9. S. 4925 Nr. 24. S. 4925 Nr. 30. Alle anderen Nummern der zum Zuge gekommenen Serien erhalten den niedersten bei dieser Gewinn-Ziehung vorkommenden Treffer von **9 fl.**

Erdinger Schranne vom 15. Juni 1871.

	Waiz.		Korn.		Gerste		Haber	
Voriger Rest	4		19		15		—	
Neue Zufuhr	897		460		100		349	
Schrannenstand	901		479		115		349	
Heutiger Verkauf	862		371		100		221	
Rest	39		108		15		125	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis	23	24	14	6	13	18	9	40
Mittlerer „	22	44	13	42	12	16	9	5
Niedrigster „	21	50	13	6	11	35	8	35
Gefallen	—	21	—	46	—	30	—	31
Gestiegen	—	—	—	—	—	—	—	—

Städtische Schwimmschule.

Den 17. Juni 1871 Mittags 11 Uhr
Wasserwärme 17 R. — Luftwärme 23 R.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 17. Juni 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	3104	485	24	37	23	54	22	19	—	4	—	—
Korn	1691	759	14	54	14	26	13	54	—	20	—	—
Gerste	260	69	13	42	12	49	12	16	—	—	—	2
Haber	1362	950	10	44	9	57	9	10	—	6	—	—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 26 Den 25. Juni: Wilhelm.

Der stille Walter.

Erzählung von C. Franz.

(Fortsetzung.)

Das Zimmer, welches man Elisen anwies, war geräumig und bequem eingerichtet, das Mädchen, das sich ihr zum Beistand anbot, freundlich, aber das Fräulein wies für heute jede Hilfe dankend zurück und sank ruhebedürftig in den großen Lehnstuhl am Fenster.

So war sie denn in ihrer neuen Heimat angelangt, so stand sie nun vor einem neuen Abschnitt ihres Lebens!

Bisher hatte sie der Freuden wenige, der Sorgen viele gekannt, sie hatte mit Entbehrungen zu kämpfen gehabt, aber sie war im Hause ihrer Mutter gewesen und wenn sie auch mit ihr gedarbt und gearbeitet, war die Mühe jedes Tages durch den Glorienschein unselbstischer Liebe verklärt worden.

Nach dem Tode der Mutter war Elise gezwungen gewesen, eine Stelle als Erzieherin oder Gesellschaftsfräulein zu suchen, und schneller als sie gedacht, hatte sich ihr eine Aussicht auf solches Unterkommen geboten. Theilnehmende Seelen waren beflissen gewesen, das Mädchen bestens im Freundeskreise zu empfehlen, und so hatte Elise in Kurzem den Antrag erhalten, der sie nach Schloß Fernegg gerufen.

Sie zog den Brief des alten Soldaten hervor und ließ beim Scheine der Kerzen ihre Augen darüber hingleiten.

Sie las die biederen Worte auf's Neue, die sie aufforderten, die Gefährtin der unglücklichen, blinden Frau zu werden, und zugleich deren kleinem Mädchen mütterliche Sorgfalt zu widmen.

Es war kein heiteres Loos, das ihrer wartete, allein Elise hatte ihre Ansprüche an das Leben so sehr herabgestimmt, daß sie sich vornahm, zufrieden zu sein, wenn ihre Lage eine halbwegs erträgliche sein sollte.

Sie ließ die Augen durch das Zimmer gleiten. Es war einfach, doch anständig und mit Rücksicht auf Comfort möblirt.

Drüben winkten die Kissen des Bettes einladend herüber, aber Elise war so müde, daß sie sich noch nicht entschließen konnte, ihren bequemen Armstuhl zu verlassen, um sich zur Ruhe zu begeben.

Nur noch ein paar Minuten der Erholung, dann wollte sie sich entkleiden; allein die paar Minuten schwollen zu einer Stunde an, denn, ohne daß Elise es gewahr wurde, kam der Schlaf geschlichen und umstrickte sie unwiderstehlich.

Die schlummerschweren Augen senkten sich tiefer und tiefer auf die Wangen, allein es war kein traumloser, erquickender Schlaf, der Elise umfing, sie quälte sich ab, den Bahnhof zu erreichen und versäumte den Train. Dann irrte sie wieder zwischen den Feldern und in der endlosen Au umher, und wo sie hinschritt, standen große hölzerne Wegweiser, aber so oft sie deren Aufschrift lesen wollte, sah sie zu ihrer Bestürzung, daß sie aus wunderlich verschnörkelten Buchstaben bestanden, die sie nicht zu entziffern vermochte, dann folgte sie dem Fremden auf den schwankenden Steg, unter ihr zischte und brodelte das Wasser wie in einem Dampfkessel, und kaum daß sie die Mitte des Steges erreicht hatte, wandte ihr Führer sich um, faßte sie mit kräftiger Hand und wollte sich mit ihr in die schäumende Fluth stürzen.

Sie rang mit ihm, aber plötzlich krachte sein Arm, er war abgebrochen und sie hielt den einen Theil desselben in der Hand, während der Fremde in die Tiefe sank.

Entsetzt schaute sie hinab, aber nun sah sie, daß es nur ein Stück Holz war, das die Wellen mit sich forttrieben, auch der Arm den sie noch immer krampfhaft gefaßt hielt, war der Arm eines hölzernen Wegweisers, auf dem die Worte: „Nach Fernegg" eingegraben waren. Jetzt fing Elise laut zu lachen an und erwachte.

Anfangs konnte sie sich kaum besinnen, wo sie sich befand. Um sie her war es fast dunkel, die Kerzen waren tief herabgebrannt und die Meubel warfen wunderliche Schatten. Vom offenen Fenster strich kühle Nachtluft herein, es fröstelte Elisen; rasch schloß sie das Fenster und entkleidete sich schlummertrunken, um dann auf dem fremden Lager in tiefen, traumlosen Schlaf zu sinken.

Am folgenden Morgen brachte ihr Therese das Frühstück auf das Zimmer und meldete, der Oberst lasse sie bitten, sich in einer Stunde nach dem Gartensalon zu verfügen, er werde sie dort erwarten, um sie zu seiner Nichte zu führen.

Kaum hatte die bezeichnete Stunde geschlagen, als Elise in den Gartensalon trat.

Der Oberst befand sich schon dort.

— Es drängt mich, noch einige Worte mit Ihnen zu sprechen, ehe ich Sie zu meiner Nichte führe, sagte er. Sie wissen, daß sie so unglücklich war, das Licht der Augen zu verlieren, wenn auch, wie die Aerzte hoffen, nicht unwiederbringlich.

— Ich weiß und es soll mein eifrigstes Bestreben sein, so viel als möglich zu ihrer Zerstreuung und Erheiterung beizutragen.

— Gebe Gott, daß es Ihnen gelänge! sagte der Oberst; aber Ihre Aufgabe ist keine kleine. Mathilde wurde von mehr als einem Unglücke getroffen; am tiefsten beugte sie der Verlust ihres Kindes.

— Ist sie schon lange Wittwe? fragte Elise.

Des alten Mannes Augen hefteten sich ernst auf sie.

— Der Gatte meiner Nichte lebt, sagte er langsam und nachdrücklich, aber ein unseliges Zerwürfniß trennt ihn von ihr. Ich bitte Sie daher, in ihrer Gegenwart nie seiner zu erwähnen, nie ein Thema zu berühren, das sie an ihn mahnen könnte. Ich wünsche lebhaft, daß Sie streben, die Arme von der krankhaften Sucht zu heilen, die sie treibt, sich immer tiefer in den Schmerz um ihr verlornes Kind zu versenken. Man darf ihr in diesem Punct nicht widersprechen, denn sie war schon einmal nahe daran, mir, meiner Offenheit wegen, ernstlich zu zürnen. Man muß sie gewähren lassen, aber, wo möglich, sie sanft und unmerklich auf heitere Gedanken bringen und sie bewegen, ihre Mutterpflichten gegen die kleine Ida zu erfüllen. Diese Aufgabe zu lösen, ist nicht die Sache eines alten Soldaten, dazu paßt nur ein weibliches Wesen, das nicht nur Herz, sondern auch Tact besitzt.

— So Mama, gib auf die Stufen Acht, da sind wir schon.

Diese, von einer hellen kindlichen Stimme gesprochenen Worte tönten an Elisen's Ohr. Der Oberst sah überrascht und etwas mißvergnügt empor.

— Ah, da ist meine Nichte selbst, sagte er, Mathilde, hier stelle ich Dir Fräulein Brenner vor.

— Sie sind mir zuvorgekommen, gnädige Frau, sprach Elise, der Herr Oberst war eben im Begriff, mich zu Ihnen zu führen.

Die Blinde streckte ihre schmale, weiße Hand aus.

— Willkommen, liebes Fräulein, sagte sie, wenn Sie nicht mehr zu ermüdet sind, hätte ich Lust, schon jetzt Beschlag auf Sie zu legen. Der Ton, in dem Mathilde Sturm sprach, war freundlich, ja heiter und die Erscheinung der jungen Frau eine zarte, fast mädchenhafte; so ganz anders, als Elise erwartet hatte.

Die Blinde stand, die hellbraunen, aus der Stirn geworfenen Haarwellen von einem Sonnenstrahl beglänzt, in Mitte des Zimmers, das schwarze Seidenkleid ließ das blendende Weiß ihrer Haut noch auffallender hervortreten. In ihrer Haltung

lag etwas Anmuthiges und doch Würdevolles, wenn sie auch nicht von einer, aus ihrem Unglück entspringenden Unsicherheit und Schüchternheit frei war.

Sie ließ jetzt die Hand ihres kleinen Mädchens los.

— Geh, Kind, sagte sie, gib Fräulein Elisen einen Kuß und versprich ihr gehorsam zu sein, wie mir und dem Onkel.

Die Kleine, welche die fremde Erscheinung nach Kinderart mit weit geöffneten Augen gemustert, that, wenn auch sichtlich mit Scheu, nach der Mutter Gebot und versprach Gehorsam, während sie ihre frischen Lippen zum Kusse darreichte.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Kämpfe in Paris *).

Paris, 23. Mai.

Am Samstag hatte man sich heftig auf der ganzen westlichen und dem größten Theile der südlichen Linie geschlagen, die Stadt trug den in letzter Zeit gewohnten Character. Samstag Abend noch war ich während des ärgsten Bombardements jenseits der Barriere d'Italie. Die äußeren Boulevards und Straßen waren öde, die Bewohner aber mochten sich kaum der Hoffnung hingeben, daß die Stadt innerhalb 8 oder 14 Tage genommen sein könnte. Die hiesigen Journale erwiesen die Behauptungen der Versailler als falsch. Herrn Thiers kühne Annahme, daß die Mitglieder der Commune damit beschäftigt seien, sich zu retten, war mit Ausnahme Protat's und Rossel's, von denen man behauptete, sie seien entkommen und außerhalb Paris verhaftet, officiell zu bestreiten. Die Arretirung Rochefort's, der bekanntlich nicht als Anhänger der Commune gelten konnte, erregte Aufsehen und erschien als sehr gesucht von Seiten der Regierung. Der Sonntag verstrich gleichfalls unter gewohntem Kanonendonner. Das schöne Wetter füllte die Promenaden mit Spaziergängern, im Tuileriengarten war großes Militärconcert, und gewiß 12—15,000 Personen versammelt. Wohl fielen die Obus in das Palais de l'Industrie und selbst bis auf den Concordeplatz, was jedoch Paris nicht behinderte, ruhig zu sein und seinen kleinen Vergnügungen, wie Concert und Theater, nachzugehen. Am Abend nämlich war ein zweites großes Concert im Cirque National veranstaltet, welches, wie ich hörte, gleichfalls gut besucht war. Das einzig auffällige vielleicht war ein Siegesbulletin, das Nachmittags 2 Uhr im „Social" erschien. Großer Sieg des Generals Dombrowski, hieß es, und es wurde mitgetheilt, daß ein neuer Angriff der Truppen, der, wie man an der furchtbaren Nachtkanonade abnehmen könnte, wohl gegen Morgen hätte stattfinden müssen, glänzend zurückgeschlagen worden sei, und daß die Versailler durch mehrere Batterien Mitrailleusen furchtbare Verluste davongetragen haben sollten. Die Nachricht war jedenfalls übertrieben und ließ vermuthen, daß vielleicht absichtlich ein Echec damit vermäntelt werden sollte. Das Wort Victoire, welches sonst noch niemals in Anwendung gebracht worden, ließ, wie gesagt, der Hoffnung Raum, es möge dennoch besser und glücklicher gehen, als man befürchten mußte. Die Wirkung der Panique könnte vielleicht irgend welche günstige Fügung herbeiführen. Der Abend verstrich wie gewöhnlich. Auf den Hauptboulevards war etwas mehr Bewegung als sonst, Niemand aber ahnte, daß Paris schon theilweise genommen war.

Während dessen nun müssen die Insurgenten die Porte Sevres und St. Cloud völlig verlassen gehabt haben. Am Sonntag Nachmittag um 5 Uhr sind die Truppen ohne Schuß und ohne Handstreich in die verlassenen Quartiere des Südwestens eingedrungen und haben sich der verlassenen Positionen, die zum Theil nur halb fertig waren, bemächtigt. Wo und wer die Commandanten der Walllinien waren, ist bislang noch nicht bekannt, nur Rayona, einer der vormals heftigsten Republikaner und Excommandant der Militärschule, ist gestern in Civil auf dem Boulevard Rochechouart verhaftet worden. General Dombrowski war draußen in Clichy le Vallois und im Norden von Neuilly. Die Truppen bemächtigten sich der Walllinien und feuerten auf die draußen befindlichen Garden. Die an der Porte des Ternes und Porte Maillot positirten Abtheilungen zogen sich zurück. In der Stadt wurde Sturm geläutet, von Montmartre aus wurde heftig geschossen, auch Rappel geschlagen, doch war der Erfolg wenigstens in der inneren Stadt ein geringer. Bei Tagesanbruch eröffnete eine beim Arc de Triomphe aufgepflanzte Batterie ihr Feuer auf das Centrum der Stadt, besonders auf die Place Vendome. Hauptsächlich wird das Ereigniß wohl einer allgemeinen Erschlaffung einzelner Bataillone der Garden zuzuschreiben sein. Dem Franzosen mangelt bekanntlich Ausdauer, und wenn er keine Erfolge sieht, so ist er schwer zu enthusiasmiren. In dem 2monatlichen Kampfe draußen war so zu sagen die Kraft verbraucht.

Gegen Morgen, 5 Uhr, hatten die Truppen ganz Vaugirard und Grenelle inne, ohne große Mühe setzten sie sich in Besitz der Militärschule des Marsfeldes.

Herr Delescluze und Compagnie sahen sich in Folge dessen genöthigt, das Ministerium des Aeußern zu räumen, am rechten Seineufer hatte man ganz Passy, Auteuil, sowie den größten Theil des 9. Arrondissements, Champs Elysees, besetzt. Um 7 Uhr Morgens krachten die Geschütze, auch war die Füsillade sehr vernehmbar. Die Truppen waren im Industriepalast, im Faubourg St. Honore, im Park Monceaux sowie auf dem Boulevard Malesherbes. Als Paris erwachte, als die Läden sich öffneten, da verbreitete sich die Kunde, das Marineministerium oder die Tuilerien ständen in Flammen, und konnte man Rauchwolken aufsteigen sehen.

Dombrowski kam durch Porte Asnieres und Clichy mit seinen Garden in die Stadt, um die Batignolles zu besetzen, da ihr Weilen draußen als zwecklos erschien.

In der Stadt brachte sich Anfangs eine furchtbare Panique zur Geltung, die Läden wurden geschlossen. Ein letzter Aufruf des Wohlfahrtsausschusses rief die Bevölkerung zum Straßenkampfe und Barrikadenbau auf. Nur mit Mühe konnte man die Straßen passiren. Im Faubourg und der Rue Montmartre werden die Geschäfte geschlossen. Wüst aussehende Trupps Garden marschiren in die innere Stadt. Einige haben Tambour und Trompeter an der Spitze, andere eine dürftige Musik. Alle sehen vom Felddienste nicht nur sonnenverbrannt, sondern auch sehr schmutzig, selbst abgerissen aus. Einige haben Trupps bewaffneter Weiber und Mädchen mit Federhüten vorauf. Auch Seeleute mit ihren unvermeidlichen Wachstuchhüten, dem offenen blauen Wollhemde, mit weit zurückgeschlagenem Kragen, doch bis an die Zähne bewaffnet, erscheinen in gar unregelmäßigen Abtheilungen, Franctireurs, sowie Enfants de la Commune mit rothen Jacobinermützen, auch einige wenige Reiter passiren.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir glauben, es werde viele unserer Leser interessiren, wenn wir ihnen nachträglich noch nach der „Köln. Ztg." ausführlichere, umfassendere Schilderung über die letzten Kämpfe in Paris nachträglich geben. Die Red. der Lndh. Ztg.

Der Zug der Scharfschützen von Ehrwald, Lermos und Biberwir nach Bayern zur Befreiung von fünf Wildpretschützen 1797.

(Schluß.)

Schließlich gebe ich noch einen Auszug aus den Gerichtsacten, in welchen die Aussagen der vernommenen Wildpretschützen niedergelegt sind, und aus welchen wir auch das Nähere über den Jagdzug derselben und ihre Affaire mit den Ettal'schen Jägern und den churbayerischen Reitern und Gerichtsdienern erfahren.

Actum Reutte den 15. April 1797. Vor dem löbl. Pfleg- und Landrichteramte der Kammeralherrschaft Ehrenberg. In Beisaß des Johann Hechenberger, Bürger des Raths- und Gerichtsverpflichteten. Actuante Franz Anton Kecht jurato.

(Das Protokoll erwähnt zuerst die Gründe, warum die kreisämtlich mit 18. Februar angeordnete Vernehmung der Wildpretschützen erst jetzt erfolge, nämlich wegen der Kriegsläufe und des Umstandes, daß der Johann Schneider seiner gefährlichen Wunden wegen nicht nach Reutte, und der Landrichter wegen dringender Geschäfte nicht nach Ehrwald habe kommen können. Schneider sei indessen an seinen Wunden gestorben.)

Rudolph Agerer, 50 Jahre alt, von Barwis, Gerichts Petersberg gebürtig, ledigen Standes, herrschaftlicher Waldhüter, wird zuerst vernommen und erzählt den Hergang in folgender Weise:

„Den 23. Jäner haben wir, nämlich ich, Andreas Guem, Michael Sammweber, Johann Schneider, Joseph Fasser, Ludwig Stricker, Joseph Posch, Sebastian Wilhelm und Ulrich Petz uns

verabredet, auf einen Luchs, welcher sich schon einige Tage in unserer Gegend aufgehalten, und erst kurz zuvor ein Reh auf dem Tözelesrain ober Ehrwald erlegt hatte, Jagd zu machen. Auf der Grenze gegen Ettal haben wir bemerkt, daß der Luchs zwei Stück im Triebe habe, wir schickten uns also zur ersten Jagd an. Auf diesem Triebe haben wir ein Gams gefunden, welches der Luchs erlegt hatte. Der Luchs ist uns aus der Spur gekommen, hingegen haben wir ein Reh geschossen. Hierauf begaben wir uns zum Linder-Bauer, um alldort zu übernachten. Den andern Tag gingen wir durch das Sagenthal. In diesem Thale haben wir weder Luchs, noch anderes Wildpret angetroffen, und blieben auf der Böckenalp über Nacht. Von dort gingen wir über das Jöchl gegen Schwangau aus, um diese Bergeshöhen und Thäler besser in Kenntniß zu bringen, weil im vorjährigen Herbst durch diese Berge und Thäler der Feind hätte eindringen können. In dieser Gegend haben wir uns verloren, sonst hätten wir am andern Tag über den Ammerwald ganz leicht nach Hause kommen können. Den andern Tag nahmen wir den Weg wieder dem Linder-Bauer zu. Auf dem Hin- und Herzuge haben wir kein Wild aufgebracht. Den 27. in der Früh, wo wir eben nach Hause ziehen wollten, wurden wir ungefähr um 6 Uhr von fünf Kloster Ettal'schen Jägern, zweien Amtsdienern und fünf bayerischen Chevauxlegers überfallen. Bei dem Eintritt in die Stube schrie, so viel ich weiß, der Ober-Chevauxlegers: „Himmel-Sakrament, rühr' sich Keiner." Wir hatten unsere Feuergewehre theils an der Wand hangen, theils auf dem Ofen liegen. Der Ulrich Petz und der Joseph Fasser sind noch bei dem Ofen auf der Bank gelegen, der Ludwig Stricker, der Jos. Posch, der Sebastian Wilhelm und Johann Schneider haben sich ohne Gewehr durch die Stubenthür hinausgedrängt, auf welche die Chevauxlegers und die übrigen gestochen und gehaut. Ich sagte: „Jetzt geht's gut zu, man haut und sticht auf uns, wo keiner keine Waffen oder Gewehr hat." Darauf ist auch der Andreas Guem durch die Stubenthür ausgerissen, und sogleich erfolgte in dem Vorderhause ein Schuß auf ihn, durch welchen er todt zur Erde gefallen. Der Johann Schneider hat an dem Kopf eine schwere Wunde erhalten, und am linken Fuße wurden ihm die Flachsen abgehauen. Der Sebastian Wilhelm hat an beiden Händen zwei Säbelhiebe bekommen; der Joseph Posch hat ebenfalls auf dem Kopf, auf der Achsel und auch am Arm Stiche und Hiebe erhalten; der Ludwig Stricker, Joseph Posch und Sebastian Wilhelm haben sich noch durch die Flucht gerettet, ich hingegen, der Michael Sammweber, der Joseph Fasser, der Ulrich Petz und der Johann Schneider, welcher, wie schon gesagt, an der gefährlichen Wunde am Fuße hat sterben müssen, sind zuerst nach dem Kloster Ettal geliefert worden, woselbst die Verwundeten durch den Wundarzt ordentlich verbunden worden. Nach zwei Stunden sind wir auf Wägen nach Murnau geführt, und jeder in eine besondere Keuche gelegt und geschlossen worden. Den Sonntag in der Nacht ungefähr um 12 Uhr hat der Gerichtsdiener die Eisen uns losgelassen, eine Stunde darauf hat man uns in die Stube des Gerichtsdieners geführt, woselbst der vormalige Curat zu Ehrwald, Herr Joseph Dorfner, mit vier Männern zugegen war. Der Herr Curat grüßte uns und sagte: „Nun muß ich da meine Kinder abholen." Dieser verfügte sich darauf zu dem dortigen Herrn Landrichter und Pfleger, nach einer Stunde kam er mit dem Herrn Pfleger in die Stube. Der Herr Pfleger hat sich selbst über die schwere Verwundung meiner Kameraden verwundert. Gegen 4 Uhr sind wir sämmtlich mit dem Herrn Curaten abgefahren. In dem Dorfe Au sind die zu unserer Rettung dahin abgerückten hundert Mann mit uns in guter Ordnung und Ruhe nach Ehrwald zurückgekommen. Diese Mannschaft hat uns auch die neun Feuergewehre und mein Waidmesser, welche im Kloster Ettal zurückgeblieben, in dem Dorfe Au übergeben."

Agerer erwähnt am Schlusse seiner Vernehmung, daß, als sich seine Kameraden durchgeschlagen, ein Soldat von ihnen am Kopfe verwundet worden sei.

Ulrich Petz, 50 Jahre alt, von Lermoos gebürtig, verheirathet, von Profession ein Maurer, Besitzer eines „Viertel-Häusl und eines Ackerls", auf das er er aber „noch was schuldig" ist, erzählt im Wesentlichen die Geschichte des Jagdzuges in derselben Weise wie Angerer. Sonst erfahren wir von ihm, daß den Anlaß zur Jagd Rudolph Agerer gegeben, welcher ihm und seinen Kameraden gesagt hätte, daß ein Luchs in der Gegend sich herumtreibe. Ferner erzählt Petz, daß das Reh von ihm geschossen worden sei. Auch er gibt an, daß sie die Gegend von Schwangau zu Landesvertheidigungszwecken durchforscht hätten. „Im vorigen Jahre sagte man, daß der Feind über dieses Joch und Thal gegen den Amerwald ganz leicht hätte vordringen können, und wir haben gefunden, daß der Feind mit Roß und Wagen bis zum Grieß und den sogenannten Thorsäulen ungehindert hätte vorrücken können; an diesem Paß bin ich das vordere Jahr mit noch anderen 16 Mann Wache gestanden. Hätten wir in dieser Gegend die Kameraden, den Ludwig Stricker, Sebastian Wilhelm und Joseph Posch nicht verloren, so würden wir den nämlichen Tag noch über den Amerwald nach Hause gekommen sein."

Die Affaire mit den Jägern und Soldaten erzählt Petz in folgender Weise: Ich und der Joseph Fasser sind noch auf der Ofenbank gelegen, unsere Feuergewehre waren zum Theil an der Wand aufgehängt, zum Theil lagen einige auf dem Ofen; die Kameraden Joseph Posch, Sebastian Wilhelm, Ludwig Stricker und Johann Schneider haben sich durch die Stubenthür ausgerissen, auf welche die Soldaten und die übrigen gehaut und gestochen. Darauf wollte sich auch der Andreas Guem, ein sehr starker Mann durchschlagen, allein in dem Vorhause ist er todt geschossen worden; nach diesem Vorgange kamen die Jäger, Soldaten und Gerichtsdiener mit den blanken Säbeln und einem großen Hund in das Zimmer herein, und drohten denjenigen, der sich widersetze, entzwei zu hauen. Der Johann Schneider wurde am Kopfe und am linken Fuße schwer verwundet, wegen welcher Wunde er auch neulich sterben mußte, der Sebastian Wilhelm erhielt an beiden Händen starke Säbelhiebe, so daß der linke Arm unbrauchbar ist, der Joseph Posch erhielt leichte Wunden am Kopf, auf der Achsel und an dem Arm, der Sebastian Wilhelm, Joseph Posch und Ludwig Stricker sind noch glücklich davongekommen, ich und der Angerer, der nun verstorbene Schneider, Joseph Fasser und Michael Sammweber wurden also gefangen und vom Linder-Bauer nach Ettal abgeliefert. In dem Kloster hat man die Verwundeten besser verbunden, sodann nach zwei Stunden wurden wir nach Murnau auf einen Wagen geführt."

Michael Sammweber von Ehrwald gebürtig, 40 Jahre alt, verheirathet, Schreinermeister, besitzt „ein Häusl und ein Ackerl, worauf er aber schuldig" ist. Er erzählt den Hergang übereinstimmend mit den Aussagen der von ihm Vernommenen. Er sagt: „In der Zeit von drei Vaterunser lang waren wir gefangen, die anderen blessirt und der Guem todt geschossen." Von der Rückkehr erzählt er: „In dem Dorfe Au, welches drei Stunden von Murnau entfernt liegt, haben wir die ersten bewaffneten Männer von unserer Pfarre angetroffen, woselbst sie uns die abgenommenen Gewehre übergaben; in dem Dorfe Forchach holten wir die zweite stärkere Abtheilung unserer Landsleute ein, mit welchen wir sonach in guter Ordnung nach Ehrwald eingetroffen." Sammweber gab auch an, daß sie außer dem Reh noch eine Auerhenne geschossen hätten.

Joseph Fasser von Ehrwald gebürtig, 48 Jahre alt, verheirathet, Bergknappe daselbst, besitzt „ein halbes Haus und etwelche Grundstücken, welche er seinen Kindern erster Ehe schuldig" ist. Seinen Aussagen, die im Wesentlichen ebenfalls nichts Neues mehr bringen, entnehmen wir, daß auch er nebenbei Generalstabs-Forschungen machte: „Von der Böckenalpe aus wollten wir die Gegenden gegen Hohenschwangau näher besichtigen, weil man im vorigen Herbst behaupten wollte, daß der Feind über das Jöchl sogar mit Pferden ganz leicht kommen, und von da gegen die Thorsäulen vorrücken könne. Wir haben diese Anzeige wirklich als wahr befunden." Bei dem Kampfe erhielt er in der Stube „einen Säbelhieb auf den Kopf und zwei Stiche am linken Arm bei dem Ellebogen."

Aus einem poetischen Kochbuche.

Einem längst gefühlten Bedürfniß abzuhelfen, ist zum Wohle der Menschheit endlich auch ein poetisches Kochbuch erschienen. Wir geben daraus die schöne Arie: „Geröstete Kalbsleber".

Melodie: Wir sitzen so fröhlich beisammen.

Damit die Begierde der Gäste
Im Anfang nicht werde zu laut,
Entschäle geschwind, meine Beste,
Der Leber des Kalbes die Haut.

Zerschneide die Leber in Stücke,
So breit und so dünn es kann sein.
Und schneide mit trockenem Blicke
Hernach eine Zwiebel sehr fein.

Jetzt nehme vom Schmalze dem schönsten,
Ein Stück wie ein Hühnerei groß,
Und lasse die Zwiebel gelb rösten
In der Pfanne erglühendem Schooß.

Nun schütte die Leber zu diesen,
Und säe noch Mehl drauf herum,
Und wende sie ohne Verdrießen,
Mit fleißiger Hand um und um.

So lässest dieselbe Du braten,
Nicht hart, doch genugsam: dann thu
Vom Salze noch eig'nem Berathen
Und Essig ein wenig dazu.

Berühre ein paar Mal Besagtes
Und richt' auf der Platte es an,
Dann streu' noch ein wenig zerhacktes
Citronengeschäle daran. (Diana.)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Gründungs-Jahr **1686.**

Abonnements-Einladung

auf die

Augsburger Postzeitung.

185. Jahrgang. **1871.**

Täglich in einem ganzen Bogen erscheinende politische Zeitung mit wöchentlich wenigstens zwei **wissenschaftlich-belletristischen Beilagen.**

Preis vierteljährlich 2 fl. 20 kr. Als wöchentliche Gratisbeilage **ein unterhaltendes Sonntagsblatt.**

Vor Beginn des III. Quartals erlauben wir uns höflichst zum Abonnement auf die Augsburger Postzeitung einzuladen. Die Postzeitung ist das älteste katholische, conservative Journal in Deutschland und dürfte sich durch ihre vieljährigen Kämpfe und Verdienste um die gute Sache ein Anrecht auf die Beachtung des katholischen Deutschlands erworben haben.

Um allen Anforderungen der zeitungsreichen Gegenwart zu entsprechen, hat die Augsburger Postzeitung in neuester Zeit ihren Inhalt bedeutend vermehrt. Sie bietet im Hauptblatt eine Uebersicht der Tagesereignisse, Leitartikel, möglichst ausführliche Landtagsberichte, zahlreiche Originalcorrespondenzen aus den bedeutendsten Städten Europa's und im nichtpolitischen Theil die interessantesten Vorfälle des bürgerlichen Lebens. Die Beilage enthält stets gediegene Aufsätze über Wissenschaft, Kunst, Literatur und Besprechungen kirchlich-politischer Zeitfragen, aus den besten Federn. — Jede Woche dient eine belletristische Beilage — das Sonntagsblatt der Unterhaltung durch interessante Erzählungen, Referate wissenswerther Vorkommnisse und gemeinnütziger Mittheilungen.

Da das Abonnement erfreulichen Fortgang genommen, so daß die Postzeitung zu den gelesensten Blättern in Süddeutschland gehört, eignet sie sich um so mehr zu Anzeigen aller Art, die auf diesem Wege nicht blos eine lokale, sondern allgemeine Verbreitung finden.

Bestellungen auf die Augsburger Postzeitung nehmen alle Postämter auch jeden Monat entgegen. Preis per Quartal 2 fl. 20 kr.

2020 **Die Redaktion und Expedition der Augsburger Postzeitung.**

Versteigerung.

Am Dienstag den 27. Juni von Früh 9 Uhr an werden im Hause Nro. 736 am innern Isaregestade verschiedene Gegenstände, als: **Häng- und Kommodkästen, Tische, Sessel, Bettläden, Pfeilerkästen,** eine **Waschmange,** ein gut erhaltener **Flügel, Küchengeschirre** und noch vieles Anderes gegen gleich baare Bezahlung versteigert, wozu geziemendst einladet

Landshut, den 22. Juni 1871.

Schrall, Schätzmann. (2b) 1997

Versteigerung.

Am Mittwoch den 28. Juni von Früh 9 Uhr und Nachmittags 2 Uhr an versteigere ich im Parterre-Laden des Pausinger Hauses — obere Neustadt neben Schlossermeister Weber (Danzer) Hs.-Nr. 472 — eine Parthie Waaren, als: **Cichorien** (Mandelkaffee) ganz frisch, feinen **Ceylon-Kaffee,** feine **Brockenstärke, Stearin-** und andere **Kerzen,** eine große Menge **Zündhölzer, Cigarren,** lauter feine Sorten, und Anderes, dann einiges **Mobiliar** und **Kleidungsstücke,** endlich eine **Doppelflinte** (Hinterlader) und anderes Jagdzeug.

Steigerungslustige werden geziemendst eingeladen.

Landshut, den 22. Juni 1871.

Schrall, Tändler und verpfl. Schätzmann. (3b) 1998

Dankes-Erstattung.



Für die zahlreiche und tröstliche Theilnahme an dem Leichenbegängnisse und den Seelengottesdiensten unsers theuren Verblichenen des

Hochgebornen Herrn J. M. Grafen

von Fugger-Göttersdorf,

gew. Aufschlägers dahier,

sprechen wir hiemit dem löbl. Magistrate und der übrigen Bürgerschaft Pfeffenhausens, sowie der gesammten Bewohnerschaft hiesiger Umgegend von nah und fern unsern verbindlichsten Dank aus.

Insbesondere danken wir nachträglich auch noch dem hochw. Herrn Pfarrer Knott und dem prakt. Arzte Dr. Prager für deren opferwilligen Beistand während der Krankheit bis zum Ende des Verstorbenen und empfehlen denselben wiederholt allseitig einem ehrenden Andenken.

Pfeffenhausen, 23. Juni 1871.

2021 **Die tieftrauernd Hinterbliebenen.**

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 23. Juni 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2033	686	24	43	23	52	22	10	—	2	—	—
Korn	1635	551	14	40	14	23	13	56	—	3	—	—
Gerste	264	100	13	9	12	35	11	27	—	14	—	—
[illegible]	1136	1156	10	42	9	50	9	6	—	7	—	—

Die Rennenpfennig'schen

approbirten **Hühneraugen-Pflästerchen** sind vor wie nach nur allein ächt zu haben à Schachtel 12 kr. bei

341 (6) F. Simmet in Landshut.

Anwesens-Verkauf.



Der Unterzeichnete ist gesonnen, sein in dem sehr gewerbsamen Markte **Tann** bei Eggenfelden in Niederbayern gelegenes

Sattler-Anwesen

eingetretener Familien-Verhältnisse wegen unter annehmbaren Bedingungen sogleich zu verkaufen.

Dasselbe besteht aus einem gemauerten dreistöckigen Wohnhaus, in der Mitte des Marktes gelegen, sehr schönem Laden, Hofraum mit eigenem Brunnen, Hintergebäude. Das ganze Anwesen eignet sich auch zu jedem andern Geschäfte und ist auch das Erträgniß der Miethzinse zur Zeit von großem Belange. Auf dem Anwesen kann auch ein Theil des Ankaufspreises gegen hypothekarische Sicherheit liegen bleiben.

Nähere Auskunft ertheilt auf portofreie Anfragen der Eigenthümer

Joseph Rumpf,

1711 (3c) Sattler in Tann.

Fein grün **Java-Kaffee** großbohnig, reinschmeckend und kräftig pr. Pfund **30 kr.,** im Ballen à **29 kr.** pr. Pfund.

Probesendungen von 1–5 Pfund pr. Post gegen Nachnahme.

Carl Bender.

Kaffee-Niederlage Domplatz 2 in Frankfurt.

2022 (2a)

H. Donelli, Importeur

123 Marlboro' Road Brompton London

wünscht zu kaufen gegen Casse: Schinken, Speck, Zungen, Bratwürste, Butter, Eier, Käse, Mehle, Pöckelfleisch, Wildpret, Geflügel, Schweinefleisch, Schmalz, Obst, Kartoffel, officinelle Kräuter 2c. 2c. und nimmt Offerten mit billigsten Preisen entgegen. (11) 1749

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. | № 27 | Den 2. Juli: Mariä Heimsuchung.

Der stille Walter.

Erzählung von C. Franz.

(Fortsetzung.)

Die kleine Ida war ein schönes, schüchternes Kind, das unter dunklen Wimpern so nachdenklich und sinnend zu blicken wußte, als ahne es dunkel den düsteren Traum des Erdenlebens.

Elise schloß überraschend schnell mit ihr Freundschaft und gewann ihr Herz durch das Versprechen, für die Toilette ihrer Puppe Sorge zu tragen und sie einige neue Spiele zu lehren.

Später nahm Ida mit einem Bilderbuch am Fenster Platz, während ihre Mutter an Elisen's Seite auf dem Sopha saß. Der Oberst hatte sich entfernt.

Des Fräuleins Herz war wunderbar ergriffen. Sie hatte sich ein ganz anderes Bild von Mathilden gemacht; was sie in wenigen Worten von ihrem Character, von ihrem ganzen Wesen gehört, hatte sie eine, durch Gram verfinsterte, unliebenswürdige Frau erwarten lassen, und nun sah sie eine mädchenhafte, anmuthige Erscheinung, welche, vom Nimbus großen Unglücks umflossen, einen ungemein rührenden Eindruck machte.

Bald waren beide Frauen in ein eifriges Gespräch vertieft.

Elise lieferte eine humoristische Beschreibung ihrer Reiseerlebnisse und würzte ihren Bericht durch die Schilderung des Abenteuers mit dem stummen Fremden.

Und Sie haben sich in der That vor ihm gefürchtet? fragte Mathilde, während ein leichtes Lächeln um ihre Lippen spielte.

Ach Gott und wie sehr!

Sie hätten ganz ruhig sein können, der stille Walter thut Niemand etwas zu leid.

So kennen Sie also den wunderlichen Menschen?

Kennen? Ich weiß nicht, ob ich Ja oder Nein sagen soll. Ich habe ihn nie gesehen, nie ein Wort mit ihm gesprochen, gleichwohl treffe ich täglich mit ihm zusammen. Sie werden ihn bald und oft sehen, denn er ist, gleich mir, des Onkels Gast, also unser Hausgenosse.

Spricht er nie?

Er vermag kein Wort hervorzubringen, obschon er, wie Sie bemerkt haben werden, kein Taubstummer ist.

War er von seiner Kindheit an der Sprache beraubt?

Wie ich höre, traf ihn dies Unglück erst in späteren Jahren. Mein Onkel ist ihm sehr gewogen und hat seinem jungen Freunde gern sein Haus geöffnet. Wir nennen ihn den stillen Walter. Für mich ist er nur eine Schattengestalt, deren Gegenwart ich meistens vergesse. Uebrigens ist er, wie ich höre, ein guter, harmloser Mensch, der vergebens um meiner kleinen Ida Gunst buhlt. Es ist eigentlich dem Kinde nicht zu verargen, daß ihm solch stummer Gesellschafter unheimlich dünkt.

Elisens Hand legte sich warnend auf Mathilden's Arm, während ihre Lippen der jungen Frau ein paar Worte in's Ohr flüsterten.

Eben nahte sich die Gestalt des stillen Walter. Auf dem weichen, vom Regen feuchten Sand erstarb der Schall seiner Schritte.

Mathilde hielt inne. Der Stumme grüßte, indem er die Sammtkappe vom Haupte zog und wollte eben vorübergehen, als die junge Frau ihm einige Worte zurief.

Ich muß Ihnen danken, Herr von Ritzow, sagte sie, Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen, indem Sie das arme Fräulein auf den rechten Weg führten.

Ueber Walter's Züge flog tiefes Roth, es mochte ihm peinlich sein, Mathildens Rede unbeantwortet zu lassen. Der Blinden gegenüber konnte er die fehlende Sprache nicht durch Mienenspiel oder Geberden ersetzen. Er unterließ es, sich Mathilden zu nähern, erwiederte die dankenden Worte, welche Elise hinzufügte, mit einem stummen Gruß und setzte dann seinen Weg fort.

Es war unbedacht von mir, zu Walter zu sprechen, sagte die Blinde, ich habe ihn in Verlegenheit gesetzt und, ohne es zu wollen, dadurch schmerzlich an sein Unglück gemahnt, und wahrlich, fügte sie hinzu, indem ihre schmalen, weißen Finger in nervöser Ungeduld an den Fransen des Tischteppichs nestelten, es ist nicht nöthig, daß ungeschickte Hände die Wunden des Herzens berühren.

Sie klagen sich viel zu hart an, sagte Elise.

Lassen wir das, liebes Fräulein, es ist nicht mehr zu ändern; das gesprochene Wort ruft Niemand mehr zurück. Uebrigens dürfte Walter den unangenehmen Eindruck schon überwunden haben. Ich wollte Sie etwas fragen. Was sagen Sie zu meiner Kleinen? Finden Sie sie sehr bleich, sehr abgezehrt?

Elise war betreten, sie hatte allerdings des Kindes Aussehen krankhaft gefunden und der Ausdruck von Leiden und Müdigkeit, der aus Ida's großen, dunklen Augen sprach, war ihr aufgefallen, aber sie konnte sich nicht entschließen, dies auszusprechen.

Sie ist ein schönes Kind, sagte sie, ich kann wohl nicht leugnen, daß sie noch etwas bleich ist, allein dies ist nach kürzlich überstandener Krankheit kaum anders zu erwarten.

Sie ist jetzt mein Alles! sprach die junge Frau, auf deren Wangen eine fliegende Röthe emporflammte, um im nächsten Augenblick wieder zu verlöschen, Sie werden daher begreifen, wie besorgt ich um sie bin, obschon die Nacht, welche mich umgibt, es mir unmöglich macht, mich so viel mit ihr zu beschäftigen, als ich wünschte.

Mit jedem Jahr, das sie zurücklegt, wird sie geeigneter werden, Ihnen ein Trost zu sein, sagte Elise — übrigens dürfen Sie aber auch die Hoffnung nicht aufgeben, von ihrem Augenübel geheilt zu werden.

So sagen die Aerzte, aber ich bin vom Unglücke so sehr verfolgt, daß ich an keine bessere Wendung meines Schicksals glauben kann. Was Ida betrifft, so hoffe ich, daß sie mir in Zukunft mehr Freude machen wird, als bisher. Jetzt passen wir nicht zu einander. Leider wirkt, das habe ich schon beobachtet, meine Gesellschaft deprimirend auf sie, und mich verletzt nur zu oft ihr gedankenloses, täppisches Jubeln über ein Nichts. Es klingt mir wie Hohn.

Aehnliches habe ich schon von mehreren Menschen äußern gehört, sprach Elise, allein für mich hat, selbst in Stunden des bittersten Schmerzes, die harmlose Fröhlichkeit eines Kindes nichts Verletzendes, im Gegentheil, sie gewährt mir eine wehmüthige Beruhigung, denn, was bei Erwachsenen rücksichtslos und roh erscheinen müßte, hat bei dem Kind, weil unbewußt, etwas Rührendes und Besänftigendes.

Ich wollte, ich könnte fühlen wie Sie, sprach Mathilde, aber mir scheint es unmöglich. Wird, wenn ein Kind in ahnungsloser Unwissenheit auf eine blutende Wunde drückt, diese weniger schmerzen, weil das Kind nichts Böses beabsichtigte. Ich gestehe, daß mich Ida's fröhliches Lachen und Plaudern oft von ihr fern hielt, daß ich sie mehr als ein Mal unfreundlich schweigen hieß. Wenn mich aber auch ihre Lustigkeit verletzt, bitte ich doch Gott, er möge diese ihr erhalten, und der Gedanke ergreift mich manchmal mit Macht — was wird wohl der Armen künftiges Loos sein? —

Wenn Ihnen doch ihre Phantasie heiterere Bilder vorzaubern möchte, gnädige Frau!

Meine Phantasie! sagte die Blinde, ich habe keine, absolut gar keine, liebes Fräulein! In meiner Nacht begleiten mich nur die Bilder der Vergangenheit und unaufhörlich schaue ich mit

geistigem Auge was gewesen — aber ich kann mir nicht vorstellen, was seitdem geworden, was jetzt ist. Ida kann ich mir kaum anders, denn als ganz kleines Kind denken — so habe ich sie zuletzt gesehen und meine stumpfe Einbildungskraft vermag mir keine andere klare Vorstellung von ihr zu geben und daher kommt es, daß mir mein eigenes Töchterchen fast eine Fremde geworden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Kämpfe in Paris.

(Fortsetzung.)

In der Rue Bergere treffe ich eine Abtheilung Garden, welche erst vom heimischen Herd zu kommen scheinen, sie sind munter und guter Dinge, mehrere haben Sonnenschirme, andere Fächer in der Hand. Die Temperatur nämlich ist außerordentlich warm. Am Eingange des Faubourg macht man Jagd auf Fiacres, die noch vereinzelt aus den östlichen Theilen der Stadt eintreffen. Von Omnibus und sonstigen Fuhrwerken ist natürlich nichts zu sehen, außer solchen, die im Mußdienste der Insurgenten stehen, oder zu ihrer Intendanz gehören. Es ist 9 Uhr und ich will mich zur Seine begeben, um zu ersehen, wie der Stand der Dinge sei, und was an dem Gerüchte vom Louvre-, Tuilerien- oder Marineministeriumsbrande wahr sei. Bei der Börse jedoch werde ich erwischt und zum Barricadenbau gepreßt. Nachdem ich eine halbe Stunde mit Steine geschleppt und recht ordentlich aufgestapelt, kann ich wieder gehen; da ich jedoch aus verschiedenen Unterhaltungen der Leute gehört, daß in dem ganzen Quartier der Börse und Bank überall Barricaden gebaut werden, und mir klar wird, daß ich jenes Labyrinth enger und kurzer Straßen nicht passiren kann, ohne an zwei oder drei Plätzen wiederum zum Steine- oder Sandsäckeschleppen verwendet zu werden, so ziehe ich es vor, mich wieder auf die Hauptroute zurückzubegeben. Auf dem Boulevard ist Alles öde und leer. Einzelne wenige Passanten werden von den Posten angehalten, keine Unterhaltungen anzuknüpfen, noch zu zweien oder mehr beisammen zu stehen, da hin und wieder Bomben, wahrscheinlich vom Arc de Triomphe oder aus den Champs Elisees, herüberkommen. Die Straßen zu beiden Seiten des Boulevard des Italiens sind leer, hin und wieder lugt ein Garçon d'Hotel wohl hinter der Thorfahrt hervor. Den Weg verfolgend, komme ich bis zum bekannten Magazin Klein, oder zum vormals kaiserlichen Leibschneider Dusautoy vis-à-vis der Rue de la Paix. Hier ist nicht nur ein Piquet Nationalgarden aufgestellt, sondern es sind auch Arbeiter, Terrassiers, Ingenieure und Barricadenprofessoren eifrigst beschäftigt, den breiten Boulevard durch eine hohe Barricade abzuschließen. Mehrere höhere Officiere zu Pferde ertheilen den Lieutenants Befehle, Artilleristen kommen mit Munitionswagen und Kanonen angefahren. An der Ecke der Rue Louis Legrand stehen einige Civilisten und discutiren mit einem Nationalgardisten. Einer der Herren sucht die Zwecklosigkeit eines ferneren Kampfes darzulegen. Der Gardist, ein bejahrter, intelligent und ordentlich aussehender Mann, bewahrt dem Publikum gegenüber eine seltene Ruhe. „Jedermann hat seine Ansicht", hörte ich ihn definiren, „Sie sind monarchisch; gut, ich bin republikanisch, was beiderseits die Rechtschaffenheit nicht ausschließt. Jeder hat das Recht, seiner Ansicht den meisten Glauben zu schenken und für dieselbe als für sein Eigenthum zu streiten. Ich trage für die meinige die Waffen, Sie nicht, stimmen jedoch wahrscheinlich nach Ihrer Ansicht stets für die stärkere Partei." Die Herren, gewiß Geschäftsinhaber vom Boulevard, zogen sich, wie es schien, etwas piquirt zurück. Der Mann erzählte, wie der Mangel an einheitlicher Direction der Fehler sei, dem sie ihre Niederlagen zuschreiben müßten, er jedoch wolle bis zum letzten Momente ausharren. Ein herbeikommender Officier hob die Unterredung auf; aus billiger Artigkeit ihm „Bonne Chance!" wünschend, ging ich über den Boulevard in die Rue Chaussee d'Antin. Die Rue Meyerbeer, Halevy und Gluck waren leer. Warnende Stimmen jedoch, aus irgend welcher Thür- oder Fensteröffnung kommend, riethen ab, die Straßen zu passiren, da schon viele Personen verwundet worden seien. Meine Absicht war jetzt die, wenigstens die Rue Lafayette zu gewinnen, aber an der Kreuzung des Boulevards Haußmann angekommen, konnte ich ohne Gefahr nicht mehr so weit vordringen, denn die Kugeln pfiffen den Boulevard hinunter und klatschten gegen die Eisenjalousien der Magazine. Ein kleines Piquet Nationalgarden stand hinter den Bäumen des Boulevards und feuerte zum Boulevard Malesherbes hinauf. Oben an der Kreuzung des Boulevard Malesherbes und des Boulevards Haußmann, am Durchschnitt der Rue de la Pepiniere, ist eine große Caserne belegen. Dieses Gebäude war in den Händen der Linie, und die Nationalgarde schien den Ostbahnhof in der Rue St. Lazare, sowie den letztgenannten Boulevard nur schwach zu vertheidigen. Fast hätte ich mich entschlossen, den Platz zu überschreiten, als eben ein junger Bursche im Alter von etwa 19 Jahren über den Fahrweg eilte, um seinen Stand zu verändern, jedoch zwei Schritte von mir zusammensank. Zwei anscheinende Fremde, welche gleichfalls im Schutze des Eckhauses von Boulevard Haußmann und der Rue Halevy standen, wagten sich jetzt hervor, um den Gefallenen aus der Schußlinie zu nehmen, wobei ich sie unterstützte. Der Verwundete klagte nicht sehr über Schmerz, eine Kugel saß ihm in der rechten Kniehöhle. Wir legten ihn in den Schatten und Schutz des bezeichneten Hauses, er dankte, band sich ein Tuch um's Bein, damit der Blutverlust gehemmt werde, und versicherte uns, es würden schon Brancardiers kommen, die ihn in eine Ambulanz transportirten. Auf dem Boulevard, wohin ich zurückzukehren genöthigt war, wurden Artilleristen, welche einige Stücke nach einer anderen Richtung führen wollten, von Civilisten, die von den Straßenecken zusammenliefen, angehalten; man wollte sie nicht passiren lassen, erst ein herbeigekommener höherer Officier zu Pferde belehrte die Leute, daß die Stücke für eine andere Position bestimmt seien, und daß man genügendes Geschütz bei der Oper habe.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Kremplsetzer*).

München, 21. Juni.

Wenn wir zum ersten Mal eine Gallerie besuchen, so ziehen vor Allem die Gemälde in großem Styl unsern Blick auf sich, in denen wir die geheimnißvollen, tiefsinnigen Eingebungen des Künstler-Genius bewundern, der sich mit leichtem Flügelschlag über das Irdische erhob. Bei österm Besuch aber werden wir auch jenen bescheidenern Leistungen gerecht werden, die sich mehr an die gemüthliche Werkeltagseite des Lebens halten, die aber durch Anmuth, Unbefangenheit und Natürlichkeit zu unserm Herzen sprechen.

Auch dem jüngst verschiedenen Kremplsetzer war es nicht vergönnt, durch ein vollendetes Meisterwerk das höchste Ziel seiner Kunst zu erreichen, das Gebiet seines Schaffens war engbegränzt, aber wer die Entwicklung dieser originellen Künstlernatur zu verfolgen Gelegenheit hatte, wird sich mit Liebe an den schlichten Reiz seiner Production erinnern.

Seine Lebensgeschichte bietet das Bild einer merkwürdigen Künstlerlaufbahn. Bis zu seinem reifern Mannesalter blieb er auf engen bürgerlichen Kreis beschränkt, dessen Pflichten und Gewohnheiten jedes minder bedeutende Talent im Keim erstickt hätten. Kremplsetzer ist 1826 zu Vilsbiburg geboren, einem kleinen Flecken in Niederbayern. Der Verstorbene erzählte gern von seinen Jugendjahren, und wußte dann eine Reihe köstlicher Genrebilder aus dem kleinlichen socialen Leben und Treiben in seinem „Vatermarkt" zu entwerfen. Sein Vater war ein angesehener Bürger, der den Muth hatte, im bayerischen Unterland die erste Tuchfabrik anzulegen und dadurch zu behäbigem Wohlstand gekommen war. Es wurde als selbstverständlich betrachtet, daß der Sohn das Geschäft des Vaters übernehme. Frühzeitig regte sich zwar in dem Knaben Interesse an Musik, und das Verlangen, sich in einem der musikalischen Fächer auszubilden, doch war der Vater diesem Wunsche durchaus abgeneigt. Nur hinter dessen Rücken erhielt er ein wenig Unterricht auf der Flöte. Nachdem er sich auf der Gewerbeschule für seinen künftigen Beruf Kenntnisse erworben, kam er als Volontär in größere sächsische Tuchfabriken. Sein unverwüstlich heiterer Sinn gewann ihm überall viele Freunde, und da er auch im Besitz einer angenehmen Tenorstimme, war er bald die Seele von kleinen Unterhaltungen, die den stolzen Titel Concert führten. Es liegt mir ein Tagebuch des jungen Mannes aus jener Zeit vor. Mitten

*) Aus der allg. Ztg.

unter technische Recepte und Baumwollrechnungen sind eigene poetische Versuche eingeflochten, „Gedichtet am Webstuhl“, „Gedichtet unter Ihrem Fenster“ 2c. Er versuchte auch bereits, obwohl noch kaum das Wort Contrapunkt zu seinen Ohren gedrungen, diese Lieder in Töne zu setzen. Das Tagebuch enthält einige Noten in naivster Zusammensetzung, die uns später herzlich lachen machten. Nach seiner Rückkehr in das Elternhaus wiederholte er, stolz auf seine bisherigen autodidaktischen Fortschritte, energischer den Wunsch seiner Knabenjahre. Er konnte jedoch die Abneigung des guten, aber strengen Vaters gegen die brodlose Kunst nicht brechen, und wurde wieder an den Webstuhl verwiesen, dessen Schnurren für den Gewerbsmann die schönste Musik sei. Doch der Spruch: „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten“, bewährte sich hier in gutem Sinne. In aller Stille wußte er sich ein bischen Kenntnisse in der Technik seiner geliebten Kunst anzueignen, und wagte sich hin und wieder an die Composition von Liedern mit Guitarre-Begleitung. Eine charakteristische Episode bestärkte seinen Eifer. Um sich zu vergewissern, ob ihn wirkliches Talent zu eigener Production befähige, wandte sich der junge Tuchmacher aus Niederbayern an den Sohn Mozarts, der sich eben in Italien aufhielt und legte ihm seine Erstlinge zur Prüfung vor. Zu seiner Freude erhielt er anerkennende und aufmunternde Antwort. Da starb sein Vater. Jetzt war sein Entschluß rasch gefaßt. Er überließ die Leitung der Fabrik seinem Schwager, obwohl ihm nur ein mäßiges Vermögen blieb, und eilte nach München, wo ihn Franz Lachner als Schüler aufnahm.

Mit jugendlichem Eifer betrieb nun der dreißigjährige Mann die nothwendigen Studien. Namentlich das Clavierspiel bot für seine an schwere Arbeit gewohnten Hände große Schwierigkeiten, die er nie zu bewältigen vermochte. Wie wenige Musiker wären wohl im Stande, Lieder, Cantaten und Opern mit breit ausgeführten Ensembles zu componiren, wenn sie, wie Kremplsetzer, nicht im Stande wären, einen Accord auf dem Piano rein und richtig anzuschlagen.

Ein günstiger Zufall führte ihn in die Künstlergesellschaft Jung-München. Hier fühlte er sich so recht zu Hause. Wohnte ja doch, obwohl er nur lückenhafte Bildung genossen, in seiner Brust ein warmes Gefühl für das, was in allen Künsten schön ist. Von dieser Zeit an ist sein Name eng verflochten in die Geschichte jener Feste und Gelage, bei denen Phantasie und Humor reiche Triumphe feierten. Mit den Fortschritten in der Technik wuchs die Lust am Schaffen; ihm war sie heiter die geliebte Kunst. Sein gesunder Humor leitete ihn von selbst auf die Bahn, wo er ausgezeichnetes leisten konnte. Bald waren seine komischen Lieder und Scenen beliebt. Wer je damals z. B. seine „Schuster und Schneider in der Herberge“ hörte, eine keck aus dem Handwerksburschenleben herausgezogene Episode, wird gestehen, daß sie zu dem besten zählt, was in dieser Gattung vorhanden. Ein Musiker mit frisch und kräftig schlagendem Herzen, der mit Lust jede gebotene Aufgabe ergriff, und dabei ein Mann von ehrlichem und lebensfrohen Character wie wenige, welch trefflicher Gewinn für gesellige Kreise! Wie herzlich waren die Künstler ihrem beliebten „musikalischen Director“ zugethan! In Balladen wurde er besungen, in unzähligen Carricaturen abconterfeit, durch festliche Gelage gefeiert. Die Aufführung eines von ihm componirten Liedercyclus, der Landsknechtslieder Pocci's, lenkte zum ersten Mal die Aufmerksamkeit in weitern Kreisen auf den Mann mit dem unmöglich scheinenden Künstlernamen. Bald darauf, wenige Jahre seitdem er sich von der Spinnmaschine verabschiedet, konnte er mit einer größeren Operette „Der Onkel aus der Lombardei“, durch einige Künstler und Kunstfreunde aufgeführt, vor das Publicum treten, das der Originalität der Melodien seinen Beifall nicht versagte. Eine bedeutendere Aufgabe war ihm gestellt, als die Künstler in einem Ballfeste den Zauber der deutschen Märchenwelt verkörperten, und ihm den musikalischen Theil übertrugen. Das Festspiel Hänsel und Gretel, dem das bekannte schlichte Märchen zu Grunde liegt, enthält einige duftige und innig empfundene Nummern, die an die glücklichste Schöpfung Haydns erinnern.

(Schluß folgt.)

Von der neuen in die alte Heimath.

(Von einem Alterthumsforscher.)

II.

Ω Vom Vießbachgaue.

Hier könnte ich wohl noch ein wenig ausruhen, dachte ich, als ich mich dem Hillauer Birnbaume an der Lehmbreite nahte. An diesen Baum knüpft sich so manche Erinnerung; auch läßt sich von da aus das Thal, in welchem mein Geburtsort liegt, sehr gut überschauen. Wahrlich, ein gar liebliches Thal! Kein Wunder, daß sich schon die Römer hier niederließen, was aus Manchem noch ersichtlich ist. Schon der Name des vor mir liegenden Ortes verräth römischen Ursprung; denn sicher stammt Weig von vicus, vic ab. Auch hatten die Römer da drüben auf jener Anhöhe, von welcher aus sich die schönste Aussicht über das Thal darbietet, ein Lager, um das geschätzte Thal zu überwachen; noch jetzt sind davon Ueberbleibsel zu sehen. Dann möchte auch die Rodbreite des Ammerbauers von ihnen herrühren, da sie ja überall, wo sie dauernden Aufenthalt nahmen, den Feldbau trieben, was sie auch ohne Zweifel in dieser fruchtbaren Gegend thaten.

Ich sagte vorhin von Erinnerungen.... Nun denn da auf dem gegenüber liegenden Gwandten-Acker war es, wo ich und mein Vater, dem Gott gnädig sein wolle! nach vollbrachter Ernte das Rainhen heimführen wollten, wobei mir beim Auflegen das Loos des Fassens zu Theil wurde. Da das Heu mehr geworden ist, als die Leitern aufnehmen konnten, mußte ich anlegen und daher Bauschen machen. Allein, die Sache ließ sich nicht gut an. Schon beim Anbringen des ersten Bauschens brachte ich die rauhe Seite auswärts und noch während des Wendens mußte ich hören: „Es scheint, du hast das noch nie gesehen!' Ueberhaupts war mein Vater in Allem sehr kurz gefaßt. So weiß ich noch ganz gut, daß er, als ich das Ackern lernen mußte, auf der Hausbreite da unten mit mir den Bifang hinauf und wieder zurückging und dann mich mit den Worten verließ: „Gesehen hast du 's schon öfters!“ Wohlgemerkt, ich war dortmals erst neun Jahre alt, und sollte mit zwei Pferden ackern, welche allerdings nicht mehr jung waren, von denen aber eines, genannt der Fischerbräunel, ein ausgemachter Schelm war, der mich oft elendiglich marterte. Dieser war es, der mich einstmals, als ich ihn nach alter Sitte in die Schwemm reiten wollte, wie es mir scheint, für eine Bremse hielt, die er durch die Nußstauden, welche in den Bach hereinhingen, in das Wasser hinabstreifen wollte, das mir gerade bis ins Maul gegangen wäre. Derselbe war es auch, der mich, als ich mit ihm, um das Meisterstück als Ritter zu machen, am Feste des heil. Leonhard um die Kirche reiten wollte, für die Kirchthür hinsetzte, ich weiß nicht, ob aus Höflichkeit, oder weil er Bileams Esel nachahmen und mir zeigen wollte, daß ich mehr für einen Oblaten, als für einen Ritter tauge; nur soviel weiß ich, daß es ihn freute, das gethan zu haben, wie ich aus seinen lustigen Sprüngen ersehen konnte. Wie oft er mir aber auf die Ferse trat, so daß das Blut herausschaute, oder auf den Vorderfuß, daß mir die Augen übergingen, das zu merken, war mein Gedächtniß noch zu jung; doch ist das in demselben hängen geblieben, daß man sich auf dem Lande plagen müsse, jung und alt, früh und spät.

Aber, sagt man: darum schmeckt den Bewohnern des Landes das Essen und sie können gut schlafen! Wahr ist dieses. Die Nächte waren mir immer zu kurz, und an Appetit fehlte es nie. Wenn ich mich gleich zu Mittag satt gegessen hatte, schmeckte mir doch das Dreibrod schon wieder, das wir beim Ackern gemeiniglich im Schatten eines Baumes aßen.

Aber wo sind nun jene Bäume? Die Meisten sind alt geworden und zusammengebrochen; jene aber, die man an ihre Stelle setzte, ließ der Zeitgeist nicht mehr aufkommen. Wie sich doch die Zeiten ändern! — Ehedem sah man sehr strenge auf die Nachzucht von Obstbäumen. Die schönsten Verordnungen wurden hierüber erlassen. So heißt es im Landrechte von Ober- und Niederbayern vom Jahre 1616: „Es sein auch hievor auff den Feldern und Wißmadern Öpffel, Biern, Kerschen, und andere Bäume durch grobe, untrewe, und dem gemeinen Nutz schedliche Leut abgehawt, und der Frücht, so künfftiger zeit darauff gewachsen, auch den armen Leuten, und dem Vieh nutzlich gewest weren, gar nicht verschont worden, welches keineswegs lenger zu gestatten, oder zuzusehen ist. Demnach soll menniglich die Öpffel, Biern, und Kerschenbäume, wo die stehen mögen, auszuhawen gentzlich

verbotten sein. . . . Und wiewohl man der wilden Öpffel- und Biernstöck zu den Belzstöcken nicht gar entrathen kann, so sollen sie doch ohne vorwissen und erlaubnuß der Grundtherrschaft, auff frembden oder auch gemeinen Gründen, nicht außzegraben, welcher aber hierwider handelt, unnachlessig und nach ungnaden gestrafft werden.“ — Eine weitere Verordnung hierüber wurde den 6. April 1750 erlassen, welche lautet: „Jeder Bürger oder Bauer soll in seinen Bauern- und andern Gärten, oder in deren Ermanglung in seinen Wismathen und Aeckern, jedoch mit Vermeidung allen Schadens für das Getreid und Heu, und zwar ein ganzer Hof 5, ein Söldner oder Halbhof 3 gute Bäume jährlich einsetzen oder abbelzen, und damit so lange fortfahren, bis die Zahl 16 für einen ganzen Hof und 10 für einen Halbhof erfüllt ist. Diese Bäume sind fortwährend zu unterhalten und im Falle des Abgangs wieder zu ersetzen.“ — Auf diese Weise ist es möglich geworden, daß Bayern gleichsam ein großer Garten wurde, und daß noch unsers Gedenkens so viele Obstbäume auf den Feldern und Wiesen gestanden sind.

Nun lebe wohl du lieber Baum!
O könnt' ich dich noch öfters sehn!
Die alte Zeit würd' wie ein Traum
An meinem Geist vorübergeh'n.

Die Christlich-socialen Blätter in Aachen.

Die vielen Freunde der in Aachen erscheinenden „Christlich-socialen Blätter“ werden gewiß gern vernehmen, daß der Redacteur dieser Zeitschrift, Herr Rector Schings, vor Kurzem durch ein Schreiben des Secretärs der Päpstlichen Breven überrascht wurde, in welchem ihm mitgetheilt wird, daß der hl. Vater das „vortreffliche Unternehmen seiner Empfehlung für würdig halte“ und wegen seiner standhaften Bekämpfung der verderblichen socialen Irrthümer unserer Zeit, zum Unterpfand seiner väterlichen Liebe ihm den Apostolischen Segen ertheile. Diese Anerkennung der höchsten kirchlichen Behörde in diesem Augenblicke allgemeinster socialer Desorganisation ist eben so ermunternd wie ehrenvoll für Redacteur und Mitarbeiter der „Christlich-socialen Blätter“, sowie für die gesammte katholische Arbeiterpartei in Deutschland. Möchte nun endlich das kathol. Deutschland sich seiner Pflichten in der Arbeiterfrage und gegen die „Christlich-socialen Blätter“ erinnern. Die vom Herausgeber ernstlich beabsichtigte Erweiterung des einzigen Organes der christlich-socialen Partei Deutschlands ist lediglich abhängig von einer ausgedehnten Zunahme der Abonnenten. Wie wir aus Nr. 6 der „Blätter“ ersehen, hat die Leo Wört'sche Buchhandlung in Würzburg, welche auch die „Katholische Bewegung“ in Verlag hat, den buchhändlerischen Vertrieb der „Christl.-soc. Blätter“ übernommen, so daß man jetzt nach Belieben in den Buchhandlungen oder bei der Post abonniren kann. (Wir möchten alle wahren Freunde des Volkes und der Arbeiter auf die trefflichen „Christlich-socialen Blätter“ dringendst aufmerksam machen und zum Abonnement ermuntern! Die Red. d. Ldsh. Ztg.)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

— Nürnberg, 29. Juni. (Hopfenbericht.) Wenn auch Alles, was im Augenblicke über das Resultat der kommenden Ernte verlautet, kaum über den Kreis bloßer Vermuthungen hinausreicht, so vermag sich unser Markt doch nicht von den Eindrücken frei zu halten, welche die beharrlich ungünstigen Berichte über den Stand des Gewächses zu erzeugen geeignet sind. Wie es sich von der abnormen Witterung des heurigen Sommers nicht anders erwarten läßt, überragt die Pflanze an den meisten Orten kaum noch oder doch nur in geringer Höhe den Boden; an anderen Plätzen sind es wieder die Insekten, welche starke Verheerungen anrichten — kurz darin stimmen alle Berichte vom In- und Auslande überein, daß die Pflanze in ihrer Entwickelung ungemein zurück ist und der baldige Eintritt anhaltend warmer Witterung dringend noth thut, soll der Hopfenstock nicht dauernden Schaden erleiden. An unserem Markte finden fortwährend zahlreiche Umsätze statt, welche indeß weniger auf Rechnung von Spekulationskäufen, als auf die wirklichen Bedarfs zu setzen sein dürften; der Abzug übersteigt fortwährend die Zufuhren, und man wird somit mit nur kleinen Vorräthen in die neue Saison eintreten. Die heutigen Preise sind: Prima fl. 38—50, gut Mittel fl. 30—37, Secunda fl. 22—27, Marktwaare fl. 14—18. (K. v. u. f. D.)

Telegraphischer Schiffsbericht, 2090
mitgetheilt von
F. J. Bothof, Mainz u. Aschaffenburg.
Das neue Hamburger Postdampfschiff Vandalia Capt. Franzen von der Linie der Hamburg-Amerikanischen Packet-Fahrt-Aktien-Gesellschaft, trat am 28. Juni die 1. Reise nach New-York an und hatte außer einer starken Brief- und Packet-Post 800 Tons Ladung, 69 Passagiere in der Cajüte und 616 im Zwischendeck an Bord.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

3

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. | № 28 | Den 10. Amalia, Felicitas.

Der stille Walter.

Erzählung von E. Franz.

(Fortsetzung.)

— Onkel, heute fahre ich nach der Stadt, sagte Mathilde eines Morgens, als sie, von Therese geführt, in des alten Mannes Zimmer trat.

Der Oberst, welcher an Walter's Seite auf der Causeuse Platz genommen hatte, sah die Nichte erstaunt an.

— Bei dem strömenden Regen willst Du nach der Stadt? sprach er, bedenke doch —

— Ich habe nichts zu bedenken, unterbrach sie ihn; wenn Deine Pferde der Ruhe bedürfen, werde ich einen Wagen aus Eichberg kommen lassen. Sage Fräulein Elise, sie möge sich jedenfalls bereit halten, fügte sie zu Therese gewendet, hinzu.

— Das ist thöricht, Kind, mir war es nicht um meine Pferde zu thun, sie stehen Dir wie immer zu Gebote, sprach der Oberst, als sich das Mädchen entfernt hatte; aber ich sehe nicht ein, warum Du gerade bei so abscheulichem Wetter die Fahrt unternehmen willst. Ich würde sie an Deiner Stelle aufschieben.

Brennendes Roth übergoß Mathildens Wangen.

— Ja so, sagte sie mit unbeschreiblicher Bitterkeit im Ton — Du hast vergessen!

— Nein, das habe ich nicht, entgegnete er, ich weiß, welch' trauriger Jahrestag heute ist.

Sie wandte den Kopf zur Seite, ihre schmalen, weißen Finger zerrten heftig an der Stahlkette, die sich um ihren Hals schlang.

— Höre mich, fuhr der Oberst fort, indem er sich der jungen Frau näherte und seine Stimme bis zum Flüstern dämpfte, ich meine es gut. Nähre nicht geflissentlich den wilden und krankhaften Schmerz, der Dich verzehrt, bleibe daheim.

— Wie? rief sie heftig, ich soll den heutigen Tag verfließen lassen, ohne an dem Grabe meines gemordeten Kindes zu weinen?

Der Onkel legte hastig die Hand auf ihren Arm.

— Still, still, raunte er ihr zu, wir sind nicht allein, Walter —

— Walter! wiederholte sie betroffen, das wußte ich nicht.

Eine bange Pause entstand.

— Soll ich Befehl geben, anzuspannen?

— Ich bitte Dich darum.

Der Oberst zögerte einen Augenblick, dann wandte er sich zu Walter, der wie erstarrt in der Causeuse lehnte. Er neigte sich zu dem verstörten, leichenblassen Antlitz seines jungen Freundes nieder und schlang wortlos, doch innig seinen Arm um dessen Hals. Einen Augenblick später verließ er das Zimmer.

Mathilde hatte in einem Fauteuil Platz genommen, sie mochte wohl wieder die Anwesenheit des stillen Walter vergessen haben. Die Hände im Schooß gefaltet, das Haupt auf die Brust gesenkt, saß sie da, eine liebliche Verkörperung tiefen Grames. Sie ahnte es nicht, daß zwei Augen auf sie geheftet waren, zwei Augen, aus welchen brennender Schmerz und bitterer Vorwurf sprachen. Zorn, Mitleid und Liebe stritten in diesem Blick. —

Die Uhr tickte eintönig fort; tiefe, äußere Ruhe herrschte, während in den Herzen wilder Aufruhr tobte.

Nicht lange währte es, so erschien Elise, von Oberst Fernegg gefolgt. Der Wagen stand bereit, die beiden Frauen nahmen von dem alten Officier Abschied und begaben sich die Treppe hinab, um die Fahrt anzutreten.

Jetzt saßen sie in der Kutsche, die Pferde zogen an. Immer heftiger strömte der Regen, bald flossen die unzähligen Tropfen an den Wagenfenstern zusammen und je weiter die beiden Frauen fuhren, desto düsterer und drohender spannte sich der grauumzogene Himmel vor ihnen aus. Elise blickte nach den regennassen Feldern, an deren Saum eine Pappelallee aus spitzen Laubkronen kalte Thränen niederträufeln ließ.

Stumm saß Mathilde neben ihrer Gefährtin und ihr tiefes Schweigen hatte etwas unendlich Bedrückendes für Elise; aber was konnte diese dagegen thun, nachdem all' ihre Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen, kläglich gescheitert waren. So ergab sie sich denn darein und schaute geduldig hinaus in die von Regenschleiern umhüllte Gegend.

Endlich hielt der Wagen still. Vor Elisens Blicken dehnte sich jetzt eine lange, weiße Mauer aus, über welche einige Monumente emporragten.

— Sind wir zur Stelle? ließ sich jetzt Mathildens Stimme in seltsam verändertem, zitternden Tone vernehmen.

— Wir sind beim Friedhof angelangt, entgegnete Elise.

Sie stiegen aus dem Wagen, unter heftig strömendem Regen geleitete das Fräulein die Blinde durch das hohe Gitterthor nach der Gruft, welche die Ueberreste des armen, schmerzlich beweinten Kindes barg.

Ein Beben durchzuckte Mathildens Gestalt, ihre Brust hob und senkte sich wie in unterdrücktem Schluchzen, aber mit rascher Anstrengung bezwang sie ihre Rührung.

— Lassen Sie mich einige Minuten hier allein, sagte sie mit mühsam errungener Ruhe und sorgen Sie, daß der Gärtner, der uns hier den Weg wies, fern bleibt.

Elise kehrte in den Wagen zurück. Ein peinliches Gefühl erfüllte ihre Brust. Der Schmerz der blinden Frau hatte etwas unsäglich Ergreifendes. Die traurige Umgebung, das trostlose Grau des Horizontes, welches das Dasein der Sonne förmlich leugnen zu wollen schien, paßte dazu; es war, als weine der Himmel unzählige Thränen über das Weh der Menschen.

— Morgen scheint vielleicht wieder die Sonne und küßt die Thränen weg, dachte das Fräulein; wer aber bringt dem armen verdüsterten Herzen dort drinnen Licht? Klammert es sich doch so hartnäckig fest an seinen Schmerz, daß es nicht einmal mehr himmlischem Troste zugänglich ist.

Nach Verlauf einiger Minuten kehrte Elise auf den Kirchhof zurück.

Mathilde hatte das Nahen der Schritte gehört und sich dem Fräulein zugewendet. Ihr Antlitz war leichenblaß, ihre thränenlosen Augen starrten in's Leere, als sähen sie etwas Furchtbares. Ihre Lippen waren fest zusammengepreßt, als gälte es, einen heftigen physischen Schmerz lautlos zu ertragen.

Stumm legte sie ihren Arm in den der Gefährtin, stumm ließ sie sich von ihr zum Wagen führen.

Zu Hause angekommen, wohnte Mathilde nicht der Mittagsmahlzeit bei, sondern schlürfte nur hastig eine Tasse Suppe und zog sich dann in ihr Zimmer zurück.

Niemand durfte ihr dahin folgen.

Es war Abend. Der Oberst rauchte seine Pfeife und ließ sich von dem Kinde vorplaudern, während Walter, an einem Nebentische sitzend, mit Lectüre beschäftigt war. Aber war er es wirklich? Seine Augen ruhten wohl auf den gedruckten Lettern, aber er blätterte nicht um, es schien, als könne er mit dieser einen Seite nicht zu Ende kommen.

Er sah ungewöhnlich bleich aus.

Als die Stunde gekommen war, in welcher die Kleine zu Bett gebracht werden sollte, forderte Elise sie auf, mit ihr zu kommen.

Ida schlang die Arme um des Großonkels Hals und drückte

einen Kuß auf seine Lippen, dann wollte sie das Zimmer verlassen, aber ein Wink des Fräuleins erinnerte sie, daß sie des stillen Walter vergessen hatte.

Ida näherte sich ihm und hielt ihm schüchtern die Hand entgegen.

Er sah sie nicht; die Augen auf das Buch gesenkt, schien er völlig der Gegenwart entrückt.

— Gute Nacht, sagte jetzt die klare Kindesstimme und, wie aus schwerem Traum erwachend, schaute Walter empor. Er nahm die Kleine in die Arme, schloß sie an sein Herz und bedeckte das dunkle Haar mit Küssen.

Ueber seine Heftigkeit betroffen, strebte Ida sich frei zu machen. Er ließ sie auch plötzlich los und nahm auf's Neue sein Buch zur Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Kämpfe in Paris.

(Fortsetzung.)

In der Rue und dem Faubourg Montmartre herrschte noch das regste Leben; wohl waren die Läden geschlossen, aber die Frauenwelt, d. h. die Laden- und Geschäftsinhaberinen, sowie die Conciergen sind auffällig geputzt, als ob's Feiertag wäre. Man steht in den halbverschlossenen Ladenthüren und sieht den Ereignissen mit Spannung entgegen, als ob's einem Tourniere im Großen gelte. Die Rue Lafayette ist dürftig von den Föderirten besetzt. Man beginnt die Barricaden zu bauen, welche die Rue Lafayette und den Faubourg gegen Norden decken sollen. Da es an Gardisten fehlt, das 9. Arrondissement zählt bekanntlich meist nur Ausreißer oder Refractaire, so sind die wenigen Streiter gezwungen, die vereinzelt Passirenden anzuhalten, einige Steine mit zur Barricade zu tragen. Ueberall in den meisten Nebenstraßen geschieht ein Gleiches. Posten werden aufgestellt, die auf's Strengste verlangen, daß die Fenster nicht nur geschlossen bleiben, sondern auch die Jalousien und Gardinen zurückgezogen werden. Vorsichtige Personen bekleben noch eiligst ihre Scheiben mit Papierstreifen. Aus der Ferne vernimmt man den Kanonendonner, sowohl vom Boulevard Haußmann, als vom Quartier Montmartre. Da jedoch der Wind von Osten kommt, so vernimmt man das Getöse nur gedämpft. Zuweilen kommen Officiere, um den hier an diesem Punkte sehr langsamen Fortgang der Sache zu sehen. Personen männlichen Geschlechts können die Häuser ohne laisser-passer nicht gut verlassen, ohne sich der Gefahr der Arretirung auszusetzen, wenigstens sieht man Niemanden auf der Straße. Beim Dunkelwerden verlangen die Garden, daß Jeder vom Fenster zurücktrete, da sie fürchten, daß die zahlreichen Refractaire, welche bewaffnet sind, sie überfallen, oder auf sie schießen würden. An der genannten Barricade wird jetzt fleißig gearbeitet, Kanonen werden aufgefahren, und das Piquet lagert sich im Mondschein hinter der Verschanzung. Die Nacht ist prächtig. Während dessen jedoch müssen die Truppen gleichfalls nicht unthätig gewesen sein. Kaum graut der Morgen, so beginnt die Kanonade in der Rue Chateaudun. Die Föderirten jedoch erwidern mit ihren Stücken vom Faubourg aus kräftig. Eine lebhafte Füsillade tönt die Rue Lafayette herauf, auch kämpft man in den Häusern der Rue de la Victoire. Die Barrikaden am Carrefour sind ziemlich vollendet, Sandsäcke und Matratzen liegen darüber. Seeleute sind bei den Stücken und pointiren. Noch muß ich erwähnen, daß zu den unverdrossensten Barrikadenbauerinen des vergangenen Tages eine alte Frau in Uniform, eine Cantiniere und eine Ambulanciere zählten; diese sind auch jetzt wieder in Thätigkeit. Um 6 Uhr kommt ein Intendanzomnibus mit Lebensmitteln und Decken, sowie Munition. Fleisch, Brod und Wein wird vertheilt. Der Omnibus stellt sich beim Poiret'schen Local auf. Die Frauen gehen daran, beim bekannten Schweizer-Cafehause der Rue Drouot verschiedene Feuer zu machen, um Suppen zu kochen. Während dessen wird die Rue Chateaudun mit Mitrailleusen vom Trinitéplatze aus beschossen. Ebenso kommen aus allen Nebenstraßen, Rue Taitbout, Helder, Lafitte zc., das will sagen, aus den Eckhäusern, Soldaten zum Vorschein. Die Föderirten hinter der Barricade sind gegen die Schüsse aus dem 3. und 2. Stock, sowie von der Rothschild'schen Gartenterrasse nicht mehr sicher. Um 9 Uhr beginnt auch hier die Kanonade. Zwei Stücke feuern beständig zur Chaussee d'Antin, zwei andere den Faubourg zur Rue Martyr hinauf. Die Füsillade wird immer stärker und es ist ersichtlich, daß die Föderirten zu schwach, auch wohl zu ungeübte Schützen sind, auf welchem Fehler wohl die ganze Kühnheit der Linie beruht. Nur in früher Morgenstunde hatten einige Personen sich über die Straße gewagt; wer keine Lebensmittel im Hause hatte, mußte fasten.

* * *

Paris, 23. Mai, Nachm. 3 Uhr *).

Mir zur Rechten in der Rue Chateaudun ist eine halbe Batterie Nr. 12 in üppigster Thätigkeit, und zu Füßen an der Ecke der Rue Lafayette knattern und krachen die Mitrailleusen, daß die Scheiben springen, und das Haus in seinen Festen erbebt. Seit 9 Uhr Morgens hat das Feuer an Heftigkeit zugenommen. Die Truppen haben von der Höhe der Chaussee d'Antin, Place de la Trinite, aus den Kampf aufgenommen. Beide Parteien setzen ihn mit Ausdauer und erhöhtem Eifer fort, und scheint er augenblicklich seinen Höhepunkt erreicht zu haben.

Die Rue Chateaudun muß größtentheils in Händen der Linie sein, und man bringt von der Kirche Notredame de Lorette aus nördlich in den Faubourg vor. Hier aber muß Haus um Haus errungen werden. Mir gegenüber ist im Eckhaus des Carrefour Drouot jedes Fenster besetzt, sie sind daselbst von der Rue Drouot eingedrungen. Die Posten stellen sich im Schutz der Thürnischen auf und erbitten sich von neugierig hervorlugenden Conciergen ein Stückchen Brod, da sie sich nicht mehr zu ihrem Munitionsomnibus hinwagen. Bei dieser Gelegenheit kann ich noch erwähnen, daß man am Tage zuvor beim Barricadenbau, sowie hier überhaupt, sich jeglicher Rohheiten enthalten hat; auch könnte ich nicht sagen, daß die Leute trunken gewesen wären. Anstatt gewaltsam zu fordern, oder zu requiriren, hat man im Faubourg um leere Weinfässer zum Barricadenbau gebeten und nur wenige bekommen.

Sicher ist anzunehmen, daß der Sieg noch theuer, theuer zu stehen komme. Die Kugeln pfeifen und sausen durch die Straße. Von der Barricade aus wird auf's Muthigste gekämpft, aber beiderseits wird jämmerlich geschossen. Ein Dutzend Tyroler würden sowohl die eine als die andere Partei sofort zum Schweigen bringen. Die alte Frau und die Ambulanciere schießen in Einem fort. Oben im Faubourg wird zum Angriff geblasen; ich höre lautes Hurrahrufen. Die Barricade in der Rue Chateaudun ist von der Linie genommen; jetzt geht's in die Häuser, vielleicht kommen die Föderirten auch in mein Zimmer. Ich lasse also Platz machen, damit ihnen nichts im Wege ist, wenn's sein muß. Ein Karren mit allerlei Arbeitergeräth kommt von der Rue Provence vorgefahren und verschwindet in der kleinen Rue Buffault. Der Kampf wird mit erneuter Heftigkeit fortgesetzt, die Kugeln sausen und pfeifen am Fenster vorüber und schlagen an den Sims. Die Scheiben mir gegenüber werden alle zerschossen. Die messingenen Buchstaben der Firmen fliegen in der Luft umher. Die Posten haben sich eng an die Häuser und in die Thürnischen gedrängt.

Immer näher und näher rückt die Linie, die Barricade im Norden kann sich nicht mehr halten, da man aus den Nebenhäusern vom vierten Stocke herabschießt. Die wenigen Artilleristen und Matrosen vernageln die Geschütze. Einige flüchten sich durch die Rue Buffault, andere wollen zur Rue Richer. Anstatt sich dicht an den Häusern zur Linken zu halten, rennen sie mitten in der Straße; mehrere werfen ihre Gewehre weg, andere entledigen sich ihrer Tornister und Säbel, um gleichfalls erleichtert zu werden. Die in die Rue Buffault Geflüchteten kommen zurück, wollen ihren Cameraden nacheilen — es sind ihrer fünf — sie blicken sich ängstlich um, da erreicht sie das tödtliche Blei. Der eine scheint eine Kugel in die linke Brust bekommen zu haben, wenn man nach der Handbewegung und dem Fall auf den Rücken urtheilen will. Die beiden anderen sind wenige Schritte von dem ersten neben einander auf's Gesicht niedergestürzt. Verschwunden sind die Uebrigen. Jetzt vernagelt man auch die anderen Kanonen. Der Posten gegenüber hat sein Gewehr in den Winkel gestellt, behutsam nähert er sich den beiden Gefallenen. Sie leben; er versucht, ihnen eine andere Lage zu geben; da kommen die zwei letzten Flüchtlinge zurückgeschlichen. Sie nehmen ihre weggeworfenen oder verlorenen Tornister wieder,

*) Aus der Köln. Ztg.

auf; es sind junge Burschen von 19 bis 21 Jahren. Auf Zureden des Postens nehmen sie den einen der Verwundeten bei Schulter und Füßen und tragen ihn mit sich fort. Der zweite versucht mühsam nach dem Trottoir zu kriechen. Der Posten, ein bejahrter Gardist, beugt sich über den dritten der Gefallenen, gleichfalls einen bärtigen, ordentlich aussehenden Mann. Der Sterbende scheint ihm ein letztes Wort zuzuflüstern. Der Gardist nimmt eine der umherliegenden Mützen, legt sie ihm unter den Kopf, wonach er auf seinen Posten zurückspringt. In diesem Augenblick hat die alte Amazone ihre Flinte über den Rücken geworfen und ergreift die Trompete. Auf Befehl des Commandirenden gibt sie das Signal zum Rückzug. Die Garden in dem Hause gegenüber dem Eingang der Rue Drouot verschwinden. Man vernimmt ein Angriffssignal; unter Hurrahgeschrei wird die Barricade genommen, wie ich an den weichenden Garden merke. Noch einige Schüsse, und siehe da, ein halbes Dutzend Rothhosen stehen davor. Der Officier mit noch etwa sieben Mann zieht sich nach dem Faubourg zurück, ohne zu laufen, seine Leute haben ihr Gewehr über die Schulter, er befiehlt dem Posten, zu folgen, dieser scheint Anfangs keine Lust zu haben; vielleicht will er lieber Gefangener werden, da er keinen einzigen Schuß gethan hat; er zeigt auf den Verwundeten, doch der Officier schüttelt den Kopf, sagt noch eindringliche Worte, wie es scheint, worauf ihm der Gardist folgt. Alle verschwinden eiligen Schrittes unter einem Kugelregen in der Rue Cadet, von wo aus Einige auf's Neue Schüsse auf das Eckhaus abfeuern. Eine Viertelstunde später muß auch die Barricade in der Rue de Provence genommen sein, denn ich sehe vom Fenster aus einige Insurgenten über die Straße in der Rue Richter verschwinden. Jetzt erscheint das Militär auch in dem Eckhause der Rue de Provence, „A la Parisienne“ genannt. An jedem Fenster ist einer, und die Fusillade geht in die Rue Cadet. Das Schießen währt bis Dunkelwerden. Das Haus vis-à-vis dem Schweizercafé wird durch Linie und Gendarmen besetzt, welche oberhalb der Barricade aus allen Fenstern feuern. Jetzt kommen Artilleristen und Matrosen auf allen Vieren aus der Rue de la Victoire mit vier Stück Geschütz angezogen; dieselben werden postirt, und darauf geht eine Kanonade vor sich, die von der zweiten Barricade der Rue Lafayette beim Square Montholon aus bestens erwidert wird. Um 8 Uhr tritt eine kleine Pause ein. Artilleristen kommen mit Pferden und schaffen die vernagelten Stücke der Insurgenten fort. Die Soldaten bauen ihre eroberte Barricade aus und trinken und essen dann ein wenig. Mehrere Posten sind ausgestellt, und ich habe meine Fenster geöffnet. Jetzt kann ich den Faubourg bis zur Passage Verdeau und zur Rue Grange Batelière hinuntersehen. Aus dem Hause vis-à-vis der „Parisienne“ wird noch immer tapfer geschossen. Vor der Pharmacie der Rue Richer liegen zwei Insurgenten; sie sind nicht todt, sondern machen hin und wieder eine kleine Bewegung, doch müssen sie schwer verletzt sein, da sie auf dem Gesicht liegen. An der Ecke der Rue Cadet, also wenige Schritte von den ersteren, liegen zwei anscheinend Todte, der eine hält sein Gewehr noch in der Hand. Der vor mir in der Straße Gefallene ist gleichfalls verschieden, sein Camerad sitzt oder liegt vielmehr zusammengekrümmt an der verschlossenen Thorfahrt der Passage des Deux-Soeurs mir zur Linken. Gern wäre ich hinausgegangen, um wenigstens diesem Verwundeten, wenn auch nicht mehr, so doch einen Labetrunk zu reichen; doch meine Hausbewohner, besonders der Concierge, würden mich schön bewillkommnen, wenn ich nur davon zu sprechen wagte. Um 9 Uhr ist die Linie in den Eckhäusern der Rue Cadet und Richer. Im Hotel de Paris Nr. 38 ist ein Wachtlocal. Die Straße ist stockfinster; nur das Licht der drei Häuser ist sichtbar. „Qui vive,“ — „Qui vive,“ heißt's alle Augenblicke in der Stille der Nacht. Un coup de fusil! schreit der Commandant bei jedem Geräusch. Schritte nähern sich von oben. Qui vive? „Ami!“ — tönt's entgegen. Es sind welche von der Ambulanz; sie müssen in Nr. 38 ihre Papiere zeigen und erhalten Erlaubniß, die Verwundeten fortzutragen. Jetzt kommt der freundliche Mond zum Vorschein, um die triste Scene zu belauschen. Die Nacht ist schön, hin und wieder noch ein Schuß, dann feierliche Stille.

Paris, 24. Mai.

So eben komme ich von meiner ersten Parisschau heim. Seit 10 Uhr Morgens hatte ich versucht, meine Wohnung zu verlassen, doch war es unmöglich. Um 1 Uhr rückten vom Norden herab Truppen durch den Faubourg und die Rue Chateau d'Eau in die Rue Lafayette vor und nahmen nach einer halbstündigen Füsillade die zweite Barricade am Faubourg Poissoniere mit Sturm. Jetzt hatte meine Erlösungsstunde geschlagen; ich konnte versuchen, den Faubourg nördlich zu verfolgen und die Rue Lafayette zu überschreiten. Militär rückte in Colonnen heran durch den Faubourg zur Rue Richer und auf dem Boulevard, um so mittels der ersteren Hauptstraße sich des 10. Arrondissements zu bemächtigen. Es war unter anderen das 15. Linienregiment. Sowohl die höheren als die einfachen Officiere waren meist recht bejahrt; die zu Fuße hatten fast alle einen kleinen Spazierstock in der Hand; was besonders bei ernster Affaire wenig kleidsam ist. Obgleich die Soldaten der Provinz, wo nicht dem Lande, angehörten, so brachten die Officiere ihren Einfluß auf die Leute schwächer zur Geltung, als ein deutscher Schulmann dieses bei seinen Schülern zu thun pflegt. Die Leute rannten mit einer solchen Aengstlichkeit über den Faubourg, ihre Officiere meist voran, daß man hätte annehmen mögen, sie wären nie im Feuer gewesen; viele stürzten, als sie das Trottoir des Carrefour Drouot betraten, zerschlugen sich Hände und Gesicht, was nur davon kam, daß sie die Gefahr ärger schätzten, als sie war. Artillerie und Munitionskarren folgten, ebenfalls in solcher Hast, daß die Pferde meist stürzten. Eine Escadron elend berittener und schmutzig aussehender Uhlanen folgte, dann kam wieder Linie und so fort. Es mochten wohl zwei Regimenter Infanterie und etwa zwei Batterien Artillerie sein. Die Barricade war noch von Liniensoldaten besetzt, die eben hinter derselben beflissen waren, ihre Suppe zu bereiten. Vor derselben auf dem Sande lagen drei todte Insurgenten, zwei Nationalgardisten und ein Seemann, letzterer auf dem Rücken es war ein Mann von etwa 24 Jahren, ein kurzer Bart zierte seine selbst im Tode noch schönen Züge. Sein Auge war geschlossen, die rechte Hand war auf die linke Brust gepreßt, wahrscheinlich war das tödtliche Blei dort eingedrungen und hatte seinem Leben ein leichtes Ende gemacht. Seine beiden Cameraden lagen theils mit dem Gesichte im Sande vergraben. Alle drei lagen nun bereits seit gestern an diesem Orte. Der ganze Platz lag voll von Waffen und Utensilien, auch Munition, Brod und große Stücke Fleisch lagen im Sande. Die Häuser hatten gelitten, kaum eine Scheibe war ganz, kein Laden unverletzt, besonders in den Häusern des Faubourg von der Rue Lafayette bis zur Rue Chateau d'Eau und zur Rue Maubeuge. Bomben lagen überall umher, doch hatten sie die Häuser nur wenig verletzt mit Ausnahme des Gebäudes vis-à-vis dem Schweizer Cafehause, Ecke der Rue Drouot und der Rue Lafayette.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Kremplsetzer.

(Schluß.)

Kremplsetzer componirte mit dem Herzen, nicht mit dem Kopfe; dieß zeichnet seine Leistungen so wohlthuend vor ähnlichen aus, die nur Product der Reflexion sind und die Merkmale dieses Ursprungs an sich tragen. Er concipirte mühelos und leicht, freilich hie und da auch leichtfertig. Seine schlecht und fehlerhaft geschriebenen Partituren waren berüchtigt. Er componirte in dieser Periode auch viele ernste und heitere Lieder. Verwandtes Gefühl zog ihn namentlich zu der gefühlsinnigen Natur- und Volkspoesie der Schwaben-Dichter. Vieles davon erhebt sich über das Gewöhnliche. In der Composition z. B. des wetterleuchtenden Lenau'schen Gedichtes „Wunsch“ kommt überraschende Empfindungstiefe zu edelstem Ausdruck.

Als sich aus den Künstlerkreisen im Laufe der letzten Jahre mehr und mehr das bisherige ungebundene phantastische Leben und Treiben verlor, und der unserem Componisten besonders verhaßte „praktische Sinn“ sich seiner alten Freunde bemächtigte, siedelte er in Studentenkreise über. Für den akademischen Gesangsverein componirte er nun eine Reihe köstlicher Operetten und Burlesken, tragikomische Ritterstücke wechselten mit althellenischen Possen oder kurzweiligen Episoden aus dem Künstler- und Vagabunden-Leben.

Der überraschende Erfolg dieser Dilettanten-Aufführungen bewog die Münchner Hoftheater-Intendanz zur Annahme der Operette „Der Vetter auf Besuch.“ Dem niedlichen Genrebild,

das wohl verdiente, sich auf den deutschen Bühnen zu halten, wurde verdienter Beifall zu Theil, ebenso in Berlin, wo es das Friedrich-Wilhelmstädter Theater zur Aufführung brachte.

Jetzt ging der rastlos Strebende an die Composition einer größeren komisch-romantischen Oper. In kaum sechs Monaten vollendete er die „Franzosen in Gotha," wozu ihm ein Freund das Libretto geliefert. Eine reiche Fülle von Melodien ist darin niedergelegt; er gab hier, wie er selbst zu sagen pflegte, das beste, was er geben konnte. Kremplsetzer war vorwaltend ein lyrisches Talent, doch durch dieses Werk wollte er beweisen, daß auch die dramatische Ader in ihm nicht blutleer sei. Vor Zerflossenheit der Form oder Verkünstelung bewahrte ihn die frische Ursprünglichkeit seines Schaffens. Leider erlebte der Componist keine Aufführung seines Lieblingswerkes, obwohl ihm vor sieben Jahren der damalige Leiter des Hoftheaters die Zusage gab. Solche Fälle pflegen ja nie im Leben deutscher Künstler zu fehlen! Allerdings wär' es auch wünschenswerth gewesen, daß der verpönte „practische Sinn" namentlich den Librettisten zu strengerer Oeconomie in Anlage und Aufbau des Werkes veranlaßt hätte.

Als sich in München das Actien-Volkstheater aufthat, an das sich weiland so hochfliegende Hoffnungen knüpften, ersah man Kremplsetzer zum Kapellmeister. Mit dieser Ernennung schließt die glücklichste Periode seines Lebens und Schaffens ab. Er paßte nicht für die neue Wirksamkeit. Es fehlte ihm die nöthige Ruhe; auch das mangelhafte Clavierspiel bereitete Schwierigkeiten. Dazu kamen noch die Intriguen des Theaterlebens. Gleichwohl verlor er weder seinen Humor noch seinen Arbeitseifer. Die Offenbachiaden, die er jetzt zu dirigiren hatte, waren ihm ein Gräuel; er sah darin nur Coketterie und Blasirtheit. Sie zu verdrängen, wollte er seine ganze Kraft einsetzen. Freudig machte er sich deßhalb an die Composition eines kerndeutschen Märchen-Libretto's, „Der Rothmantel," welches Paul Heyse, der den originellen Künstler kennen und schätzen gelernt, für ihn geschrieben. Die Oper fand in München und Berlin günstige Aufnahme; doch war es nicht der ersehnte, durchgreifende Erfolg, welcher ihm ermöglicht hätte, seine Dirigentenstellung aufzugeben. Mit echtem Künstler-Leichtsinn hatte er sein ganzes Vermögen verbraucht. „Ich hab' es meinem Talent geopfert," sagte er, „jetzt soll sich nur auch das Talent dankbar beweisen!"

Als das Actientheater ein klägliches Ende nahm, war er gezwungen, eine Musikdirectorstelle in Görlitz, dann in Magdeburg, endlich in Königsberg anzunehmen. Zweifelsohne wäre im Norden binnen kurzer Zeit seinem Talent weiterer Spielraum eröffnet und thatkräftigere Anerkennung zu Theil geworden. Doch es war ihm nicht mehr vergönnt, dort feste Wurzel zu fassen. Seine ersten Briefe an Münchener Freunde erzählen noch in fröhlichem Wechsel von Reise-Abenteuern und Rothsponfreuden, glücklichen Erfolgen und neuen Planen. Bald aber wurden die Mittheilungen kürzer und zurückhaltender, endlich kam gar traurige Zeitung. Das rauhe Königsberger Klima und die Anstrengungen des Dienstes hatten seine kräftige Gesundheit untergraben. Natürlich gab man dem kranken Capellmeister möglichst rasch den Laufpaß.

Es war ein trübes Wiedersehen in München. Oft kamen ihm Thränen in die Augen, wenn alte Freunde ihn, den abgemagerten, hinfälligen, vor der Zeit gealterten Mann nicht wiedererkannten. Er war unrettbar verloren; das konnte sich Niemand verhehlen, der in seine Augen blickte und seine hohle Stimme hörte. Nur er selbst gab die Hoffnung nicht auf. Sein Geist war ungebrochen. Er nahm noch den lebhaftesten Antheil an allen politischen und socialen Tagesfragen; er zeigte Interesse für alle Plane und Arbeiten seiner Freunde, und nicht minder war in ihm selbst die alte Arbeitslust rege. Obwohl das Zittern seiner Hände ihm das Schreiben erschwerte, componirte er noch in seinen letzten Lebenstagen eine Fest-Ouvertüre für die Heimkehr der siegreichen Truppen, und war hoch erfreut als ihre Aufführung zugesagt wurde.

„Wenn es nur wieder blauen sonnigen Himmel gibt, wird es schon besser gehen," sagte er. „Jetzt geh' ich auf kurze Zeit nach Hause. Die Mixturen aus der Apotheke und die angenehmeren Mixturen, die mir meine gute Mutter kocht, werden mich schon wieder gesund machen."

Er verließ das elterliche Haus nicht mehr. Am 6. Juni verschied er.

Jeder, der ihm im Leben nahe trat, wird die Erinnerung an diesen echt deutschen körnigen Character hoch halten. Die Musikalienverleger wollten ihm nicht zu papierener Unsterblichkeit verhelfen. Seine frischen Melodien werden aber, wie das echte Volkslied von Mund zu Mund sich forterbend, in fröhlichen Kreisen erhalten bleiben.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Schrannen-Bericht.

Ort der Schranne.	Getreide-Gattung.	Voriger Rest.	Neue Zufuhr.	Gesammt-Summe.	Verkauf.	Im Rest blieben	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigster Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
		Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Landshut, vom 7. Juli. 1871.	Waizen . . .	26	1910	1936	1687	249	24	31	23	41	22	39	—	15	—	—
	Korn	11	345	356	341	15	15	3	14	51	14	36	—	—	—	—
	Gerste	13	39	52	50	2	11	7	10	51	10	32	—	43	—	—
	Haber	120	189	309	260	49	9	47	9	18	8	44	—	—	—	—
	Linsen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	Bohnen . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 8. Juli 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2173	570	25	54	25	1	23	58	—	—	—	31
Korn	1498	68	15	35	15	2	14	41	—	—	—	14
Gerste	227	171	12	47	11	55	10	28	—	10	—	—
Haber	1182	508	11	24	10	20	9	32	—	—	—	17

Frankfurter und Münchener Cours.

7. Juli 1871.

Bayern.	Stücke.	Geber.	Nehmer.
3 1/2 % Obligationen à fl.	1000	—	84 1/2
4 % "	" 1000	92 1/8	92 1/4
4 % Grund-Renten	" 1000	92 3/8	92 1/4
4 1/2 % Obligationen	" 1000	98 3/4	98 1/2
5 % Obligationen 1856	" 1000	—	—
" 1870	" 1000	101 1/2	101
5 % München. Stadtanl.	" 1000	100 7/8	100 5/8
4 1/2 % Ostbahn-Aktien . . .		130 1/4	ex Div.
4 1/2 % do. neue Em. 15 % Einz.		114 1/4	—
4 1/2 % neue Emiss voll . . .		114 3/4	—
4 % Pfandbriefe à fl. 1000 .		94	93 1/2
4 1/2 % Oesterr. Silber-Rente .		57	56 3/4
6 % Amerikaner 1882er Bonds		97	96 3/4
4 % Bayr. Präm.-Anl. à 100 Thl.		109 1/4	—
Ansbach-Gunzenhauser Loose .		12	—
Augsburger Loose		6 1/2	—
Pappenheimer Loose		5 1/2	—
Oesterr. Banknoten		96	95 3/4
Napoleons		9 25	9 23
Friedrichsdor		9 59	9 58

Erdinger Schranne vom 6. Juli 1871.

	Waiz.		Korn.		Gerste		Haber	
Voriger Rest . . .	34		23		9		—	
Neue Zufuhr . . .	542		238		27		130	
Schrannenstand . .	576		261		36		130	
Heutiger Verkauf . .	548		244		32		130	
Rest	28		17		4		—	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis . . .	24	51	14	36	12	47	9	45
Mittlerer " . . .	24	2	14	28	12	9	9	16
Niedrigster " . . .	23	26	13	57	12	—	8	28
Gefallen	—	—	—	—	—	21	—	—
Gestiegen	—	13	—	10	—	—	—	10

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. | № 29 | Den 17. Juli: Pius I.

Der stille Walter.

Erzählung von E. Franz.

(Fortsetzung.)

Das Fräulein ging mit der Kleinen nach deren Zimmer. Nachdem das Kind zu Bett gebracht war, kehrte Elise in den Salon zurück, um ihre Arbeit zu holen, die sie dort gelassen.

Der Oberst hatte sich, wie sie sah, inzwischen entfernt. Die Lampe auf dem runden Tisch war dem Erlöschen nahe, und der große Raum fast nur durch den Armleuchter erhellt, der vor Walter stand.

Eben war Elise beschäftigt, ihre Arbeit zu sich zu stecken, als sich die Thüre öffnete und Therese hastig eintrat.

Gut, daß ich Sie hier finde, Fräulein, sagte sie, ich weiß nicht, was ich thun soll.

Was gibt es? fragte Elise betroffen.

Just geh' ich zur gnädigen Frau hinein, um, wie alle Abende die Uhr aufzuziehen und das Fenster zu schließen, sprach das Mädchen, ich glaub' im Anfang, das Zimmer ist leer und will zur Uhr hin, da sah ich die gnädige Frau bei einem offenen Kasten auf dem Boden knien. Sie hat ein buntes Kinderkleid vor sich liegen, das ist voll rother Flecken, als hätte man's mit Blut bespritzt.

Ich mach' ein Geräusch, sie springt auf, preßt das Kleid an's Herz und wendet sich mir drohend zu, als wüßt' sie es vertheidigen. Ganz entstellt, ganz verändert ist sie mir vorgekommen. — Die Augen weit aufgerissen, die Haare wirr um das leichenblasse Gesicht hängend, als hätte sie eben erst mit den Händen darin gewühlt, die Lippen zuckend, steht sie vor mir.

„Wer wagt es, mich zu stören?“ ruft sie mir entgegen.

Ich stammle eine Entschuldigung.

„Fort,“ sagt sie, „augenblicklich fort.“

Natürlich laß ich mir das nicht zwei Mal befehlen und nach kurzer Ueberlegung bin ich hergekommen. — Erzählen mußt Du's doch, sagt' ich zu mir, es wäre schrecklich, wenn die gnädige Frau ernstlich krank würde und ich hätt' geschwiegen. Wäre es nicht gut, wenn Sie ihr ein wenig nachsehen wollten, Fräulein?

Nein, nein! sagte Elise rasch, sie will ungestört sein. Es ist das Beste, wenn wir ihr willfahren.

Das Mädchen entfernte sich.

Elise stand in peinliche Gedanken verloren.

Retten Sie sie vor Wahnsinn, sprach plötzlich eine tiefe, vibrirende Stimme neben ihr.

Das Fräulein zuckte erschrocken zusammen und wandte sich, mühsam einen Schrei der Ueberraschung unterdrückend, um.

Es war der stille Walter, der zu ihr gesprochen hatte.

Sie starrte, unfähig Worte zu finden, zu ihm empor.

Mathilde soll, sie muß dem frevelhaften Wühlen in ihrem Schmerz ein Ende machen, fuhr er mit mühsam gedämpfter Heftigkeit fort, zu Ihnen hat sie Vertrauen. Ueben Sie Ihren Einfluß aus, sagen Sie ihr, wie unrecht, wie sündhaft —

Er verstummte plötzlich, denn es hatten sich Stimmen auf dem Corridor hören lassen.

Einen Augenblick später stürzte ein Diener herein.

Feuer! rief er athemlos.

Wo brennt es? stammelte Elise erbleichend.

Im Zimmer der gnädigen Frau. Das ganze Vorhaus ist schon voll Rauch und die Flammen schlagen aus den Fenstern.

Ist sie in Sicherheit?

Sie hat innen zugeschlossen und macht nicht auf, rief der Diener.

Elise fuhr empor und stürzte aus dem Zimmer. Dichter Qualm drang ihr entgegen, allein sie achtete nicht darauf und eilte bis zur Thüre, die nach Mathildens Stube führte.

Sie rief der jungen Frau zu, sie beschwor sie zu öffnen. Der Blinden Stimme drang vernehmlich zu ihr, aber vergebens suchte Mathilde die Thüre aufzuschließen, all' ihre Bemühungen waren umsonst, ihre zitternden Hände versagten ihr den Dienst.

Dichter drang der Rauch durch die Fugen der Thüre, in Todesangst strengte sich Elise an, diese zu sprengen; schien ihr dies doch das einzige Mittel, die junge Frau zu retten, aber sie sah bald ein, wie thöricht jede Hoffnung auf Erfolg war, so lange nicht kräftige Arme sie unterstützten.

In wilder Hast eilte sie, Hilfe herbeizuholen.

Niemand begegnete ihr, sie rannte die Treppe hinab in den Hof.

Stammelnd vor Aufregung flehte sie den Gärtner, der ihr hier entgegenkam, an, mit ihr zu kommen und die Thüre zu sprengen; er aber wies kopfschüttelnd auf eine Gruppe, die sich vor Mathildens Fenster gebildet hatte.

Vor Elisens Augen flimmerte es, heller Flammenschein flackerte ihr aus dem Zimmer entgegen, schwere Rauchwolken wälzten sich daraus hervor.

In der grellen und doch unsicheren Beleuchtung sah sie, daß man eine Leiter an das Fenster lehnte.

Jetzt löste sich eine der dunklen Gestalten aus dem dichten Knäuel und ein Mann kletterte rasch die Sprossen der Leiter hinan. Der Feuerschein beleuchtete hell sein Antlitz, es war der stille Walter.

In athemloser Spannung beobachteten die Zurückbleibenden den Rettungsversuch.

Jetzt war der junge Mann oben angelangt, jetzt hatte er sich über die Fensterbrüstung geschwungen und war den Blicken der ängstlich Harrenden entschwunden.

Ein paar Minuten verflossen, sie schienen eine Ewigkeit; der Rauch wälzte sich rastlos fort und die gierigen Flammen verbreiteten sich weiter und weiter. Dort oben krachte und prasselte es umheimlich.

Unten im Hofe herrschte aber Schweigen, man wagte nicht zu sprechen, kaum zu athmen.

Endlich erschien Walter wieder am Fenster, bleich und beinahe unkenntlich waren seine Züge, der Qualm schien ihn fast zu ersticken. Auf seinen Armen trug er die leblose Gestalt der jungen Frau, mit ihr trat er jetzt den Rückweg über die Leiter an. Ein vielstimmiger Freudenschrei empfing ihn.

Er schwankte die Sprossen herab und wäre mit seiner Bürde zu Boden gesunken, wenn ihn nicht der Oberst unterstützt hätte.

Hilfreiche Hände trugen die Ohnmächtige nach dem linken ungefährdeten Flügel des Schlosses. Elise folgte Mathilden dorthin. Sie bemühte sich, die Unglückliche zum Bewußtsein zu bringen und es gelang ihr bald.

Die junge Frau erwachte und fragte mit matter Stimme um ihre Kleine.

Sie schläft in ihrem Zimmer, dort ist sie in Sicherheit, entgegnete Elise.

So ist es kein Traum! sprach die Blinde, die lichtlosen Augen aufschlagend — waren es wirklich Flammen, die mich bedrohten? Sind sie gelöscht — ist Jemand verunglückt?

Nein, gnädige Frau, versetzte Elise; allerdings ist in Ihrem Zimmer Feuer ausgebrochen, aber es wird hoffentlich bald ganz gelöscht sein. Auch kann ich versichern, daß Niemand beschädigt ist.

Bis jetzt! sagte Mathilde, aber kann nicht noch bei den Bemühungen, die Flammen zu ersticken, ein Unglück geschehen?

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Kämpfe in Paris.

(Fortsetzung.)

Die Rue Lepelletier verfolgend, überschritt ich von Neuem die Rue Lafayette und die Rue Provence, woselbst die Häuser gleichfalls stark gelitten. An der Barricade bei der Rue Chauchat wurde gekocht. Ein Detachement hatte dieselbe besetzt. Die alte Oper war gleichfalls von Militär in Beschlag genommen. Die Barricade am Eingange in den Boulevard war im besten Zustande. Durch einen engen Seiteneingang passirte ich bei dem Posten. Während ich den Boulevard überschritt, klatschten die Kugeln an die eisernen Ladenverschläge. An der Ecke der Rue de Rivoli stand ein Civilist, der gern zur Rue Drouot wollte, jedoch die Passage nicht wagte. Zwei Artilleristen wollten zu uns herüber. Der eine setzte schnell an, war im Nu da, während sein Camerad zögerte; kaum hatte er den Fahrweg betreten, als eine Kugel ihm in den Schenkel fuhr, daß er zusammensank. Schnell trugen ihn die hinter der Barricade stehenden Liniensoldaten in Sicherheit zurück. Eine Bombe fuhr gleich darauf oberhalb der Passage de l'Opera ins Dach. Da ich mich dem Palais Royal nähern wollte, so ging ich zur Bibliothek hinunter. An der Place Louvois aber wurde ich angehalten. Ein Linienofficier hatte überall Posten aufstellen lassen, um Jedermann aufzugreifen. Mittels Zwangsroute kam ich ins Palais Royal. A la Chain! hieß es. Im Garten angekommen, war daselbst wohl ein Bataillon rastend. Einige kochten, die Meisten jedoch lagen schlafend in den Arcaden, so daß man kaum passiren konnte. Ich wandte mich an mehrere Officiere um Auskunft, wo die Kette wäre. Niemand konnte mir Auskunft geben, ja, sie schienen kaum einmal zu wissen, daß der Palast, in dem sie waren, in Feuer sei. Links von der Gallerie Orleans begab ich mich in die Rue Valois. Hier war ich am Ziele. Der linke Flügel brannte noch und ich schloß mich der Kette an. Die Pompiers schienen entweder sehr ermüdet oder ungeschickt zu sein. In der Rue Rivoli vor uns, sowie in der Rue St. Honore wurde hartnäckig gestritten. Die Batterie zwischen Hotel du Louvre und Tuilerien arbeitete ununterbrochen und schickte ihre Bomben nach dem Platze St. Jacques bis zur Ecke der Rue St. Martin und bis zur Rue du Louvre, deren Barricade gleichfalls noch von den Föderirten vertheidigt wurde. Das Feuer war schon auf diesen Pavillon localisirt, und man war desselben Meister geworden. Nachdem ich eine halbe Stunde fleißig geholfen, trat eine Pause ein, welche ich benützte, um unbeachtet zu verschwinden, um so mehr, als ausreichend Personen vorhanden waren. Da ich nicht wußte, wie weit das Terrain den Truppen gehörte, wollte ich versuchen, durch die Rue Montesquieu zum Louvre oder zur Bank vorzubringen. Hier wie in der Rue Croix des Petits Champs waren mehrere Batterien Artillerie so zu sagen versteckt, denn sie waren nicht zu verwenden. Bald aber merkte ich, daß man in der Nähe der Bank noch kämpfe. Von der Place des Victoires mußte der Kugelregen kommen, da jedoch die Straße hier bedeutend niedriger als der Platz liegt, so flogen die Kugeln alle in die erste Etage der Häuser. Zurück passirte ich die Bibliothek, hier pfiffen die Kugeln in directer Richtung; auch Bomben waren eingeschlagen. Nachdem ich dem Officier erzählt, daß viele Leute auf der Brandstätte und das Feuer nahezu gelöscht sei, so daß meine längere Anwesenheit unnöthig geworden, kam ich durch, um so mehr, als man es mir ansehen konnte, daß ich am Wasser gearbeitet hatte.

Mehrere Querstraßen passirend, kam ich in die Rue de la Paix zur Hauptbarricade. Die Place Vendome war von Artillerie und Cavallerie besetzt. Kaum war ich jedoch am Boulevard beim Ende der Rue Neuve des Capucines angelangt, als ich von Neuem gefangen war. Meine Versicherung, ich käme eben vom Palais Royal, war nutzlos, denn es hieß, schon seit vier Uhr Morgens seien hier die Personen in Thätigkeit. Zwei geistliche Herren waren meine Cameraden. Wir verfolgten die Rue Luxembourg, dort waren schon andere Gefährten und viel Militär. Ehe wir es uns versahen, waren wir auf dem geräumigen Hofplatze eines gewaltigen Gebäudes, die Hauptpartie desselben war nur noch Ruine, im, auf die Straße hinausgehenden Theile, sowie im Nebenflügel jedoch loderte die Flamme vom ersten bis zum dritten Stocke hinauf und verursachte eine peinliche Hitze. Hier arbeiteten mehrere Hundert Personen, ich aber hatte Gelegenheit, zu ersehen, wie das Löschwesen hier wahrscheinlich noch in den Kinderschuhen sei. Allerdings kommen in Paris selten Brände vor und sind dieselben alsdann stets localisirt, weil die Gebäude alle von massivem Stein sind. Anfangs war ich an der Spritze, dann bei der Kette, ich fragte meine Nachbarn zur Rechten und Linken, wo wir uns denn eigentlich befänden, keiner der Herren wußte es. Höher und höher stiegen die Feuersäulen, und der Rauch verdunkelte die Luft. Drinnen vernahm man Explosionen, es sollte Petroleum sein. Jetzt wurden wir von nassem Papier überschüttet, das aus der Luft herabfiel. Es waren Fragmente französischer Staatsobligationen und wußte ich jetzt, daß wir uns im Finanzministerium befinden mußten. Von einer nur einigermaßen vernünftigen Ordnung war jedoch überall keine Rede. Draußen in der Straße Montabor und Luxembourg war ein ganzes Regiment Militär. Die Bürger und Bürgerinen saßen vor ihren Thüren, spielten mit ihren Hunden und lachten wohl über das zum Löschen herbeigetriebene Publikum. Es ist unglaublich, wenn man es nicht erfahren. Auch auf dem Schauplatze selbst war durchaus kein Ernst, zwei schrecklich verstümmelte Körper lagen nicht weit von mir im Winkel. Sie hatten Kette gemacht und waren vor einigen Stunden von einer Bombe getroffen, welche immer noch zahlreich in's Finanzministerium fielen. Es waren wohlgekleidete Personen, wie überhaupt hier die ganze Löschmannschaft der wohlhabenden Klasse angehören mußte. Die Soldaten trieben Allotria, die Officiere rauchten ihre Cigaretten und die Bürger lachten zuweilen darüber, Niemand aber nahm Anstoß daran. Mich indignirte die Scene, daß ich mich nahezu schämte, hier hilfreiche Hand zu leisten, und man wird es mir nicht verdenken, daß ich die erste Gelegenheit benutzte, um mich unbemerkt einem Trupp anzuschließen, der sich Ablösung erbat. Es gelang mir, und der Zufall wollte, daß gerade ein Piquet Soldaten circa fünfzig Personen einbrachte, in Folge dessen die Herren Officiere in der Rue Luxembourg uns die Freiheit gönnten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Erklärung v. d. Tann's.

Den Truppen des 1. bayer. Armeecorps, sowie der kgl. preuß. 8. Infanteriedivision wurden in Journalen — namentlich in der „Times" vom 15. September v. Js. durch Veröffentlichung eines Schreibens des Herzogs von Fitz-James dd. Paris, 12. September — der Vorwurf gemacht, im Kampf um Bazeilles am 1. September v. Js. mit ungerechtfertigter Grausamkeit gegen die Bewohner des genannten Ortes gehandelt zu haben. - Bayern und Preußen sollen, um die Einwohner für ihre Theilnahme an der Vertheidigung zu strafen, das Dorf angezündet haben. Die Garde Nationale sei größtentheils geblieben, die Einwohnerschaft hätte sich in die Keller geflüchtet gehabt; Weiber, Kinder, alle wären verbrannt worden. Von 2000 Einwohnern wären kaum 300 übrig geblieben, welche erzählten, die Bayern hätten ganze Familien in die Flammen zurückgestoßen, und die Frauen erschossen, welche entfliehen wollten. Um nicht bloße Behauptungen diesen Anklagen entgegenzustellen, und um die Unwahrheit derselben actenmäßig beweisen zu können, habe ich während des Krieges nicht geantwortet, nach Abschluß des Friedens aber durch die gefällige Vermittlung des deutschen Civilcommissärs von den französischen Behörden, namentlich dem Herrn Bellomet, Maire von Bazeilles, einen erschöpfenden namentlichen Bericht über alle während des Kampfes vom 31. Aug. und 1. Sept. verunglückten Einwohner erholt. Nach diesem officiellen Berichte beträgt die Gesammtzahl der Todten, Verwundeten und Vermißten der Einwohnerschaft 39, darunter verbrannt und erstickt 2 bettlägerige Frauen, 3 Männer und 3 Kinder; getödtet, vermißt und verwundet während des 2tägigen Kampfes 1 Frau und 30 Männer, in Summa 39 Personen. Der größte Theil des Dorfes wurde ein Raub der Flammen durch die zweitägige gegenseitige Beschießung und den sechsstündigen mörderischen Straßen- und Häuserkampf gegen das 12. französische Corps, namentlich gegen die Division der Marine-Infanterie, wobei mein Corps 2000 Mann an Todten und Verwundeten verlor. Wenn Ziffern reden, kann ich die Worte der Rechtfertigung sparen und mit dem Wunsche schließen, daß alle diejenigen, welche sich durch die im ersten Schrecken erklärbaren Uebertreibungen zu ungerechten Anklagen verleiten ließen, ihre Sympathie den unglücklichen Ein-

wohnern hinfort durch reichliche Unterstützungen beweisen werden, denn der Maire Bellomet fügt dem Rapporte bei, daß seit der Schlacht von den 2048 Einwohnern 140 bis 150 durch Krankheiten in Folge von Mangel und Elend verstorben seien. Nancy, 29 Juni 1871. Frhr. v. d. Tann, General-Commandant des 1. bayrischen Armeecorps.

Programm
zu dem
Kreislandwirthschafts-Feste in Niederbayern im Jahre 1871.

Das Kreis-Landwirthschafts-Fest in Niederbayern findet im Jahre 1871 zu Passau am Sonntag, den 3. September, bis Dinstag, den 5. September incl. statt und werden bezüglich der nachstehend ausgesetzten Preise folgende Bestimmungen zur öffentlichen Kenntniß gebracht.

Vor Allem wird bemerkt, daß nach Beschluß des unterfertigten Kreiscomites vom 21. März vor. Js., abweichend von früheren Jahren, mit Ausnahme der Bewerbungen von landwirthschaftlichen Dienstboten und geprüften Baumwärtern, nur Gegenstände mit Preisen ausgezeichnet werden, welche zur Ausstellung gelangen, für deren Unterbringung in einer hiezu eigens hergestellten Ausstellungshalle Sorge getragen werden wird.

§. 1.

Preise für landwirthschaftliche Hausthiere.

A.

Pferdezucht.

a) 1. Preis: eine große silberne Vereinsmünze nebst Preisbuch;
2. Preis: eine kleine silberne Vereinsmünze nebst Preisbuch;
3. Preis: eine kleine silberne Vereinsmünze nebst Preisbuch, für Jene, welche im vergangenen Jahre eine hervorragende Thätigkeit für die Interessen des Vereines zur Hebung der Pferdezucht in Niederbayern entwickelt haben, und werden diese Preise bei Gelegenheit der alljährlich stattfindenden Generalversammlung des obengenannten Vereines zur Vertheilung gebracht.

b) Für die besten 3½- und 4½jährigen zur Zucht tauglichen Hengste.

1. Preis: 18 Vereinsthaler, 1 Fahne und Preisebuch,
2. „ 16 „ und 1 Fahne,
3. „ 14 „ „ 1 „
4. „ 12 „ „ 1 „
5. „ 6 „ „ 1 „
6. „ 4 „ „ 1 „

Dann folgen noch vier weitere Preise, ein jeder in einer silbernen Vereinsmünze, mit je einer Fahne bestehend.

c) Für die besten 3½- und 4½jährigen zur Zucht tauglichen Stuten.

1. Preis: 16 Vereinsthaler, 1 Fahne und Preisebuch,
2. „ 14 „ und 1 Fahne,
3. „ 12 „ „ 1 „
4. „ 10 „ „ 1 „
5. „ 8 „ „ 1 „
6. „ 5 „ „ 1 „
7. „ 3 „ „ 1 „

Dann noch sechs weitere Preise, ein jeder in einer silbernen Vereinsmünze, mit je einer Fahne bestehend.

B.

Rindviehzucht.

a) Für die besten 1½- und 2jährigen Zuchtstiere, welche bereits die mittleren Schneidezähne gewechselt haben müssen.

1. Preis: 10 Vereinsthaler mit 1 Fahne und Preisebuch,
2. „ 8 „ „ 1 „
3. „ 5 „ „ 1 „
4. „ 3 „ „ 1 „
5. „ 1 „ „ 1 „

b) Für die besten 3–4jährigen Zuchtkühe, die bereits gekalbt haben.

1. Preis: 10 Vereinsthaler mit 1 Fahne und Preisebuch,
2. „ 8 „ „ 1 „
3. „ 5 „ „ 1 „
4. „ 3 „ „ 1 „
5. „ 1 „ „ 1 „

Hiezu wird bemerkt, daß bei gleicher Preiswürdigkeit jene Kuh, welche mit dem Kalbe vorgeführt wird, den Vorzug erhält.

c) Für die schwersten Mastochsen.

1. Preis: 8 Vereinsthaler mit 1 Fahne und Preisebuch,
2. „ 5 „ „ 1 „
3. „ 4 „ „ 1 „
4. „ 3 „ „ 1 „

Die Maststücke müssen während der ganzen Dauer der Mast in Fütterung, Wart und Pflege des Bewerbers gestanden sein.

C.

Schafzucht.

Für die besten und feinwolligsten 2–3jährigen Zuchtwidder in einer Heerde von wenigstens 25 Stücken.

1. Preis: eine große silberne Vereinsmünze mit 3 Vereinsthalern, 1 Fahne und Preisebuch;
2. Preis: eine dergleichen mit 2 Vereinsthalern und 1 Fahne;
3. Preis: eine dergleichen mit 1 Vereinsthaler und 1 Fahne.

D.

Schweinezucht.

a) Für die besten Schweinsbären.

1. Preis: eine große silberne Vereinsmünze mit 3 Vereinsthalern, 1 Fahne und Preisebuch;
2. Preis: eine dergleichen mit 2 Vereinsthalern und 1 Fahne;
3. Preis: eine dergleichen mit 1 Vereinsthaler und 1 Fahne.

Die gleichen drei Preise erhalten: b) die besten Mutterschweine und c) die schwersten Mastschweine.

Allgemeine Bestimmungen zu §. 1.

Jedem Führer eines preiswürdigen Stückes wird eine besondere Führermünze oder 1 Einguldenstück zugestellt.

Eine Geldentschädigung für Reise und Transport des Viehes nach Passau wird nicht gewährt.

Bewerber, welche mehrere preiswürdige Viehstücke einer und derselben Gattung zur Ausstellung bringen, können nur einen Preis erhalten, was aber bei den Zuchthengsten und Zuchtstuten in der Art eine Ausnahme erleidet, daß die bei denselben weiters ausgesetzten Vereinsmünzen verwendet werden.

Ebenso können nur diejenigen Besitzer von Zuchthengsten und Zuchtstuten, sowie der Zuchtstiere und Zuchtkühe durch Preise ausgezeichnet werden, welche durch Zeugnisse nachweisen, daß sie das zur Preisebewerbung vorgeführte Vieh entweder von der Geburt bis zu dem bedungenen Alter der Preiswürdigkeit selbst erzogen, oder die Aufzucht wenigstens seit der zweiten Hälfte dieses Alters übernommen und ununterbrochen fortgesetzt haben.

§. II.

Auszeichnung und Belohnung landwirthschaftlicher Dienstboten.

Zwölf Preise, jeder in einer silbernen Vereinsmünze, für Dienstboten, welche zu landwirthschaftlichen Arbeiten irgend einer Art verwendet, sich durch wenigstens fünfzehnjährige, bei einer und derselben Herrschaft, ohne mit derselben in Verwandtschafts-Verhältnisse zu stehen, geleistete treue und eifrige Dienste, stets bei tadelloser Aufführung ausgezeichnet haben.

§. III. Bienenzucht.

1. Für besonders hervorragende Leistungen in der Bienenzucht durch die größte Anzahl von Stöcken, wobei rationeller Betrieb in Stöcken mit beweglichem Bau (Dzierzon-Berlepsch'sche Methode) und Herstellung zweckmäßiger Bienenhäuser besonders berücksichtiget wird.

1. Preis: 1 große silberne Vereinsmünze und 2 Vereinsthaler;
2. „ 1 große silberne Vereinsmünze;
3. „ 1 kleine silberne Vereinsmünze.

2. Für Ausstellung der besten nach den neuesten Erfahrungen hergerichtete möglichst einfache Bienenwohnungen, Geräthschaften rc. rc.

1. Preis: 1 Goldkrone;
2. „ 1 große silberne Vereinsmünze;
3. „ 1 kleine silberne Vereinsmünze und 2 Vereinsthaler;
4. „ 1 kleine silberne Vereinsmünze und 1 Vereinsthaler.

§. IV.

Für Ausstellung von Feld- und Gartenfrüchten, Blumen und Ziergewächsen.

a) Getreide.

1. Vorzüglicher Qualität, von welchem sowohl Proben am Halm als in Körnern aufzustellen sind.

1. Preis: 1 große silberne Vereinsmünze;
2. „ 1 kleine silberne Vereinsmünze und 1 Vereinsthaler;
3. „ 1 kleine silberne Vereinsmünze.

2. Für neu eingeführte Getreidsorten.

1. Preis: 1 große silberne Vereinsmünze;
2. „ 1 kleine silberne Vereinsmünze und 1 Vereinsthaler;
3. „ 1 kleine silberne Vereinsmünze.

b) Für neu eingeführte Handels-, Oel- und Färbe-Pflanzen.

1. Preis: 1 große silberne Vereinsmünze;
2. „ 1 kleine detto und 2 Vereinsthaler;
3. „ 1 „ „ „ 1 „
4. „ 1 „ detto.

c) Obstbau.

1. Für jene geprüften Baumwärter, welche sich in den Jahren 1869 und 1870 durch Anlage von Baumschulen, Veredelung von Obstbäumen, sowie durch Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in der Obstcultur, durch Vorträge ꝛc. ꝛc. ausgezeichnet haben.

1. Preis: 16 Guldenstücke;
2. „ 14 Guldenstücke.

2. Für ausgestelltes Obst, dessen Fabricate, sowie selbstgezogene fehlerfreie Obstbäume.

1. Preis: 1 Goldkrone;
2. „ 1 große silberne Vereinsmünze und 2 Vereinsthaler;
3. „ 1 große silberne Vereinsmünze;
4. „ 1 kleine silberne Vereinsmünze und 2 Vereinsthaler;
5. „ 1 kleine silberne Vereinsmünze und 1 Vereinsthaler;
6. „ 1 kleine silberne Vereinsmünze.

d) Gemüse und landwirthschaftliche Gartenproducte.

1. Preis: 1 große silberne Vereinsmünze und 2 Vereinsthaler;
2. „ 1 große silberne Vereinsmünze;
3. „ 1 kleine silberne Vereinsmünze und 2 Vereinsthaler;
4. „ 1 kleine silberne Vereinsmünze und 1 Vereinsthaler;
5. „ 1 kleine silberne Vereinsmünze.

e) Blumen und Ziergewächse.

1. Preis: 1 große silberne Vereinsmünze und 2 Vereinsthaler;
2. „ 1 große silberne Vereinsmünze;
3. „ 1 kleine silberne Vereinsmünze und 2 Vereinsthaler;
4. „ 1 kleine silberne Vereinsmünze.

Allgemeine Bestimmungen.

Zu §. II. wird bemerkt, daß Dienstboten, welche schon einmal mit Preisen belohnt worden sind, dieselben nicht mehr erhalten können.

Die nach §. I. II. III. 1 und IV. c. 1 nöthigen Zeugnisse sind durch die Bezirkscomites nach bisherigem Formulare auszustellen und spätestens bis zum 15. August l. Js. an das Preis-Comite nach Passau einzusenden.

Die Ausstellungs-Gegenstände sind mindestens 3 am Tage vor dem Kreis-Landwirthschaftsfeste in der Ausstellungshalle abzuliefern und ist sich wegen Zurücknahme derselben mit dem hiezu gewählten Preisbestimmungs-Comite zu benehmen.

Bedeutende Sendungen wollen 3 Tage vor dem Feste entweder mündlich oder schriftlich dem genannten Preiscomite angezeigt werden.

Landshut, den 6. Juni 1871.

Das Kreiscomite des landwirthschaftl. Vereins für Niederbayern.

Der II. Vorstand:
Hirschberger. Leidert.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 15. Juli 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2924	602	25	41	24	58	23	44	—	3	—	—
Korn	2083	481	15	34	15	5	14	39	—	—	—	3
Gerste	168	169	12	38	12	24	11	38	—	—	—	29
Haber	1409	598	11	16	10	14	9	27	—	6	—	—

Schrannen-Bericht.

Ort der Schranne.	Getreide-Gattung.	Voriger Rest.	Neue Zufuhr.	Gesammt-Summe.	Verkauf.	Im Rest blieben.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigster Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
		Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Landshut, vom 14. Juli. 1871.	Waizen	249	1841	2090	1837	253	24	20	23	40	22	42	—	1	—	—
	Korn	15	509	524	509	15	14	57	14	41	14	29	—	9	—	—
	Gerste	2	17	19	19	—	11	26	11	9	10	43	—	—	—	18
	Haber	49	351	400	317	83	9	47	9	14	8	47	—	4	—	—
	Linsen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	Bohnen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. — № 30 — Den 24. Juli: Christina.

Der stille Walter.

Erzählung von C. Franz.

(Fortsetzung.)

Die Blinde war in großer Aufregung — häufig wiederholte sie die Fragen, ob der Brand noch nicht erstickt, ob ihr Onkel sich nicht zu großer Gefahr aussetze.

Endlich brachte der Oberst die frohe Botschaft, man sei des verheerenden Elementes völlig Herr geworden, und zwar ohne daß ein Unglück zu beklagen war.

Als er sich wieder entfernt hatte, lag Mathilde eine Weile stumm und mit gefalteten Händen. Manchmal bewegten sich ihre bleichen Lippen wie im Gebet. Plötzlich richtete sie sich empor.

— Wie bin ich aus dem brennenden Zimmer gekommen? fragte sie, wer hat mich gerettet?

— Der stille Walter, entgegnete Elise.

— Ich möchte ihm danken, sprach Mathilde nach einer Pause, und doch, setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu, doch wäre es besser gewesen, wenn er mich hätte sterben lassen. Jetzt wäre ich dem irdischen Schmerz entrückt!

— Sie sollten nicht so sprechen, sagte Elise, sollten an Ihr Töchterchen denken —

— Ich sollte! entgegnete sie, oh ich weiß, und doch war es nicht der Gedanke an sie, der mich vor dem schrecklichen Flammentode zurückschaudern ließ. In mir regte sich der instinctive Widerwille des frischen Lebens vor dem Grauen des Grabes. Wie der Selbstmörder, der willentlich seinem Dasein ein Ende zu machen sucht, in den Wogen nach Athem ringt und sich zu retten strebt, so faßte mich physisches Entsetzen vor dem furchtbaren Tod, der mir unvermeidlich schien. Ich hatte, um vor Störung sicher zu sein, die Zimmerthüre abgeschlossen. Als die Hitze und der Qualm mir die Gefahr offenbarten, strebten meine zitternden Hände vergebens, die Thüre zu öffnen.

Mein Hilferuf verhallte. Niemand, so dachte ich, vermochte mir beizustehen. Ich verlor fast die Besinnung. Nur dunkel wie im Traum erinnere ich mich, daß zwei Arme mich umfaßten, daß ich an einem ungestüm pochenden Herzen ruhte. Dann schwanden mir die Sinne und ich erwachte erst hier in diesem Zimmer.

— Gott sei Dank, daß das Unglück abgewendet wurde, sprach Elise.

— Wo ist Walter? fragte Mathilde.

— Er hat sich, wie ich höre, erschöpft auf sein Zimmer zurückgezogen.

— Aber er ist gewiß nicht verletzt?

— Nein.

Die Blinde schwieg und lag geraume Zeit ohne sich zu regen, so daß man hätte meinen können, sie schlummere. Und doch war der Schlaf ihr fern.

Sie hatte an den Pforten der Ewigkeit gestanden, eine ernste Mahnung war ihr zu Theil geworden und tief im Herzen empfand sie, daß sie keineswegs geeignet gewesen wäre, vor dem Throne des ewigen Richters zu erscheinen.

Ein Kampf entstand in ihrem Innern. Die Stimme der Pflicht, welche Mathilde lange Zeit betäubt hatte, machte sich hörbar und mahnte sie umzukehren von dem Irrweg, aber die Stimme der Leidenschaft wollte auch nicht schweigen und rieth ihr, den Schmerz um ihr todtes Kind und die Flammen des Hasses zu schüren. Und die Unselige lauschte dieser Einflüsterung wieder und strebte die edleren Gefühle ihres Herzens zu ersticken; sie rang darnach ihre Unversöhnlichkeit zu bewahren.

Der Rest der Nacht verging. Der Tag kam kühl und still heraufgezogen, die Sonne entstieg langsam den Purpurkissen des Frührothes und goß ihre Strahlenglorie auf die thauerfrischte Erde.

Mathilde war gegen Morgen in sanften Schlummer gesunken und auch als die Sonne schon hoch stand, noch nicht erwacht. Die erschöpfte Natur bedurfte der Erholung.

Elise ging mit der Kleinen, welche den ganzen Tumult glücklich verschlafen hatte, in den Garten. Mit maßlosem Staunen blickte Ida nach der schwarzberäucherten Mauer und dem leeren Fenster, das, wie in einer Ruine, ohne Kreuz und Scheiben, einen gar düstern Eindruck machte.

Es kostete dem Fräulein nicht geringe Mühe, des Kindes Aufmerksamkeit der Aufgabe, die es zu beenden hatte, zuzulenken.

Im Garten herrschte frisches, sommerliches Leben. Falter gaukelten durch die Luft oder wiegten sich auf schwankenden Blüthen. Um Blumenstaub zu sammeln, flogen geschäftige Bienen auf und nieder und oben in den Baumwipfeln flatterte und zwitscherte eine lustige Vogelgesellschaft. Aber dies heitere Treiben um sie her vermochte nicht aus Elisens Brust die Erinnerung an die Familientragödie zu verbannen, die zwei engverbundene Herzen auseinander gerissen. Sie mußte der Schrecknisse der Nacht, mußte der Worte des stillen Walter denken.

Er war nicht stumm — warum spielte er diese Rolle?

Sie schrack fast zusammen, als sich nahende Tritte hören ließen und der Oberst in die Laube trat. Er sah ungewöhnlich ernst aus.

— Fräulein, auf ein Wort, sagte er, wollen Sie nicht mit mir einen Gang durch den Garten machen?

Elise folgte der Aufforderung des alten Mannes und schritt an seiner Seite die breite Kastanienallee hinab.

— Walter hat mit Ihnen gesprochen, sagte er, als sie weit genug von der Laube entfernt waren, um von dem Kinde nicht vernommen zu werden.

— Ja, entgegnete sie, ich wähnte zu träumen, als seine Stimme an mein Ohr schlug; hielt ich ihn doch bisher für stumm — meine Ueberraschung war unbeschreiblich.

— Ahnen Sie nicht, warum er die Last des Schweigens auf sich genommen, wer er ist?

Wie ein Blitzstrahl durchzuckte es Elisen.

— Ida's Vater! sagte sie.

— Sie haben es errathen, sprach der Oberst, er ist Mathildens Gatte, der sich wie ein Verbrecher unter falschem Namen einschleichen mußte, wollte er sein krankes Kind wiedersehen und in dessen Nähe weilen. Anfangs wagten wir nicht, Sie zur Mitwisserin dieses Geheimnisses zu machen, jetzt aber, wo Sie unsere Achtung und unser Vertrauen erworben, hatten wir beschlossen, offen gegen Sie zu sein.

— Ich danke Ihnen dafür, sprach Elise, Sie werden es nicht bereuen.

— Davon bin ich überzeugt.

— Er, er hat sie gerettet! sagte das Fräulein nach einer Pause. Würde sie, wenn sie es erführe, nicht versöhnt an seine Brust sinken?

— Sie kennen sie nicht, sprach der Oberst finster. Nein, sie darf noch nicht erfahren, daß Hilbert in ihrer Nähe weilt. Er will es auch nicht. Tief gekränkt und erbittert, wie er ist, zeigt er sich abgeneigt, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun.

— Wie aber, wenn die Gemüthserschütterung das nahe Herantreten des Todes ihr Herz der Milde geöffnet hätte?

— Ich glaube es nicht, in unseliger Verblendung betrachtet sie Hilbert als den Mörder ihres Sohnes, weil er, ohne es zu wollen, die Veranlassung seines Todes geworden. Sie ist meine Nichte und ich liebe sie wie mein eigen Kind, aber sie war und

ist grausam in ihrem wilden Schmerz, erbarmungslos gegen sich und Hilbert, der durch den Tod des Knaben unsäglich gelitten hat. Ich fürchte, wie gesagt, daß jede Hoffnung auf Versöhnung eine vergebliche ist und dennoch bitte Sie, einen Versuch zu machen. Mathilde hat Vertrauen zu Ihnen gefaßt, vielleicht gelingt es, sie zu vermögen, Ihnen ihr Herz zu öffnen, in diesem Falle dürften Vorstellungen von ihrer Seite nicht ganz nutzlos sein und jedenfalls wirksamer, als die meinen waren. Mich hat sie der Parteilichkeit beschuldigt.

— Ich will mein Möglichstes thun, sagte Elise, ob es mir gelingen wird, weiß Gott allein.

— Verrathen Sie aber nicht, wer sich unter dem Namen des stillen Walter birgt, sprach der Oberst, denn erst, wenn wir wissen, daß ihr Sinn sich zur Versöhnung neigt, können wir es wagen, ihr die Wahrheit zu bekennen.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Kämpfe in Paris.

(Schluß.)

Ich eilte durch die Rue Duphot zur Madelaine, mit mir ein Herr, der erzählte, daß er von seiner ganzen Familie nichts wisse. Er habe sich flüchten wollen noch in letzter Stunde, sei in die Militärlinie gekommen, während diese einen Augenblick gewichen sei, seine Frau und deren Schwestern aber wären zurückgeblieben in den Linien der Föderirten. Das Haus, in dem er wohnte, war von sämmtlichen Bewohnern, mehr als 40 Familien, verlassen, da die Bomben vom Arc de Triomphe beständig hineinfielen. Ohne mich viel hier umzusehen, da man in der Rue Royale wieder Arbeiter brauchte, schlich ich mich westlich um die Kirche und eilte Montmartre zu, um zu erfahren, wie es dort aussehe. In der Rue Tronchet, Boulevard Haußmann und Gare St. Lazare war es öde. Die herrliche Trinitätskirche, an der ich vorüberkam, hatte von den Bomben und Kugeln der Chaussee d'Antin-Barricade arg gelitten. Der Platz war mit Trümmern bedeckt; bekanntlich haben sich die Insurgenten hier vorzüglich gehalten. An der Barriere Blanche angekommen, gab ich beim stationirenden Officier an, ich hätte in Montmartre nahe Verwandte zu besuchen, und verlangte einen Schein oder laissez-passer, daß ich seine Linie passirt habe. Meine Karte, sowie Miethquittung waren genügend, um festzustellen, welchem Arrondissement ich angehörte. Ich wurde zum Commandanten geführt, der sein provisorisches Schreibebureau auf der Straße bei der Barricade hatte, und bekam eine Bescheinigung, ohne welche ich natürlich Montmarte nicht zu betreten wagte. In den Straßen, wo am 18. März das Unglück seinen Ursprung gehabt hatte, bis zur Mairie starrte es von Militär. Der Platz war arg verbarricadirt, dennoch hatte man ihn leichter genommen, sowie auch den Hügel, als anfänglich zu erwarten stand. Es mochte davon kommen, daß man von den Fortificationen aus vorgedrungen war, überhaupt das Arrondissement cernirt hatte. Im Süden waren der Boulevard und die Straßen herrlich verbarricadirt, im Norden hatte man die Fortificationen für genügend gehalten und war auf einen so massenhaften und meisterhaft ungestümen Angriff und Vorschreiten der Armee nicht gefaßt gewesen. Die Place St. Pierre hatte wenig gelitten. Das College am Boulevard Rochechouart, welches in eine kleine Festung verwandelt war, hatte viele Mühe gekostet, zu erobern. Todte lagen überall umher, besonders an der Barricade der Avenue Clignancourt, wo Haufen Nationalgarden und Frauen über und durch einander lagen. Die Soldaten saßen mitten dazwischen und bereiteten ihr Mahl; wenn man noch die Todten bei Seite getragen hätte, was doch nur eine kleine Mühe war! Der Kugelregen war hier so stark, daß ich mich zum Platze St. Pierre zurückzog und durch die Markthalle passirte, welche stark gelitten hatte. Hier hatte Cavallerie abgesattelt; die Leute lagen an der Erde neben ihren Pferden, ihre Carabiner neben sich, die Officiere hatten ihre Revolver im Gurt. Frauen eilten über den Platz zur Mairie, um Waffen abzuliefern. Alle kleineren Boutiquen waren geöffnet, und die Stimmung der Bevölkerung, den Frauen nach zu urtheilen, war eine furchtbar niedergeschlagene. In der Rue Muller, wo die ersten Schüsse an jenem unglücklichen Märztage gefallen waren, sah es wüst aus, ebenfalls in der Rue Pierre Picard, Christiani Poulet und in der Rue des Poissonieres, woselbst man hartnäckig gekämpft hatte. Alle Läden, Fenster und Thüren waren von Kugeln zerstört. Unmassen von Munition lagen überall umher. Hunderte von zerschlagenen Flinten und Gewehren, Berge von Uniformstücken und weggeworfenen Militäreffecten waren da, über welche man, wie über Tausende von Patronen dahinmarschirte. In der Ferne der furchtbarste Kanonendonner, Mitrailleusen- und Pelotonfeuer, denn in La Chapelle wurde wüthend gekämpft. Die Rue Doudeauville, wo vormals das Clublocal des derzeitigen Generalscandalmachers Rochefort war, sowie der Platz der Kirche St. Bernhard wurde den Truppen streitig gemacht. Die dicke Josephine dröhnte vom Rond Point der Rue des Flandres, daß die Erde bebte. Als ich mich zurückzog, mußte ich mehrfach mein Papier zeigen. Schrecklich war der Tumult am Ende des Boulevard Ornano. Hier waren 2 Batterien in Thätigkeit, sowie einige Mitrailleusen. Die eine Batterie bestrich den Boulevard La Chapelle, die andere den Boulevard Magenta nach der Place Chateau d'Eau zu. Hier lagen Insurgenten und Liniensoldaten, sowie Artilleristen und Seeleute friedlich neben einander. Eine unbrauchbare Kanone, zertrümmerte Munitionskarren, todte Pferde, Alles bunt durcheinander. Krachend schlugen die Bomben in das prächtige Eckhaus, woselbst sonst im unteren Theile ein Restaurant war. Mit großer Gefahr nur konnte man hier passiren. Das Militär war derart mit seiner Arbeit und sich selbst beschäftigt, daß man keine weitere Notiz von mir vereinzeltem Civilisten nahm, ich wühlte mich zwischen ihnen durch, als ob ich dazu gehörte, war aber herzlich froh, als ich über den Platz an der entgegengesetzten Häusermauer vorüber zum Faubourg Poissonniere kam, durch den ich wieder in die innere Stadt gelangte. Wiederum war die gefährliche Rue Lafayette zu erreichen, ich mußte mich dicht neben den Häusern halten, vis-à-vis dem Schweizer-Restaurant schlüpfte ich im Schutze der Barricade hinüber. Hier lag die Bauersfrau im Militärcostüm, welche am Carrefour Drouot noch zur Retraite geblasen hatte, ein junger Nationalgarde — vielleicht ihr Sohn — die Frau mußte wenigstens 50 Jahre zählen — lag neben ihr, jenseits ein Officier. Die Linie trägt ihre Todten und Verwundeten, soviel sie kann, weg, nur die Insurgenten bleiben liegen.

Paris, 25. Mai.

Unter Kanonendonner und Mitrailleusengeknatter unternahm ich etwa um 9 Uhr meine zweite Promenade, um einer der ersten Augenzeugen der Resultate des verwichenen Tages zu sein. Auf's Gerathewohl richtete ich meine Schritte dieses Mal zum Boulevard. Denselben passirte fast Niemand, jenseits in der Rue Montmartre war eine Escadron Cavallerie postirt. Da ich wußte, daß man sich an der Porte St. Martin schlug, so konnte ich annehmen, daß die Kugeln bis zur Ecke der Rue Drouot und bis zur Passage de l'Opera gehen mußten, weßhalb ich mich durch den argen Lärm nicht hindern ließ. Einmal in der Rue Montmartre, war ich mehr geschützt, zur Linken vom Boulevard waren überall die Bewohner ängstlich aus ihren Häusern hervorgekommen, einige Bäcker und Weinhändler hatten selbst halb geöffnet. Die Häuser der Straße hatten arg gelitten. Unten lag Infanterie bivouakirend, Kugeln schlugen immer zur Rechten in die Häuser und auf das Pflaster. Schutt und Barricadenüberreste überall. Da mich das Postgebäude interessirte, so schlug ich mich rechts in die engen Gassen. Die Rue Lasienne hatte wenig gelitten, dagegen sah es in der unmittelbaren Nähe des Postpalais arg aus; in der Rue Coq-Heron war überall Schutt von den Bomben, welche die Façaden der Häuser bestrichen hatten. In der Rue Boulay und der Rue Croix des Petits Champs, welche auf das Louvre führt, war Artillerie. Von Civilisten überall keine Spur. Rue Marengo ebenso, die Rue St. Honoré war an diesem Punkte leer. Im Louvrehotel war Wache. Die Läden der Arcaden hatten zum Theil von den Kugeln und Bomben arg gelitten. Die Straße war öde, die Louvrecaserne schrecklich zerschossen. Im Vordergrunde stiegen die dicken Rauchsäulen von den Tuilerieen auf. Da ich heute vorsichtig sein wollte, um nicht wieder an die Pumpe oder Eimerkette zu kommen, so näherte ich mich auf einem Umwege dem Palais Royal, schlich mich jenseit der Barricade an den Tuilerieen vorüber — gegenüber dem Platze. Das Palais Royal hat nur im Fond und zur Rechten vom Feuer gelitten, der linke Flügel steht noch. Ich ging durch die Rue Richelieu bis zum Theatre Français, dort war wieder eine vorzügliche Barricade, sogar mit einem Lauf-

graben und einem mit Wasser gefüllten Vorgraben. Dort, wo der Eingang in die Rue Montpensier ist, lagen Haufen Leichen. Ein vereinzelter Posten ging auf und ab, hinter der Barricade in der Rue de Rivoli campirten vielleicht einige Compagnieen. Da ich rechts den Weg nicht weiter verfolgen mochte, indem ich annahm, man könne noch Hilfe zum Löschen gebrauchen, so begab ich mich von hier auf den Carrouselplatz, um die Tuilerieen von dort aus zu sehen: alle Dachgiebel waren in der Front eingestürzt. Die Pavillons de Marsan et de Flore stehen als Ruinen da, die übrigen haben weniger gelitten. Vom Pont de Carrousel aus sieht man die Flammen und den Rauch auf dem linken Seineufer vom Hotel Legion d'Honneur, Cour de Comptes und Conseil d'Etat. Nachdem ich die Brücke überschritten, stieß ich auf Artillerie und Infanterie, welche vorrückte, und schloß mich derselben bis zur nächsten Brücke an, ging beim Palais de l'Institut wieder zum Louvre hinüber, das nur theilweise gelitten hat. Diesseits des Quais war Artillerie und Cavallerie, die Häuser zur Linken hatten furchtbar gelitten, zur Rechten grinsten die theilweisen Ruinen des Justizpalastes herüber. Am Pont Neuf war eine enorme Barricade, das Reiterstandbild Henrich's IV. stand noch an seinem Platze. Das prächtige Magazin Belle Jardinière hatte gelitten, das Chatelet und das lyrische Theater waren Ruinen. Beim Justizpalast war wiederum eine sehr hohe Barricade am Brückenkopf errichtet. Ich kletterte hinauf, um einen besseren Ueberblick zu haben. Hinter mir auf dem Boulevard St. Michel war viel Militär, auch einige Bürger. Auf der Insel St. Louis wurde heftig gekämpft, man hörte die Fusillade und das beständige Pfeifen der Kugeln, die Bomben, vom Quai Celestine und weiter wohl noch herkommend, schlugen mit gewaltigem Getöse in die Ruinen des Chatelettheaters. Dicke Rauchsäulen stiegen vom Hotel de Ville auf. Eine furchtbare Explosion erschütterte die Luft. Kohlschwarze Rauchwolken stiegen aufwärts, es war entweder das Innere des Stadthauses oder die Caserne Napoleon, welche in die Luft flog. Untermischt waren die Rauchwolken mit Tausenden der Explosionsfragmente. Als ich diesen Platz des Schreckens verließ, passirte ich den Square Chatelet. Am Brunnen daselbst bivouakirte Militär und machte, wie auf dem Carrouselplatz, mit den halbverkohlten Holzüberresten des Ministeriums des Innern Feuer an. Mehrere in Schmerz und Jammer aufgelöste Frauen lagen neben verdeckten Todten, entweder Garden oder Civilisten. Die Bomben schlugen rechts und links in Gebäude, aber sie hörten es nicht, oder wünschten in diesem Moment nichts inniger, als daß auch sie getroffen werden möchten. Hier auf dem Platze beim Brunnen steht das Siegesdenkmal von Napoleon I., im Jahre 1807 errichtet. Eine vergoldete Siegesgöttin ist oben auf der Säule. Bis jetzt noch ist das Monument verschont, ob aber nicht eine Bombe noch ihre Kraft daran probirt, wer kann das sagen? Auch war mir erzählt worden, daß die sogenannte Sainte Chapelle im Palais de Justice erhalten sei, wie das Handelstribunal und das unvollendete Hotel Dieu noch ziemlich unversehrt erscheinen.

Durch die Avenue Victoria sah ich noch die in Rauch gehüllten Ruinen des Pariser Stadthauses. Der Platz beim Square Saint Jacques war arg verwüstet. Die Häuserreihe im Osten war in Flammen, die Ecke der Rue St. Martin eine Ruine. Zur Linken die Ecke des Boulevard Sebastopol, das große Restaurant, das großartige Manufactur- und Nouveautésgeschäft, au Pygmalion, Café des Halles und die Nachbarhäuser waren halbe Ruinen, überall schlugen drinnen noch die lichten Flammen auf, doch war die Gegend hier völlig verödet. Ich mußte mich rechts halten, da die von der Bastille kommenden Bomben die linke Seite des Boulevard sehr gefährdeten. An der Ecke der Rue Lombard stand verschiedenes verlassenes Mobiliar, ganze Berge von Modewaaren, wahrscheinlich aus dem Pygmalion gerettet. Der ganze Boulevard Sebastopol war menschenleer, hin und wieder wohl ein Wachtposten bei den Barricaden. Da ich zur Porte St. Denis wollte, so mußte ich meinen Weg weiter verfolgen; an der Ecke der Rue des Ours begab ich mich, um nicht die hohe Barricade zu übersteigen, zur halb zerschossenen, rauchenden St. Leukirche hinüber. Kaum war ich dort, als ein schauriges Pfeifen mir die unmittelbare Nähe einer Bombe anzeigte, die vom Chateau d'Eau kommen mußte, krachend ins Entresol und von da in den darunter befindlichen Tabakladen einschlug. Eine dichte Staubwolke hemmte meinen Athem und ich eilte, Gott dankend, daß mich kein Splitter getroffen, zur anderen Seite, wo ich einen umherirrenden Officier antraf, der auf die Pariser Banditen fluchte, indem er sich verirrt und seiner Compagnie, oder diese ihm abhanden gekommen war. Wohl konnte ich ihm zur Orientirung dienen, er wollte das Palais des Arts et Metiers und die Kirche Nicolas des Champs haben, wo er sich vor zwei Stunden befunden und wohl Auskunft über seine Leute bekommen konnte. Wir schlugen also die entgegengesetzte Richtung zum Square ein, konnten aber nicht weit kommen, da am Carrefour Turbigo ringsum nicht nur hohe Barricaden waren, sondern auch die Fusillade vom Chateau d'Eau so stark war, daß man sich der größten Gefahr aussetzte. Da ich keine Lust hatte, von Neuem mit Granaten Bekanntschaft zu machen, so zog ich vor, hier zu weichen. Der Officier mußte allerdings die eingeschlagene Richtung verfolgen. Ich begab mich in die Rue des Ours, wo ebenfalls viel Schutt von Hausgesimsen und Fensternischen wie auf dem Boulevard das Trottoir bedeckte. Wiederum kam ich in die Rue Turbigo, hier lagen mehrere Todte, eine Cantinière und zwei Ambulanzfrauen, nahe bei einander in einer Blutlache, Steintrümmer neben ihnen, die vermuthen ließen, daß sie von Bombensplittern getroffen waren. Schnell eilte ich wieder links ab zu den Hallen, wo Alles wie ausgestorben war. Endlich bei Saint Eustache angekommen, mußte ich hier die unvermeidliche Rue Turbigo überschreiten, um in die Rue Montmartre zu gelangen. Zwei Granaten jedoch kreuzten wiederum den Weg. Die eine schlug in die Sacristei der rauchenden St. Eustachekirche ein, eine zweite zerschmetterte den fünf- oder sechsarmigen Gascandelaber des Platzes, was ein ganz entsetzliches Geprassel wegen der Glassplitter verursachte. Nachdem ein Augenblick Ruhe eingetreten war, huschte ich eiligst hinüber. Die Rue Montmartre verfolgend, mußte ich mich noch eine Weile der Kette anschließen, welche von der Rue du Jour das Wasser seitwärts der Kirche zuführte. Oben bei der Rue des Jeuneurs schlug wieder eine Bombe ein, daß die Cavallerie wild auseinander stob, die Soldaten sich auf die Erde warfen, und die im Duval'schen Local vis-à-vis zu Tische sitzenden Officiere durch die eindringenden Steinsplitter vom Mahle aufgeschreckt wurden. Mit gleicher Gefahr passirte man den Boulevard zum Faubourg, da die Batterie Drouot stark feuerte. In der „Temps"-Druckerei hatte eine Granate arge Verwüstungen angerichtet. Die Rue Richer schwamm von Wasser, denn im Hintergrunde brannte die Mairie des 10. Arrondissements Faubourg St. Martin.

Paris, 25. Mai, Nachm. 5 Uhr.

Die Batterie der Rue Drout ist stumm, man kann den Boulevard passiren. Die Fusillade und das Mitrailleusengeknatter haben nachgelassen. Im Faubourg kommen die Bewohner zum Vorschein. Ueberall sieht man Mordbrenner, Frauen werfen Petroleumbomben durch die Kelleröffnungen der Häuser, um dieselben anzuzünden, so heißt es nämlich; überall ist man beschäftigt, die Löcher zu vermauern und die Oeffnungen zu verschließen. Die tolle Fama verbreitet, Paris sei halb unterminirt, und die feigen Pariser Kaffeehausschreier, welche sich mit ängstlicher Miene aus ihren Mauern hervorwagen, riechen schon überall Pulver. Ueberall kommen jetzt Tricoloren zum Vorschein, und jede fremde Fahne ist verdächtig. Schon schaaren sich einzelne Ordnungsmänner der Nationalgarde um ihre Maires. Ein dreifarbiges Band ist ihr Abzeichen.

Auf dem Boulevard kommen schon Damen zum Vorschein. Unwiderstehliche Neugier hat sie herausgetrieben. Bei der Madeleinekirche wird man angehalten, um Kette zu machen, da in der Rue Royale der Brand noch arg wüthet. Dieses Bild hat viele Zuschauerinnen herbeigezogen, die sich wie immer an jedem Schauspiel weiden und tapfer in die Hände klatschen, wenn die passirenden Herren von den Nationalgarden angehalten und oft gewaltsam zur Feuerstelle transportirt werden. Im Osten ist der Himmel ganz schwarz von Rauch, in Folge dessen ich mich zurückbegebe. In der Rue 4. Septembre (10. Decembre vormals) sind jetzt einige Personen beschäftigt, die Todten aufzusammeln und in Mobilienwagen zu laden. Zwei todte Pferde liegen ebenfalls auf dem Pflaster. Als ich bei der Barricade des Theatre Français vorüberkomme, ist alles Militär fort. Einige Gendarmen haben den Punkt besetzt. Die Leichen sind nicht mehr da, dagegen erzählen sich einige Personen, daß in dem vor der

Paris auch Unschuldige sind verhaftet worden, diese seien jedoch bereits wieder in Freiheit gesetzt. Gegenwärtige Verhaftungen erfolgen nur mit gutem Vorbedacht. Morgen Berathung der Petition um Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes.

Barricade befindlichen Graben zwei so eben erschossene Frauen, „Petroleuses“ natürlich, verscharrt sind.

Als ich zum Pont Carrousel komme, treibt man gerade eine Anzahl Bursche vorüber zum Hauptquartiere nach dem Chateletplatze. Fusillez! Fusillez! schreit ein Haufe edler Abderiten, die vom Pont aus mit hochgespannten Augenbraunen die Feuersbrunst im Osten beobachtet haben. Angespornt durch das Geschrei der behäbig aussehenden Spießbürger glaubte die Soldateska natürlich, ein Bravourstück ausüben zu müssen, und zwei der Hidalgos schießen wahrhaftig ihre Sattelpistolen auf die armen Teufel ab. Der Capitän schimpft, der Bourgeois jedoch läßt das nicht zu. Vive la ligne! A bas les incendiaires, il faut les fusiller tous! schrie der kleine Haufe und brachte den Officier, einen echten Provinzbewohner, nicht wenig in Verlegenheit. Fast bin ich sicher, wenn die Personen anstatt 40 etwa 500 gewesen wären, man hätte die Angeschuldigten den Soldaten entrissen und sie ohne Weiteres im Seinewasser mit Steinen ersäuft. Die Soldaten, ganz rohe Bauernbursche, versicherten dem Publicum, in einer Stunde sollten die Gefangenen erschossen werden. Die Gefangenen, es waren ihrer acht im Alter von 17 bis 22 Jahren in Blousen und ohne Waffen noch Kopfbedeckung, waren der Escorte überliefert worden, ohne daß sie wußten, warum. Von der Brücke aus konnte man den hellen Brand des Kornmagazins (Grenier d'abondance) und der Bibliothek des Archives am Quai des Celestins genau sehen. Es war ein malerisches Bild. Der ganze Hintergrund war schwarz, kohlschwarz, worauf sich die blutrothen Riesenflammen um so schöner abhoben, zur Rechten auf blauem Hintergrunde die Thürme der Notre-Dame und die rauchenden Trümmer des Justizpalastes. Am jenseitigen Seineufer lagen überall Insurgenten auf dem Sande, sowie am Flußquai, es schienen meist Arbeiter zu sein, viele hatten eine rothe Schärpe um den Leib, wenige waren in Uniform. Am Flußufer beim Pont des Invalides lagen mehr als 60 Leichen, unter ihnen mehrere uniformirte Frauen. Die Körper mußten bereits mehrere Tage daselbst liegen, denn ihre Nägel und Hände waren schwarz, und ein widerlicher Todtengeruch inficirte die Luft. Die Ruinen alle zu beschreiben, welche ich hier in diesem Quartiere, sowie im Faubourg St. Germain sah, mangelt es mir an Zeit. Es ist ein schreckliches, trostloses Bild, alle Straßen öde und leer. Nie hatte ich geglaubt, solches zu sehen!

Als ich zum Chateletttheater zurückkehrte, war daselbst ein arger Tumult. Ein starkes Piquet Dragoner hatte vielleicht 100 gefangene Civilisten umzingelt, immer wurden neue, auch anständig gekleidete Leute herbeigeschleppt. Frauen weinten und jammerten ihrer Männer wegen. Drinnen in den unversehrten Theilen des Gebäudes Chatelet wurde Kriegsgericht gehalten. Die Soldaten sprachen ein Patois, daß sie sich kaum den Bürgern verständlich machen konnten. Ich fragte mehrere, wie der General heiße, der sein Hauptquartier daselbst hätte; sie wußten es nicht, sie selbst gehörten zum Corps Ladmirault.

Die Soldaten, von der Hitze des Tages, der Arbeit und dem Weine exaltirt, schrien und lärmten, die Bürger nicht weniger. Auf dem Platze selbst war ein unbeschreibliches pêle-mêle von allen denkbaren Gegenständen: Küchen- und Schlafzimmergeräthen, Garderobestücken, halbverkohlten Coulissen, gold- und silberbordirten Kleidungsstücken, Fußzeug, Frauenkleidern. Hier und da waren einige Soldaten beschäftigt, ihre Suppe zu bereiten, oder zu kochen und zu braten. Hier zog Einer ein Kaninchen ab, das er an dem Eisengestell eines Baumes aufgehängt hatte, dort waren zwei andere beflissen, eine vom Feuer stark geschädigte Katze zu entbalgen, um sie sich in Ermangelung eines Hasen zuzubereiten. Kranke oder Verwundete wurden von Soldaten auf ihren Gewehren vorübergetragen. Ein Schrei erhob sich in der Menge. Zwei Frauen wurden von den Soldaten gewaltsam über den Platz gezerrt. Fusillez, fusillez! hieß es abermals. In diesem Moment kommt eine Bombe durch die Krone des Baumes, unter dem ich stand, und der erwähnte Soldat seine Suppe kochte. Zweige und Blätter fallen herab, und krachend schlägt das kleine Ungethüm über den Balken in's Theater, daß Steine und Staub umhersprühen. Erschreckt springt ein Theil der Menge auseinander. Die beiden Weiber haben sich losgerissen, ein Soldat liegt an der Erde, und siehe da, die Menge nimmt jetzt Partei gegen die Soldaten insofern, als sie die Flucht der beiden Weiber unterstützt. Pfeilschnell haben dieselben die Gelegenheit benutzt, sich durch die bivouakirenden Jäger durchzuwinden, stürzen über den Platz zur Barricade, die den Quai beim Theatre Lyrique absperrt und sind im Nu hinter derselben verschwunden. Eine nachgeschickte Kugel erreichte ihr Ziel nicht. Jetzt kommen einige der am Theater stehenden Cavaleristen herbeigesprengt und umzingeln uns. Glücklicherweise gehe ich frei aus, die Uebrigen werden jetzt in den Cordon getrieben. Es waren ihrer vielleicht ein Dutzend Männer und Frauen, alle sehr gut gekleidet, wie überhaupt Blouse oder ärmliche Kleidung sich ohne Gefahr heute schon gar nicht sehen lassen kann. Da mir denn doch diese beispiellose Unordnung zu arg wurde, so wollte ich die Rue Sainte Denis verfolgen. Schmieden und Feldbäckereien sind daselbst in Function. Kranke Menschen und Pferde liegen neben der Dreher'schen Brauerei auf Stroh. Drüben brannte es im Pygmalion wieder stark und man machte jetzt Kette. Ein Pompier erzählt, wie soeben zwei seiner Cameraden von einer Bombe getroffen sind, und bittet einen Capitän um Soldaten. Schnell schlug ich mich rückwärts in die Büsche, d. h. durch die Avenue Victoria und einige enge Nebenstraßen heim. (K. Ztg.)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Schrannen-Bericht.

Ort der Schranne.	Getreide-Gattung.	Voriger Rest.	Neue Zufuhr.	Gesammt-Summe.	Verkauf.	Im Rest bleiben	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigster Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
		Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Landshut, vom 21. Juli. 1871.	Waizen . . .	253	1602	1855	1446	409	23	32	22	57	21	45	—	43	—	—
	Korn	15	775	790	727	63	14	32	14	20	14	6	—	22	—	—
	Gerste	—	9	9	9	—	11	21	11	9	11	—	—	—	—	—
	Haber	83	453	536	449	87	9	40	9	—	8	41	—	14	—	—
	Linsen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	Bohnen . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 22. Juli 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2479	1790	24	38	23	42	22	6	1	16	—	—
Korn	1972	2277	14	30	13	54	13	11	1	11	—	—
Gerste	146	119	12	49	12	17	11	28	—	7	—	—
Haber	1467	1354	10	38	9	44	8	57	—	30	—	—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. | № 31 | Den 31. Juli: Ignatius von Lojola.

Der stille Walter.

Erzählung von C. Franz.

(Fortsetzung.)

Elise kehrte, in tiefes Nachdenken verloren, zu dem Kinde zurück. Sie hatte Mühe, ihre Gedanken so weit zu sammeln, um die unbefangenen Fragen der Kleinen zu beantworten.

Etwas später begab sie sich nach Mathildens Zimmer.

Die junge Frau hatte bereits das Bett verlassen und saß am Fenster. Sie sah ungewöhnlich bleich aus.

— Fräulein, rief sie ihr entgegen, ist es wahr, was mir Therese sagte, sind alle Möbel in meinem Zimmer, ist der Eckschrank verbrannt?

— Eben dieser ist völlig ein Raub der Flammen geworden, sprach Elise.

Mit einer wilden Bewegung schmerzlicher Ungeduld warf Mathilde das Haupt zurück.

— Auch das! sagte sie in bitterem Ton, das einzige, was mir von meinem Knaben geblieben, auch das ist mir geraubt! Was bleibt mir noch auf dieser Welt!

— Vergessen Sie nicht auf Ida, sprach Elise, sie ist Ihr Kind, sie hat auf Ihre Liebe Anspruch.

— Sie haben Recht, sagte Mathilde, sie ist mir auch theuer; aber sie hat kein Herz für mich und fühlt fast Scheu vor mir.

— Ist es wohl anders möglich, gnädige Frau? entgegnete Elise. Ida kann sich nicht unter dem warmen Hauch der Elternliebe frei entfalten.

— Ich bin keine schlechte Mutter, sagte die Blinde gereizt.

— Das behaupte ich auch nicht, sprach Elise, aber — verzeihen Sie meine Kühnheit — der Schmerz um das verlorene Kind beeinträchtigt Ihre Zärtlichkeit für das lebende und dies fühlt das arme Mädchen halb unbewußt. Zudem kann sie sich nicht dafür bei ihrem Vater entschädigen.

Ueber das bleiche Antlitz der jungen Frau flog hohe Glut.

— Kein Wort von ihm, sagte sie hastig.

— Ich sehe, sprach Elise, es hat Sie nicht versöhnlicher gestimmt, daß Sie gestern am Rande des Grabes gestanden. Hätten Sie mit Haß im Herzen vor Gott treten wollen?

Mathilde schien bestürzt.

— Ich thue nichts Unrechtes, sagte sie, ja ich bete sogar für ihn; aber vergessen kann ich nicht, daß er durch seine Grausamkeit meinen armen Knaben in den Tod getrieben.

— Hat er das? sprach Elise, war es nicht blos eine unglückliche Verkettung —

Sie hielt inne, denn die Hand der jungen Frau legte sich auf ihren Arm; die schmalen Finger glühten wie im Fieber.

— Man hat Sie falsch berichtet, sprach sie, er war ohne Erbarmen. Urtheilen Sie selbst. Eines leichten Vergehens wegen schloß er den Knaben in eine finstere Kammer ein. Der Arme flehte ihn an, ihm die Strafe zu erlassen, ich vereinigte meine Bitten mit den seinen; aber trotz meiner und des Knaben Thränen nahm Hilbert den Ausspruch, den er im heftigsten Zorn gethan, nicht zurück, er ließ sich nicht bewegen, die verhängte Strafe zu mildern.

Flehend rief der Knabe aus seiner dunklen Haft um Befreiung, noch meine ich seine Stimme zu vernehmen, ja ich höre sie immer in meiner ewigen Finsterniß.

Dann wurde es still, bis ein Schrei, ein furchtbarer, markerschütternder Schrei durch die Luft drang. Er schien aus der Kammer zu kommen. Hilbert schloß die Thüre auf, wir eilten hinein, der Raum war leer, das Fenster geöffnet — wir stürzten hin und sahen unten in der Tiefe den Knaben blutend — zerschmettert — er hatte sich, offenbar um dem finsteren Gefängniß zu entgehen, über das nahe Scheunendach flüchten wollen und war ausgeglitten!

Das Bewußtsein verließ mich, fuhr Mathilde schwer athmend fort, eine Ohnmacht hatte mich erfaßt. Als ich erwachte, lag mein Liebling todt zwischen Blumen. Man hatte das Blut sorgfältig weggewaschen, aber was half es, immer noch stahlen sich rothe Tropfen unter den braunen Haaren hervor.

Hilbert neigte sich über mich — ich stieß ihn mit Abscheu zurück. Was ich gesprochen, ich weiß es nicht mehr, aber harte Worte mochten meinen Lippen entflohen sein. Ich bedeckte die Hand des todten Knaben mit Küssen.

Hilbert sprach zu mir — was er sagte, ich faßte es nicht auf, ich saß in Schmerz verloren da.

Er legte seine Hand auf das Köpfchen des todten Kindes und der Anblick riß mich aus der Betäubung — mir war, als müsse ich meinen Knaben vor der Berührung einer giftigen Schlange schützen.

— Fort von Deinem Opfer! rief ich außer mir vor wildem Schmerz. Mörder! siehst Du nicht, daß die Leiche blutet?

Ich kann nicht beschreiben was ferner mit mir geschah, ich lag Tage lang in heftigem Fieber und als ich wieder zu vollem Bewußtsein erwachte, schmetterte mich der Gedanke nieder, daß ich dem Leben zurückgegeben war, daß ich noch nicht mit meinem armen Knaben vereint werden sollte. Die Zukunft lag, eine trostlose Oede, vor mir, selbst mein kleines Mädchen vermochte nicht, mich mit meinem Schicksal zu versöhnen.

Mein gütiger Oheim, meine Freundinnen thaten Alles, was in ihrer Macht stand, mich aus dem trostlosen Jammer zu reißen; aber jeder Versuch, mich milder gegen Hilbert zu stimmen, erhöhte meine Erbitterung, ich erklärte, seinen Namen nicht mehr hören, nicht von ihm sprechen zu wollen. Da man bemerkte, daß man nichts Anderes erreichte, als mich in furchtbare Aufregung zu bringen, ließ man mir endlich Ruhe.

Hilbert war abgereist. Ich suchte sein Bild in ewige Nacht zu begraben und so häufte ich Schutt um Schutt darauf, aber darüber ist mir das Herz gar schwer geworden.

Nach und nach senkte sich der dunkle Schleier auf meine Augen und je weniger äußere Eindrücke mir wurden, desto klarer und deutlicher trat das Bild meines todten Knaben mir vor die Seele.

Alles Andere versinkt in Nebel. Nein, nicht Alles, setzte sie hinzu, während helles Roth über ihr Antlitz jagte, auch ihn schaue ich, ob ich ihn auch nicht sehen will!

Die junge Frau schwieg erschöpft. Eine Pause entstand. Dann nahm Elise das Wort. Sie besaß keine glänzenden rhetorischen Eigenschaften und doch flossen heute die Worte eindringlich und beredt von ihren Lippen. Ihr Herz sprach daraus. Sie bat, sie beschwor die Blinde, den Haß zu verbannen, sich mit Hilbert zu versöhnen und Ida ihren Vater zurückzugeben.

Stürmisch hob sich Mathildens Brust, Röthe und Blässe wechselten auf ihren Wangen, die feinen Lippen preßten sich zusammen.

Jetzt strömten Thränen aus ihren lichtlosen Augen, sie erhob sich rasch, drückte ihr Tuch vor das Gesicht und wandte sich zum Gehen. Elise faßte ihre Hand.

— Darf ich hoffen, Sie überzeugt zu haben? fragte sie bewegt.

Mathilde entzog sie ihr hastig, doch nicht unfreundlich.

— Sie meinen es gut, sprach sie in halberstickten Ton, aber Sie ahnen nicht, was eine Mutter —

Ihre Stimme brach, die junge Frau verließ das Gemach und zog sich in ihr Zimmer zurück.

In den wohlbekannten Räumen bedurfte sie ja der Führung nicht.

Betrübt blieb Elise zurück. Sie hatte ihr Bestes gethan, aber die letzten Worte der Blinden raubten ihr jede Hoffnung auf Erfolg.

Der Oberst hörte bekümmert ihren Bericht, sein einziger Trost war noch, daß Hilbert von dem vergeblichen Versuch nichts wußte.

— Jetzt habe ich keine Hoffnung mehr, sagte der alte Officier, ich sehe, daß auch die jüngste Gemüthserschütterung Mathilden nicht zur Einsicht gebracht hat. Sie besteht noch immer darauf, sich und Andere unglücklich zu machen.

Nach Verlauf einer Stunde erschien Mathilde wieder. Sie hatte ihre äußere Fassung zurückgewonnen und sprach von gleichgiltigen Dingen. Offenbar wollte sie die frühere Unterredung in Vergessenheit begraben.

Als ihr Onkel eintrat, wandte sie sich lebhaft zu ihm.

— Wo ist Walter? fragte sie, ich habe ihm noch nicht für die Rettung meines Lebens gedankt.

Ein bitteres Lächeln umschwebte bei diesen Worten ihre Lippen.

Der Oberst betrachtete sie mit finsterem, mißzufriedenem Blick.

— Laß das, sagte er, Walter ist ein seltsamer Mensch, er will keinen Dank.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* Landshut im Juli 1871.

Schon vor dem Kriege hat die Landsh. Ztg., bez. das Beiblatt zur Landsh. Ztg. auf die illustrirte Volksausgabe „des sinnreichen Junkers Don Quixotte von La Mancha, von Miguel Cervantes de Saavedra, aus dem Spanischen übersetzt, mit dem Leben von Miguel Cervantes nach Viardot und einer Einleitung von Heinrich Heine, dritte Auflage, mit mehr denn 100 Illustrationen nach Tony Johannot, zwei Bände, Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung, 1870" — — aufmerksam gemacht. Die Zeit des Erscheinens dieser dritten Auflage war ihr nicht günstig. Der Krieg nahm alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Wer hätte Lust und Neigung gehabt, gewissermaßen sich in die alte Zeit zu versenken; obwohl das berühmte Buch des spanischen Dichters Cervantes stets jung und neu bleibt. Nun ruhen aber wieder die Waffen oder vielmehr wir können die Theilnahme unseres Herzens auch wieder anderen Dingen zuwenden. Doch waltet neuerdings die Phrase wie vor dem Kriege. Wir leben ja im Zeitalter der Phrase. Da ist es nun für bessere, edlere Gemüther ein doppeltes Bedürfniß, in stillem Genusse eines stets unvergänglichen Geisteswerkes sich zu erfreuen. Cervantes, Shakespeare, Homer, welch edle, genußreiche Gesellschaft! Inmitten dieser Zeit, da der Cäsarismus und Militarismus mit eiserner Hand herrscht, anderseits religiöser Hader Alles verbittert und die Socialdemokratie täglich an die Pforten der Gesellschaft pocht und alle Gesittung in Frage zu stellen droht, dürfte der Umgang mit solch gesunden Geistern einen schönen Ruhe- und Lichtpunkt bieten. Selbst Heinrich Heine, der frivole Zweifler, sagt von Cervantes: „Cervantes war ein katholischer Dichter, und dieser Eigenschaft verdankt er vielleicht jene große epische Seelenruhe, die wie ein Crystallhimmel seine bunten Dichtungen überwölbt: nirgends eine Spalte des Zweifels. Dazu kommt noch die Ruhe des spanischen Nationalcharacters." Wir aber suchen Ruhe und Beruhigung, sollten wir also nicht nach dem berühmten Buche des Cervantes greifen, das zu den gelesensten Büchern aller Zeiten gehört?

* * *

Aber schon wieder drängt es uns in die Gegenwart zurück, die nun einmal ihr Recht unerbittlich geltend macht. Karl Schlosser's „Neuester Geschichtskalender 1870" ist es, der uns vorliegt. Die Landshuter Ztg. hat schon im vorigen Jahr auf die erste Abtheilung des genannten Geschichtskalenders rühmend aufmerksam gemacht. In beiden Abtheilungen ist nun das denkwürdige Jahr auf's genaueste Tag für Tag in seinen Ereignissen dargelegt. Actenstücke, Kammerverhandlungen, Beschlüsse, Schlachten, politische und andere Ereignisse, Alles ist objectiv verzeichnet. Eine Chronik, wenn auch nicht in der poetisch duftigen Sprache des Mittelalters, aber interessant und vollständig. In aller Kürze finden wir Alles aufgezeichnet, was wir mit Spannung erlebt. Ein Erinnerungsbuch für Jeden! Nur bei den Angaben über das Concil fühlt man leise durch, daß der Verfasser als Protestant nicht der katholischen Richtung huldigt, obwohl er auch hier nach seinen Kräften sich der Objectivität beflеißigt haben dürfte.

* * *

Eine andere ebenso interessante, sonderbare Erscheinung ist die „warhafftige nuwe Zitung des jungst vergangnen Tutschen Kriegs durch Ernst Götzinger, Doktor und Schulmeister zu Sangallen (St. Gallen bei Scheitlin und Zollikofer)." Ein überaus eigenes, anmuthiges Schriftchen. Wie auf Pergamentpapier mit uralter Geschrift ist es gedruckt und der Inhalt schließt sich dem alterthümlichen Aeußern an. Auf wenigen Blättern erzählt der Verfasser im treuherzigen, eigenthümlich reizenden Chronikstyle der alten Zeit die Geschichte des deutsch-französischen Kriegs von 1870. Die Sprache dürfte zur spätern mittelhochdeutschen gerechnet werden mit stark schweizerischer Färbung. Für den preußisch-deutschen Kaiser ist der republikanische Verfasser sehr eingenommen. Wie gesagt, das kleine Schriftchen ist recht angenehm zu lesen. Aber ohne Mißton gegen die Katholiken darf es in unserer „Zeit von edleren Sitten", wie die allg. Ztg. jüngst sich ausdrückte, nun und nimmer abgehen. Der Chronikschreiber erzählt nämlich, wie die Freude der Deutschen nach ihren Siegen gar groß war, und wollten sie nicht mehr zufrieden sein mit einem oder etlichen Königen, sondern auch einen Kaiser haben, ‚und machtend sy den Prussenkunig zum tütschen Kayser und ist Tütschland jetzt ein Kaysertum, sam es zuo den ziten kayser Barbarossae gewesen, meinend ouch die gelerten daß die Raben so umb den Kyffhouser geflogen, ietzo furt und daruff gezogen; so kan ich üch nit berichten, ob daß mit der warhait gegloubt werden müge, und vermein ich doch etlich Raben immer noch ze sehene; wär sunst guot, wan das swarz gefugele uss tütschland vertriben wär." Man wird diesen Satz verstehen. Am Schluß bricht der Chronist in einem Lied noch eine Lanze für die Freiheit! Germania unter Bismarck und dem Nationalliberalismus — und die Freiheit!?! Wir verspüren täglich, was die Nationalliberalen für eine Freiheit meinen!

* * *

Weiter ist bei Scheitlin und Zollikofer eine Schrift erschienen, die den Titel führt: Freiheit, Patent und Schwindel im Medizinalwesen, Versuch zur Besprechung einer socialen Frage von Dr. Sonderegger." Ihr Motto ist: Die Freigebung der ärztlichen Praxis ist ein weder vor der Wissenschaft noch vor der Moral zu verantwortendes Experiment. Der Verfasser hat hier die nordamerikanische Freigebung der ärztlichen Praxis im Auge; er verlangt, daß der Staat sorge, daß nur geprüfte Aerzte functioniren.

* * *

Zum Schlusse unserer literarischen Plaudereien möchten wir noch einige vaterländische Erscheinungen anführen; zunächst den „Führer von Tölz und Umgebung von Hofrath Dr. Höfler, k. Bezirks- und Brunnenarzt in Tölz, mit einer Karte, München bei Finsterlin." Ein sichtlich praktisches Büchlein und allen Besuchern des schönen Tölz und seiner Umgebung offenbar bestens zu empfehlen. Ein anderes Büchlein, ebenfalls bei Finsterlin in München erschienen, heißt: „Der Hohenpeissenberg (genannt der bayerische Rigi)" und ist dasselbe nach der Pfarrer Ott'schen Brochüre neu bearbeitet vom Lehrer Georg Iblher in Unterpeissenberg. Eine Prospectkarte ist angefügt. Der Hohenpeissenberg ist einer der herrlichsten Höhenpunkte und bietet ein großartiges Panorama und große Naturschönheiten dar. Das genannte Büchlein dient als Leitfaden und verlässiger Wegweiser nach dem Hohenpeissenberg. Für Wanderer in's Oberland, ist auch noch die schöne neueste Specialkarte der Umgegend von Tölz, Tegernsee, Schliersee, Kochel- und Walchensee, von Jos. Heyberger, k. bayer. Hauptmann, München bei Finsterlin, zu erwähnen. Die thätige Finsterlin'sche Buchhandlung in München hat mit den erwähnten Erscheinungen

recht Schätzenswerthes den Freunden vaterländischen Bodens geboten.

Die „Stimmen aus Maria-Laach" behandelten seit 1865 in 24 Heften jene Zeitfragen, auf welche der kirchenfeindliche Liberalismus seine heftigsten Angriffe richtete, nämlich die Syllabus-Encyclica und das Concil. Mit der Vertagung des Concils und der allgemeinen Annahme der päpstlichen Unfehlbarkeit innerhalb der Kirche sehen die „Stimmen aus Maria-Laach" sich nun veranlaßt, ihre Thätigkeit weiter auszudehnen und sich nicht mehr auf specielle Punkte zu beschränken, sondern die katholischen Grundsätze auf der ganzen Linie, im kirchlichen, staatlichen und socialen Leben zu vertheidigen. Deßwegen erscheinen die „Stimmen" vom Juli 1871 an nicht mehr wie bisher als in sich abgeschlossene Broschüren mit eigenen Titeln, sondern als Monatschrift. Das erste Heft derselben ist so eben erschienen und behandelt auf 94 S. folgende Themate: 1) die deutsche Nationalkirche (P. Bachtler), 2) eine „altkatholische" Erklärung mit katholischer Uebersetzung (P. Cornely), 3) die Katastrophe von Paris als äußerste Folge des Liberalismus (P. Bachtler), 4) das Papstjubiläum (P. Schmitz), 5) Recensionen, Actenstücke, Monat-Rundschau, Miscellen. Wir wünschen der neu gegründeten Monatschrift das beste Gedeihen.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Bekanntmachung.

Einquartierungskosten für die bayerische Armee im Kriege 1870 und 1871 betr.

Künftigen Dienstag den 1. und Donnerstag den 3. August lfd. Js. Vormittags von 8—12 Uhr und Nachmittags von 2 bis 5 Uhr findet in der Magistratskanzlei die Vertheilung der Entschädigungen für die an die k. bayer. Truppen während der Kriegsdauer von hiesigen Einwohnern geleisteten Pflicht-Quartiere statt.

Es ergeht deßhalb an die Betheiligten die Aufforderung, an den obigen Terminen die ihnen zukommenden Beträge, wenn sie dieselben erhalten haben wollen, gegen Vorzeigung und Hinterlegung der Einquartierungszettel in Empfang zu nehmen, wobei bemerkt wird, daß im Falle der Nichterhebung der Entschädigung angenommen wird, daß die Empfangsberechtigten zu Gunsten der Armenkasse darauf verzichten.

Landshut, den 28. Juli 1871.

Stadtmagistrat Landshut.

2436 Dr. Gehring. Bohrer, Sekr.

Versteigerung.

Mittwoch den 2. August Nachmittag von 1 Uhr an werden in der Ländgasse Hs.-Nr. 131 gegen gleich baare Bezahlung versteigert:

ein Galawagen, ein gedecktes Chaischen, ein Schweizerwägerl, zwei Heuwagen und zwei Düngerwagen, ein Wagen mit Odelfaß, ein Holz- und ein Kastel-Schlitten, mehrere große u. kleine Fässer, Bottiche, zwei Wagenwinden, große Aushängkästen, Pferdegeschirre, eiserne Ketten, Getreidsäcke, eine Hanfbürste und viele brauchbare Gegenstände,

wozu freundlichst eingeladen wird. Landshut, den 29. Juli 1871.

2437 (2a) Anton Heim, Tändler und Auktionator.

2438

Todes-Anzeige.



Gott dem Herrn über Leben und Tod hat es in seinem unerforschlichen Rathschlusse gefallen, heute Nachts um 1 Uhr seinen getreuen Priester und Diener, den Hochwürdigen, Hochwohlgebornen Herrn Herrn

Ignaz Schmid,

Pfarrer in Malgersdorf,

nach kurzem aber schmerzensvollem Krankenlager, versehen mit den hl. Sterbsakramenten, in einem Alter von 63 Jahren, zu sich in das bessere Jenseits abzurufen.

Malgersdorf, am 28. Juli 1871.

Die tieftrauernde Schwester
im Namen der übrigen Verwandten.

Beerdigung und Leichengottesdienste werden am Montag den 31. Juli stattfinden, wozu geziemendst eingeladen wird.

Schrannen-Bericht.

Ort der Schranne.	Getreide-Gattung.	Voriger Rest.	Neue Zufuhr.	Gesammt-Summe.	Verkauf.	Im Rest bleiben	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigster Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
		Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Landshut, vom 28. Juli. 1871.	Waizen . . .	409	985	1394	1059	335	23	51	22	56	21	35	—	1	—	—
	Korn	73	442	515	446	69	14	30	14	15	14	3	—	5	—	—
	Gerste	—	16	16	10	6	10	12	9	54	9	—	1	15	—	—
	Haber	87	359	446	360	86	9	45	9	1	8	39	—	—	—	1
	Linsen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	Bohnen . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 29. Juli 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2527	1027	24	21	23	16	21	14	—	26	—	—
Korn	2064	1447	14	9	13	33	13	3	—	21	—	—
Gerste	160	82	13	53	13	—	12	19	—	—	—	43
Haber	1424	1796	10	7	9	23	8	36	—	21	—	—

2439

Dankes-Erstattung.

Für die so ehrende Betheiligung bei dem Leichenbegängnisse und dem Seelengottesdienste unseres innigstgeliebten Sohnes, Bruders und Vetters, des

Jünglings Andreas Braun,

Steinmetz-Gehilfen,

sagen wir Allen unsern herzlichsten Dank. Insbesondere sagen wir Dank dem verehrlichen „Gesangverein" für seine erhebenden Grabgesänge.

Landshut und Pfeffenhausen, 28. Juli 1871.

Die tieftrauernd Hinterbliebenen.



Eine Wohnung mit 4 Zimmern und Bequemlichkeiten ist auf Michaeli zu vermiethen. Das Uebr. (3b) 2384

2369 (3) **Eine schöne Wohnung** mit 3 Zimmern und sonstigen Bequemlichkeiten ist Altstadt Hs.-Nr. 88 auf Michaeli zu vermiethen.

Metrische Gewichte

empfiehlt zu Werkspreisen in größter Auswahl

2419 (2b) **Frz. Ser. Hilz.**

Kanarien-Vögel

sind Bergstraße Nr. 148 über 1 Stiege zu verkaufen.

Eine gute Seifensieder-Presse

mit allem Zubehör ist billig zu verkaufen. Das Uebr. d. Exp. ds. Bl. (4b) 2363

2424 **Die Wohnung im II. Stock** (3b) im Hause 448 in der Neustadt ist bis Ziel Michaeli zu vermiethen, kann auch sogleich bezogen werden.

Eine Parterre-Wohnung mit 5 Zimmern und sonstigen Bequemlichkeiten ist auf Michaeli zu beziehen. D. Uebr. (3c) 2400

Eine schöne große Wohnung auf schönstem Platze ist zu vermiethen. Das Uebr. in der Exp. d. Bl. (3c) 2401

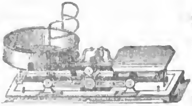
Eine Wohnung mit 5 Zimmern, Küche etc. etc. im I. Stocke ist auf Michaeli zu vermiethen. Das Uebr. d. Exp. (3c) 2399

Bei einer ruhigen Familie sind vom September an

zwei schöne Zimmer

meublirt oder unmeublirt, an einen soliden Herrn zu vermiethen. Wo? sagt d. Exp. (3b) 2411

Viehwaagen 20 Ctr.: 90 fl. mit Gallerie 110 fl.



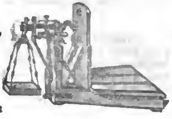
Georg Heise,

Mechaniker in Landshut,

Neustadt 469

empfiehlt

Waagen



Viehwaagen 30 Ctr.: 110 fl. mit Gallerie 130 fl.

nach den neuesten gesetzlichen Bestimmungen

gefertigt unter Garantie.

Haushaltungs- und Ladenwaagen:

Tragkraft:	6.	10.	20.	30.	40 Pfund.
Preis:	13.	15.	18½.	23.	27 Gulden.

Brückenwaagen: (7) 160

Tragkraft:	1.	2.	3.	4.	5.	8.	10.	15.	20.	22.	30.	40 Zentner.
Preis:	10.	14.	15.	18.	20.	25.	30.	40.	50.	60.	80.	95 Gulden.

2440

Danksagung.

Wir Unterzeichnete fühlen uns gedrungen, dem hochw. Herrn Expositus **Mathias Simbeck** für die, bei dem am Sonntag den 23. Juli abgehaltenen Siegesfest überaus reichliche Bewirthung, die er uns im höchsten Maße zu Theil werden ließ, den tiefgefühlten Dank auszusprechen. Auch können wir nicht unterlassen dem Herrn Wirth **Anton Graf** für seine Aufmerksamkeit und Bedienung unsere Anerkennung und unsern Dank auszusprechen; ferners fühlen wir uns verpflichtet, dem Bürgermeister **Mathä Wimmer**, sowie allen Marklkofnern und der ganzen Gemeinde und Gönnern der Expositur für die reichliche Bewirthung, die sie uns den ganzen Tag zu Theil werden ließen, unsern innigstgefühlten Dank abzustatten.

Marklkofen, am 27. Juli 1871.

Die 64 Feld-Soldaten verschiedener Regimenter und Bataillone.

Bekanntmachung.

Die auf Montag den 31. ds. Mts. im Wirthshause zu Geberskorf anberaumte Versteigerung **unterbleibt** vorläufig, weil Maierhofer gegen das einschlägige erstinstanzielle Erkenntniß Berufung ergriffen hat.

Rottenburg, am 28. Juli 1871.

Joh. Nep. Haßlinger,

Amtsverweser des k. Gerichtsvollziehers Carl Rößer. 2441

Berliner Bank.

Unsere Bureaux sind mit dem heutigen Tage

Unter den Linden 17

eröffnet.

Das Capital der Gesellschaft besteht aus **zehn Millionen Thalern,** von denen bis jetzt zwei Millionen emittirt sind.

Die Wirksamkeit der Bank umfasst Bank- und Handels-Geschäfte aller Art.

Berlin, den 15. Juli 1871.

Berliner Bank.

(2b) 2350

Haus-Verkauf.

2446

In einem schönen Markte im Vilsthale ist ein sehr nahe gelegenes neues **Haus**, gemauert, Steindach, mit großem Keller und 0,26 Tagw. Gemüsgarten, billig zu verkaufen. Wo? sagt die Exped. gegen portofreie Briefe mit 3 kr.-Franko-Marken.

Es wird ein ordentlicher

Bäckergehilfe

auf's Land gesucht. Das Nähere beim Thorbräu in Landshut. 2447

Ein meublirtes Zimmer

in der untern Altstadt wird sofort zu miethen gesucht. Das Uebr. d. Exp. (2b) 2418

In der Jos. Thomann'schen Buchhandlung in Landshut ist zu haben:

Bellarmin, Himmelsleiter oder Erhebung des Geistes zu Gott vermittelst der Betrachtung der erschaffenen Dinge. 1 fl. 21 kr.

Wacker, Geschichten für Neukommunikanten für die Zeit sowohl vor als nach der ersten hl. Kommunion. 1 fl. 24 kr.

Otto, Vernunftbeweis für die Nothwendigkeit der Unfehlbarkeit des Papstes. 14 kr.

Memoiren des Cardinals Hercules Consalvi. 2 fl. 24 kr.

Nördlinger, Kenntniß der wichtigsten kleineren Feinde der Landwirthschaft. Gebd. 40 kr.

In der **Georg** Franz'schen Buch- und Kunsthandlung (Ed. Lorbeck) in München, Perusagasse Nr. 4, ist soeben erschienen und durch die Joseph Thomann'sche Buchhandlung in Landshut zu beziehen:

Das Gesetz,

betreffend die

Wechselstempelsteuer

vom 10. Juni 1869,

im Königreiche Bayern wirksam vom 1. Juli 1871 an.

Im Namen der Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern,

herausgegeben mit praktischen Erläuterungen unter gleichzeitiger Benützung aller vom Bundeskanzleramte, wie im Königreiche Bayern erschienenen Ausführungsbekanntmachungen nebst einer zum Aufkleben bestimmten, auf süddeutsche Währung umgerechneten Tabelle von deren Sekretär J. Landgraf.

Cart. Preis 18 kr

2448 Ferner:

Die Stempeltariftabelle als Plakat. 9 kr.

Erdinger Schranne vom 27. Juli 1871.

	Waiz.	Korn.	Gerste	Haber
Voriger Rest	97	12	1	8
Neue Zufuhr	592	411	20	257
Schrannenstand	689	423	21	265
Heutiger Verkauf	504	328	12	223
Rest	185	95	9	42

	Waiz. fl.	kr.	Korn. fl.	kr.	Gerste fl.	kr.	Haber fl.	kr.
Höchster Preis	23	1	12	58	11	20	9	12
Mittlerer "	22	9	12	29	10	47	8	49
Niedrigster "	21	10	11	48	10	—	7	53
Gefallen	1	20	1	38	1	25	—	26
Gestiegen	—	—	—	—	—	—	—	—

Warnung.

Der Unterzeichnete warnt hiemit Jedermann, seinem Eheweibe unter irgend einem Vorwande etwas zu leihen oder zu borgen, indem er für dieselbe durchaus keine Zahlung leistet.

2442 **Joseph Furthner.**

Eine Wohnung

im 2. Stock ist für eine kinderlose Familie auf Michaeli zu beziehen bei

2443 (2a) **Holger**, Posamentier.

Telegraphischer Schiffsbericht, 2444

mitgetheilt von

F. J. Bothof, Mainz u. Aschaffenburg

Das Hamburger Postdampfschiff **Westphalia** Capt. Schwensen, von der Linie der **Hamburg-Amerikanischen Packet-Fahrt-Aktien-Gesellschaft**, welches am 12. Juli von Hamburg abging, ist nach einer glücklichen Reise von 10 Tagen 12 Stunden wohlbehalten in New-York angekommen.

In der untern Altstadt Nr. 101 ist ein Zimmer vornheraus auf Michaeli zu vermiethen. 2445

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. — № 32 — Den 7. August: Afra.

Der stille Walter.

Erzählung von E. Franz.

(Fortsetzung.)

Mehrere Tage waren verflossen. Elise hatte sich auf ihr Zimmer zurückgezogen, einen Brief zu schreiben und Mathilde war mit Ida allein. Sie sprach freundlich zu ihr, sie strebte sogar fröhlich zu scheinen, aber sie fand den Ton nicht, der in der Kindesbrust Anklang findet. War es, daß die Kleine halb unbewußt das tiefe Weh herausfühlte, das sich hinter den tändelnden Worten barg, oder daß die blinde, in finsteren Gram versunkene Mutter ihr zu entfremdet war, der sprudelnde Quell kindlichen Geplauders plätscherte nicht hervor. Einsilbig und scheu antwortete die Kleine und rasch erlahmte der gute Wille der Mutter.

Mathilde wurde zerstreut und versank bald in tiefes Schweigen.

Ida zögerte eine Weile, nicht wissend, was sie beginnen solle, endlich fragte sie schüchtern, ob sie sich nicht entfernen dürfe.

— Ja, geh', geh' zu Deiner Wärterin, sagte Mathilde, wie aus schwerem Traum erwachend.

Fröhlich wie ein Vogel, der seinem Käfig entkommt, trippelte die Kleine fort; einen Augenblick später hatte sich die Thüre hinter ihr geschlossen.

— Sie kann es nicht erwarten, mich zu verlassen, sagte sie in bitterem Ton zu sich, warum bin ich noch auf der Welt!

Sie trat zur Physharmonika, um ihren Gedanken zu entfliehen.

Die ernsten, sanften Töne schwangen sich klagend und doch wieder mild und tröstend in die Luft; aber als ob ein böser Dämon sein Spiel mit ihr triebe, verlor Mathilde plötzlich den Faden der Melodie, ihre Finger irrten auf den Tasten umher und im Suchen nach den Tonperlen, die sich von der Schnur losgelöst hatten und ihrem Gedächtniß entrollt waren, drängte sich ihr mit Ungestüm eine andere Weise auf — das Lied, das die junge Frau so oft von Hilbert singen gehört, ihre und seine Lieblingsmelodie.

Ohne daß sie es wollte, erklangen unter ihren Fingern die wohlbekannten Töne.

Heftig sprang sie empor.

— Fort, fort mit diesen Erinnerungen, rief sie aus. Sie wollte nicht länger hier weilen mit der Last ihrer Gedanken, sie wollte in's Freie und beschloß, den Onkel im Garten aufzusuchen, verschmähte es aber, durch einen Zug an der Klingel Jemand von der Dienerschaft herbeizurufen; meinte sie doch, den Weg allein ganz gut zu finden. An das Geländer der Treppe gestützt, wähnte sie, trotz der Nacht, die auf ihren Augen ruhte, ungefährdet das Freie zu gewinnen.

Sie täuschte sich. Ihre Ortskenntniß sollte sie heute trügen. Es gelang ihr nicht, die Treppe zu erreichen, und nach einigen vergeblichen Versuchen, sich zurecht zu finden, beschloß sie, in ihr Zimmer zurückzukehren, aber selbst dies wollte nicht gelingen.

Hier und dort tappte sie an eine Thüre, fand aber jede verschlossen.

Endlich öffnete sich eine Pforte unter dem Drucke ihrer Hand.

— Ist Jemand hier? fragte sie.

Niemand antwortete, aber es regte sich dicht neben ihr und ein weicher, zottiger Körper schmiegte sich schmeichelnd an sie an.

— Fido, Du? sagte Mathilde, den Neufundländer streichelnd; ach, nun weiß ich, wo ich hingerathen bin, in des Oheims Wohnung.

— Onkel, bist Du da? ließ sie nochmals ihre Stimme erschallen.

Jetzt erhielt sie tönende Antwort, aber nicht aus dem Munde des alten Mannes oder irgend eines menschlichen Wesens; die Spieluhr war es, die auf der Commode ihr klagendes Lied anhob.

— Vier Uhr! sagte die Blinde zu sich; um diese Stunde kommt er immer hieher seine Pfeife zu rauchen. Ich will ihn gelassen erwarten; jedenfalls ist dies besser als herumzuirren.

Sie nahm auf dem kleinen Sopha in der Ecke Platz und wartete, wenn auch nicht eben mit Gelassenheit. Ihre Ungeduld hatte sie getrieben, sich allein aus ihrem Zimmer zu entfernen; ihr Versuch, ohne fremden Beistand den Garten zu erreichen, war mißlungen, und mit schmerzlicher Gewalt kam das Gefühl völliger Verlassenheit über sie. Ihre leidenschaftliche, heftige Natur machte sie die Bitterkeit ihrer Lage ungewöhnlich tief empfinden.

Wie sie in Dunkelheit so allein saß, gesellten sich zu dem Bewußtsein ihrer Hülflosigkeit die Schauer der Vergangenheit. Sie hatte sich in diese so lange Zeit hindurch und so ausschließlich versenkt, daß sie jetzt, ob sie sich auch nach geistigem Ausruhen sehnte, ihren Gedanken nicht mehr zu gebieten vermochte.

Der Hund hatte sich an sie angeschmiegt, sie streichelte sein dicht behaartes Fell, sie sprach mit dem Thiere, wie um sich zu betäuben; aber jetzt ließ sich Musik hören.

Die kleine Ida übte sich drüben auf dem Piano. Mathilde lauschte anfangs; bald aber wirkte das monotone Getön einschläfernd auf die Zuhörerin. Ihre Gedanken verwirrten sich, die Wimpern senkten sich über die Augen, jetzt ruhten sie unbeweglich auf ihren Wangen, Mathilde war entschlummert.

Der Schlaf bringt den Blinden ein eigenes Leben; er gibt ihnen für Stunden wieder das verlorene Licht, er läßt sie Gegenden, Bilder, Gestalten sehen, die sie im Wachen nimmer schauen können. Er läßt ihnen die Sonne wieder scheinen, thut ihnen der Farben Pracht auf; er zieht den Schleier von ihrem Blick. Ach gäbe es nur kein Erwachen zur Nacht, die keinem Tage weicht!

Mathilde träumte von früheren seligen Zeiten, von dem Vater ihres Kindes, von ihm, den sie so heiß geliebt. Die tiefen, entsetzlichen Schatten, welche später sein Bild verdunkelt, waren zerflohen — Alles war licht und freudig, die Wirklichkeit zu einem formlosen Traum zusammengeschrumpft.

Wie lieblich sah Mathilde die Sonne über dem Grün des Rasens spielen, auf dem sich ihr Knabe fröhlich tummelte! wie glühten die Rosen an ihren schlanken Stengeln! wie schwelgte ihr Blick in dem schönen Bilde! Und dann schaute sie zu ihrem Gatten empor, er neigte sich lächelnd zu ihr, seine Augen leuchteten voll Liebe ihr entgegen.

Ein dumpfes Geräusch weckte sie aus ihrem süßen Schlummer. War es nicht das Oeffnen und Schließen einer Thüre gewesen?

Noch vom Schlaf befangen, blieb Mathilde unbeweglich, allein sie fühlte den schönen Traum schwinden. Jetzt erhob sie die Augen langsam, doch ob sie sie auch weit, weit öffnete, kein Sonnenblick, kein Lichtstrahl kam ihnen entgegen.

Sie war erwacht! Aber war sie es wirklich?

(Fortsetzung folgt.)

Zur Einnahme von Paris durch die Versailler Truppen gilt folgender Bericht, den der Minister für die öffentlichen Arbeiten an Herrn Thiers gerichtet hat, einen interessanten Nachtrag:

„Versailles, 1. Juli 1871. Herr Präsident! Am 21. Mai

d. Js., um 3 Uhr Nachmittags, als eben das Feuer unserer Batterien mit dem größten Nachdruck auf den die Porte de St. Cloud umgebenden Theil der Festungswerke von Paris gerichtet war, erschien plötzlich in der Nähe dieses Thores an der Bastion 64 ein Mann und schwenkte ein weißes Tuch als Parlamentärflagge. Dieses Signal wurde von unseren zum Glück sehr nahe gerückten Vorposten bemerkt. Im ersten Augenblick fragte man sich allerdings, ob man es hier nicht wieder mit einer jener Verräthereien zu thun habe, denen man schon oft wiederholt zum Opfer gefallen war; bald aber entschloß sich der Truppencommandant, Fregattencapitän Treve, nachdem er seinen Soldaten verboten hatte, ihm zu folgen, allein vorzugehen, und überzeugte sich nun sogleich, daß er einem Manne gegenüberstand, der sich für das Wohl des Landes aufgeopfert hatte. Dieser Mann war Herr Jules Ducatel, ein schlichter Bauaufseher (Piqueur) im Dienste der Stadt Paris. Er wohnte in der Nähe des Point du Jour, hatte schon mehrmals in derselben Absicht gefährliche Recognoscirungen unternommen und war nun, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Insurgenten durch das Feuer unserer Artillerie von jenem Theil des Festungswalles vertrieben waren, herbeigekommen, um mit Gefahr seines Lebens dies unseren Truppen anzuzeigen, so daß dieselben, ohne Bresche schießen, oder einen Sturm unternehmen zu müssen, in die Stadt eindringen und ohne Widerstand von der Porte de St. Cloud und den beiden benachbarten Bastionen Besitz ergreifen konnten. Durch den Telegraphen benachrichtigt, konnte der General Douay herbeieilen, sich des Raumes zwischen den Festungswerken und dem Viaduct bemächtigen und das Thor von Auteuil nach einem ziemlich lebhaften Kampfe durchbrechen. Ducatel machte sodann den General Douay auf die Möglichkeit aufmerksam, bis zum Trocadero vorzudringen; er diente dem Obersten Piquemal, Generalstabschef der Division Berger, als Führer. So gelangte man bis vor die Barricade, welche den Quai von Grenelle sperrte. Ducatel stand allein voran, unbeirrt durch die Gewehrschüsse, die man wechselte, brachte durch Parlamentiren die Insurgenten zur Flucht und machte es so der Colonne möglich, die Barricade zu übersteigen und den Trocadero zu nehmen. Nun wäre Ducatel beinahe ein Opfer seines Muthes geworden. Er wurde von den Insurgenten ergriffen, nach der Militärschule gebracht und sollte schon erschossen werden, als das Erscheinen unserer Truppen sein angebliches Kriegsgericht in die Flucht trieb."

Auf Grund dieses Berichtes beantragt der Minister die Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion an Ducatel, welchem Antrag auch von dem Chef der Vollzugsgewalt stattgegeben worden ist.

Baron Stoffel, der bekannte ehemalige napoleonische Gesandte in Berlin, nimmt von diesem Berichte Gelegenheit, um allen Behauptungen gegenüber, als habe die französische Armee Paris mit Sturm genommen, zu constatiren, daß Ducatel die Veranlassung hiezu war. Baron Stoffel gehört zu den wenigen Franzosen, die sich frei erhalten haben von der Selbstschmeichelei und Phrasenhaftigkeit, mit welcher sich jenes geistreiche Volk so gern über den wahren Sachverhalt täuscht, um dann schließlich grausam zu erwachen. In seiner neuen Einleitung zu seinem auch von uns veröffentlichten „Militärbericht, geschrieben aus Berlin" sagt Baron Stoffel:

„In der Sitzung vom 22. Mai erstattete der Präsident der vollziehenden Gewalt einen Bericht über die militärischen Vorgänge, die zu dem Einmarsche der Truppen in Paris führten. Er drückte sich folgendermaßen aus: „Gestern Nachmittag bemerkte der tapfere General Douay, daß die von unserer Artillerie bewirkten Zerstörungen viel bedeutender waren, als er geglaubt hatte, und daß man den Breschen bei St. Cloud nahen konnte. Die Artillerie-Officiere mit vier Compagnien eilten zur Stelle, und die ganze Armee folgte." Wie sehr sind solche Angaben zu tadeln! Sie sind nicht nur unwahr, sondern verleiten auch dazu, der Nationalversammlung und Frankreich das größte Unrecht anzuthun. Die Wahrheit ist, daß weder an dem Thor von St. Cloud noch irgend wo anders eine Bresche war und daß die Truppen noch fünf oder sechs Tage nicht in Paris eingezogen wären, wenn nicht ein unvorhergesehenes Ereigniß eingetreten wäre, in welchem ein gewisser Ducatel die Hauptrolle spielte. Er war es, der vom Walle her und unter Feuer ein Zwiegespräch mit den Versailler Truppen hatte und sie davon in Kenntniß setzte, daß die Umwallung ohne Vertheidiger war. Er war es auch, der die Soldaten in Stand setzte, den Wallgraben unbemerkt, Anfangs einer nach dem andern und auf einem Fußstege zu überschreiten. Ihm und ihm allein verdankt Frankreich die Rettung seiner Hauptstadt. Wer weiß nicht, daß die Empörer einige Tage vorher alles Petroleum requirirt und ihre Brandstifter-Compagnien organisirt hatten, und daß sie ganz Paris niedergebrannt haben würden, wenn die Truppen es für nothwendig gefunden hätten, noch vier oder fünf Tage an der Herstellung einer Bresche und der Ausführung eines Sturmangriffes zu arbeiten? Noch einmal sei es gesagt: Ducatel war es, der Paris gerettet hat."

Es ist bekannt, daß die Barricaden, sowie die Vorbereitungen der Aufrührer, Paris ganz niederzubrennen, noch nicht beendigt waren, als die Truppen eindrangen. Stoffel hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß Ducatel dadurch, daß er der Armee der gesetzlichen Regierung den Einmarsch um etwa fünf Tage früher ermöglichte, Paris vor diesem Schicksal bewahrt habe.

Das Ende der Commune.

(Aus der allg. Ztg.)

Bei Schilderung der letzten Kämpfe können wir uns kurz fassen. Die eigentliche Stadt Paris war schon am 26. vollständig in den Händen der Truppen, nur im Osten waren noch die letzten Bollwerke der Insurrection zu nehmen. Im Laufe des 27. nahmen die Generale L'Admirault und Grenier den wichtigsten Theil der Vorstadt La Villette, und gegen Abend in Verbindung mit General Montaudon die stark befestigten Buttes de Chaumont und die zu einem Fort umgestalteten Höhen von Belleville, wo die Batterien gestanden, welche Paris mit Petroleum-Bomben verheert hatten.

Die Einnahme der Barricaden von Belleville hat der Armee viel Arbeit und schwere Verluste gekostet. General Pradier nahm die Barricaden an der Spitze seiner Truppen mit Sturm; die Leute waren durch die Hartnäckigkeit der Gegenwehr und die Schwierigkeit des Terrains fast ermüdet. Der Lehmboden war so glitschig und zäh, daß vielen Soldaten die Schuhe stecken blieben, und diese nach erfochtenem Siege nun den todten Insurgenten das Fußwerk auszogen, um sich damit zu bekleiden. Noch werden fortwährend Pulver- und Petroleum-Fässer nebst Kalipikrat in den Abzugskanälen aufgefunden. Die Kirche St. Amboise war zum Hauptdepot für Chemikalien eingerichtet worden, und man fand dort nebst großen Pulvervorräthen Nitroglycerin, Fluorhydrat, Kalipikrat und Petroleum-Bomben. In der ehemaligen Barrière Rochechouart fand man 12 Tonnen Pulver und 2 Kilogramme Kalipikrat, womit die Häuser in die Luft gesprengt, und zwischen den Truppen und Insurgenten statt der Barricaden unübersteigbare Trümmerhaufen geschaffen werden sollten. Wären die Stellungen des Montmartre nicht zu Anfang des Kampfes genommen worden, so würden die Insurgenten die Stadt ungleich mehr beherrscht haben, denn dort war ihre Artillerie weit stärker noch als auf den Buttes Chaumont. Der Angriff auf den Montmartre ward mit einer Raschheit und Gewandtheit ausgeführt, die später vielfach vermißt wurden. Der Hauptschlag, welcher die Insurgenten demoralisirte, ward in der Rue de Ruisseau geführt, wo die Insurgenten überrascht wurden, da Nationalgardisten voraufmarschirten und die nachrückenden Truppen verdeckten. Diese Nationalgarden waren Bewohner des Montmartre, welche sich in Eile zusammengeschaart und den Chefs der Versailler Armee zur Verfügung gestellt hatten. Am späten Abend des 27. ward auch der Friedhof Père Lachaise durch General Vinoy genommen. Damit waren die Insurgenten aus ihren wichtigsten Verschanzungen herausgeworfen, auf drei Seiten durch die Bajonnette der Versailler, auf der vierten durch die der Deutschen umschlossen. Schon am Vormittag des 28. mußte sich ein großer Theil am Canal St. Martin ergeben. Damit war der ganze Faubourg St. Martin von den Insurgenten gesäubert.

Gleichzeitig nahmen die Generale Douay und Clinchant den größten Theil des Faubourg du Temple, und noch am Nachmittag des Pfingstsonntags fiel der letzte Schuß innerhalb der Ringmauern von Paris in diesem grausigen Kampfe. Das ganze

Terrain bis zur östlichen Enceinte war im Besitze der Truppen, viele Tausende von Insurgenten hatten auf Gnade und Ungnade die Waffen gestreckt.

Zum Zeichen der definitiven Niederwerfung des Aufstandes und der Beendigung des Kampfes hielt Thiers mit einer Escorte von Gendarmen eine Umfahrt durch einige Viertel der Hauptstadt, und auch Mac Mahon mit seinem Generalstab durchritt die eroberte Stadt.

Diese letzten Augenblicke des Kampfes finden sich nirgends ausführlicher geschildert, die Berichterstatter mochten wohl nicht Zeugen sein dieses letzten verzweiflungsvollen Ringens der Commune mit den mehr das Amt der Henker als das der ehrlichen Kämpfer versehenden Soldaten der Nationalversammlung.

Am Pfingstmondtag, den 29., blieb noch das Fort Vincennes in den Händen des letzten Restes der Insurgenten. Nach einem verzweifelten Versuche, die Linien der Bayern zu durchbrechen, gaben sie sich den von allen Seiten andringenden Regierungstruppen gefangen. Damit war der letzte bewaffnete Widerstand der Commune und ihrer Anhänger gebrochen.

Während des letzten Krieges stürzte eines Tages ein strammer bayerischer Feldpostillon vom Pferde und zog sich eine schwere Verletzung des Oberschenkels zu. Der Arzt erscheint und verlangt Blutegel. Ein Dutzend! Zwei Dutzend! Eifriges Bemühen, sie anzusetzen; aber alles hilft nichts, die Blutegel beißen nicht an. Man streift sie aus und hält sie wieder eine Viertelstunde lang an's Bein. Man bestreicht den Schenkel des Patienten mit süßester Nidel. Alles vergeblich! Der Doctor schwitzt wahre Pfundtropfen der Verzweiflung. Aber die Blutegel beißen auch jetzt nicht an. Schon wird von unserem Aesculap die Möglichkeit aufgegeben, der Haut dieses königlich stramm-bayerischen Postopfers beizukommen; schon greift der Doctor-Feldscheer entschlossen nach Hut und Reitpeitsche — da faßt der Postillon Muth, und schüchtern tönt es auf zu Sr. promovirten, examinirten und patentirten Herrlichkeit: „Moan'es nit, Herr Doctor, daß es besser wär', wenn i zuvörderst mein Lederhosen auszlah'gn that?" (Wenn's nicht wahr ist, ist's doch drollig erfunden!)

Unter dem Titel „Kriegslyrik" fällt ein Mitarbeiter der „N. fr. Pr." ein herbes, aber sicher treffendes Urtheil über die Sündfluth von Poesie, mit welcher der verflossene Krieg Deutschland überschwemmt hat. Er schreibt: „He is rhymer, but no poet", so soll Milton's kurzes Urtheil über die Fähigkeit des jungen Dryden gelautet haben. Wie oft war man versucht, mit diesem Richterspruche Nummer Eins bis Neunundneunzig aus der unabsehbaren Schaar deutscher Barden zu kennzeichnen, die seit dem Juli vorigen Jahres zu der Fahne der kriegerischen Poesie schworen! Der Hundertste erst war ein Dichter von Gottes Gnaden, und vielleicht ist selbst diese Rechnung noch zu hoch gegriffen. Zwar die Lieder, welche uns Freiligrath gesungen, werden noch lange im Herzen des Volkes nachhallen, und die männlichen Verse von Julius Große haben ein gleiches Anrecht auf unsere Erinnerung; aber von der übrigen poetischen Waare, welche diese bewegte Zeit erzeugte, fuhr so manches Stück selbst unter berühmter Flagge, das wir ohne Bedauern auf der Reise von dem Autoren-Schreibpulte bis zum Buchhändlerladen hätten versinken sehen mögen. Wohl vermögen Kunst und Routine viel, und kleinen Gegenständen können auch kleine Mittel genügen, aber vom Theetische des warmen behaglichen Zimmers aus, die friedliche Pfeife im Munde, vom würdevollen Schlafrock geschützt, das Gewühl der männermordenden Feldschlacht, das Grauen des tausendfachen Todes, die Fanfaren schwer errungenen Sieges und das stille Sehnen klopfender Heldenherzen: all dieß Zug um Zug in Schrift zu bannen, mag sich Jeder dreimal besinnen, dreimal dreimal aber, das Geschriebene der Welt zu schenken.

Was ist eine Milliarde? Auch eine Berechnung. Fast in jeder Zeitung hat ein erfindungsreicher Kopf seine Phantasie angestrengt, um dem Leser eine Vorstellung von der gewaltigen Summe zu geben. Es ist genau berechnet, wie hoch eine Säule von einer Milliarde Franken sei, eine wie weite Strecke man mit einer Milliarde pflastern könne; wie viele Waggons der Transport derselben in Anspruch nehmen würde, wie viel Methusalems-Alter ein Mensch erreichen müsse, um eine Milliarde zählen zu können, wie Adam, wenn er als Briefbote geboren wäre, noch heute, im Jahre 1871 nach Christi Geburt, oder nach Rechnung der Juden im 5632sten Jahre nach Erschaffung der Welt, nicht den dreißigsten Theil einer Milliarde als Einkommen genossen hätte, obwohl er in seinen Wanderungen bereits einen Weg zurückgelegt haben würde, der 1500 Mal die Erde, wo sie am dicksten ist, umfassen würde. Alle diese und phantasiereichere Berechnungen sind angestellt, nur eine ganz einfache ist, vielleicht ihrer Einfachheit wegen, übersehen worden. Die fünf Milliarden, welche Frankreich als Kriegsentschädigung zu zahlen hat, würden hinreichen, jedem der 40 Millionen Einwohner Deutschlands ein Stück Landes zu geben, das an Quantität und Qualität genügen würde, ihn Jahr aus Jahr ein mit Kartoffeln und Gemüse zu versorgen.

Den Wintergarten des Königs von Bayern auf der Münchener Residenz beschreibt ein Feuilletonist des „Nürnberger Correspondent" in folgender Weise: „In unserem rauhen Norden wandelt da oben Dein Fuß unter herrlichen Palmen; üppige Schlinggewächse hemmen den Blick und breiten reiches Grün über die mächtigen Eisenrippen, die den kunstvollen Glasbau tragen, dieselben dem Auge völlig verbergend. Aus der saftgrünen Wildniß glänzt ein See Dir entgegen, Schwäne gleiten auf demselben, buntfarbige Wasservögel lassen es sich wohl sein unter den breitblättrigen üppigen Wasserpflanzen, Du traust Deinen Augen nicht, Du weißt ja, daß Du Dich hoch oben auf dem Dache des Königlichen Palastes befindest, Du glaubst zu träumen und dennoch ist es Wirklichkeit; der Zauber, den hier ein Königswort hervorgerufen, ist greifbar. Da liegt ein Kahn, steige hinein, und lasse Dich schaukeln von der klaren, tiefen Fluth, in welcher Fische ihr lustiges Spiel treiben, fasse getrost in die klare Welle, sie ist kalt und naß, greifbare Wirklichkeit. Staunend wanderst Du weiter, da blickt Dein Auge in unendliche Fernen, ein weites, blaues Meer schlägt seine Wellen, und darüber hinaus dehnt sich ein ungeheures Gebirge. Wilde Schneekuppen, höher als die unserer deutschen Alpen, ragen in den tiefblauen Himmel; Du glaubst jetzt an Alles; Du würdest Dich gar nicht wundern, wenn jetzt auf dem Meere da, dessen Wellen Du factisch siehst, ein Dampfschiff daherkäme und Dich aufnähme und hinübertrüge zu jenen märchenhaften Bergen. Dießmal ist es aber doch ein Zauber, der Dein Auge blendet. Optik, Decorationsmalerei und Maschinerie haben zusammengewirkt, um hier ein Märchen zu ersinnen, das Du glauben mußt, so plastisch, so schön, so natürlich stellt es sich dar in jenem Wunderbaue, von dem so viel gefabelt worden ist und den so wenige Menschen doch gesehen haben. Was ich Dir aber erzählt habe, lieber Leser, ist keine Fabel, sondern reine Wahrheit, die Du getrost glauben darfst."

Die bekannte Welfenhose hat zu München ein Seitenstück in einer Hohenzollernhose gefunden. Dortige Blätter erzählen folgende Anecdote. Während der Anwesenheit des Kronprinzen von Preußen war es sehr heiß. Der Prinz wollte sich baden und fuhr mit einem einzigen Begleiter in ein von Leuten aller Stände besuchtes Schwimmbad in der Müllerstraße, ließ sich eine Schwimmhose geben, wie jeder Andere, und schwamm, wo Alles schwimmt. Die Schwimmhose hat sich der Besitzer der Anstalt, als er erfuhr, wer sie getragen, zum ewigen Angedenken extra aufgehoben." Glücklicher Besitzer!

Ein schwedischer Officier mit Namen Felldin war in päpstliche Dienste getreten und kehrte als Katholik kürzlich nach Schweden zurück. Die höchsten militärischen Spitzen erklärten ihm aber, daß er in Folge seines Religionswechsels nicht mehr in die Armee aufgenommen werden könne. Selbst der Kronprinz Oskar geruhte, ihn zu versichern, daß er mit offenen Armen wieder in die Armee aufgenommen worden wäre, wenn er nicht den katholischen Glauben angenommen hätte, nun sei dies aber nicht möglich, da das sämmtliche Officierscorps bestimmt ausgesprochen

habe, die Demission zu nehmen, wenn man einem Katholiken den Officiersrang verleihe! Es bleibt wahr, was ein großer Gelehrter gesprochen: „Die Protestanten reden viel von Toleranz und die Katholiken üben sie.“

(Eine Gletscherpartie.) Ueber eine gefährliche Gletscherpartie wird aus Glarus berichtet: Letzten Samstag begaben sich zwei Touristen mit den Führern Albrecht und Joachim Zweifel auf's Grünhorn, um bei dem voraussichtlich schönen Wetter am Sonntag den Tödi zu besteigen. Diesen schloffen sich junge Bursche von Linthal an, um in Gesellschaft dem Bergcoloß einen Besuch abzustatten. Am Sonntag Morgens trat aber früh starker Nebel ein, welcher die Bergsteiger ob der sog. Schneerunse zum Rückzuge zwang. In der Nähe vom Grünhorn führte der Weg an einer tiefen Gletscherspalte, welche gegenwärtig nur noch theilweise mit einer brückenförmigen Schneeschichte bedeckt ist, vorbei. Da machte es zwei jungen Leuten ein Vergnügen, auf diese Schneeschicht zu steigen und mit den Stöcken deren Dicke zu messen. Aber wie sie darauf traten, brach der aufgeweichte Schnee, und Beide verschwanden zum Schrecken der Anderen in dem gähnenden Gletscherschrund. Da galt nun kein Zaudern, und sofort wurde der Führer Albert Zweifel an zwei zusammengebundenen Seilen 120 Fuß in die Tiefe gelassen, bis er die Gestürzten erreichte. Beide befanden sich, mit Ausnahme von einigen Schürfungen im Gesichte, ohne weitere erhebliche Verletzungen und wurden glücklich an die Oberfläche gezogen.

(Wie Schauergeschichten gemacht werden.) Unter dem 18. Juli meldeten Blätter aus Frankfurt a. M. Folgendes: „Das Gerippe einer Frauensperson, das noch mit einem Hemde bekleidet war, wurde beim Abbruch eines Hauses in einem Wandschrank eingemauert gefunden. Die Haare des Schädels, welcher verschiedene Fracturen hat, sind zum Theil noch wohl erhalten. Das Gerippe wurde sehr vorsichtig seinem Grabe entnommen und dem Physicat zur Untersuchung übergeben.“ Das kleine Körnchen Wahrheit in dieser Geschichte bringt heute die „Frankf. Ztg.“ in folgenden Zeilen: „Hinsichtlich des in der Stelzengasse aufgefundenen Gerippes vernehmen wir, daß nur ein Theil der Knochen (wie Schädel ꝛc.) als von einem Menschen herrührend erkannt wurden, während der weitaus größte Theil der Knochen von Thieren stammt.“

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.



Hopfen. Dem Donnerstagsmarkt waren 80 Ballen zugeführet. Das Geschäft blieb bei dem Mangel an entsprechend guten Sorten ziemlich beschränkt. Es sind bis Mittags kaum 50 Ballen feine Sorten, wovon 10 Ballen Ausstich zu 55 fl. Erwähnung verdienen, zum Abschluß gekommen. Die meisten Käufe hievon lauteten zu 36—42 fl. (Nnbrgr. Anz.)

Schrannen-Bericht.

Ort der Schranne.	Getreide-Gattung.	Voriger Rest.	Neue Zufuhr.	Gesammt-Summe.	Verkauf.	Im Rest blieben	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigster Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
		Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Landshut, vom 4. August 1871.	Waizen	335	514	849	574	275	24	29	23	17	21	23	—	—	—	21
	Korn	69	207	276	258	18	14	51	14	30	14	2	—	—	—	15
	Gerste	6	4	10	4	6	11	—	10	30	10	—	—	—	—	36
	Haber	86	276	362	294	68	9	56	9	3	8	28	—	—	—	2
	Reps	—	8	8	8	—	20	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	Bohnen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 5. August 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	1999	632	25	26	24	27	22	52	—	—	1	11
Korn	1860	976	14	30	14	—	13	17	—	—	—	27
Gerste	113	77	13	12	12	39	12	7	—	21	—	—
Haber	1453	1530	10	13	9	15	8	32	—	8	—	—

Erdinger Schranne vom 3. August 1871.

	Waiz.		Korn.		Gerste		Haber	
Voriger Rest	185		95		9		42	
Neue Zufuhr	247		152		20		95	
Schrannenstand	432		247		29		137	
Heutiger Verkauf	395		235		27		94	
Rest	37		12		2		43	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis	23	57	13	31	11	40	9	14
Mittlerer „	23	12	13	12	11	26	8	33
Niedrigster „	22	40	12	49	10	42	8	2
Gefallen	—	—	—	—	—	—	—	16
Gestiegen	1	3	—	44	—	39	—	—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 33 Den 14. August: Eusebius.

Der stille Walter.

Erzählung von C. Franz.

(Fortsetzung.)

Die gedämpften, tiefen Töne einer Männerstimme — seiner Stimme drangen an ihr Ohr, sie machten alle Fibern ihres Herzens erbeben, die wohlbekannten, theueren und doch verhaßten Klänge!

Mit einem dumpfen Laut, in dem sich Schmerz und Freude einten, sprang sie empor; aber wie auf einen Zauberschlag war die Stimme verhallt und still war es um sie, todtenstill.

— Wer ist hier? Hilbert, Hilbert! großer Gott, was soll ich thun! rief die Blinde.

— Kind, Mathilde, Du! hörte sie plötzlich ihren Oheim sagen und jetzt legte sich die Hand des alten Mannes beschwichtigend auf ihren Arm.

— Onkel, Onkel, hast Du ihn nicht gehört, nicht gesehen?

— Wen liebe Mathilde?

— Hilbert.

— Ich glaube, Du träumst.

— Es kann, es kann nicht sein. Ich war erwacht, als ich seine Stimme vernahm, o so deutlich, so wunderbar deutlich — würde ich doch diese Stimme unter tausenden erkennen! Wie war ich glücklich, so oft sie mir erklang, und jetzt! — Mein Gott! wie elend, wie namenlos elend bin ich geworden!

— Beruhige Dich, armes Kind, komm' mit mir hinab in den Garten und scheuche die wirren Traumbilder von Dir.

— Du tratst, als ich erwachte, in das Zimmer, Onkel?

— Freilich wohl.

— Und er war nicht da? Du hörtest nichts?

— Nicht das Geringste. Auch ahnte ich nicht, daß Du im Zimmer seist; erst dein Aufschrei verkündete es mir. Sage mir doch, Mathilde, wie es kommt, daß Du —

— O, davon später, es ist nicht der Rede werth. Noch kann ich nichts Anderes denken als an die Stimme. Was ist Wirklichkeit, wenn dies Traum war? Oder träume ich jetzt noch?

— Still, still! meine Liebe, Du regst Dich allzu sehr auf und gibst Deiner lebhaften Einbildungskraft zu viel nach. Du weißt recht gut, daß Du jetzt wach bist und daß, was ich sage, nicht das wirre Gefasel einer Traumgestalt ist; die Stimmen aber, ja, die hast Du geträumt. Denke nicht mehr daran.

— Wer das vermöchte! O wüßtest Du, was ich leide. So zu lieben, wie ich Hilbert geliebt und diese Liebe verabscheuen müssen, ewig ringen mit sich selbst, mit dem eigenen Denken und Empfinden, das immer, wie jeder abgehauene Kopf der Hydra, neu ersteht. Ich möchte die Erinnerung an ihn in ewige Nacht tauchen, und doch tritt sie immer grell daraus hervor. Ich verachte mich, daß ich so ohnmächtig bin und das Bild des Mannes nicht los werden kann, den ich hassen will, hassen muß!

Der Oberst hatte die Blinde inzwischen in das Nebenzimmer geführt, er redete ihr zu, aber was die sanften Worte Elisens nicht erreicht hatten, konnte noch viel weniger dem unmuthigen Andrängen des alten Soldaten gelingen.

Er hatte nach ein paar vergeblichen Versuchen, die Nichte auf den rechten Weg zu bringen, lange Zeit an sich gehalten, seinen Unwillen tief im Herzen verborgen und Mathilde gewähren lassen. Er hatte ihr immer zarte Fürsorge bewiesen; jetzt aber vermochte er es nicht über sich, zu schweigen und in seinem unmuthigen Eifer sprach er mit zu großer Schärfe. Ein Redestrom ergoß sich aus seinem Mund, er schilderte in grellen Farben das schreiende Unrecht, das Mathilde ihrem Gatten zufügte.

Sie ließ sich in keinen Wortkampf mit ihm ein, ja sie setzte seinem eifrigen Zuspruch tiefes Schweigen entgegen, aber eine eigenthümliche nervöse Unruhe zeigte sich in ihrem ganzen Wesen, die gesenkten Wimpern zuckten über ihren Wangen.

Endlich schwieg der Oberst. Es war ihm leichter zu Muth, daß er einmal wieder ohne Rückhalt sich ausgesprochen hatte und doch ahnte er, daß er durch seine Attaque keinen Sieg erringen, sondern eine Niederlage erleiden werde.

Nach einer kurzen Pause nahm Mathilde das Wort.

— Lieber Onkel, sagte sie, halte es nicht für Undankbarkeit, wenn ich den Entschluß fasse, Deine Gastfreundschaft nicht länger in Anspruch zu nehmen.

— Mathilde! sprach der Oberst betroffen, so war es nicht gemeint; Du bist mein gutes, liebes, armes Kind, ob Du Dich auch noch unglücklicher machst —

— Als ich es bin, meinst Du, fiel ihm die Blinde mit einem bitteren Lächeln in die Rede, sei's, ich kann nicht über Gräbern tanzen, nicht rasch vergessen, wie man, um glücklich zu sein, sollte.

— Du bist mir böse, Mathilde.

— Nein, nein, nicht eigentlich, entgegnete sie hastig, ich werde über wenigen harten Worten Deiner großen Güte nie vergessen.

— Du bleibst also?

— Das nicht, Onkel, zu lange schon habe ich durch meine Gegenwart Dein Haus verdüstert. Ich werde nach der Stadt zurückkehren, dort bin ich auch meinem Knaben näher.

— Ich würde Dich nur ungern scheiden sehen, sprach der Oberst, aber wenn Du dies auch unberücksichtigt lassen willst, mußt Du doch Deiner Ida eingedenk sein. Die Landluft ist ihr nöthig, sie bedarf noch dringend der Erholung.

Mathilde erröthete.

— Es ist wahr, sagte sie, die Hand an die Stirn legend, daran dachte ich nicht, ich kann in der That noch nicht nach der Stadt zurückkehren. Vielleicht sollte ich einen anderen Landaufenthalt wählen; aber da Du mich nicht fortlassen willst, gestehe ich, daß ich gerne noch bleibe. Neue Umgebungen sind mir schrecklich und Du hast mich lieb, das weiß ich, ob Du mich auch schiltst.

Damit war der Friede hergestellt.

Im Herzen des stillen Walter kochte und gährte die tiefe Erbitterung schwer gekränkter Liebe. Ihn hatte das Bewußtsein, den Tod seines Knaben verursacht zu haben, anfangs dem Wahnsinn nahe gebracht, er hatte unsäglich dadurch gelitten und litt noch. Gott allein wußte, wie sehr er es beklagte, an jenem verhängnißvollen Tage seine zornige Aufwallung nicht besiegt und dem Kinde die Strafe erlassen zu haben; aber trotzdem empörte ihn Mathildens Betragen. Statt das schwere Leid gemeinschaftlich mit ihm zu tragen, statt ihm zu helfen, die furchtbaren Gedanken zu verscheuchen, die ihn peinigten, statt seine Selbstvorwürfe zu mildern, hatte sie ihn mit Abscheu von sich gestoßen. Und nicht nur die erste Aufwallung ungeheuren Mutterschmerzes war es, die sie dazu vermocht, sie beharrte in ihrem Hasse, in dem Wahne, dadurch ihrem Kinde ein würdiges Todtenopfer zu bringen.

Die Liebe zu seiner kleinen Ida hatte Hilbert getrieben, die Rolle des stillen Walter zu spielen; auf die Kunde von ihrem schweren Erkranken war er nach Fernegg geeilt und nun sie genesen, konnte er sich noch immer nicht entschließen, sich den Genuß, in der Nähe des Kindes zu weilen, zu versagen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Commune.

Einmal that Herr Advocat Rousse einen Schritt bei dem Procurator der Commune, Raoul Rigault, und suchte von ihm die Erlaubniß zu erlangen, den Erzbischof von Paris, den Abbé Deguerry und den Pater Caubert im Gefängnisse besuchen zu können. Der betreffende Bericht des Hrn. Rousse lautet:

„Ich nahm meinen Weg zufälligerweise nach dem Anbaue des Assisenhofes durch den für die Advocaten bestimmten Eingang, welchen mich eine dort aufgestellte Wache ungehindert passiren ließ. Nirgends war ein Huissier oder ein Diener zu erblicken, überall herrschte in dem scheinbar verlassenen Hause die größte Ruhe. Ich öffne vorsichtig zwei Thüren, niemand. Als ich vor dem Berathungssaal vorüberging, drückte ich mechanisch den Thürknopf und öffne die Thür. Zu meinem größten Erstaunen befinde ich mich hier vor sieben oder acht Individuen, welche ohne Ordnung im Saale sitzen und debattiren. Ein einziges von ihnen stand vor dem Tisch, es war dieß ein kleiner Mann von einigen 30 Jahren, braun, mit Vollbart, mit ausdrucksvollen, schneidigen Gesichtszügen, im Knopfloch ein breites rothes Band mit Goldfransen. Ich zog mich zurück, als das Individuum den Kopf erhob und mir in brutalem Tone zurief: „Was gibt's?" Auf diesen ungewöhnlichen Empfang machte ich, statt mich zu entfernen, einen Schritt vor und schloß die Thür. — „Man hat mir gesagt, daß ich hier den Procurator der Commune finden werde." — „Ah! und da tritt man nur so mir nichts dir nichts ein?" — „Oh, entschuldigen Sie," erwiederte ich kaltblütig, „ich bin hier eingetreten, weil ich weder einen Diener, noch einen Huissier fand. Ich kenne die Gepflogenheiten im Justizpalaste, ich bin Advocat und Batonnier." Diese Antwort änderte sogleich die ganze Lage. „Was wünschen Sie, Bürger?" — „Mit dem Procurator der Commune zu sprechen." — „Er steht vor Ihnen." Indem sich nun der wilde Procurator der Commune bei seinen Bürgercollegen entschuldigte, ließ er mich in sein Cabinet treten, setzte sich nieder, und sagte: „Ich bitte um Entschuldigung, Bürger, Sie so empfangen zu haben, man kommt jedoch alle Tage zu mir, um mich wegen ganz nutzloser Sachen zu stören. Würden Sie glauben, daß es Leute gibt, welche hieher kommen, um Pässe zu verlangen?" Ich trug ihm den Grund meines Besuches vor, er machte mir keine Gegenbemerkung, sondern begann sogleich den Erlaubnißschein zu schreiben. „Glauben Sie," fragte ich ihn während er schrieb, „daß die Angelegenheiten bald vor die Jury gebracht werden? Man sagte mir, daß dieß vielleicht schon am Montag der Fall sein werde." — „O nein, ich werde dieß erst später thun, ich wünsche nicht, daß sie jetzt verurtheilt werden. Da wir allein sind, will ich Ihnen sagen, daß wir mit Versailles Verhandlungen wegen Auswechslung der Gefangenen begonnen haben, und ich hoffe, daß wir dießmal zu einem Ende gelangen werden." — „Aber," sagte ich, „diese Verhandlungen sind bereits seit langem angebahnt worden und sind gescheitert." — „Ja, weil sie schlecht geführt wurden; wir sind jedoch jetzt auf einem andern Felde." — „Um so besser, dieß wäre die wünschenswertheste Lösung," und von der Vertraulichkeit Gebrauch machend, mit welcher mich dieser hohe Beamte behandelte, fragte ich weiter: „Wie viel Priester ließen Sie verhaften?" — „Ich weiß nicht, jedoch nicht genug, antwortete er. Ich hätte viel mehr verhaften lassen, wenn man mich daran nicht verhindert hätte." — „Ah, dann sprechen wir hierüber nicht weiter, wir würden nicht lange Zeit übereinstimmen." — „O, ich weiß wohl," sagte er mit einem mitleidigen und wohlwollenden Lächeln. — „Eine Sache, sagte ich weiter, beunruhigt mich mehr, als Ihre Jury, und das ist die Aussicht auf eine allgemeine Bewegung gegen die Priester und auf eine Schlächterei, wie jene von 1792." — „Haben Sie hievor keine Furcht, wir sind vollständig Herren der Bewegung, und dann kennen Sie ja Mazas; man gelangt da nicht so leicht hinein. Die Verhafteten befinden sich dort in Sicherheit, und aus diesem Grund habe ich es auch abgelehnt, sie nach Pelagie bringen zu lassen, denn das ist ein offenes Haus und wäre daher weniger sicher." — Während wir so verhandelten, suchte ich nach einem Mittel, um die Erlaubniß auszuwirken, auch Pater Caubert besuchen zu können, die ich bereits seit 14 Tagen vergeblich bei der Polizeipräfectur nachgesucht. „Beinahe hätte ich vergessen, da habe ich noch einen Brief, in dem ein Verhafteter ebenfalls den Wunsch äußert, mich zu sehen. Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie seinen Namen noch zu den beiden anderen hinzufügen wollten, es ist Herr Caubert." — „Ist das auch noch ein Priester?" — „Ja." — Der würdige Bürger zauderte anfangs, doch entschied er sich bald, und fügte den verlangten Namen hinzu, worauf er mir das officielle Actenstück beinahe mit derselben Grazie überreichte, wie dieß ein Beamter der Reaction gethan haben würde. „Also," sagte ich, indem ich mit ihm das Cabinet verließ, „kann ich darauf rechnen, daß diese Angelegenheit nicht vor einigen Tagen in Verhandlung gezogen werden wird?" — „Nein, ich bin durchaus nicht gedrängt ..., wenn nicht etwa die Verhafteten es verlangen sollten, abgeurtheilt zu werden." — „Aber," fügte ich in dem Augenblick, als ich ihn verlassen wollte, hinzu, „befürchten Sie nicht dazu gezwungen zu werden durch eine Interpellation Ihres Commune-Collegen Urbain?" Der Bürger Rigault lächelte hierauf mit der Miene eines Mannes, der seiner Ueberlegenheit sicher ist. — „Urbain," antwortete er beinahe verächtlich, „ich fürchte seine Interpellationen durchaus nicht, ich fürchte überhaupt keine Interpellation. Die Angelegenheit wird nicht eher vorkommen, als bis Sie mir einen Wink geben (que quand vous me fairez signe)." — Auf diese gerade nicht academischen und ganz im Pariser Jargon gesprochenen Worte nahm ich Abschied von der gefürchteten Persönlichkeit, mit der ich die Ehre hatte zu sprechen, und dankte ihr, indem ich ihr versprach, nicht sobald einen Wink zu geben. Ich verließ das Palais und fuhr nach Mazas, wo ich den Erzbischof in seiner Zelle und nicht im Sprechsaale der Advocaten zu sehen wünschte, was man mir bereitwillig gestattete. „Er ist sehr krank," sagte mir der Schließer. In der That war ich bei meinem Eintritt in die Zelle des armen Erzbischofs von dessen leidendem und niedergeschlagenem Aussehen betroffen. Dank dem Hausarzt, hatte er ein besseres Bett erhalten, auf dem er ganz angekleidet lag. Er trug einen langen Bart, hatte eine schwarze Mütze auf dem Kopf und einen kurzen Leibrock an. Seine Züge waren blaß und aufgeregt. Er wendete den Kopf gegen mich, und errieth, ohne mich zu kennen, wer ich sei. Mit einem milden und traurigen Lächeln streckte er mir seine Hand entgegen. — „Sie sind leidend, Monseigneur, und ich störe Sie. Wollen Sie, daß ich ein andersmal komme?" — „O nein. Wie danke ich Ihnen, daß Sie gekommen sind. Ich bin krank, sehr krank. Ich habe seit langem ein Herzleiden, welches sich durch den Mangel an frischer Luft und in Folge der Gefängnißordnung verschlimmert hat. Es wäre mir vor allem sehr erwünscht, wenn Sie meine Angelegenheit verzögern könnten, da sie mich verurtheilen wollen. Ich bin nicht im Stande, mich vor ihr Tribunal zu begeben. Wenn man mich erschießen will, so mag man mich hier erschießen. Ich bin kein Held, aber lieber will ich so sterben, als anders." — Ich beeilte mich, ihn zu unterbrechen. „Monseigneur," sagte ich, „wir sind noch nicht so weit," und ich erzählte ihm, indem ich alles hervorhob, was ihn beruhigen konnte, das Gespräch, das ich mit Rigault gehabt. Indem wir so plauderten, erheiterte sich Mfgr. Darboy und entwickelte mir mit wenigen Worten die Gedanken, welche ihm für seine Vertheidigung vortheilhaft schienen. „Ich weiß nicht," sagte er mir, „woher ihre Animosität gegen mich stammt. Ich habe mir durch meine Gedanken über gewisse Angelegenheiten die Mißgunst Rom's zugezogen. Als im Jahre 1863 ich auf den erzbischöflichen Stuhl von Paris berufen wurde, entwickelte ich dem Kaiser meine Ideen über die Trennung der Kirche vom Staat, und bat ihn, so wenig wie möglich sich mit dem Clerus zu beschäftigen. Seit jener Zeit habe ich es immer vermieden, bei meinem öffentlichen Auftreten vom Kaiser und von seiner Regierung zu sprechen. Nach meiner Verhaftung hat man mich einem lächerlichen Verhör unterzogen. Dieser Rigault oder Ferre hat mir vorgeworfen: ich hätte mir das Eigenthum des Volkes widerrechtlich angeeignet. — „Welches Eigenthum?" sagte ich zu ihm. — „Parbleu, erwiederte er, die Kirchen und Kirchengeräthschaften." — „Aber," antwortete ich ihm, „Sie wissen nicht, wovon Sie sprechen. Die Kirchengeräthschaften und alles was zum Cultus dient, gehören Personen, welche man den Kirchenrath nennt, und welche das Besitzrecht auf diese Gegenstände haben. Wenn Sie sich daher dieser Gegenstände bemächtigen, so setzen Sie sich den vom Gesetz vorgeschriebenen Strafen aus." — Der Erzbischof erzählte mir hierauf von den Besuchen, die ihm Herr Washburne, der Gesandte der Vereinigten Staaten, gemacht hatte, und von den Verhandlungen, welche zwischen der Regierung und der Com-

mune behufs Auswechslung der Gefangenen angebahnt wurden. Ich erinnerte ihn an die Eröffnung, welche mir Raoul Rigault bezüglich neuer Verhandlungen gemacht hatte. Der Erzbischof wußte davon, und theilte mir mit, daß Herr Washburne hiebei großen Eifer entwickle. Er sprach hierauf von seiner Vertheidigung und von der Nothwendigkeit, für die Zusammensetzung der Jury einen Aufschub zu erlangen. Er sprach mit großer Milde, vollständig freiem Geist und manchmal mit Ironie, jedoch ohne Bitterkeit. Er sagte mir auch, daß man ihm durch längere Zeit gestattet hatte, mit Abbé Deguerry und dem Präsidenten Bonjean im Gefängnißhof spazieren zu gehen. „Der Präsident," fügte er hinzu, „hat mir vorgeschlagen, mich zu vertheidigen. Ich habe ihm jedoch gesagt, daß er genug zu thun haben werde, sich selbst zu vertheidigen." — Der Erzbischof erzählte mir hierauf von seiner Schwester, die mit ihm verhaftet, jedoch 14 Tage später wieder entlassen worden war. Ich fragte ihn: ob ich ihm mit etwas dienlich sein könne, ob er einen Brief zu besorgen oder sonst etwas nöthig habe. „Nichts," antwortete er; „ich benöthige nichts, als daß man mich hier lasse. Man möge hieherkommen, mich zu erschießen, wenn man will, hinunter kann ich hiezu nicht gehen. Der Doctor muß es ihnen übrigens schon gesagt haben." — Nach halbstündigem Aufenthalt reichte ich ihm die Hand und drückte die seinige mit Rührung. Mehr als einmal drohten meine Thränen zum Ausbruch zu kommen. Er empfahl sich herzlich von mir und dankte lebhaft für diesen Beweis christlicher Liebe. Mein Besuch, die Gewißheit, welche ich ihm gab, daß die Verurtheilung nicht sogleich erfolgen werde, das Versprechen, das ich ihm gab, ihn häufig zu besuchen, hatten ihn sichtlich gestärkt. Als ich mich erhob, warf er rasch die grobe Wolldecke, welche ihn zur Hälfte bedeckte, von sich, und erhob sich, ohne daß ich es verhindern konnte, von seinem Lager. Indem er mir nun die Hand lebhaft drückte, begleitete er mich bis zur Thür. — „Sie werden bald wieder kommen, nicht wahr?" — „Dienstag, Monseigneur." — Ich trat aus der Zelle, welche die Nummer 62 trug. Abbé Deguerry's Zelle befand sich in der Höhe und drei oder vier Nummern weiter weg. Als ich bei ihm eintrat, saß er zwischen dem Bett und dem Tisch auf dem einzigen Stuhl der Zelle. Auf dem Tische lagen einige Bücher, Zeitungen und ein kleines kupfernes Crucifix, wie es die Nonnen zu tragen pflegen. Ohne sich zu erheben, streckte der arme Pfarrer mir die Hände entgegen, umarmte mich herzlich und zwang mich auf dem Stuhle Platz zu nehmen. — „Ich kann lange genug auf ihm sitzen," sagte er, und setzte sich neben mich an das Bettende. Ich fand ihn nicht verändert, nur war er magerer geworden. Sein weißer Bart stach sonderbar von seinem röthlichen Teint ab. Mit seiner gewöhnlichen Redseligkeit erzählte mir nun der gute Pfarrer die komischen Gespräche, die er mit Rigault und Dacosta hatte. „Was treiben Sie für ein Handwerk?" — „Das ist kein Handwerk, es ist ein Beruf, ein sittliches Amt, welches wir erfüllen, um die Seelen zu bessern." — „Ah, Possen. Was bindet ihr dem Volke auf?" — „Wir lehren demselben die Religion unseres Herrn Gottes Jesus Christus." — „Es gibt keinen Herrgott; wir kennen keinen Herrgott." — Der Gefängnißdirector dagegen sagte Folgendes zu dem guten Abbé: „Ich hatte auch einmal religiöse Ideen; ich wollte einmal mährischer Bruder, dann später Carthäuser werden, aber jetzt sagt es mir am meisten zu, Mormone zu sein." — Abbé Deguerry meinte nichts zu benöthigen, da ihn seine Dienerin mit allem versehen habe. In der That sah ich am Tische mehrere Orangen, Chocolade und einige Flaschen. „Wir erhalten die Zeitungen," sagte er mir, „doch wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir Montesquieu's Werk „Größe und Verfall der Römer" bringen würden." — „Sehr gerne, Herr Pfarrer, ich werde es Ihnen am Dienstag bringen." — „Sie können mich wieder besuchen?" — „Gewiß, so oft es mir beliebt; mein Erlaubnißschein ist nicht beschränkt." — „Darüber bin ich sehr glücklich, sehr glücklich. Wie danke ich Ihnen." — Der würdige Mann wurde, als er dieß sagte, sehr traurig, und die Thränen überwältigten ihn. Ich erhob mich und schritt der Thüre zu. Er drückte meine Hand und sagte: „Lieber Freund, grüßen Sie meine Mutter herzlichst, Sie werden ihr sagen, daß ich geweint habe." Und mich unter Thränen umarmend, rief er mir noch nach: „Also am Dienstag .... Vergessen Sie mein Buch nicht." ....

Ein sterbender Altbayer*).

Nördlich spiegelt sich das Expositur-Dörfchen G... in der seebreiten Donau, auf welcher der k. k. österreichische Dampfer, unter weithin hörbarem Gepuste seine fünf Schlepper ziehend, mit den Waaren Bayerns ins Ungarn eilt. Südlich hat es zum allernächsten Nachbar ein Wäldchen, das wie ein Laubeiland im Meere wogender Weizen-, Korn- und Gerstenfelder liegt, ein sauerstoffreicher, tiefschattiger Concerthain für ungezählte Familien von Grasmücken und Schwarzplättchen. Rings um das Dörfchen dehnt sich das sogenannte „Bisthum" aus, ein Stück Bayern mit Fruchtbarkeit und Landschaft auf's Höchste gesegnet. Rechtsufrig der flache, unabsehbare Dunkelboden, aus welchem tausend und aber tausend Schäffel jeglicher Ackerfrucht auf die Straubinger und Regensburger Schrannen gehen. Linksufrig die prächtigen Südhänge, die wie ein versteinerter Strom donauabwärts wogen, deren eine als Kegelberg die siebengethürmte Bischofsburg Wörth trägt, die andern als Rebhügel den weißlichen Bayernwein spenden. Sitzend in der Wirthslaube zu G... und in den wunderschönen Anblick der mit Wald und Frucht bewachsenen Wörther Berge vertieft, sprach in den Napoleonskriegen ein sächsischer Officier: „Ich bin schon weit in der Welt herumgekommen und habe dabei manches schöne Land gesehen, aber ein anmuthigeres kaum als dieses." Ja wahrhaftig, ist im Mai-, Juni- und Juli-Mond Gras, Laub, Halm und Blume vollentfaltet, so ist's schön in und um G... und schier ist es Schade, daß man aus einem solchen Paradies heraussterben soll.

Der Aumerhof im Expositur-Dörfchen G... ist nun im heurigen Frühjahre der Schauplatz eines und zwar hochtragischen Todes geworden. Der Bauer Joseph Aumer, wegen seines grundtüchtigen Characters zum ländlichen Bürgermeisteramt erkoren, kam von einem Amtsgange heim, als man ihm meldete: Der Hund beiße eigenthümlich widernatürlich an seinem Gehänge herum. Aumer trat an Ort und Stelle, — streichelte das Thier ahnungslos und stand im Begriff, es abzuketten. Plötzlich aber biß der Hund seinem eigenen Herrn die Hand zur Hälfte durch. Nun schöpfte Aumer Verdacht: „Heiliger Gott, daß etwa der Hund gar winnig (wüthend) ist!" Es gab Familienrath in der Wohnstube und Aumer ließ sich ungesäumt den etwaigen Wuthspeichel herausbrennen. Mehrere Male wurde zu dem feurigen Hausmittel geschritten.

Woche um Woche verstrich und Aumer fühlte sich gesund; Mann, Weib, Kinder und Nachbarn entschlugen sich allmählig jeder Furcht und Besorgniß. Da brach der vierzigste Tag an und Aumer fühlte sich unwohl; eine unheimliche, räthselhafte, unerklärliche Macht überwältigte ihn — den baumstarken Mann. Er ging zu Bette; und als man ihn befragte, sprach er: „Ich weiß gar nicht, was das mit mir auf einmal ist!? Hab' ich mich doch mein Lebtag nie gefürchtet — und jetzt fürcht' ich mich! Auch kein Wasser kann ich mehr ansehen und bin doch am Wasser aufgewachsen! Mit diesen wenigen ungeschminkten Worten deutete Aumer bereits das erschütternde Uebel an, das ihm den kostbaren Lebens-Organismus durchwühlte und zerstörte, und dessen er sich in völliger Ohnmacht nicht mehr erwehren konnte. Der ungesäumt gerufene Geistliche erkannte die still ausgebrochene Wasserscheu: unter seinen Zuredungen richtete sich der altbayrische Landbürgermeister ernst und willig zum großen Gang in die Ewigkeit und bestellte alsdann sein Haus mit klar gedachtem, gesprochenem und geschriebenem letzten Willen. — Besonders haarklein testirte Aumer über seine Leiche. „Was halt recht und billi (billig) is," sprach er und das hieß nach seiner eigenen authentischen Interpretation: wie der Vater eingegraben worden. Vier Aemter und zwei Messen; ferners „d'Musi", die mit Vater selig gegangen, wurde im Testamente nicht vergessen.

Vom Charsamstag an welchem die Krankheit ausbrach, bis zum Ostermittwoch, an welchem er starb, kamen die Anfälle und gingen. Es waren nur intensive Nervenschüttler, aber schäumende Tobsucht nie. Aumer ergab sich in dieser kurzgemessenen Lebensfrist vollständig in den Todesgedanken und verabschiedete sich von Allen mit ergreifender Treuherzigkeit und seltener Seelenstärke. Zuerst nahm er von seinem untröstlichen Weibe auf immer Abschied und gab ihr brauchbare Verhaltungsregeln. Dann hielt er vor seinen sieben Kindern einen überaus rührenden Abschied.

*) Augsburger Sonntagsblatt.

Der 20jährige Xaver voran, der Joseph, der Georg, der Baptist, der Emmeram, der Alois und zuletzt die 9jährige Philomena — eins nach dem andern trat an das väterliche Sterbebett. An jedes richtete er mit väterlicher Gottesfurcht, Liebe und Klugheit eine Ermahnung, berechnet auf das Temperament des Kindes und „pfüteie" sich dann von ihm ab, indem er die Hand des Kindes in seine väterliche nahm. All' das mußten die Kinder mit trockenen Augen, denn der unglückliche Vater konnte bereits auch das „Thränenwasser" nicht mehr ansehen. Gleich anfänglich stellte er die unerhörte Elternbitte: „Weinen darf aber Keins, sonst kann ich mich von ihm nicht abpfüten!" Wirklich, der Emmeram vermochte die hervorquellenden Thränen nicht zu meistern, und sogleich mußte er aus der väterlichen Nähe. „O Kinder, ihr werdet noch oft an eueren Vater denken, wenn ihr ihn einmal nicht mehr habt!" — so schloß er; Worte, die sich wie ein Stachel in die 7 Kinderherzen bohrten.

Jetzt rief er seinen unverheiratheten Bruder heran, drückte ihm die Hand, dankte ihm für alle Liebe und Anhänglichkeit, und übergab ihm Weib und Kinder; er ist von nun an Stellvertreter in der Haus- und Feldwirthschaft. Alsdann nahm er den Abschied von den Nachbarn vor. Alle bat er: „Verzeiht mir halt, wenn ich Einen beleidigt habe. Bös habe ich es nie gemeint. Aber ich bin halt ein „raicher" Mann gewesen, und so wäre es ja möglich!" Eigens sprach er noch zu Jedem: „Gelt Nachbar, gibst mir die Hand!' und so verabschiedete er sich von ihm. Manchem wollte das Weinen auskommen, aber Aumer sprach schnell: „Nicht weinen, wir sind ja Männer!" Aber es blitzte in ihm selbst der Lebensfunke dann und wann noch auf, und dann sprach er mit kräftiger Stimme: „Hab' ich doch all' mein Lebtag so Viel auf unsern Herrgott gehalten. Gott wäre ja Alles möglich; könnte ja doch noch sein, daß ich gesund werde. Gelt Weib, gelt Männer!"

Vom Wirth nahm er einen besonders mannhaften Abschied. Zu ihm sprach er: „Wirth, Du weißt, meine sechs Buben wachsen heran. Die jungen Leute begehen Allerlei in der Dummheit und Hitze. Halte Du meine Buben zurück, damit sie in Nichts hineinkommen! Gib mir Deine Hand darauf!' Und der Wirth hat ihm die Hand gegeben. Einen ehrenbraven Bauer aus dem nächsten Ort ließ er noch eigens rufen. Zu ihm sprach er dann: „Schau, Sermer, mein Lebtag hab' ich auf Dich viel gehalten. Ich bitte Dich, geh' auch Du meinen Kindern an die Hand!' Da stürzte der Sermer förmlich auf seinen Bürgermeister ein, gab ihm gerührt die grundehrliche Hand und sprach: „Aumer ich bin halt schon ein achtundsechzigjähriger Mann. Was ich nun verspreche, davon werde ich wohl wenig mehr halten können. Aber was in meinen Kräften steht, will ich noch thun!"

So starb dieser Altbayer in der glaubensstürmerischen Zeit 1871, sechsundfünfzig Jahre alt; heerdenweise liefen die Leute um und um zu seiner Leiche. Das unheimliche Wuthgift konnte ihm den kräftigen Körper zerstören, aber die kerngesunde Seele nicht. — In schönen Sterbebildern läßt sich Altbayern von keiner Landschaft überbieten. Sterbebilder sind aber auch Characterbilder. —

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Erdinger Schranne vom 10. August 1871.

	Waiz.	Korn.	Gerste	Haber
Voriger Rest	37	12	2	43
Neue Zufuhr	553	203	4	147
Schrannenstand	590	214	6	190
Heutiger Verkauf	590	214	6	169
Rest	—	—	—	21

	Waiz. fl.	Waiz. kr.	Korn. fl.	Korn. kr.	Gerste fl.	Gerste kr.	Haber fl.	Haber kr.
Höchster Preis	24	21	13	39	12	—	8	51
Mittlerer „	23	41	13	25	11	20	8	14
Niedrigster „	22	53	12	51	11	—	7	41
Gefallen	—	—	—	—	—	6	—	19
Gestiegen	—	29	—	13	—	—	—	—

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 12. August 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2062	596	25	27	24	36	23	28	—	—		9
Korn	1690	970	14	16	13	40	12	53	—	20	—	—
Gerste	167	8	14	10	13	25	12	5	—	—	—	46
Haber	1511	1718	9	31	8	48	8	8	—	27	—	—

Frankfurter und Münchener Cours.

11. August 1871.

Bayern.	Stücke.	Geber.	Nehmer.
3½% Obligationen à fl.	1000	—	86⅝
4% „	„ 1000	93⅝	93⅝
4% Grund-Renten	„ 1000	93⅝	93⅝
4½% Obligationen	„ 1000	99⅛	99
5% Obligationen 1856	„ 1000	—	—
„ 1870	„ 1000	101¾	101⅝
5% München. Stadtanl.	„ 1000	101½	101
4½% Ostbahn-Aktien		133⅝	133⅝
4½% do. neue Em. 15% Einz.		—	119
4½% neue Emiss. voll		—	119
4% Pfandbriefe à fl. 1000		94⅛	94⅛
4½% Oesterr. Silber-Rente		57⅛	57⅛
6% Amerikaner 1882er Bonds		97⅜	97⅜
4% Bayr. Präm.-Anl. à 100 Thl.		—	111⅝
Ansbach-Gunzenhauser Loose		12¼	—
Augsburger Loose		6¾	6⅝
Pappenheimer Loose		—	5⅝
Oesterr. Banknoten		96¾	96⅛
Napoleons		9 21	9 20
Friedrichsdor		9 59	9 58

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt

zur

Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 34 Den 21. August: Joh. Franziska.

Der stille Walter.

Erzählung von E. Franz.

(Fortsetzung.)

Es war an einem schönen, klaren Sommermorgen. Mathilde fühlte Sehnsucht nach einem Spaziergange im Walde. Der Onkel war in Geschäftsangelegenheiten nach der Stadt gefahren. Elise lag, von heftiger Migräne gequält, auf dem Sopha und vermochte trotz ihres redlichen Bestrebens nicht, die Pflichten eines Gesellschaftsfräuleins zu erfüllen.

— Soll ich Therese zu Ihrer Begleitung herbeirufen? fragte Elise, leider bin ich heute zu nichts zu brauchen.

Die junge Frau dachte einen Augenblick nach.

— Ich gehe mit Ida, sagte sie dann, das genügt. Willst Du Kind?

— O ja, Mama, sprach die Kleine, durch das ihr geschenkte Vertrauen geschmeichelt.

— Aber ich dächte, warf Elise ein, es wäre doch besser, wenn auch Therese —

— Nein, nein, rief Mathilde rasch. Wir gehen nicht weit, nur zum Waldbrunnen. Den Weg weiß Ida ganz genau; ist sie ja doch fast täglich dort.

— Freilich, Mama, ich würde ihn schlafend finden, rief die Kleine und eilte hinaus, Hut und Parasol herbeizuholen.

Wenige Augenblicke später verließ sie, ihre Mutter sorglich führend, das Schloß und schlug mit ihr den Weg zum Walde ein. Sie wußten nicht, daß ihnen, von Elise benachrichtigt, der stille Walter folgte.

Es war wunderbar schön. Noch wehte Morgenluft durch die Bäume. Von dem, am vorigen Abend gefallenen Regen erfrischt, athmeten Kräuter und Sträucher die würzigsten Wohlgerüche aus.

Mathilde war weicher und hingebender gegen ihr Kind als sonst. Die Vorwürfe des Onkels und Elisens Vorstellungen hatten, wenn sie auch in der Hauptsache keinen Erfolg errungen, doch in einer Hinsicht einen günstigen Einfluß gehabt. Sie hatten wenigstens, was Ida betraf, die Stimme des Gewissens bei der jungen Frau wachgerüttelt und den Entschluß bei ihr zur Reife gebracht, ihr übriggebliebenes Kleinod nicht länger zu mißachten und ihre Mutterpflichten zu erfüllen.

Von dem warmen Hauch der Liebe angeweht, erschlossen sich Herz und Lippen der Kleinen und während sie mit größter Sorgfalt das wichtige Amt einer Führerin verwaltete, plauderte sie unaufhörlich.

Sie beschrieb der Mutter die Schönheit des Waldes, sie schilderte ihr, was sie in früheren Tagen dort gesehen und bewundert hatte, sie erzählte ihr, welche Spiele sie im Grünen getrieben.

Unter solchen Gesprächen waren sie endlich beim Waldbrunnen angelangt.

Dicht daneben war eine stille, schattige, moosbewachsene Stelle mit einer aus Birkenästen zusammengefügten Bank.

Dort nahmen die Beiden Platz und lauschten dem Plätschern des Quells, der zischend und sprudelnd sich über das spitzige Gestein ergoß. Vor ihnen lag eine große sonnige Wiese, in deren hohem, wogendem Grase bunte, von Schmetterlingen umtanzte Blüthen schwankten, links führte der Weg an dem Rande eines steilen Abhanges vorbei den Berg hinan.

— Darf ich Blumen pflücken? fragte Ida, dort drüben sehe ich gar schöne, von allen Farben.

— Thu' es, Kind, sprach die Blinde, und die Kleine ließ es sich nicht zwei Mal sagen und sprang fort, sich in das grüne Halmenmeer zu stürzen.

Anfangs tönte manch ein Ausruf kindlichen Entzückens herüber zu der Mutter, die dem Rauschen der Quelle wie in süßer Betäubung lauschte.

Die Kleine hatte viele Blumen gepflückt, als ein prachtvoller Schmetterling von einem Farbenglanz, wie sie noch keinen gesehen, an ihr vorüber gaukelte und sich in einiger Entfernung auf einer blauen Blüthe niederließ.

Um ihn näher zu betrachten, schlich Ida herbei, aber er entflatterte, ehe sie ihn genau in's Auge zu fassen vermochte. So wiederholte es sich mehrere Male, so daß er die Kleine über die ganze große Wiese bis nahe an den brausenden Wildbach lockte.

Mathilde hörte nicht mehr die kindlichen Ausrufe des Entzückens, die früher zu ihr getönt waren.

— Entferne Dich nicht zu weit von mir, Ida, sagte sie.

Keine Antwort.

— Ida, wo bist Du? rief die Blinde.

Wieder blieb Alles still. Ida hatte das Rufen nicht gehört. Das Rauschen des Wildbaches übertönte die Stimme der Mutter.

Von plötzlicher Unruhe erfaßt, erhob sich Mathilde. Sie meinte es nicht länger ertragen zu können, unthätig zu bleiben. In der Meinung, sich der großen Wiese zu nähern, schritt sie, die Arme tastend vorgestreckt, weiter. Wieder rief sie des Mädchens Namen; aber sie verfehlte die Richtung und näherte sich ahnungslos dem Abhang. Jetzt hatte sie ihn fast erreicht, ein paar Schritte noch und sie lag schwer verletzt in der Tiefe, im Vorwärtsschreiten lauschte sie, ob das Kind ihren Ruf nicht beantworte.

— Mathilde! klang plötzlich im Tone der Todesangst Hilbert's Stimme an ihr Ohr, Mathilde geh' nicht weiter, vor Dir ist der Abgrund.

Mit einem Schrei, der weithin durch den stillen Wald gellte, wandte sie sich um, die lichtlosen Augen starrten vor sich hin, als suchten sie das Dunkel zu durchdringen, Todesblässe bedeckte die Züge der jungen Frau, sie schwankte und sank taumelnd zu Boden.

Einen Augenblick später hatte Hilbert die Halbbewußtlose zu dem Waldbrunnen getragen und ihre Schläfen mit Wasser benetzt; kaum hatte sie sich aber aus dem Zustande der Erstarrung losgerissen, kaum war sie zur Besinnung gekommen, als sie des Gatten Hülfeleistung ungestüm von sich wies.

— Laß mich, sagte sie im Tone tiefer leidenschaftlicher Erbitterung, laß mich. Lieber sterben als Deinen Beistand annehmen.

— Kein Wort weiter, rief er heftig, mir bebt das Herz in der Brust vor Entrüstung. Du bist grausam, unweiblich, pflichtvergessen in Deinem Haß —

— Hab' ich nicht Ursache, Dich zu hassen? unterbrach sie ihn. Grausam nennst Du mich — warst Du es nicht gegen ein armes Kind? Was drängst Du Dich mir in den Weg, was folgst Du mir? Deine Nähe ist mir unerträglich!

— Nicht Dich suchte ich auf, sagte er in vor unterdrücktem Zorn bebendem Ton, Du bist mir nichts mehr, aber Ida —

(Fortsetzung folgt.)

Die Catastrophe von Paris als äußerste Folge des Liberalismus *).

Schauder und Entsetzen durchzuckt unseren Erdtheil. Ein weiter Abgrund sittlicher Verkommenheit gähnt den sogen. Cultur-

*) Aus den „Stimmen aus Maria-Laach", die jetzt, nachdem das Material über das vertagte vaticanische Concil erschöpft, als katholische

völkern entgegen; aus ihm entsteigen ganze Schaaren von Herostraten, die im Augenblicke, da sie die Waffen senken müssen, an die monumentalen Bauten von Paris Feuer anlegen unter dem Rufe: „Weil ihr eure Paläste uns nicht gönnet, so sollet auch ihr sie nicht haben; wir begraben uns unter den Ruinen eures Luxus.“ Und während die Blousenmänner in verzweifeltem Kampfe hinter ihren Barrikaden die letzten Augenblicke des Lebens im süßen Wahnsinne des Mordes schlürfen, eilen Hunderte von Petroleusen umher, um aus der glänzendsten Stadt der Erde einen Aschenhaufen zu machen. Nur das rasche Vordringen der Truppen, Verwirrung und Ungeschicklichkeit der Verbrecher und Verbrecherinnen, da und dort eine todesmuthige Hand, welche die Leitungsdrähte im letzten Augenblicke entzweischneidet, bringen es fertig, daß der Höllenplan nicht im ganzen Umfange ausgeführt wird. Sind solche Thaten nur in Paris möglich? Nein! Triumphirend verkündet es das Centralcomité der Internationale zu London, daß die Föderirten in Europa dritthalb Millionen Mitglieder zählen, daß sie Alle solidarisch für die Brüder in Paris einstehen, daß die fürchterlichen Maitage daselbst nur erst ein leises Morgenroth der kommenden Dinge seien. Wo immer eine Regierung durch unglücklichen Krieg, Hader der Parteien, Theurung oder Stockung der Geschäfte in große Verlegenheiten gerathen wird, da werden wir eben dieselben Schauerscenen sich wiederholen sehen. Wir machen furchtbare Fortschritte zur Barbarei. Die Drachensaat der liberalen Principien schießt in die Halme und bringt blutige Früchte.

Vor achtzehnhundert Jahren schrieb ein Ultramontaner, die Christen nennen ihn St. Paulus, an die Galater (VI, 8): „Wer auf das Fleisch säet, wird vom Fleische das Verderben ernten“, oder in moderner Uebersetzung: „Die materialistischen Grundsätze führen das Menschengeschlecht in den Abgrund“; und seine Worte leuchten neubestätigt aus den Flammensäulen, die aus den Tuilerien, dem Palais Royal, dem Louvre und anderen Prachtbauten der Seinestadt emporwirbeln. Der Liberalismus hat einen großen Theil unseres Geschlechtes, die meisten Staaten, die Wissenschaft, nach Kräften das ganze gesellige Leben materialisirt; und nun zeigen sich die letzten Folgen der unheilvollen Lehre.

Aber wie? Wollen wir unsere Liberalen für die Mord- und Brandscenen in Paris verantwortlich machen? Wohl wissen wir, daß ihre sämmtlichen Blätter darüber mit der nämlichen „sittlichen Entrüstung“ sprechen, wie über die päpstliche Unfehlbarkeit; daß die Industriellen und die Kapitalisten, aus welchen die löbliche Zunft zumeist besteht, beim Andenken an die sociale Bewegung zittern, wie das Kaninchen vor dem Blicke der Schlange; daß sie sich dreifache Besteuerung gefallen lassen und jede Mobilmachung befürworten, sobald sich das rothe Gespenst zeigt: aber nichtsdestoweniger sagen wir, daß die liberalen Lehren mit Nothwendigkeit zu den Gräueln der Pariser Commune führen, wie aus dem Jahre 1789 folgerichtig das Jahr 1793 erwuchs. Das eben ist eure Thorheit, ihr Liberalen, daß ihr eure Grundsätze aufstellet, aber die Consequenzen nicht ganz verfolgt, sondern auf dem halben Wege Halt gebietet, mit Einem Male liberal conservativ werdet und aus voller Kehle ruft: „Ein Verbrecher, wer weiter schreitet!“ Ihr lehret die Sache und thut sie nur halb; der Socialist nimmt eure Principien vollständig an und führt sie folgerichtig zu Ende. Denn das ist ja eben die Probe jedes Grundsatzes, daß er bis zur letzten Consequenz durchgeführt werden darf; zeigt sich aber diese als ein schauerlicher Abgrund, so müßt ihr ehrlich eingestehen: „Es ist der Weg des Todes, den wir wandeln; wir müssen umkehren und einen ganz neuen Ausgangspunct nehmen.“ Es ist nicht genug, das Jahr 1793 zu verabscheuen und vor den Irrlichtern von 1789 die Kniee zu beugen; sondern man muß zurück bis vor die Revolution und das banale Schimpf- und Schlagwort Reaction nicht fürchten, sondern als einzige Rettung begrüßen. Diese Wahrheit leuchtet uns unwiderleglich aus den Schauerscenen an der Seine vom 24. bis 29. Mai 1871 entgegen. Wäre es möglich, daß die Bethörten zur Einsicht kämen, so müßte man gestehen, daß die Opfer an Blut und Gut allerdings furchtbar, aber doch nicht zu groß seien, um eine seit achtzig Jahren auf abschüssiger Bahn hinabrollende Welt wieder in das rechte Geleise zu bringen.

Wir behaupten, daß die 72 Tage der Commune von Paris, vom 18. März bis 29. Mai 1871, nichts Anderes sind, als die äußerste Folge des Liberalismus, und schicken uns an, den Beweis zu führen.

Auf drei Grundlagen ruht die menschliche Gesellschaft: auf Gott, Auctorität, Eigenthum. Wie hat sich die Commune zu diesen drei Grundsäulen verhalten? Bei Wem ist sie in die Schule gegangen?

1. Bekannt ist der förmliche Haß der Commune gegen Gott. Seitdem Napoleon III. sein „Gebäude gekrönt“ und den Clubs größere Freiheit gegeben hatte — die Vincenzvereine blieben verboten —, so wiederhallten die Säle von den fürchterlichsten Blasphemien; und als einmal einem Redner ein altväterisches „Gott bewahre“ entschlüpft war, brach ein höllisches Wuthgeheul sogar gegen das Wörtchen Gott aus. Kaum waren die Föderirten Herren von Paris, so wurden die Kirchen geschlossen und geplündert, der Erzbischof und eine Anzahl von Priestern gefangen genommen, die Ordenshäuser sequestrirt; Jesuiten, Dominikaner, Mitglieder der Picpuscongregation in die Gefängnisse, Ordensfrauen in öffentliche Häuser geschleppt. Am 24. Mai begann man mit der Niedermetzlung der Priester in den Gefängnissen, und wenn nicht sämmtliche Kirchen von Paris in die Luft flogen oder niederbrannten, so ist die Bande höchst unschuldig daran; die nöthigen Vorbereitungen dazu waren reichlichst getroffen. All das war nur die Ausführung des ersten Artikels der Internationale: „Die Allianz erklärt sich für atheistisch; sie will die Abschaffung der Culte und zugleich Abschaffung der Ehe.“ *) Somit begreifen wir die Lästerungen der Brüder in Beelzebub: „Gott ist das Uebel“. — „Wenn es einen Gott gäbe, müßte man ihn erschießen.“ Wir begreifen, warum sie in Paris sich beeilten, in den Schulen den atheistischen Unterricht zu proclamiren und einzuführen, den Gottesdienst unmöglich zu machen, den höllischen Haß gegen Gott und Religion überall zur Schau zu tragen und die Saturnalien der Gottesläugnung und Gottlosigkeit Wochen lange zu feiern. Ließ man nicht einen zwölfjährigen Knaben auf die Kanzel von St. Sulpiz steigen und unter dem unsinnigen Beifall der Clubisten rufen: „Es gibt keinen Gott und wir wollen keinen?“

Dieses Alles ist die folgerichtige Fortführung der liberalen Grundsätze.

Wo immer die Partei zur Herrschaft kommt, gründet sie ihren Staat ohne Gott (l'état athée), oder, wie Cavour, mild in den Worten aber stark in der Sache, sprach, „die freie Kirche im freien Staate“. War nicht Trennung von Kirche und Staat, Kündung der Concordate eine stehende Rubrik der liberalen Blätter und ihrer Partei? So will man die Gesellschaft der Religion entkleiden durch einen Staat ohne Gott **), die Erziehung — durch confessionslose Schulen, die christliche Ehe — durch die Civilehe, das ganze äußere und öffentliche Leben — durch unausgesetzten Hohn gegen die Priester, durch Jammern über clericale Uebergriffe. Wo man nicht Alles auf einmal durchsetzen kann, begnügt man sich mit der stillen Einengung und Bevormundung der Kirche, mit Unterbindung ihrer eigentlichen Lebensadern; wer nicht damit zufrieden ist, der wird als Ultramontaner oder Clericaler abgefertigt. So ist das Christenthum im modernen liberalen Staate nur mehr Partei geworden. Diesen Grundsätzen in der Politik entspricht auch das practische Leben nach den Normen des Liberalismus. Man will das Himmelreich auf dieser Welt genießen, darum alle Freuden des Sinnenlebens in Wohnung, Kleidung, Tafel, leichter Lectüre, Freiheit von allen Geboten Gottes und der Kirche haben. Der ächte Liberale stimmt vollkommen mit dem Phalansterianer Fourier überein: „Der Mensch wird vollkommen glücklich sein, wenn er alle seine Leidenschaften wird befriedigt haben.“ Die Ewigkeit mit ihrem Lohne und ihrer Strafe sind mittelalterliche Mährchen; und Jedem,

---

Monatschrift allgemeinen Inhaltes erscheinen (Freiburg bei Herder). Wir glauben diese Monatschrift nicht besser unsern Lesern empfehlen zu können, als daß wir vorstehenden höchst interessanten Aufsatz den „Stimmen aus Maria-Laach“ entlehnen. Die Red. der Ldh. Ztg.

*) Hirtenbrief des Bischofs von Orleans über das Unglück von Paris. Monde, 17. Juni 1871.

**) Vergl. Fr. Rohmer, Lehre von den polit. Parteien, Zürich 1844 (jetzt Beck in Nördlingen) unter „Liberale“. Bluntschli-Brater, Deutsches Staatswörterb. Stuttg. u. Leipz. 7 B. S. 736. Wir wissen übrigens wohl, daß noch mancher Liberaler, in glücklicher Inconsequenz, es mit seinem Christenglauben ehrlich meint; das thut jedoch nichts zum System.

welcher daran erinnert, ruft man in „sittlicher Entrüstung“ die Verse eines Dichters seiner Partei entgegen:

Da ihr uns die Erde nehmet,
Stehlt ihr uns das Himmelreich.

Wenn solche Ideen in einer Hauptstadt zu voller Geltung gekommen sind, so entstehen nur noch Paläste des Luxus, wie zu Paris unter Napoleon III. und seinem Haußmann; für den Arbeiter findet sich kein Stübchen mehr; denn die anekelnden, kleinen und ärmlichen Häuschen müssen niedergerissen werden. Hand in Hand mit dem sardanapalischen Leben des Liberalen und Großcapitalisten geht die Verachtung, ja der förmliche Haß gegen jede positive Religion, vorzüglich gegen die positivste von allen, die katholische. Ihre Einrichtungen und mehr als Alles ihre Priester und religiösen Orden sind ihm ein Gräuel. Wohl mag die clericale Partei im Stillen noch ihrem Cultus nachkommen, möge aber fein innerhalb ihrer Gotteshäuser bleiben und sich beileibe nicht einfallen lassen, Einfluß auf das öffentliche Leben zu gewinnen, Erziehungsanstalten zu gründen, apostolisch wirken zu wollen. Daß ihr die Hörner nicht zu hoch wachsen, dafür sorgt die liberale Presse in täglichen Angriffen auf Concil und Papst, auf Klöster und jede katholische Regung, auf begeisterte Katholiken und Priester. Welches Unheil in religiöser Beziehung hat das einzige Journal Le Siècle in Paris und ganz Frankreich angerichtet! In den letzten Jahren hat es die Subscription für Errichtung der Säule des Gottesläugners Voltaire eingeleitet und noch steht das Monument der vergötterten Gottlosigkeit zu Paris auf der Place Voltaire.

Wer will nun den Socialisten verhindern, folgenden Gedankengang durchzumachen? Wenn es einen Gott gäbe, so müßte er die Grundlage des ganzen politischen Lebens sein; wenn er Gebote gegeben und sich geoffenbart hätte, so müßte nach seinem ausgesprochenen Willen der Staat, die Schule, die Ehe, das Leben des Einzelnen eingerichtet sein. Nun aber streicht der liberale Staat den Gott der Christen aus dem öffentlichen Leben, aus Staat, Schule, Familie; unsere meisten Fabrikherren setzen sich in ihrem Privatleben über seine sämmtlichen Gebote weg, nicht etwa aus augenblicklicher Schwachheit, wie ein Jeder fallen kann, sondern aus Grundsatz. Der Glaube an Gott und Ewigkeit sind veraltet, hemmen den Fortschritt der social-demokratischen Revolution. Auch wir wollen, so gut wie andere, unser Himmelreich hier, und nur hier auf Erden; also seien wir ehrlich, seien wir consequent! Verbieten wir den Glauben an Gott, schließen oder demoliren wir die Kirchen, tödten wir die Priester, vernichten wir den Infamen, erdrosseln wir mit den Gedärmen des letzten Priesters den letzten König!

In eurer Schule, ihr Liberalen, hat die Internationale die Läugnung Gottes, den Haß gegen Christus und seine Kirche gelernt. Wohl wußtet ihr, welches Meer von Groll in den Herzen der Arbeiter brannte; manche Jahre lang suchtet ihr dem Hasse einen für euch unschädlichen Abzugskanal gegen die Kirche zu öffnen, wie ein Feigling den heranstürzenden bösen Hund dadurch von sich abwendet, daß er ihn auf einen unbetheiligten Dritten hetzt; aber es verfängt nicht mehr. Ihr tröstet euch damit, daß bei uns in Deutschland wegen der Kriegserfolge, der politischen Freiheit, sowie des constitutionellen Systems Nichts, gar Nichts zu fürchten sei, und setzt euer Werk der Entchristlichung bei uns fort, wie der Siècle zu Paris, und die liberale Presse allerwärts; ihr beweiset so, daß ihr unverbesserlich seid. Wen Jupiter verderben will, sagten die Alten, den bethört er zuerst. Kaum ist der unsägliche Aufruhr zu Paris niedergeworfen, so klagt das liberale Logenblatt L'Independance Belge: die Heftigkeit der überreizten Leidenschaften habe in den Köpfen tiefen Haß und einen Rachedurst zurückgelassen, wie noch keine frühere Revolution. Die schlimmsten unter den Siegern seien jene Parteimänner, welche, ohne eine persönliche Gefahr bestanden zu haben, im dynastischen und kirchlichen Interesse die Leidenschaften aufstacheln, zu Metzeleien ermuntern und mit leichtem Herzen das Wort des Simon von Montfort wiederholen: „Tödtet nur immerhin; Gott wird die Seinigen erkennen!‘ — Als die Trümmer zu Paris noch rauchten, brachte die Kölnische Ztg.*) den Alarmruf: „Dem neuen (deutschen) Reiche ist im Augenblicke seiner Gründung von zwei Seiten her der Tod geschworen worden: von den Ultramontanen und den Socialdemokraten der Internationale. Beide verläugnen grundsätzlich die Ideen des Staates und der Nation, beide stehen mit ihren Zielen außerhalb sämmtlicher bestehenden Ordnungen, beide wünschen diesen Ordnungen insgesammt, wie Nero, daß sie nur einen Hals haben möchten, um ihn mit einem Streiche vom Rumpfe zu trennen; beide ziehen mit blindem Fanatismus zu Feld gegen die ganze Culturarbeit unserer Zeit. Was wir mit Freude und Stolz unsere Wissenschaft, unsere Kunst und Geistesbildung nennen, das ist den Einen ein von Gott verfluchter Unglauben. Was an irdischen Gütern redliche Arbeit erworben, gewissenhafte Sparsamkeit und glückliche Benützung der Umstände vermehrt hat, das dünkt den Anderen Diebstahl.“ — In Beziehung auf die erste Grundlage der geselligen Ordnung, Gott und Religion, gleichen sich also die Liberalen und die Commune von Paris auf's Haar; die letztere hat nur das Verdienst größerer Aufrichtigkeit und Folgerichtigkeit voraus.

2. Die zweite Hauptgrundlage der geselligen Ordnung unter den Menschen ist die Auctorität, die Obrigkeit, die selbst wieder ihre Gewalt von Gott hat, denn es gibt keine Obrigkeit, als von Gott und in Gottes Namen. Das eigentliche Grundgesetz jedes Staates sind die zehn Gebote Gottes; alle weiteren Gesetze und Verordnungen sind nur Anwendungen derselben auf die besonderen Bedürfnisse und einzelne Fälle im politischen und socialen Leben des bestimmten Volkes. Das Recht des Bürgers, der Gemeinde, der Stände und Corporationen, der Kirche ist ein unverletzliches Heiligthum.

Was macht der Socialdemokrat aus der Auctorität? Er läugnet sie von Grund aus. Sein Princip ist die Revolution in Allem und über Alles: keine Ehe, kein Cultus, kein Gesetzbuch, keine Obrigkeit, keine Soldaten, kein Erbrecht, keine Klassen der Gesellschaft, keine Familie. Der zweite Artikel der Internationale lautet: „Vor Allem endgiltige Abschaffung aller Stände (Klassen) der Gesellschaft, staatliche Gleichstellung der beiden Geschlechter; vor Allem Abschaffung jeder Berechtigung zu Erbschaften.“*) Demgemäß erklärte die Commune von Paris: „Zu Ende soll es sein mit Clerus, Militarismus, Bureaukratie, Ausbeutung des Landes, Agiotage und Privilegium. Jedem Franzosen werde verbürgt die Integrität seiner Rechte, der volle Gebrauch seiner Fähigkeiten und Geschicklichkeiten als Mensch, Bürger und Arbeiter“ (demnach nicht mehr als Christ). In ihrem letzten Decrete hat die Commune die Ehe, also die elterliche Auctorität abgeschafft, die Prostitution zum Gesetz erhoben, die Unterscheidung zwischen ehelichen und natürlichen Kindern für nichtig erklärt**). Fragt man sie, was die Revolution sei, so antworten sie: „Eine Materie im Zustande des Flusses, gleich der Lava aus den Vulkanen.“ Oder: „Ein Blitzstrahl zur Erleuchtung Jener, welche er treffen wird.“***) Die Revolution muß aus Europa eine tabula rasa machen, jedes Recht und jede Obrigkeit von Grund aus zerstören; das ist der Grundgedanke der Socialdemokratie, die ihr Netz über die Welt ausgespannt hat und deren Züricher Organ, die „Tagwacht“, im Angesichte der Gräuel und der Brandstätten von Paris am 27. Mai in die Welt hinausruft: „Die jetzige Form der Revolution, die Commune, geht unter, gleich dem Leibe eines Martyrers; aber die revolutionäre Idee können sie nicht tödten und das Todesgesicht der Pariser Commune flößt den Finsterlingen Furcht und Schrecken ein. Der revolutionäre Geist kann nicht getödtet werden, seine Flügelschläge spotten der Wuth der Tyrannen. Und wenn auch jetzt über den Leichenhügeln erschlagener Socialrepublikaner und auf den rauchenden Trümmern von Paris eine entmenschte Armee triumphirt, um der alten faulen Gesellschaft Quartier zu machen, — es ist der Unterdrückung, Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit doch nur eine kurze Galgenfrist gegeben; und was jetzt geschieht, ist nur ein Vorspiel jener Stürme, welche die Zukunft in ihrem Schoße trägt. Die revolutionäre Idee ist unsterblich.‘ Dann von einer Versammlung der Internationalen zu Zürich am Sonntage vorher sprechend, theilt das nämliche Blatt mit, man habe mit Begeisterung erklärt, daß „der Kampf der Commune von Paris ein gerechter und erhabener, und daß er solidarisch ist mit den Ideen

---

*) Vom 12. Juni 1871, 2. Blatt.

*) Hirtenbrief des Bischofs von Orleans. Monde vom 17. Juni 71.
**) Monde, 18. Juni 71.
***) S. Hirtenbr. des B. von Orl. a. a. O.

des dämmernden Morgens einer besseren Zeit, für die alle denkenden Menschen mit ihr kämpfen müssen.“ Aehnliche Erklärungen ergingen aus London, aus Paris selbst nach der Catastrophe und während des Belagerungszustandes*); in Deutschland betheuert ein Blatt der Internationalen, der „Volksstaat“**): „Wir sind und erklären uns solidarisch mit der Commune; wir sind bereit, jederzeit und gegen Jedermann ihre Tendenzen zu vertreten.“

*) Monde vom 12. und 19. Juni 71.
**) Man vergl. noch insbesondere Nr. 49 des „Volksstaats“.

(Schluß folgt.)

Alte Poesie und neue Prosa.

Vom Rheine erhält die „Germania“ von freundlicher Hand ein altes Berliner Gedicht aus dem Jahre 1786. Dasselbe dürfte sowohl als Erinnerung an entschwundene Zeiten, wie namentlich als Stoff zu Vergleichen politischer Natur unseren geschätzten Lesern nicht ganz unwillkommen sein. Sie mögen beurtheilen wie der geehrte Einsender bemerkt, „ob die Berliner von 1871 oder jene von 1786 die „richtigen“ sind, und ob damals, als Friedrich II. starb, man politisch klüger dachte als heute.“ Das im Originalabdruck vorliegende Gedicht lautet:

Der letzte Wille

Sr. Königl. Majestät in Preußen,

Friedrichs des Großen,

mit dem Beinamen des Einzigen.

Berlin im August 1786.

Weil ich nun bald werde sterben,
Und hab weiter keine Erben,
So mach' ich mein Testament.
Meines Bruders Wilhelms Sohne
Erbt von mir die Königskrone,
Und so hat der Streit ein End.

Keine Glocken laßt mir läuten,
Stille mit der Leiche schreiten,
Wenn die Glocke achte schlägt;
Auch ist dieses mein Begehren,
Welches ihr mir sollt gewähren:
Daß mich meine Garde trägt.

Laßt mir keine Musik machen,
Laßt auch keine Stücke krachen,
Machet auch kein Trauermahl;
Doch kann sich ein Tambour rühren,
Und die Garde paradiren
In dem großen Trauersaal.

Ihr sollt mich nicht balsamiren,
Nur so ins Gewölbe führen;
Zu was dienet dieser Pracht?
GOtt befehl ich meine Seele,
Meinen Leib der düstern Höhle,
Die schon lang für mich gemacht.

Schmeichelt mir nicht nach dem Tode,
Lobt mich nicht in einer Ode,
Nach dem Tod ist niemand schön.
Redet nicht von meinem Namen,
Schließt mein Bild in keine Rahmen,
Eitler Ruhm muß doch vergehn.

Sagt man gleich von mir viel Lügen,
So bleibt dick doch mein Vergnügen,
Daß die Seele reiner ist.
Viele Sieg' hab ich erhalten,
GOtt thät über mich stets walten,
Trotz der Feinde schlauer List.

Laßt in Ruh die Jesuiten,
Die sehr vieles schon erlitten,
Laßt in Ruh die Geistlichkeit.
Drohet nicht dem Papst mit Waffen,
Laßt in Ruh und Fried ihn schaffen,
Sonsten trifft euch harte Zeit.

Brauchet Räthe von Verstande,
Suchet sie in eurem Lande,
Die getreu und ehrlich sein.
Wählet keine fremde Männer,
Die sind keine Landeskenner,
Dienen nur auf falschen Schein.

Hier habt ihr nun meinen Willen,
Suchet ihn nur zu erfüllen,
Dieses wünsch ich für und für.
Ich geh nun zu meinen Helden,
Die in jenen Himmelszelten
Meiner warten mit Begier.

Zu Schwerin und Winterfelten
Geh ich dann in jene Welten,
Hier kann ich nicht länger sein.
Meinen Ziethen werd ich sehen,
Und mit Keith und Moritz gehen,
Ewig mich mit ihnen freun.

(Menschliche Schicksale.) Am 10. Novbr. 1852 wurde der preußische Referendar Dr. jur. H. Becker vom Schwurgerichtshofe in Köln mit 7 gegen 5 Stimmen eines sog. hochverrätherischen Unternehmens für schuldig befunden und zu fünf Jahren Festungshaft verurtheilt. Er weigerte sich, ein Gnadengesuch einzulegen, verbüßte seine Haft bis zum letzten Tage, ließ sich dann in Dortmund nieder, wurde daselbst hintereinander sieben Mal zum Mitgliede des Abgeordnetenhauses, drei Mal des Reichstages, zwei Mal zum Stadtverordneten gewählt, und am 1. Juli ds. Js. unter dem Jubel der Bevölkerung als Bürgermeister der Reichsstadt Dortmund eingesetzt. Die Verurtheilung des 2c. Becker im sog. „Kölner Communisten-Processe“ erfolgte auf Grund von Zeugenaussagen. Die wichtigsten Zeugen gegen ihn waren der hannover'sche Polizeidirector Wermuth, der preußische Lieutenant a. D. Hentze und der preußische Polizeirath Stieber. Wermuth avancirte später zum General-Polizeidirector im vormaligen Königreich Hannover, war Liebling des Welfenkönigs Georg und lange Zeit thatsächlicher Regent des Landes. Im Jahre 1866 wurde das Königreich Hannover von Preußen erst occupirt, dann annectirt, und Herr Wermuth, damals Landdrost in Hildesheim, jagte sich kurze Zeit danach eine Kugel durch den Kopf. So endete der erste Zeuge. — Der Lieutenant a. D. Hentze diente noch in verschiedenen anderen politischen Processen als sog. Kronzeuge, war Agent provocateur, wurde Steuereinnehmer, Sparkassenrendant, Bankdirector und trat in Verwandtschaft zu einer hochadeligen Familie Pommerns. Als Hentze vor einigen Wochen, angeblich an Gehirnerweichung, starb, stellte sich heraus, daß er sich seit Jahren vielfacher Diebereien und Fälschungen schuldig gemacht hatte; die Verwünschungen der durch ihn Betrogenen folgten ihm in's Grab. So endete der zweite Zeuge. — Der dritte und Hauptzeuge gegen Becker, der Polizeirath Stieber, Entdecker des sog. „Londoner Protocollbuchs“, wurde Polizeidirector, Geheimer Regierungsrath, mit vielen Orden decorirt, war in den Kriegen gegen Oesterreich und Frankreich Chef der Feldpolizei und lebt noch in Berlin.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 19. August 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	1899	326	26	9	25	9	23	46	—	—	—	33
Korn	1486	703	14	27	13	49	12	57	—	—	—	9
Gerste	141	73	13	42	13	10	12	45	—	15	—	—
Haber	1546	999	9	43	8	52	8	16	—	—	—	4

Erdinger Schranne vom 17. August 1871.

	Waiz.		Korn.		Gerste		Haber	
Voriger Rest . . .	—		—		—		21	
Neue Zufuhr . . .	357		160		4		90	
Schrannenstand . .	357		160		4		111	
Heutiger Verkauf . .	357		160		4		81	
Rest	—		—		—		30	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis . . .	25	3	13	2	13	—	8	24
Mittlerer „ . . .	24	16	12	40	12	30	7	33
Niedrigster „ . . .	23	41	12	9	12	—	7	3
Gefallen	—	—	—	45	—	—	—	41
Gestiegen	—	35	—	—	1	10	—	—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. | № 35 | Den 28. August: Augustin.

Der stille Walter.

Erzählung von C. Franz.

(Fortsetzung.)

— Walter — Walter — Du bist's — Du kannst sprechen! ließ sich jetzt der Kleinen Stimme vernehmen.

Von ihrer vergeblichen Jagd zurückgekehrt, hatte Ida, nachdem sie früher durch den Schrei erschreckt worden, mit maßlosem Staunen Hilbert's letzte Worte gehört.

Dieser stand einen Augenblick schwer athmend, völlig außer Fassung, vor dem Kinde.

Mathilde war wie erstarrt.

— Warum antwortest Du nicht? fuhr Ida fort, bist Du wieder stumm geworden? Und was ist denn der Mama?

— Sie ist unwohl, sprach Hilbert sich ermannend, bleibe hier bei ihr, Kind, während ich nach dem Schlosse gehe und Therese sende.

Er entfernte sich. Die Kleine schmiegte sich ängstlich an die Mutter und frogte, wie sie sich fühle.

— Ich möchte sterben! entgegnete Mathilde und drückte mit einem dumpfen Schmerzenslaut die gerungenen Hände vor die Augen.

Noch denselben Tag verließ der stille Walter das Schloß. Eine dumpfe Schwüle herrschte in der Stimmung der Zurückbleibenden. Der Gedanke an Hilbert erfüllte Alle und doch wurde kein Wort von ihm gesprochen.

Elise hatte ebenso wie der Oberst jede Hoffnung aufgegeben, Mathildens Herz weicher zu stimmen. Sie wollte nicht nutzlose Aufregung hervorrufen. Noch weniger wagte der alte Mann von Hilbert zu sprechen, da er besorgte, nicht im Stande zu sein, seiner heftigen Erbitterung dabei Zaum anzulegen und er wollte doch seine unglückliche Nichte keineswegs kränken.

Mathilde zog sich immer scheuer und schroffer zurück, je lauter sich die anklagende Stimme in ihrer Brust hörbar machte. Sie wollte diese Stimme übertäuben, wollte nichts vernehmen, was im Einklange mit ihr stand, was die Liebe pries, die trotz allem Ringen nicht sterben wollte, was den Haß verdammte, den die Unselige, wie die Vestalinen das heilige Feuer, mit Eifer unabläßig hütete und wahrte vor dem Erlöschen.

* * *

Ein paar Tage waren vergangen und in Mathildens Stimmung hatte sich die tiefe Aufregung nicht vermindert, ja sie schien sogar zuzunehmen.

Oft bewiesen die Augen der jungen Frau, daß sie lange geweint, und fast unmöglich war es jetzt für Elise, sie zu zerstreuen und aus ihren finsteren Gedanken zu reißen.

So saß sie heute wieder an ihrer Seite, vergeblich sich mühend, die Blinde zu unterhalten.

Theilnahmslos saß diese, während ihre Finger eine Netzarbeit langsam förderten.

Der Oberst trat ein, seine Miene drückte tiefe Bestürzung aus.

— Ich komme, Abschied zu nehmen, sprach er, ich reise ab.

Mathilde erhob erstaunt das Haupt, die Ankündigung überraschte sie.

— Du verreist doch nicht auf lange Zeit? fragte sie.

— Schwerlich, entgegnete er kurz, fast barsch, man ruft mich an ein Sterbebett.

Ueber das Antlitz der jungen Frau zuckte jähes Erschrecken.

— Wer stirbt? sagte sie, von banger Ahnung ergriffen.

— Hilbert.

Ein dumpfer Schrei entrang sich Mathildens Lippen. Sie sprang empor, sie faßte des Onkels Arm mit krampfhaftem Ungestüm.

— Er stirbt — Hilbert stirbt! rief sie, ist es Wahrheit — ist keine Rettung für ihn?

— Weiß ich das? entgegnete er. Nachdem Du ihn von hier fortgetrieben, setzte er in bitterem Tone hinzu, suchte er in wilder Hast die Eisenbahnstation zu erreichen. Er langte dort bis auf die Haut durchnäßt an, ein Wolkenbruch war niedergegangen. Da er vom raschen Ritt stark erhitzt gewesen, als ihn das Unwetter ereilt, zog er sich eine Erkältung zu, die ihn im Verein mit der furchtbaren Nervenaufregung auf das Krankenlager warf. Jetzt liegt er im heftigsten Delirium in einem Gasthof bei D. Von dort sandte man mir eben die Unglückskunde.

Die Blinde erhob das leichenblasse Antlitz.

— Onkel, ich fahre mit Dir, sagte sie.

— Du, Mathilde? sprach er, freudig überrascht, ja komm, komm, und Gott gebe, daß wir ihn noch lebend treffen!

Ein Zittern durchschauerte die Glieder der jungen Frau.

— Was zögern wir noch? sagte sie, laß uns eilen, keinen Augenblick verlieren. — O mein Gott! fügte sie, in leidenschaftlichen Schmerz ausbrechend, hinzu — erhalte mir ihn — erhalte ihn und laß mich gut machen, was ich gethan — Ist's möglich? Ich sprach von Haß zu ihm — und ich liebe ihn doch mehr als Alles auf Erden!

Kurze Zeit später trat sie in Begleitung des Onkels und des Fräuleins die traurige Fahrt an.

Ein kalter Sturm wehte durch die Kronen der Bäume und wälzte den Reisenden wirbelnden Staub entgegen, um sie her ächzte und sauste es und schwarze Wolken zogen, vom Wind gepeitscht, pfeilschnell dahin.

Jeden Augenblick veränderte sich das Bild des Horizonts. Jetzt fiel grelles Sonnenlicht auf die Gegend und die wehenden Sandwirbel schimmerten wie Goldstaub; gleich darnach fuhr eine schwarze Wolke über das freundliche Sonnengesicht, ernüchtert und glanzlos dehnten sich die Felder wieder vor den Blicken der Reisenden aus.

Die Pferde des alten Officiers waren flink und auf seinen Befehl trieb der Kutscher sie zu ungewöhnlich raschem Lauf an, aber der fieberhaften Ungeduld Mathildens schien es immer noch zu langsam.

Der Oberst war tief bewegt, er hatte Hilbert lieb gewonnen und der Gedanke, ihn dem Tode nahe zu sehen, ergriff ihn mit peinlicher Gewalt.

Völlig außer Fassung war Mathilde, bald rang sie die Hände, bald strömten heiße Thränen aus den lichtlosen Augen, bald klagte sie sich in abgebrochenen Reden der Härte, der Grausamkeit an und flehte zu Gott, er möge Hilbert's Leben erhalten. Sie war wie vernichtet. Die Verblendung, in welcher sie befangen gewesen, war gewichen, und sie fühlte der Reue brennende Qual.

(Schluß folgt.)

Die Catastrophe von Paris als äußerste Folge des Liberalismus.

(Schluß.)

So weit ist es mit der Auctorität gekommen, daß man das Wort Weltrevolution ungescheut und ungestraft ausspricht. Wir sehen auch hierin nichts Anderes, als eine consequente Fortbildung des Liberalismus. Er schreibt sich von der Revolution des Jahres 1789 her. Wie er gegen den Adel und den Clerus einen neuen Stand, den sogenannten dritten, die Bourgeoisie, als einzig berechtigten hinstellte, so führt die Internationale ihren vierten Stand als den der Zukunft auf und droht gegen alles bisher

Bestehende mit dem Kriege der Massen. Die liberale Partei hat es unternommen und leider großen Theils durchgeführt, nach ihren subjectiven Ideen, ohne Rücksicht auf Gott und garantirte Rechte, die menschliche Gesellschaft, den sogenannten modernen Staat, zu reconstruiren und wackeren Christen, die ihre Gewissensbedenken gegen die sauberen Gesetze vorzubringen wagten, das Kraftwort entgegenzuschleudern: „Das Gesetz ist das öffentliche Gewissen!" Aber um Alles in der Welt! ist das nicht schließlich Revolution? Die ganze europäische Geschichte vom Ende des vorigen Jahrhunderts an, bietet eine Reihe von lauten und wilden, oder stillen und zahmen Revolutionen. Wie handelte die Partei gegen die kirchliche Auctorität und deren Spitze, den Papst? Wie mit der rechtlichen Stellung der Kirche im Staate, in der Schule? Wie mit dem heiligen Rechte der Könige und den von ihnen feierlich unterschriebenen Verträgen mit Rom? Was wurde aus dem spanischen und österreichischen Concordate unter der Herrschaft der Liberalen? Was aus den legitimen Herrschern Italiens? Für die Liberalen ist die einzige Rechtsquelle der nach ihren subjectiven Ideen hergerichtete Staat*) und seine Factoren: nämlich die Kammer, deren Mitglieder wo möglich indirect und nach wohlberechnetem Census gewählt werden, damit doch ja das Capital den Vorzug habe, der Liberale herrsche; die Krone tritt noch hinzu, um pflichtschuldigst ihre Unterschrift unter die Beschlüsse der liberalen Mehrheit, sei es gern oder ungern, zu setzen. Wehe dem Könige von des Liberalismus Gnaden, wenn er noch ein christliches Gewissen hat! Wenn Victor Emanuel sich mit der vollen Gewalt seines im Grunde katholischen Herzens gegen das Unrecht am Papste im Jahr 1870 sträubt, so reichen einige künstliche republikanische Kundgebungen in etlichen Städten und das erneuerte Drängen der liberalen Minister hin, ihm das schwere „Ja" zu entringen. Wenn in Belgien die Kammermajorität und das Ministerium katholisch sind, so entstehen über Nacht Straßenaufläufe in Brüssel; das Ministerium räumt seine Sessel den Liberalen, einige Nachwahlen fallen liberal aus; und das Land erfreut sich wieder des tiefsten Friedens. Der Liberalismus ist von Natur aus revolutionär; aber nur bis zu einem gewissen Punkte läßt er die Revolution gehen; wenn Jemand weitere Folgerungen ziehen will, so wird gegen ihn nach löblicher Sitte die Hilfe des Polizeistocks und der Bajonette angerufen. Wir können den revolutionären Character der Partei nicht besser zeichnen, als ein Correspondent der „Breslauer Hausblätter" (3. Juni 1871) mit den Worten gethan hat: „Die Nationalliberalen und ihre Sippe und Anhänger haben das Auctoritätsprincip über Bord geworfen. Sie haben, wie einmal treffend ausgeführt worden ist, den Gedankengang des Cartesius durchgemacht und auf den Staat angewandt. Sie sind mit dem großen franko-schwedischen Philosophen in die Löwenhöhle eingetreten, in welcher er alle Auctorität zerriß, und sich selbst, die Welt und Gott aus seinem Bewußtsein construirte. Wie er sprach: „Ich denke, also bin ich", so sprechen diese Liberalen: Wie wir den Staat uns denken, so sei er! So aber muß der Liberalismus zuletzt allerdings zum Convente gelangen; es kommt dahin, daß Jeder mit Schopenhauer'scher Consequenz in der Welt, wie der Andere sie gestalten will, die schlechteste erblickt, und mit Hegel'scher Selbstherrlichkeit sie aus seinem eigenen Sinne erschafft. Diese Gedanken schwebten wohl auch der Norddeutschen Allg. Ztg. vor, als sie den ... von den Liberalen natürlich verhöhnten Ausspruch that: Der Liberalismus habe Frankreich in Flammen gesetzt. — Diese Verachtung der Auctorität erscheint bei den Nationalliberalen auf das schärfste ausgeprägt. Sie betrachten die staatliche Ordnung nur in dem modernen Lichte des gesellschaftlichen Vertrages; von einem Gott, der ihre Säulen gesetzt hat und keinen Simson dulden will, der sie blindäugig umstürzt, wollen sie nichts wissen. Die Lehre, daß jede Obrigkeit von Gott kommt, ist ihnen clerical, stammt aus dem Mittelalter, ist auf den Hecken der Vendee gewachsen."

So begreifen wir, warum die Partei sich selbst mit dem Staate vollkommen verwechselt, alsbald über staatsgefährliche Umtriebe jammert und nach Gewohnheit die Polizei herbeiruft, sobald sie ihre erbärmlichen Grundsätze angegriffen sieht. Es hatte z. B. Angesichts der Pariser Unthaten der Bischof von Versailles

*) „Der Staat ist die einzige Quelle der Gesetzgebung", sagte der Abg. Kiefer im Reichstage zu Berlin (Sitzung vom 3. April).

in seiner Rede an die Deputirten die Worte gebraucht: „Ueber uns gibt es eine höhere Macht, die Quelle und Regel aller Gewalten." Wer wollte den Satz nicht mit ganzer Seele unterschreiben? Und von ihm fühlt sich das erzliberale Blatt Le Siècle so beleidigt, daß es in die grimmigen Fragen ausbricht: „Wohin will man uns führen? Zu welchem Abenteuer will man unser unglückliches Land gängeln? Ach! diese Leute sollen Acht geben! Das öffentliche Gewissen richtet sie; die Regierung hat die Pflicht, mit dem Gesetze bewaffnet, uns gegen ihre schuldbaren Schleichwege zu schützen."*)

Wir ertappen also wiederum, auch in Sachen der Auctorität den Liberalismus als unfreiwilligen Lehrmeister des Socialdemokraten; der letztere ist nur offener, dreister und consequenter; aber im Grunde sind Beide leibliche Brüder. Daß der Eine sich in den Schafpelz hüllt, bildet einen wesentlichen Unterschied nicht.

3. Das Eigenthum ist der dritte Grundpfeiler des geselligen Lebens. Die Commune von Paris hat von ihrem Grundsatze, daß das Eigenthum Diebstahl sei, durch Requisitionen bei der Bank und den verschiedenen Eisenbahngesellschaften, durch Plünderung der Kirchen und Klöster, durch Demolirung und Anzündung von Gebäuden umfassenden Gebrauch gemacht. In ihrer Proclamation vom 20. April 1871 erklärt sie: „Das Eigenthum soll gemäß den Forderungen des Augenblicks, dem Wunsche der Betheiligten und den gemachten Erfahrungen verallgemeinert (universaliser) werden." Im Reichstage zu Berlin sagt der Socialdemocrat Bebel über die Vorgänge an der Seine: „Das ist nur ein kleines Vorpostengefecht in dem Kriege, den das Proletariat gegen alle Paläste führen wird."

Der liberale Philister schaudert über diese Nichtachtung des Privateigenthums; in Allem Uebrigen wollte er von Herzen gern die Socialdemocraten gewähren lassen, sogar sie als Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein anerkennen und lieben, wenn man es nur mit dem 7. Gebote Gottes nicht so leichtfertig nähme.

Aber, erwidert der Socialdemocrat, ihr Liberalen habt die übrigen Gebote des Decalogs, je nach Laune und Bedürfniß, gemodelt oder verworfen; warum soll denn das siebente so unbehelligt bleiben? Ist das Eigenthumsrecht heiliger, als das Recht der christlichen Kirche, welche ihr stets niedergetreten habt, wo ihr immer zur Herrschaft gelangtet? Heiliger, als das Recht eines christlichen Volkes auf Anerkennung des christlichen Characters der Ehe? Und mit dem fremden Eigenthum selbst seid ihr bisher, wo es sich um euren Nutzen handelte, gar nicht so scrupulös umgegangen. Das einzige Eigenthum des Proletariers ist die Arbeit seiner Hände. Ihr habt durch euren rücksichtslosen Grundsatz von Angebot und Nachfrage, durch eure Ueberproduction und maßlose Concurrenz die Arbeitslöhne an den meisten Orten so herabgedrückt, daß der Arbeiter nicht einmal das nothdürftige tägliche Brod erschwingen konnte, und hungerte, während ihr in euren Palästen schwelgtet; erst seitdem wir unsere Strikes ordentlich organisirt haben, geht es etwas besser. Und wenn ein Arbeiter schwach oder krank wurde, so hörte ohne Weiteres sein Lohn auf, und die Wenigsten von euch kümmerten sich um ihn; er war verloren, wenn nicht eine christliche Stiftung, ein religiöser Orden sich seiner annahm. Muß doch eines eurer Parteiblätter, die Kölnische Zeitung (vom 12. Juni), eingestehen: „Daß Vieles faul sei in unseren socialen Zuständen, das wußten wir längst; daß Großes geschehen müsse, um schreienden Uebelständen unserer städtischen Arbeiter abzuhelfen, und daß unter unseren großen Industriellen der Sinn dafür nicht eben so verbreitet sei, wie das in ihrem eigenen Interesse gewünscht, in dem der leidenden Menschheit gefordert werden müsse, war ebensowenig ein Geheimniß." Wie wollt ihr es uns verübeln, wenn wir einmal abrechnen und dabei, wie es bei solchen gewaltsamen Scenen zu gehen pflegt, die Sache nicht so genau nehmen?

Jedoch Scherz bei Seite! Die Angelegenheit ist zu ernst. Der Liberalismus hat vor Allem durch fortgesetzte Entchristlichung, beziehungsweise Dekatholisirung der Völker die Gewissen und dadurch die Heilighaltung fremden Eigenthums in den Massen abgeschwächt, somit sich das eigene Grab geschaufelt. Sodann hat er selbst ein schlechtes Beispiel gegeben. An einem vielbesuchten Wege, der zu einem schönen Aussichtspuncte am Rheine neben

*) Monde vom 12. Juni 71.

einem Weinberge vorbeiführt, liest man bei den ersten Weinstöcken die Warnung an Fremde: „Privateigenthum, also heilig zu halten!“ Genau das war und ist der Hauptgrundsatz des Liberalismus. Das Privat Eigenthum ist durchaus zu schonen, jeder Eingriff darein drakonisch zu strafen; dagegen ist das Gut der Kirche und der religiösen Genossenschaften, sobald Noth an den Mann kommt, für Staatszwecke einzuziehen. Wie im Jahre 1789, so beeilt sich die Partei immer und überall, wo sie das Heft in die Hände bekommt, eine allgemeine Säcularisation zu legalisiren. Ist aber das Kirchengut nicht auch Eigenthum, ja ein noch viel unverletzlicheres, als das private? Man frage darüber den alten Griechen und Römer, und was er vom Ausrauben der Tempel hielt, warum z. B. die Griechen ihren heiligen Krieg führten, oder was Cicero dem Verres vorwarf. Wenn die Massen in Italien sehen, wie man die Ordensmänner und gottgeweihten Jungfrauen aus ihrem Eigenthume treibt und auf die Gasse setzt, wie die Großcapitalisten mit dem asse ecclesiastico gute Geschäfte machen und dem bedrängten Finanzminister unter die Arme greifen: werden sie nicht einmal das hohe Beispiel nachahmen, und, von der Internationale geschult und angestachelt, in trüben Tagen die Signori um eine kleine „Universalisirung“ der Erdengüter angehen? Als man die Fürsten Italiens entsetzte, als im Sommer 1870 die Liberalen zu Florenz 50.000 Mann gegen Rom schickten, da schwamm die Partei allenthalben in einem Meere des Jubels, denn das Nationalitätsprincip habe wieder triumphirt, die nationalen Wünsche (le aspirazione nazionali) seien endlich befriedigt. Aber ist die Magenfrage des Arbeiters nicht unendlich schreiender? Im Vergleiche zu ihr ist der liberale Nationalitätscultus ein wahrer Luxusartikel. Die Socialdemokraten haben Argusaugen und führen genau Buch; was will man ihnen vorwerfen, wenn sie einmal fait accompli gemacht haben?

Auf allen Punkten des geselligen Lebens sehen wir also den Liberalismus als Vorläufer des Socialismus. Die Catastrophe von Paris ist die äußerste Folge der Lehren von 1789.

Durch die liberale Gleichmacherei, die Atomisirung der Gesellschaft im Bunde mit der Centralisirung, durch den Haß gegen die historischen Stände und die Zünfte, welche ebensoviele Schutzdämme gegen socialistische Ueberfluthungen waren, durch das falsche Nationalitätsprincip hat die Partei wahre Pionnierdienste für die Internationale geleistet. Kein Staat der Welt ist im Stande, den gefürchteten cosmopolitischen Bund zu bewältigen; nur die katholische Kirche ist liebreich, geistig und universalistisch genug, um die bethörten Armen zur Vernunft zu bringen. Aber damit ihr das Riesenwerk gelinge, muß sie ganz frei sein und in dem christlichen Staate ihren Freund finden.

Düstere Tage drohen uns. Künftige Zeiten werden sich darüber verwundern, wie drei Geschlechter die fadeste und schalste aller politischen Lehren ertragen haben. Ein edler Spanier schrieb kürzlich im Pensamiento espanol*): „Entweder sie (die Socialisten) oder wir (christliche Monarchisten) werden die Zukunft haben.“ Sollten je „sie“ Herr werden, so werden die Pariser Füsilladen vom 24. Mai und den folgenden Tagen im großen Maßstabe ausgeführt werden. Freudig, wie die französischen Priester in La Roquette, werden die Söhne der Kirche den Tod für ihren Glauben leiden; sie wissen, daß sie zum Himmel gehen. Ob die Anderen, die ihren Erdenhimmel verlassen müssen, auch so sicher darüber sind, wohin sie gehen? —

M. Laach, 21. Juni 1871.

Pachtler S. J.

Encyklica Pius' des Neunten vom 5. August 1871 an die Bischöfe etc.

Pius PP. IX. Ehrwürdige Brüder! Gruß und Apostolischen Segen. Oft haben Wir Uns, Ehrwürdige Brüder, während Unseres langen Pontificats an euch gewandt und euch kundgegeben, wie dankbar Wir die Beweise jener Ergebenheit und Liebe aufgenommen, welche der Gott der Barmherzigkeit euch und den eurer Sorgfalt anvertrauten Gläubigen gegen Uns und diesen Apostolischen Stuhl eingegeben hat. Und fürwahr, seitdem die Feinde Gottes begonnen, in dessen weltliche Herrschaft einzufallen, um wo möglich gegen Jesus Christus und die Kirche, die da ist Sein Leib und Seine Vollendung, endlich obzusiegen, habt ihr, Ehrwürdige Brüder, und das christliche Volk niemals abgelassen, Gott, dem Winde und Meere gehorchen, anzurufen, daß er den Sturm beschwichtigen wolle, und seid niemals müde geworden, die Zeugnisse euerer Liebe zu wiederholen und zum Troste in Unserer Bedrängniß alle Liebesdienste zu leisten.

Nachdem Wir aber sogar Unserer Stadt, des Hauptes der katholischen Welt, beraubt und der Willkür Jener überlassen waren, die Uns überwältigt hatten, habt ihr zugleich mit der Mehrzahl der Gläubigen aus euren Diöcesen euere Gebete verdoppelt und trotz vielfacher Verdächtigung die heiligen Rechte der Religion und Gerechtigkeit kräftig vertheidigt, die man in unglaublicher Kühnheit mit Füßen tritt. Jetzt aber, wo Wir durch eine seit Petrus nicht erlebte und überhaupt in der Reihe der römischen Päpste nicht vorgekommene Fügung das sechsundzwanzigste Jahr Unserer apostolischen Amtsverwaltung auf dem römischen Stuhle erreicht haben, habt ihr so glänzende Beweise eurer Freude ob dieser ausgezeichneten Gnade gegeben, die Unserer Wenigkeit zu Theil wurde, und so deutlich jenes blühende Leben vor Augen gelegt, daß allenthalben die christliche Familie durchdringt, daß Wir im Grunde Unseres Herzens bewegt wurden, und Unsere Gebete mit den eueren vereinend, wiederum neue Kräfte schöpften, um noch zuversichtlicher den endlichen und vollkommenen Triumph der Kirche zu erwarten.

Am Willkommensten aber war es für uns, wie allenthalben zahlreiche Beterschaaren zu den bedeutenderen Heiligthümern eilten und diese auf dem ganzen Erdenrunde von der dichtgedrängten Menge der Gläubigen gefüllt waren, die zugleich mit ihrem eigenen Hirten durch öffentliche Andachten und den Empfang der Sacramente Gott Dank brachten, daß er Uns die Gnade erwiesen, und Ihn inständig um den Sieg der Kirche anflehten. Da fühlten Wir Unsern Kummer und Unsere Sorgen sich nicht nur erleichtern, sondern sogar in Freude wandeln ob euerer schriftlichen Glückwünsche, Ergebenheitsbezeugungen, Gebete, ob des außerordentlichen Andranges der Gläubigen aus allen Welttheilen, welche zur großen Mehrheit hervorragten durch Adel des Geschlechtes oder kirchliche oder weltliche Würden, die der Glaube noch mehr adelte, und die alle, in werkthätiger Liebe vereint mit den meisten Bürgern dieser Stadt und der besetzten Provinzen, sogar aus entlegenen Gegenden herbeieilten und sich denselben Gefahren und Beschimpfungen, denen Wir selbst anheimgegeben sind, unterwerfen wollten, um durch ihr persönliches Erscheinen ihre und ihrer Mitbürger ehrfurchtsvolle Gesinnung gegen Uns zu bezeugen, und Uns Bände mitzubringen, in denen so viele Hunderttausende der Gläubigen aus allen Völkern mit ihrer eigenhändigen Namensunterschrift auf das Entschiedenste gegen den Einfall in Unsere Herrschaft protestirten und voll Nachdruck deren Wiederherstellung als Gebot und Forderung der Religion, der Gerechtigkeit, ja der Humanität verlangten. Bei dieser Gelegenheit floß Uns auch das Almosen reichlicher zu, mit welchem Reich und Arm zu gleicher Zeit sich beeiferte, der Uns bereiteten Noth zu steuern; dazu kamen weiter zahlreiche, mannigfaltige, herrliche Gaben und der glänzende Tribut christlicher Kunst und Schöpfungskraft, der vorzüglich geeignet war, die doppelte von Gott Uns zugewiesene Gewalt, die geistliche wie die königliche, zu erleichtern, und außerdem das reiche und glänzende Geräth an heiligen Gewändern und Gefäßen, womit Wir so viele verwahrloste und arme Kirchen überall unterstützen können.

O wunderbares Schauspiel der katholischen Einheit, das den sprechenden Beweis geliefert, wie die gesammte Kirche, wenn sie auch in der ganzen Welt zerstreut und aus Völkern von ungleichen Sitten, Anlagen und Bestrebungen zusammengesetzt ist, doch durch den Einen Geist Gottes geleitet und um so wunderbarer von ihm gestärkt werde, je wüthender die Gottlosigkeit gegen sie ankämpft und sie bedrängt, je listiger man sie von aller menschlichen Hülfe zu entblößen strebt! Ihm sei daher reicher und hauptsächlicher Dank, der, während Er so Seinen Namen verherrlicht, durch die wirksame Kundgebung Seiner Kraft und Macht die niedergeschlagenen Gemüther zur Hoffnung des zweifellosen Triumphes aufrichtet.

Wenn Wir jedoch diese Gaben auf den Spender aller Güter zurückführen, so sind Wir auch zugleich von dem herzlichsten Danke gegen Diejenigen durchdrungen, die als freiwillige Werk-

*) Monde, 13. Juni 71.

zeuge der göttlichen Vorsehung Uns mit allen Beweisen der Hülfe, des Trostes, des Gehorsams, der Ergebenheit und Liebe überhäuft haben. Wir erheben aber Augen und Hände zum Himmel und bringen alle Gaben, welche Unsere Söhne im Namen des Herrn Uns gespendet, Ihm dar mit der flehenden Bitte, Er möge ihr gemeinsames Gebet für die Freiheit des hl. Stuhles, den Sieg der Kirche und die Ruhe der Welt baldigst erhören und in Seiner Freigebigkeit im Himmel wie auf Erden einem Jeden den Lohn geben, welchen Wir nicht geben können. Wir möchten fürwahr insbesondere einem jeden von euch Allen Unsere dankbare Gesinnung kundgeben und Unsere liebevolle Neigung bezeigen. Aber die zahllose Fülle der Kundgebungen, die Uns durch die That, schriftlich und mündlich von allen Seiten dargebracht worden, macht dieß geradezu unmöglich.

Um daher einigermaßen Unserem Herzenswunsche zu genügen, bitten Wir euch, Ehrwürdige Brüder, denen Wir Unsere Gesinnung aussprechen müssen, dieselbe auch euerem Klerus und Volke in beredten Worten zu melden und kundzuthun. Ermahnet aber Alle, daß sie beständig mit euch vertrauensvoll im Gebete ausharren; denn wenn das anhaltende Gebet des Gerechten durch die Wolken dringt und nicht abläßt, bis der Höchste es erhört, und Christus versprochen hat, wo zwei in Seinem Namen vereinigt seien, da werde der himmlische Vater ihre Bitte gewähren: so wird fürwahr die gesammte Kirche durch ihr beständiges, einmüthiges Gebet um so mehr den Erfolg haben, daß die göttliche Gerechtigkeit sich ihrer erbarme, und sie die Mächte der Hölle darniedergetreten, die Pläne der menschlichen Bosheit zu Nichten und Schanden gemacht und Friede und Gerechtigkeit auf die Erde zurückgebracht sehe.

Was aber Euch anlangt, Ehrwürdige Brüder, so richtet eueren Sinn und euere Kräfte vorzüglich darauf, daß ihr, immer fester miteinander verbunden, den Feinden Gottes gleichsam eine geschlossene Phalanx entgegenwerfet, welche die Kirche, die niemals durch irgend eine Gewalt besiegt werden kann, mit ganz neuer List und Tücke angreifen, damit ihr desto leichter und erfolgreicher ihrem Sturme widerstehen und ihre Schaaren zerstreuen könnet. Diese Unsere innigsten Wünsche und dringenden Bitten senden Wir für Euch und die ganze katholische Familie aus der Tiefe Unseres Herzens empor und ertheilen elostwellen als Gewähr des ersehnten Gelingens und der göttlichen Gnade Unseren apostolischen Segen, das unzweifelhafte Pfand Unseres vorzüglichen Wohlwollens und Unserer Dankbarkeit, an jeden von Euch, Ehrwürdige Brüder, an den Klerus und das gesammte Volk, das der Sorge der Einzelnen anvertraut ist, in herzlichster Innigkeit und Liebe.

Gegeben zu Rom bei St. Peter am 5. August, dem Feste Mariä im Schnee, im Jahre des Herrn 1871, dem sechsundzwanzigsten Unseres Pontificates. Pius PP. IX.

Conrad von Bolanden's gesammelte Schriften.

* Landshut, im August 1871.

Der mit vielem Erzählungstalente begabte novellistische Schriftsteller Conrad von Bolanden hat erst jüngst durch seine Volksnovelle die „Unfehlbaren" einen großen Erfolg errungen. Daß Tendenzromane und Tendenznovellen aber immerhin ihre Schwächen haben, liegt in der Natur der Sache. Tagesfragen und Poesie, diese stille, reine Himmelstochter, vertragen sich nicht ganz gut miteinander und das epische Behagen, ganz abgesehen von der reinen poetischen Schönheit, leidet immer eine merkliche Einbuße in Tendenznovellen. Allein Conrad v. Bolanden hat schon früher durch seine historischen Novellen und Romane sich als guter belletristischer Autor im Allgemeinen bewährt. Seine Leistungen sind um so erfreulicher, als wir so wenige schöngeistige Schriftsteller haben, deren Geisteserzeugnisse in katholischen Anschauungen, ja im Boden des positiven Christenthums überhaupt, wurzeln. Es wird daher genügen, wenn die Landsh. Ztg. fortlaufend darauf aufmerksam macht auf das Erscheinen einer illustrirten Volksausgabe der gesammelten Schriften Conrad von Bolandens. Die Titel der einzelnen Novellen und Romane für diesmal einzeln anzuführen, halten wir für überflüssig. Sie sind bekannt. Wir bemerken nur, daß die erste Serie mit dem Volksromane „Luther's Brautfahrt" beginnt. Dieser Roman erscheint bereits in vierter Auflage. Möge die illustrirte Volksausgabe der Bollanden'schen Schriften, welche die erste katholische Buchhandlung Bayerns, die des Herrn Friedrich Pustet in Regensburg, veranstaltet, recht große Verbreitung unter dem Volke finden, namentlich gegenüber der das Land seuchenartig durchziehenden vielfach schädlichen illustrirten Zeitschriften-Literatur. Es gilt allenthalben das Volk bei gesundem Geiste zu erhalten und vor Verderben zu bewahren.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Bekanntmachung.

Die Registrators-Wittwe Sophie Pfeffer von hier wurde wegen Geistesstörung unter Curatel gestellt und für dieselbe der Stadtkämmerei-Hilfsarbeiter Herr Johann Fink von hier als Curator aufgestellt.

Dieß wird mit dem Beifügen bekannt gegeben, daß Sophie Pfeffer ohne Zustimmung ihres genannten Curators keinerlei rechtsverbindliche Verträge abschließen kann.

Landshut, den 22. August 1871.

Königliches Stadtgericht Landshut.

Der k. Stadtrichter beurl.:

Lang, k. Assessor.

2808

0309

Danksagung.

Die Krieger und Soldaten aus den Gemeinden Bayerbach, Feuchten, Gerabach, Penk und Greilsberg, welche zu dem am 24. August h. Js. in der Hofmark Bayerbach feierlichst abgehaltenen Friedens- und Dankfeste eingeladen und auf Rechnung des hochwohlgebornen Freiherrn Ludwig von Gumppenberg, k. Kämmerer und Gutsbesitzer auf Bayerbach, so reichlich bewirthet wurden, sprechen demselben und auch den Bürgern der obengenannten Gemeinden, welche zur Verherrlichung dieser schönen Festfeier mitwirkten ihren innigsten tiefgefühlten Dank aus, mit der Versicherung, daß ihnen dieser Fest- und Freudentag stets unvergeßlich sein und bleiben wird.

Die Krieger und Soldaten aus den Gemeinden Bayerbach, Feuchten, Gerabach, Penk und Greilsberg.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 26. August 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2772	211	25	47	24	51	22	53	—	18	—	—
Korn	1704	600	14	19	13	32	12	48	—	17	—	—
Gerste	291	85	14	58	13	40	12	25	—	—	—	30
Haber	1642	885	8	58	8	—	7	2	—	52	—	—

Oeffentliche Verhandlungen des königlichen Bezirksgerichts Landshut.

Am 18. August 1871.

Rosina Gschwendtner, 18 J. alt, led. Lohnkutscherstochter von Achdorf, wird von der Anschuldigung einer Uebertretung der Unterschlagung an Anna Dantl freigesprochen; dagegen ist Rosina Gschwendtner schuldig in realer Konkurrenz je eines Vergehens des Diebstahls im Hause der Anna Dantl und an Katharina Hofstetter, einer Uebertretung des theils vollendeten theils versuchten Betruges an den Kaufleuten Max Thalmeier, Karl Thalmeier und Aug. Imhof, endlich einer Uebertretung des Versuches eines Betruges an dem Hausmeister Lirpl dahier und wird hiefür zu 6 Monat Gefängnißstrafe verurtheilt.

Ferdinand Zinglmaier, 18 J. alt, Metzgergeselle von Rottenburg, ist schuldig je einer Uebertretung der körperlichen Mißhandlung an Joseph und Katharina Schultheiß in realer Konkurrenz und wird hiefür zu 21 Tagen Arrest verurtheilt.

Johann Altendorfer, auch Pölsterl genannt, 23 J. alt, Dienstknecht von Holzbach, k. Ldg. Dingolfing, wird von der Anschuldigung eines Vergehens der Theilnahme am Vergehen der Körperverletzung an Joh. Erlacher freigesprochen.

Johann Reithmeier, 21 J. alt, Häuslerssohn von Edhof, k. Ldg. Dinzolfing, ist schuldig einer Uebertretung der Körperverletzung an Joh. Erlacher und wird hiefür zu 21 T. Arrest verurtheilt.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 36 Den 4. September: Rosalia.

Der stille Walter.

Erzählung von C. Franz.

(Schluß.)

Die Liebe zu ihrem Gatten, mit der sie in bis zum Wahnsinn gesteigertem Mutterschmerz gerungen wie mit einem Feinde, brach mit Allmacht hervor und überfluthete ihr Herz. Sie hatte Hilbert nicht vergeben wollen, daß er durch zu große Strenge den Tod ihres Knaben veranlaßt, und nun sollte er ein Opfer ihres erbarmungslosen Hasses werden!

Hatte nicht sie ihn fortgetrieben durch bittere, schneidende Reden? Und die Worte des heiligen Schwures, den sie am Altare geleistet, sie kamen ihr plötzlich zu Sinn, es war, als flüstere sie ihr Jemand leise, doch vernehmlich zu.

Vergebung, Versöhnung, Liebe — wären sie nicht ein schöneres Todtenopfer gewesen, als der blinde Haß, die nutzlose krankhafte Trauer, die Vernachlässigung des noch lebenden Kindes? Sie sah es jetzt in ihrer verzehrenden Angst gar wohl ein, aber war es nicht zu spät? Konnte sie noch an ihm, gegen den sie sich so schwer versündigt, gut machen, was sie gethan?

Die Abendschatten senkten sich nieder, als sie das Gasthaus erreichten, in welchem sie Hilbert finden sollten. Ein Todtkranker in dem lärmenden Treiben, welch' furchtbarer Gedanke!

Die Nachrichten, welche die Reisenden erhielten, klangen nicht trostlos, wenn auch die Gefahr noch sehr groß war.

Der Oberst verfügte sich sogleich zu Hilbert. Während man zwei soeben frei gewordenen Zimmer für die neuen Gäste bereit machte, nahmen die beiden Frauen in dem öden Speisesaal Platz. Ein paar Kerzen verbreiteten in dem großen Raum nur spärliche Helle.

Bei jedem Geräusch zuckte Mathilde zusammen; endlich erschien der Oberst.

— Er liegt im Delirium und hat mich nicht erkannt, sagte er traurig, der Arzt war soeben bei ihm.

— Gibt er Hoffnung? stammelte die junge Frau fast tonlos.

— Er stellt die Möglichkeit eines günstigen Ausganges nicht in Abrede, entgegnete der Oberst.

— Wann wirst Du ihn auf mein Kommen vorbereiten? fragte Mathilde.

— Armes Kind, daran dürfen wir vorläufig gar nicht denken, jede heftige Aufregung könnte seinen Tod herbeiführen.

Die Blinde sank wie vernichtet auf ihren Stuhl zurück, sie meinte, ihr Herz müsse brechen. Sie hatte es sich selbst zuzuschreiben, daß sie den Platz, der ihr gebührte, den Platz am Lager ihres todtkranken Gatten nicht einnehmen durfte, sie konnte Niemand anklagen, als ihr eigenes, thörichtes, verblendetes Herz.

Mehrere Tage verflossen in Furcht und Hoffnung, aber die Furcht wich in immer weitere Ferne zurück, während die Hoffnung in immer klareren Umrissen aus den Nebeln der Zukunft hervortrat. Endlich ward zur Wahrheit, was drei Herzen so lebhaft ersehnt — die Gefahr war vorüber.

Welche Feder vermöchte zu beschreiben, was Mathilde in jenen Tagen empfunden, welche Last ihr die frohe Kunde von dem Siege des Lebens vom Herzen wälzte.

Elise ging unruhig im Zimmer auf und ab; soeben hatte der Oberst seine Nichte abgeholt, um sie zu dem Kranken zu führen; jetzt durfte ja ihrem heißen Wunsche willfahrt werden, ohne Gefahr zu fürchten. Das Fräulein war froh erregt. Wie wunderbar hatte sich alles gefügt! Freude und Versöhnung waren gekommen, nachdem man sie unwiederbringlich verloren geglaubt. Elise trat an das Fenster und schaute hinab.

Vor dem Thore des Gasthofes herrschte reges Leben. Dort standen einige Wagen und ein Knecht brachte den Pferden Futter. Sie schnupperten ihm begehrlich entgegen und peitschten die Flanken mit den langen Schwanzhaaren.

Eine Schaar Gänse wackelte langsam daher und ließ, sobald der große, zottige Hund oder der rothbackige Kellnerjunge in die Nähe kam, ihr mißtönendes Geschrei hören. Speisengeruch drang aus der Küche. Auf der Bank unter dem Nußbaume saßen ein paar Kutscher und ein alter Bauer und bliesen um die Wette Dampfwolken aus ihren kurzen Pfeifen. Die Prosa des Lebens sah hier Elisen entgegen und doch wie nahe davon zitterten und jubelten zwei Herzen, die sich nach langer Trennung wieder gefunden!

Jetzt öffnete sich die Thüre, der Oberst trat ein. Sein Gesicht strahlte vor Freude.

— Kommen Sie, Fräulein, wenn Sie zwei Glückliche sehen wollen, sagte er.

Sie folgte ihm nach des Kranken Zimmer.

Hilbert lag bleich und erschöpft in den Kissen, aber seine Augen leuchteten in frohem Glanz. Und Mathilde neigte sich zu ihm und hielt ihre Hand in der seinen, als wollte sie sie nimmer wieder von sich lassen.

Die Nürnberger Stadtmauern.*)

Ein Schmerzensschrei.

Nur der Lebende hat Recht! Es gibt ein Gesetz der Entwicklung, so zwingend und allgewaltig, daß jeder Widerspruch, jeder Gegensatz von der Fluth des dahinströmenden Daseins schonungslos hinweggeschwemmt wird. Die Kräfte des naturgemäß sich entfaltenden Lebens in verrostete Schranken einengen zu wollen, ist Thorenwerk. Wie man nicht jungen Wein in alte Schläuche füllen soll, so läßt sich der Geist der fortstrebenden Zeit selten in die Schranken der Vergangenheit schließen. Manch ehrwürdiges Denkmal der Vorzeit hat diesem Entwicklungsproceß zum Opfer fallen müssen, und keine Macht der Erde hätte solche Nothwendigkeit zu beugen vermocht. Ich begreife und theile den Schmerz, den über solche Verwüstung jeder Freund der Geschichte und Kunst empfinden muß; aber ich bin weit entfernt in den Chorgesang thörichter antiquarischer Klageweiber einzufallen, welche aus dem Studium der Geschichte nicht gelernt haben, geschichtliche Nothwendigkeit, selbst wo sie bitter einschneidet, ohne Murren hinzunehmen. Begreiflich ist es in den meisten Fällen, wenn unsere Städte im Drange der Entwicklung das Bedürfniß fühlen, aus der Haut zu fahren, d. h. die enge mittelalterliche Epidermis ihrer Mauern zu sprengen.

Aber es gibt Fälle, wo nicht eine wirkliche Nöthigung, sondern nur frivole Willkür, an den alten Denkmälern rüttelt, nur um diese charactervollen Zeugen der Vergangenheit los zu werden, die dem rein modernen Menschen theils unverständlich, theils antipathisch sind. Das Ideal des Menschen der „Jetztzeit“ ist die Fabrikstadt, seine Lieblingspatina der Kohlenruß, seine höchste architectonische Vorstellung der Schornstein, und ein dichter Wald dieser rauchschnaubenden Ungethüme dünkt ihm anmuthiger als der Anblick einer Stadt wie das hundertthürmige Prag. Dem flachen Schädel eines solchen Nützlichkeitsapostels ist jedes Monument der Vergangenheit ein Gräuel; er ruht nicht bis er aus den Kirchen Magazine und Pferdeställe, aus den Schlössern der Renaissance Zuchthäuser, aus den Klöstern Kasernen oder Oeconomiegebäude gemacht hat. Aber mit besonderem Feuereifer wüthet er gegen Mauern und Stadtthore. Selbst wo der Verkehr sich in den bescheidensten Bahnen bewegt, müssen die alten

---

*) Aus der allg. Ztg.

Stadtthore fallen, angeblich weil sie die Fahrstraße einengen. Das prächtige Holstenthor in Lübeck entging vor einigen Jahren nur mit genauer Noth den Zerstörungsversuchen, welche, obwohl es keinem Menschen im Wege steht, es antasten wollten, und das Isarthor in München schwebt augenblicklich noch in Gefahr, den modernen Herostraten zum Opfer zu fallen. Als ich vor kurzem einmal wieder Eisenach besuchte, und in dem dicht am Thore liegenden Gasthof einkehrte, freute ich mich den alten mir fest in der Erinnerung haftenden Eindruck des ehrwürdigen Stadtthors mit der anstoßenden romanischen Nikolaikirche noch unversehrt zu finden. Ich war naiv genug dieser Empfindung gegen den neben mir in der Hausthür stehenden Hrn. Oberkellner Ausdruck zu geben. Der Gute antwortete mir prompt: „O, die Aussicht wird noch viel schöner, wenn erst das Stadtthor weggerissen ist, und man bis an die Eisenbahnstation sehen kann.“ Das höchste Schönheitsideal des modernen Menschen, bis an die Eisenbahn zu sehen!

Die Geistesverwandten dieses Oberkellners haben nun in jüngster Zeit ihre profanen Hände an das schönste Werk alter Befestigungskunst, den gewaltigsten Ausdruck ehemaliger Städtemacht, gelegt: an die Mauern von Nürnberg. Obwohl man den Leuten der Manchesterschule auch in Deutschland manche Plattheit zutrauen darf, so hatte ich dieses Stück doch nicht für möglich gehalten. Vor kurzem überzeugte mich aber ein Besuch in der alten Stadt, daß das fast Unglaubliche zur Wahrheit wird. Mit der Lust eines fremden Eroberers, der die feindlichen Bollwerke niederwerfen läßt, hat man an sechs Stellen zugleich begonnen, Bresche in die alten Mauern zu legen. Es ist ein Anblick grauenhafter Verwüstung, wie die schöngefugten Mauern zerrissen werden, öde Schuttberge die tiefen Stadtgräben ausfüllen und ihre herrliche Vegetation begraben. Was man auch jetzt zur Beschönigung vorbringen mag — so viel sieht jeder: es ist der Anfang des Endes. Nicht lange mehr und eines der herrlichsten Städtebilder Deutschlands, bis jetzt wegen seiner unberührten Schönheit die Bewunderung, wenn auch nicht aller Einheimischen, so doch aller Fremden, liegt zerrissen und zerfetzt da, nicht anders als ein Meisterbild eines alten Malers, das die Würmer zernagt und dessen Tafel roher Vandalismus gespalten hat.

Was kann der Grund dieser Zerstörungswuth sein? Kämen hier wie es wohl in vielköpfigen Collegien zu geschehen pflegt, Privatinteressen ins Spiel, so wäre dieses Attentat zwar nicht entschuldigt, aber doch erklärt. Hätte z. B. einer der entscheidenden Herren Grundstücke dicht bei der Stadtmauer, die durch Beseitigung der letzteren und durch Ausfüllung des Grabens beträchtlich im Werthe steigen würden, oder hätte ein anderer Fabriken in der Nähe, zu welchen er bequemeren und näheren Zugang zu erhalten gedächte, so würde das allmächtige Motiv des Eigennutzes manches begreiflich machen. Aber nichts von alledem: die edelste Uneigennützigkeit, die reinste Gluth für das allgemeine Wohl bestimmt die entscheidenden Kreise. Zunächst will man durch Beseitigung der Stadtmauern den Bewohnern das freie Zuströmen von Licht und Luft verschaffen. Nur schade, daß an Stelle der etwa dreißig Fuß hohen Mauern sich ein Ring von sechzig Fuß hohen Miethcasernen erheben dürfte, der, wenn man auch die Häuser nach dem neuerdings beliebt gewordenen erbärmlichen Stuttgarter Vorbild in Fachwerk errichten wollte, für leichtere Circulation der frischen Luft sehr wenig geeignet sein dürfte. Aber die kleinen Wohnungen der armen Leute, welche bis jetzt hinter den Stadtmauern ihre Zuflucht gesucht und gefunden haben, werden doch eine gesündere Lage bekommen? Ja, wenn nicht diese kleinen Häuser dann alle Aussicht hätten, ganz zu verschwinden, und ihre Insassen sich genöthigt sehen würden, eine Viertelstunde vor der Stadt, draußen auf dem Felde, sich nach Wohnungen umzuthun. Selbst das vielerprobte Stichwort von der Nothwendigkeit freieren Verkehrs versagt hier völlig, denn es ist seit langer Zeit durch eine genügende Anzahl von Thoren und Durchbrüchen für den Verkehr auf allen Punkten reichlich gesorgt; ja mehrere der neuen Zerstörungen liegen an Stellen, wo überhaupt so gut wie gar kein Verkehr ist, und nicht einmal ein Zukunftsverkehr zu prophezeien sein dürfte. Nur müßte man freilich die geringen Summen daran wenden, die über den Stadtgraben führenden Brücken im Stande zu erhalten. Aber gerade diese Ausgabe will die um den Stadtsäckel zärtlich besorgte Schaar dieser Mauer-Herostrate ersparen. Dem kundigen Beschauer will es jedoch dünken, als ob das Zerstörungswerk das Zehn- und Zwanzigfache jener bescheidenen Summe überschreiten werde.

Alle diese Gründe erscheinen also nicht stichhaltig. Das einzige und letzte Motiv ist und bleibt der blöde Haß gegen das Alte, historisch Ehrwürdige, wie er in den beschränkten Köpfen moderner Nützlichkeitsfanatiker zu wuchern pflegt. Sollte es aber in Nürnberg nicht eine Anzahl von Männern geben, die es als eine Schmach empfinden, wenn die Kinder der eigenen Stadt ohne Noth das ehrwürdige Kleid ihrer Mutter zerreißen, welches eine kraftvolle Vorzeit mit staunenswerthem Aufwande hergestellt und für Jahrhunderte befestigt hat? Wenn dasselbe auch seinem ursprünglichen Zwecke, dem des Schutzes, nicht mehr zu dienen braucht, wenn der nüchterne Realismus es selbst als Document einer ruhmvollen Vergangenheit nicht respectiren mag, so sollte doch jedes Auge, das nicht im Schornsteinqualm der Fabriken ganz trübe geworden ist, die mit nichts zu vergleichende Schönheit dieser Mauern, Thürme und Gräben begreifen. Wer kennt nicht die Hunderte von malerischen Bildern, welche sich bei einem Spaziergang um die Stadtmauern auf allen Punkten bieten, von Schritt zu Schritt wechselnd, immer neu und überraschend. Selten, ja man darf sagen nirgends in ähnlicher Weise hat die Architektur in ihrer schlichten Rolle als Befestigungskunst ein so prächtiges Bündniß mit der Natur in üppigster Entfaltung der Vegetation geschlossen. Und diese Spaziergänge selbst, welche Erquickung bieten sie! Durch doppelten Mauerkranz von der Stadt und ihrem lauten Treiben getrennt, umgeben vom saftigen Grün all der Bäume, Sträucher und Rasenflächen die sich zwischen dem alten Gestein eingenistet und ausgebreitet haben, genießt man labende Kühle und Erfrischung, die doppelt hoch anzuschlagen sind in einer Gegend, welcher die Natur fast jeden landschaftlichen Reiz versagt hat. Was diese Spaziergänge für die gesammte Bevölkerung Nürnbergs bedeuten, wird man erst einsehen, wenn sie unwiederbringlich verloren sind. In anderen großen Städten gibt man sich neuerdings unsägliche Mühe, grüne Plätze, Squares, mit großen Kosten herzustellen, um der verdorbenen Luft durch Zuführung von Sauerstoff aufzuhelfen und den Bewohnern einen Ort der Erholung in freier Natur zu verschaffen. In Nürnberg, wo man alles dieß durch die Sorgfalt vergangener Zeiten in schönster Weise besitzt, gibt man sich unsägliche Mühe, das alles mit großen Kosten zu vernichten. Man glaubt in der That eine Geschichte von den klugen Schildbürgern zu hören.

Bis jetzt ist glücklicherweise das Verderben noch nicht so weit vorgeschritten, daß man ihm nicht noch Einhalt thun könnte. Große Theile der Stadtmauer, und darunter die schönsten Partien, stehen noch unberührt. Diese Zeilen wollen daher den Versuch machen, zu retten, was noch zu retten ist. Sie wollen diejenigen Bürger Nürnbergs — und hoffentlich ist es die Mehrzahl — welchen die unverletzte Schönheit ihrer alten Stadt am Herzen liegt, aus ihrer Lethargie aufrütteln, daß sie dem Zerstörungswerke so bald als möglich Einhalt thun. Lasse man sich nicht durch Vorspiegelungen bethören, als ob die Haupttheile der alten Mauern ungefährdet bleiben würden. In solchen Dingen weiß man wohl, wo man anfängt, aber nicht wo man aufhören wird. Daß das begonnene Vernichtungswerk, wenn ihm jetzt nicht Einhalt gethan wird, bis zu seinen letzten Consequenzen fortschreiten muß, bis der ganze herrliche Mauerkranz mit Stumpf und Stiel ausgerissen sein wird, ist die feste Ueberzeugung aller Unbefangenen.

W. Lübke.

Das Räuberwesen in Italien *).

Aus der römischen Landschaft, 18. Aug.

Mögen die italienisch gesinnten Blätter die Sache vertuschen oder nicht, es ist nur zu wahr, daß das Brigantenwesen mit all' seinen unheimlichen Schrecken sich in einer Weise zu entwickeln beginnt, wie wir es seit Jahren nicht gekannt haben. Das zeigen unter andern die allerjüngsten Ereignisse in Velletri, in dessen Umgegend sich eine förmliche Bande organisirt hat, welche durch furchtbare Drohungen von den vermögendsten Bürgern eine Contribution von mehreren Tausend Scudi zu erpressen

*) Aus der Köln. Volksztg.

wußte. Seit einigen Tagen hat die Regierung gegen 1300 Mann Nationalgarde in den kleinen Ort gesandt, um Jagd auf die Briganten zu machen; wie ich höre, ist es den Truppen gelungen, drei der Banditen habhaft zu werden, denen nun wohl, zum abschreckenden Beispiel für ihre Genossen, bald der Proceß gemacht werden wird. Allein, damit wird dem Uebel nicht abgeholfen sein; selbst, wenn es gelingt, eine Bande zu zersprengen, so wird sich bald an einem andern Orte eine doppelt stärkere zeigen. In keinem Lande der Welt ist die Oertlichkeit selber dem Banditenwesen so günstig, als gerade im Kirchenstaate: die Ruinen antiker Grabmale und Tempel, wie sie sich an allen Landstraßen finden, die Ruinen mittelalterlicher Burgen, die durch das ganze Gebiet zerstreut sind, die Höhlen, welche überall den Boden der bergigen Gegenden durchziehen, das alles sind eben so viele Schlupfwinkel für die Briganten, in denen sie sich sicher wissen und allen Nachstellungen Hohn lachen. Es ist bekannt, wie keine Regierung schärfer und ernstlicher gegen dies Gesindel verfuhr, als die Sixtus' V. Städte und Communen wurden zum Schadenersatz der auf ihrem Gebiete begangenen Räubereien angehalten; ließen sich Räuber blicken, so sollte Sturm geläutet und Jagd auf sie gemacht werden. Die Familien der Banditen bis zum vierten Grad wurden verantwortlich gemacht. Wer einem solchen, wäre es sein nächster Blutsverwandter, half oder Aufnahme gewährte, verfiel der Gütereinziehung und Landesverweisung. Wie unerbittlich der Papst unter den Banditen aufräumte, ergibt sich daraus, daß zwischen Agnani und Frosinone zwölf Galgen aufgerichtet wurden, die mit Gliedmaßen geviertheilter Banditen die Gegend schreckten. Die Köpfe der Getödteten wurden nach Rom gesandt und auf der Engelsbrücke aufgestellt, und so groß war die Zahl derselben, daß die Gegend dort davon verpestet wurde. (Reumont, Geschichte der Stadt Rom, III, 583.) Trotz aller dieser strengen Maßregeln gelang es dem Papste nicht, das Banditenwesen auszurotten, und gegen das Ende seiner Regierung blühte es ärger denn je. Es war nun ein glücklicher Gedanke, daß man unter Pius IX. die Bergbevölkerung, welche sich selber gegen das vom Neapolitanischen her einbrechende Brigantenthum bewaffnet hatte, zu einem eigenen Corps als Squadriglieri constituirte, die nun mit der päpstlichen Gendarmerie gemeinsam Jagd auf die Banditen machten. So war der Kirchenstaat in den letzten Jahren ziemlich von dem Gesindel gesäubert. Es characterisirt die Leute, welche am 20. September in Rom einzogen, daß gerade diese Squadriglieri ihrem erbittertsten Hasse ausgesetzt waren; leider war die piemontesische Regierung schwach genug, die Verdienste dieses Corps gänzlich zu verkennen und es nach einer schmachvollen Gefangenschaft aufzulösen. Jetzt erntet sie die bittern und verhängnißvollen Früchte davon. Ihre Soldaten und Gendarmen kennen die Schlupfwinkel der Briganten nicht, und es ist ein glücklicher Zufall, wenn sie den einen oder andern derselben erwischen. Dazu kommt, daß kaum jemals die Verhältnisse verlockender waren, sich dem Brigantenwesen hinzugeben, als gerade gegenwärtig. Junge Leute, die sich der Militärpflicht entziehen wollen, Bursche, die keine Arbeit finden, da der Bauer in Folge der erhöhten Steuern sich auf die nothwendigsten Arbeitskräfte beschränkt, zu früh entlassene Sträflinge aus den päpstlichen Gefängnissen, die große Zahl derer, welche mit der neuen Regierung unzufrieden sind, diese Alle bilden reichen Stoff zur Bildung von Banden oder von Hehlern, welche die Briganten begünstigen, um so mehr, als überhaupt der Character des Italieners dem Abenteuerlichen ganz besonders zugethan ist. Ein verwegener Bandit, mag er auch eine ganze Reihe von Mordthaten auf dem Gewissen haben, bleibt für ihn eine interessante Figur, und er bedauert es fast eher, als daß er sich freut, wenn ein solcher der Polizei in die Hände fällt. So wird denn die italienische Regierung ihre liebe Noth haben, des Banditenwesens auch nur einigermaßen Herr zu werden; die allgemeine Unsicherheit, wie sie in den Marken und in Umbrien u. s. w. schon seit Jahr und Tag herrscht, wird sich auch bald in dem ehemaligen päpstlichen Gebiet einnisten; ja, sie wird hier ärger werden als anderswo, da es Thatsache ist, daß Florenz, Bologna, Mailand und andere Städte einen Theil ihres Gesindels an Rom überlassen haben, wo dasselbe bessere Geschäfte machen zu können hofft. Ein Punkt, auf den ich noch besonders aufmerksam machen möchte, ist die steigende Verwilderung der Sitten. Keine Woche vergeht, ohne daß blutige Händel zu verzeichnen wären, wobei es selten ohne schwere Verwundungen und Mord abgeht. Diese zunehmende Rohheit findet zu nicht geringem Theil ihre Erklärung in dem Aufhetzen der Bevölkerung, besonders der Jugend, gegen die Geistlichen, als die natürlichen Anhänger der gestürzten Regierung und als die geborenen Gegner des neuen Regiments. So legte man den erziehenden Einfluß des Clerus brach, so viel man vermochte, und erntet jetzt die Folgen davon. Interessant ist es nun, zu sehen, wie die Philantropen sich bemühen, mit Umgehung der Religion das Volk zu sittigen, indem man gegenwärtig mit der Bildung eines Vereins beschäftigt ist, dessen Aufgabe es sein soll, zunächst den Gebrauch der Messer und Dolche bei den Streitigkeiten in Abnahme zu bringen. Der Prospect hofft dies zu erreichen durch belehrende Broschüren, die unter das Volk vertheilt werden sollen, durch theatralische Aufführungen (!), durch Prämien, welche in Geld, Medaillen, Fahnen u. dgl. bestehen sollen, für Diejenigen, welche in einem Streite mit einem andern sich des Gebrauchs der Waffen enthielten. Man kann dem Verein nur glücklichsten Erfolg seiner Thätigkeit wünschen; ob er ihn wirklich haben wird, ist eine ganz andere Frage. Hier in nächster Nähe ist ein Wallfahrtsort zur Madonna von Galora; dort sieht man unter den zahlreichen Weihegeschenken auch eine nicht geringe Menge von Dolchen und andern Mordinstrumenten, welche von bekehrten Briganten dargebracht wurden, zugleich mit dem Gelöbnisse, fortan ein anderes Leben zu führen. Das sind handgreifliche Erfolge des Einflusses der Religion auf das Volk und die Leidenschaften; es bleibt abzuwarten, ob jener Verein durch seine Mittel ähnliche Erfolge erzielen wird.

Aus Wildbad Gastein, 26. August, schreibt man der „allg. Ztg.": Seine Majestät der Kaiser, der Fürst v. Bismarck und mehrere Hofcavaliere unternahmen gestern zu Wagen eine größere Bergtour in das etwa drei Stunden von hier entfernte „Naßfeld". Dieser stille grüne Bergkessel, 5180 Fuß hoch liegend, trägt den entschiedenen Stempel der Alpennatur und ist von den erhabenen Bergen der Tauernkette umkränzt. Bei der etwa um 3 Uhr Nachmittags erfolgten Ankunft in der „Moserhütte" im Naßfelde wurde der Kaiser von den herbeigeeilten Ziegenhirten mit lauten Hochrufen begrüßt und mit den Blumen dieser Hochgebirge, Edelweiß und Alpenrosen, beschenkt. Käse, Milch und Brod wurden von der hohen Reisegesellschaft verzehrt, und dann der Weg nach Böckstein, gleich wie der Herweg von dort, auf Saumthieren zurückgelegt, wobei die herrlichen Umgebungen und die großartigen Wasserfälle (Kesselfall, Schleierfall, Bärenfall) den lebhaftesten Eindruck machten. In dem ländlich einfachen Gasthause zu Böckstein wurde alsdann ein dort zubereitetes Mahl eingenommen. Gegen 7 Uhr Abends trafen der Kaiser, Fürst Bismarck und die übrigen Begleiter wohlbehalten hier wieder ein.

Im Feuilleton eines süddeutschen Blattes erzählt einer der vielen Correspondenten, die Gastein gegenwärtig unsicher machen, daß die Berliner Primadonna Frau Pauline Lucca in allen Getreidefeldern um Gastein die schönsten Kornblumen aufgesucht hat, um sie dem Kaiser Wilhelm, der Kornblumen leidenschaftlich lieben soll, zu überreichen. Dabei sei indeß Frl. Lucca nicht stehen geblieben; ihren unablässigen Bemühungen sei es vielmehr auch gelungen, dem Vorsteher der kaiserlichen Küche das Staatsgeheimniß zu entlocken, daß graue Erbsen mit Pöckelfleisch das Lieblingsgericht Seiner Majestät sei, und sie habe nun mit eigener Hand dieses Favorit-Essen bereitet und ihren kaiserlichen Herrn mit einer Schüssel hiervon überrascht. „Allein Undank ist der Welt Lohn," fügt der geistreiche Erzähler hinzu, und statt eines huldvollen Danksagungsschreiben erhielt die loyale Soubrette par excellence die niederschmetternde Botschaft, daß Se. Majestät die Erbsen zu hart und das Pöckelfleisch zu trocken gefunden und sich nicht ohne Humor dahin ausgesprochen hätten, „es wäre ein Glück für die Lucca, daß sie Sängerin geworden, denn als Köchin hätte sie schwerlich einen Dienst gefunden."

Der Wintergarten auf dem Dache des kgl. Palais in München wird in den „Reiseplaudereien" von Franz Wallner

folgendermaßen geschildert: Wir müssen hoch steigen, auf die Plattform des Palastes, bis dieser wunderbarste aller Gärten der Welt sich uns erschließt. Durch die fast überreichen aber wunderbar geschmackvollen Arbeitszimmer des jungen Bayernkönigs, in je Roth, Blau oder Gold in wirklich fürstlicher Pracht strahlend, treten wir in diese Zufluchtsstätte der Romantik. Die Wunderwelt der Tropen, die ganze Farbenpracht des tiefen Südens leuchtet uns entgegen wie ein Traumbild, das verkörpert vor uns liegt. Das Himalayagebirge, unter Leitung Schlagintweit's von einem talentvollen Schüler Piloty's gemalt, liegt vor uns, an dessen Fuße ein auf Glas gemaltes Wasserbecken in wechselnder Beleuchtung einen zauberischen Effekt hervorbringt. Die ganze Pflanzenpracht des Aequators liegt vor uns ausgebreitet, riesige Bananen, zierliche und hohe Federpalmen, umrankt von farbenglühenden Orchideen, ein Meer von Blumen und seltenen Gräsern, seltenen Schlingpflanzen und anderen Kindern der Sonne, von kreischenden Papageien und zarten Colibris bevölkert, blendet den verwirrten Blick. Inmitten der Feenlandschaft liegt ein See, der 70' lang, 40' breit und 4' tief ist, auf dessen ultramarinblauen Wogen, welche durch eine verborgene Maschinerie im sanften Wellenschlag sich bewegen, stolze Schwäne auf und niederziehen, und reichverzierte Kähne sich wiegen. Am Ufer entlang finden wir ein prachtvolles Zelt von blauer Seide in reicher Stickerei von Gold starrend, während in einiger Entfernung eine lauschige Binsenhütte und ein prächtiger indischer Kiosk zur Ruhe einladen. Die Wassermasse des Sees kann in der Tiefe mit elektrischem Licht und am Rande mit zahllosen Flammen erleuchtet werden, ebenso der auf Glas gemalte Wasserspiegel am Fuße der schneebedeckten Bergeshöhen. Die Sängerin Fräulein Scheffsky wird manchmal befohlen, in der Ferne sanfte Lieder ertönen zu lassen, an den Ufern dieses Zauberflusses. Es liegt in der Gewalt des Maschinisten, denselben im Sturm, in wilden Wogen aufzuregen, oder im sanften Mondlicht erglänzen zu lassen. Das Ganze ist eine Erfindung des genialen Hofgärtners Effner, und nicht das einz'ge Wunder auf den Schlössern des jungen Monarchen. Der Weg in dieses Märchenland ist nur sehr wenigen Auserwählten sichtbar.

Ein Berliner Taschendieb hatte auf dem Stralauer Fischzugsfeste mit so großer Virtuosität „gearbeitet", daß ihm, soweit dies festgestellt werden konnte, nicht weniger als sieben Taschenuhren an den Fingern hängen geblieben waren. Bei der siebenten hatte er jedoch Pech, denn er wurde in flagranti ergriffen, wobei er unfehlbar der Lynchjustiz zum Opfer gefallen wäre, wenn ihn Schutzleute nicht schleunigst in Sicherheit gebracht hätten. Bei seiner Durchsuchung fand man noch eine zweite Uhr und außerdem hatte der fleißige Langfinger im Laufe des Tages bereits fünf andere Taschen-Chronometer bei verschiedenen Geldbudikern versetzt.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Nürnberg, 31. Aug. (Hopfen). Die wenigen Abschlüsse an unserem Markte bestanden seit gestern aus 50 Ballen Mittelsorten zu 22—28 und 20 fl. und etlichen kleinen Posten prima zu 40—44 fl. Für neue Hopfen ist die Kauflust ziemlich geschwunden; man findet dieselben noch nicht entsprechend getrocknet und ausgereift; tadelloser Tettnanger wurde jedoch mit 150 fl., andere mit 145 und 140 fl., neue fränk. Landwaare 125 fl. (Alles in einzelnen Ballen) bezahlt. — Saaz, 29. August. Auf dem Lande, in geringen Lagen sind bereits einige Partien 71er Hopfen zu 140—145 fl. gekauft worden. (Allg. H.-Z.)

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 2. Septbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2868	465	24	26	24	20	22	33	—	31	—	—
Korn	1834	416	14	—	13	19	12	33	—	13	—	—
Gerste	450	516	13	53	12	49	12	3	—	51	—	—
Haber	1828	454	8	51	7	43	6	50	—	17	—	—

Erdinger Schranne vom 31. August 1871.

	Waiz.	Korn.	Gerste	Haber
Voriger Rest	24	—	—	—
Neue Zufuhr	771	188	236	266
Schrannenstand	795	188	236	266
Heutiger Verkauf	795	188	236	258
Rest	—	—	—	—

	Waiz. fl.	Waiz. kr.	Korn. fl.	Korn. kr.	Gerste fl.	Gerste kr.	Haber fl.	Haber kr.
Höchster Preis	24	34	13	41	13	55	6	57
Mittlerer "	23	10	13	22	13	24	6	12
Niedrigster "	20	48	12	34	12	35	5	46
Gefallen	1	24	—	—	—	—	—	19
Gestiegen	—	—	—	3	—	1	—	—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 37 Den 11. September: Protus.

Ein Zweikampf mit Gott*).

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von Maurus Jokai.

Ein Sonnenuntergang in der Einöde.

Ringsumher, soweit das Auge reichte, dehnte sich kahle, eintönige Fläche dahin. Auf den Feldern herrschten drei Pflanzen vor, die der ungarische Volksmund „Hundsmilch", „Teufelskarren" und „Königskerze" benennt, während die Botaniker sie als „Euphorbium", „Eringium" und „Verbascum" bezeichnen.

Die erste dieser Pflanzen schien anzuzeigen, daß dieses Stück Boden seine Söhne nähre, als ob es Hunde groß säuge; die zweite nahm dasselbe für den Teufel in Beschlag; und die dritte, die „Königskerze", erhielt vielleicht dadurch ihre Bezeichnung, daß, wo sich diese mannshohe Staude, gleich einer lodernden Fackel voll von gelben Blumen einfindet, zwar reicher Boden vorhanden ist, den man jedoch schon seit vielen Jahren nicht pflegte.

Die Klette überzog alle Wege, daher auf denselben kein Wagengeleise zu bemerken war. Von Gebäuden war nichts sichtbar, als die Mauern einiger Ruinen mit hohlen Fenstern und aus dem hohen Grase blinkten die weißen Knochen gefallener Thiere.

Die Hügel hatte der Wind zerwühlt; er hatte die Gegend ringsum mit feinem weißen Flugsande verweht, welcher die Gräser, die er ereilte, überstieg, die Gesträuche, ja die Bäume mit den Wipfeln begrub und immer weiter vordrang, zu dem Rande des Sumpfes, wo er mit dem Schlamme neuen Kampf begann, bis dieser sich mit seiner moderigen Vegetation zurückzog. Ihrer zwei beherrschen diesen Boden: zur Windzeit der Flugsand, zur Regenzeit der Sumpf.

Am blaßgelben, kranken, bleichsüchtigen Himmel ließ sich strahlenlos die Sonne herab, eine glanzberaubte Kugel. Am ganzen Horizonte nicht Eine Wolke. Nur fern im Osten zeigte sich irgend ein Phänomen; doch auch das war keine Wolke. Es war etwas in Gestalt eines riesigen römischen S, mit scharfem, schwarzen Umrisse, den das Abendroth nicht vergoldete. Diese in den Lüften segelnde Masse wechselte fort und fort die Form, je näher sie kam; und immer größer werdend, nahm sie die Zickzackzeichnung eines griechischen Σ an, gestaltete sich dann wieder zur endlosen Schlange, zog sich zusammen gleich einer Schildkröte, und dehnte sich zuletzt aus, Schweif und Flügel entwickelnd, wie ein Drache der Schreckensfabel.

Ringsum, so weit der Blick reichte, war kein Thurm, nur sehr fern dunkelte ein Waldstreifen und aus seiner Mitte schaute ein kleines, weißes Haus hervor. In der Richtung auf dieses weiße Haus zu trabte durch die von Ginster und Schierling überwucherte Einöde ein zerstreuter Reitertrupp, einer in den Hufspuren des andern. Trotzige, ausgedorrte Figuren; ihr Costüm allerlei von den Trödelmärkten der ganzen Welt zusammengeschleppter Plunder: Panzer aus wallonischem Büffelleder, mottenzerfressene, verbrämte, altungarische Rückenfelle, tatarische Panzerhemden, Sammetpelze mit abgeschabten Aermeln und abgerissen herabhängenden Goldschnüren, türkische Hosen in gespornten Stulpenstiefeln, Sturmhauben und Tschako's aus Bärenhaut. Die Waffen waren auch darnach: Pistolen und kettenumwundene Streitkolben, krumme Säbel und dreischneidige Dolche, der gebogene Kriststock und der lange Speer. Die Physiognomie paßte zu den Kleidern und zu den Waffen: alte, corduanbraune, finnisch-esthnische Züge mit langen, verwahrlosten Schnurrbärten und struppigem Kinn; unter ergrauten, zotteligen Brauen hervorfunkelnde dunkle Augen, und in Knoten geflochtene dichte Haarbüschel; kurzgeschorene Köpfe, eckige Wangen, blitzende Tatarenaugen; kürbisrunde, türkische Schädel. Ein Menschentrupp wie eine wandernde Caravane zwischen Bokhara und Samarkand.

Das Bild, welches wir unseren Lesern zeigen, ist der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zwischen der Theiß und der Donau entnommen und zwar aus der Zeit der glorreich herrschenden Königin Maria Theresia.

Der von uns geschilderte Landstrich war vollständig verwüstet. Zuerst der äußere Krieg und dann die innere Zwietracht hatten ihn niedergemäht. Die Völker des Reiches ruinirten sich untereinander. Die kaiserlichen Söldner hieß man „Labanzen", die der ungarischen souveränen Fürsten, der Rakoczy und Anderer nannten sich „Kuruzen". Die Kuruzen steckten die Labanzen in Brand, die Labanzen die Kuruzen; dann stürzten sich auf diese die „Raizen" — Serben, griechischen Glaubens — und brannten beide nieder. Schließlich machten die Kaiserlichen Front und vertilgten alle Drei. Sie schlugen die Kuruzen bis in die Türkei hinüber, die Raizen nach Rußland, die Labanzen trieben sie nach allen Theilen der Welt. Derart blieb dann nur, oder blieb auch nicht, zurück, wer das Feld hätte pflügen sollen, und all' die Grundstücke lagen brach, herrenlos, von Menschen nicht bewohnt. Das war es, was die Pflanzenstengel der „Königskerze" beleuchteten.

Die wandernde Caravane dagegen, welche die Pußta durchtrabte, ist einer der Söldlingshaufen, welche die siegreich aufruhende Partei von sich abgeschüttelt hat.

Sie rauben nunmehr auf eigene Faust. Was sollten sie auch sonst machen? Zu arbeiten gibt es nichts, und Keinen, für wen zu arbeiten wäre; zu bedauern nur, daß es nicht einmal mehr Einen gibt, von dem Etwas zu rauben wäre!

In jenem weithin blinkenden weißen Hause wohnt der adelige Herr Gabor von Kondory: und vielleicht lohnt es sich noch, ihm am späten Abend einen Besuch abzustatten.

Er war zwar selber ein Bandenführer gewesen; vielleicht gerade der Hauptmann dieser vagabundirenden Horde. Doch, was liegt daran? Die Wölfe fressen sich auch untereinander auf. „Du bist Herr, wir sind arme Burschen. Du bist allein, wir sind arme Burschen. Du bist allein, wir sind unser viele. Du bist wohlgenährt, wir sind hungrig." Das ist der Codex.

Doch bevor die Reiter die Wohnung im Walde erreichten, mußten sie noch mit jener Erscheinung kämpfen, welche von Oben herab näher und näher kam. Sie war bereits über den ganzen Himmel hingewachsen und hatte eine Form wie im arabischen Märchen der colossale Vogel Rock, dessen beide Flügel vom Aufgang bis Niedergang reichen. Es war ein schwarzer, undurchsichtiger Klumpen, der einen Strahl weder einsog, noch aussandte. Zuletzt begann er, sich auf die Erde niederzulassen, herabrollend wie schwarze Schlacke, wie geballter Rauch, der belebt ist. Und bei der Annäherung ließ er ein betäubendes Brausen vernehmen, als zischte ein Meer kochenden Oeles, als drehe man da oben Millionen und Millionen schnurrender Kreisel.

Eine Heuschreckenwolke ließ sich nieder. Auch die Heuschrecke hatte sich eingestellt. Das fabelhafte, bepanzerte Insect, auf dessen glashäutigen Flügeln mit hebräischen oder chaldäischen Buchstaben (die sie verstehen, werden es sagen können) der Volkssage nach geschrieben steht: „Man schickte mich; ich kam; ich ward aus dem Staube verfluchter Erde!"

Nach wenig Minuten gab es keine Sonne mehr am Himmel und kein Licht mehr auf Erden, es entstand Nacht und Dunkelheit. Ein Wolkenbruch von schwirrenden Insecten ergoß sich auf die Erde; ein märchenhafter Schreckensspuk, an dem

*) Aus dem „Salon".

jedes Atom ein eigenes Leben führte und zugleich angriff. Mit einem auf die Fläche ausgebreiteten Mantel, sowie mit Hülfe ihrer Hüte suchten die Reiter sich zu decken; umsonst! Die schwirrenden Massen verfingen sich in ihren Haarflechten, in den Mähnen ihrer Pferde, die sich wüthend aufbäumten, so daß es den Reitern schwer wurde, sich in ihren Sätteln zu halten. Das Heuschreckenheer fiel immer dichter und dichter; in ganzen Bändeln umsummte es ihre Köpfe; die Pferde wieherten, die Reiter fluchten, doch in dem schwindelerregenden Meeresbranden war weder Roßgewieher noch Gotteslästerung mehr vernehmbar. Die Hengste galoppirten ohne Führung vorwärts in die pechschwarze Finsterniß; die Reiter suchten nur noch ihre Augen zu decken; sie stolperten in tiefe Gräben hinein, sie wühlten sich durch Dorngesträuch, sie versanken in Morast, sie stiegen aus den Sätteln; bis sie endlich nach einer langen Stunde widerwärtigen Kampfes aus der zur Erde gesunkenen Heuschreckenwolke herauskamen und wieder den Himmel in der Abenddämmerung sahen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch des Schlachtfeldes von Loigny (Eure et Loir) bei Orleans *).

Die blutige Schlacht bei Loigny am 2. Dezember 1870, sonst bei Bazoches les Hautes genannt, hat unserm Vaterland so manches schwere Opfer an Menschenleben gekostet; so manche Thräne ist daheim über die verlornen Lieben geweint worden die dort den Tod für König und Vaterland gestorben. Auch mir ist das traurige Geschick geworden, seit jenem Tag ein theueres Grab auf dem Kirchhofe zu Loigny zu wissen. Die Sehnsucht darnach ließ mich alle Schwierigkeiten, die Furcht vor dem nationalen Haß der Franzosen überwinden; ich unternahm trotz mancherlei Warnungen die Reise nach Loigny Nach geglückter Rückkehr halte ich es für Pflicht, den Angehörigen der Helden, die in jener Schlacht gefallen, davon Nachricht zu geben, daß die Bewohner jener Gegend durchaus nicht feindlich gegen Deutsche gesinnt sind. Selbst in Paris, durch welches ich meinen Weg sowohl auf der Hinreise, als auf der Rückreise nehmen mußte, bin ich nicht im geringsten Feindseligkeiten ausgesetzt gewesen. In Artenay, einer Eisenbahnstation zwischen Paris und Orleans, verließ ich die Bahn, und fuhr nach dem 1½ Meilen entfernten Loigny. Vor einem Trümmerhaufen hielt der Wagen an — es war einst das Gasthaus gewesen, am 2. Dez aber durch eine Pulverexplosion in die Luft geflogen.

Schon früher hatte ich mit dem Pfarrer von Loigny correspondirt, um meinem Gatten eine bleibende Ruhestätte auf dem dortigen Kirchhofe zu sichern; auch wußte er, daß ich selbst nach Loigny kommen wollte, um die das theuere Grab betreffenden Angelegenheiten völlig zu ordnen. Obwohl ich schon in seinen Briefen von seiner Menschenfreundlichkeit Beweise hatte, war ich dennoch aufs höchste überrascht, als ich, in den furchtbaren Anblick des zerstörten Dorfes vertieft, rathlos dastehend, plötzlich meinen Namen nennen hörte. Es war der Pfarrer, der mich begrüßte. Er nahm mich in seinem Hause auf, und übte Gastfreundschaft in edelster Weise, obwohl er durch die blutige Schlacht und Noth und Elend mildernd, selbst ein armer Mann geworden ist. Tausende von Verwundeten haben Obdach und Linderung ihrer Schmerzen in den engen Räumen des Pfarrhauses, (welches auch General v. d. Tann längere Zeit beherbergte) gefunden. Die Blutspuren überall, auch in der nicht weit entfernten Kirche, bestätigen genugsam die schreckliche Erzählung von dem Elend, das diese Räume gesehen.

Fast ist es als ein Wunder anzusehen, daß Kirche und Pfarrhaus an jenem 2. Dezember vom Feuer verschont geblieben, denn rings um dieselben ragen die traurigen Ruinen menschlicher Wohnungen empor, Steinmauern, welche das Feuer nicht zerstören konnte. Von 1 Uhr Nachmittags bis 7 Uhr Abends wüthete der Kampf um das Dorf; Haus für Haus, Hof für Hof war von den Deutschen theils mit dem Bayonnet genommen, theils angezündet und dadurch vom Feinde gesäubert worden. Zuletzt hatte sich der Kampf auf dem fast mitten im Dorfe gelegenen Kirchhofe concentrirt. Hier ist daher auch alles verwüstet und zertreten, fast alle Kreuze sind zerschossen und umgebrochen, und noch heute liegen allerlei Reste von Ausrüstungsgegenständen umher. Die Kirche mit dem einfachen Thurm hat auch manche Spuren von Kugeln aufzuweisen. In derselben hängt vor dem Altar ein sorgsam verhüllter Kronleuchter, welcher, aus Bestandtheilen der auf dem Schlachtfelde liegen gebliebenen Helme deutscher Krieger künstlich zusammengesetzt, Helmspitzen, preußische Adler und bayerische Embleme und Schuppenketten zu einem Ganzen vereint, mit unten daranhängenden und Thränen bedeutenden Glasperlen.

Vom Friedhof aus kann man den größten Theil des unglücklichen Dorfes übersehen; mehr denn 40 Häuser sind vom Feuer gänzlich zerstört worden, nur am entgegengesetzten Ende des Dorfes stehen noch einzelne Gebäude, die verschont geblieben. Die armen Bewohner haben natürlich alles verloren; dennoch zeigten sie keine Feindseligkeit, sondern hatten Mitleid mit meinem Schmerz, und sprachen von den vielen Gräbern da draußen mit Thränen. Einen wahrhaft herzzerreißenden Anblick gewähren diese Gräber, in denen oft Hunderte von tapferen Kriegern, gemeinsam gebettet, die ewige Ruhe gefunden. Meilenweit habe ich das Schlachtfeld in Augenschein genommen; die Ruhestätten der Gefallenen bezeichnen wohl am deutlichsten den Weg und die Ausdehnung der Schlacht.

Dem Pfarrer und der Gemeinde Loigny sei es zum Ruhme nachgesagt: sie haben alle deutschen Gräber in Ehren gehalten, manche Leiche die zu seicht beerdigt war, tiefer gebettet, manches halbzerfallene Kreuz wieder aufgerichtet und erneuert. Preußen und Bayern haben hier gemeinsam für ihr Vaterland gekämpft und geblutet. Meist liegen sie mit Franzosen friedlich zusammen im kühlen Grabe; ein schwarzes Kreuz bezeichnet dasselbe, auf welchem manchmal die Zahl der Begrabenen, oft auch gar nichts verzeichnet steht. Die Kreuze mit deutschen Inschriften sind selten, und Namen fast niemals verzeichnet; nur in der Nähe von Loigny steht auf einem Kreuz:

„Hier liegt begraben: Vicefeldwebel Krebs, Füsilier Evers, Reppenhagen, Meyer I, Puls vom Mecklenburger Füsilier-Regiment Nr. 90, 12. Comp. Schlummert sanft.“

Vielleicht ist es denen, die jene Helden beweinen, und nicht wissen wo sie ruhen, ein kleiner Trost, daß ihre Gräber geachtet und noch zu finden sind. Auch auf dem Kirchhofe zu Loigny befindet sich ein Grab, in welchem vier Deutsche ruhen, denen ich ein Kreuz zur Erinnerung zu setzen bat. Leider versteht in Loigny und Umgegend weder der Pfarrer noch irgend jemand ein deutsches Wort, und so haben alle jene Inschriften keinen Werth für sie, wenn sie auch mit noch so rührenden Worten um das Heilighalten der Gräber bitten. Ich kam daher gern der Bitte des Pfarrers nach: ihm die deutschen Grabschriften zu übersetzen, damit er durch neue, haltbarere Kreuze mit französischen Worten die letzten Ruhestätten bezeichnen könne.

Nahe bei der Ferm Beauvillier bei Loigny haben bayerische Soldaten auch so manchen ihrer Cameraden begraben; dort ruhen in einem Grabe 15 Bayern, in einem zweiten 6 Preußen, in einem sehr großen dritten 47 Bayern, 21 Franzosen und 38 Preußen. In rührenden Worten bitten auch hier die Inschriften, diese Stätte heilig zu halten, bis man den Gefallenen ein Denkmal errichten kann. Auf dem Wege von Loigny nach Artenay ragt auch so manches Kreuz aus den Getreidefeldern empor mit der Zahl der dort Ruhenden.

Artenay selbst hat durch die dort und in nächster Nähe vorgefallenen Schlachten und Gefechte weniger gelitten. Auch hier waren die Leute gut und freundlich und nicht im mindesten feindselig; sie führten mich auf einen von den Deutschen angeblich angekauften Kirchhof. Bald waren 20 und mehr Männer und Frauen des Dorfes um mich versammelt, da die Nachricht, daß Deutsche da seien, sich schnell verbreitet hatte. Alle wollten Auskunft haben, wer dort begraben sei. Außer einem Denkmal von Stein, das die Ruhestätte eines Offiziers von einem Brandenburger Regiment bezeichnete, waren nur wenige kleine Holzkreuze errichtet, die bereits zerfallen oder doch unleserlich geworden waren, da sie schon im Oktober vor. Jahres gesetzt sein mochten.

Auch der Bahnhofinspector von Artenay kam meiner Bitte, deutsche Gräber zu besuchen, freundlichst entgegen. Vom Bahnhofsgebäude rechts ist ein großes Grab mit 135 deutschen Kriegern, links das eines bayrischen Freiherrn. Das Kreuz mit

---

*) Aus der allg. Ztg.

seinem Namen, ebenso mehrere andere Kreuze, hatte man in Artenay von den Gräbern entfernt, weil sie deutsche Grabschriften trugen.

Nach Aussage der dortigen Bewohner ist seit dem Ende des Waffenstillstandes, während dem man manche Leiche geholt, um sie nach Deutschland zu überführen, noch kein Deutscher dagewesen, um Gräber zu suchen, oder zu besuchen. Meine Erklärung, daß man es in Deutschland für gefährlich halte, sich bei der jetzigen Aufregung der Gemüther ihrem Haß auszusetzen, empörte sie fast, und als ich ihnen von den vielen Thränen, die auch in Deutschland um heimgegangene Lieben geweint worden, und von meinem eigenen Unglück erzählte, hatte sich bald ein großer Kreis theilnehmender Zuhörer versammelt, die mich baten, in Deutschland bekannt zu machen, daß alle diejenigen, welche bei ihnen ein theueres Grab haben, ungehindert hinkommen könnten. Nach ihrer Aussage würden sie gern die Plätze verkaufen, wo deutsche Gräber sich befinden; dasselbe wurde mir auch in Loigny versichert.

In Deutschland hat immer eine große Pietät gegen die im Kriege Gefallenen und ihrer Gräber vorgewaltet. Im Hinblick darauf wage ich im Namen der Hinterbliebenen der Gefallenen dieses Krieges, an alle Herzen, die warm fürs deutsche Vaterland schlagen, die dringende Bitte: Vergeßt der Helden nicht, die fürs Vaterland geblutet, ihr Leben hingeben mußten und nun in fremder Erde begraben liegen. Mancher mit Glücksgütern Gesegnete könnte ein Scherflein beitragen, damit jene Massengräber angekauft und zum bleibenden Andenken mit Grabsteinen versehen werden könnten. Die meisten Eltern und Gattinen, die dort ihre Lieben ruhen haben, sind arm und können niemals die Stätte besuchen. Würde ihnen die Gewißheit, daß jene Gräber geachtet und geehrt, die Thaten der Verstorbenen vor der Vergessenheit bewahrt, nicht ein milder Trost in ihrer Traurigkeit sein? Geschieht nichts, so geht vielleicht schon die nächsten Jahre der Pflug über so manches theuere Grab, das in der Heimath liebevoll gepflegt und vor dem Vergessen bewahrt würde. Die Ausführung meiner Bitte ist nicht unmöglich, das deutsche Vaterland ist zu großen Opfern fähig. Denjenigen, die bei Loigny mitgekämpft und glücklich bewahrt worden sind, sowie auch den Angehörigen der Gefallenen, wird vielleicht die Mittheilung von Interesse sein, daß ich bei dem Pfarrer von Loigny ein Bild gesehen habe, das brennende Dorf und einen Theil des Schlachtfeldes in der Nacht des 2. Dez. 1870 darstellend, welches von einem Franzosen skizzirt und nachher photographirt wurde.*)

Zu jeder specielleren Auskunft, die vielleicht nur Angehörige besonders interessirt, erklärt sich Unterzeichnete gern bereit.

Breslau, 2. Aug. 1871. D. M.

Die vierte Generalversammlung kathol. Studentenvereine Deutschlands zu München**).

(31. Juli bis 3. August 1871.)

Corps, Burschenschaften, Verbindungen, Vereine — diese Namen bezeichnen die Phasen, in welche das Studenten-Leben der deutschen Hochschulen eingetreten ist. In den ersten Decennien unseres Jahrhunderts waren die Corps als die Nachkommen jener Landsmannschaften, deren Entstehung von der früheren Organisation der Universitäten geboten war, herrschendes Element. Die politischen Zustände unseres Vaterlandes in der Zeit nach den Befreiungskämpfen drängten eine andere Idee in den Vordergrund. Es waren jetzt die Burschenschaften, welche zu hoher Blüthe gelangten und in welchen unläugbar, mochten auch mancherlei extreme Gesinnungen und Ausschreitungen sich geltend machen, dennoch im Ganzen ein edler Geist lebte und webte, in welchem feurige Begeisterung für die höchsten und idealen Güter unserer Nation wachgehalten wurde. Aber bald sanken sie wieder, theils verfolgt von den Argusaugen der damals Hochvermögenden, theils von innen leidend, indem sie von ihren hohen Zielen abwichen. Unläugbar trat nach dieser Periode ein längerer Stillstand ein, während in religiöser Beziehung hier krasser Indifferentismus herrschte.

In das Jahr 1837 fiel das denkwürdige Ereigniß der Verfolgung des Erzbischofes Clemens August von Köln. Allgemein ist es bekannt, welch' eminente Folgen hieran sich knüpfen, nicht jene Folgen zwar, welche die Gegner der Kirche wollten und hofften, sondern die Erweckung eines innigeren und lebendigeren Anschlusses an die katholische Kirche im ganzen Vaterlande. Mit der ersten Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands zu Mainz vom 3. bis 5. October 1848 trat endlich, nach langen Kämpfen gereift, das katholische Vereinsleben in Thätigkeit; die katholische Bewegung war allenthalben erwacht und ein neues Blut schien in alle Adern gegossen. Seit jenen Tagen ist, Gott sei Dank, nie wieder eine völlige Erstarrung und Erschlaffung eingetreten. Auch die Hochschulen wurden bald in den Kreis gezogen. Der Gedanke kam zur Klarheit, daß auch auf diesem Boden, wo ja vorzügliche Gefahr vorhanden war, energische Abwehr getroffen werden müßte, und daß es hier gelte, der Jugend heiligste Aufgaben zu wahren.

Im Jahre 1851 ward in München die katholische Studentenverbindung Aenania gegründet und andere schloßen sich derselben an. Noch waren Corps und Burschenschaften die allgemein beliebte Form, von welcher man durchaus nicht abgehen konnte, so daß es sich vor Allem handelte, das Studentenleben nach dieser Seite hin zu veredeln und hiefür einen Ersatz zu bieten. Das blieb denn nun auch Aufgabe der katholischen Studentenverbindungen, welche sie noch heute verfolgen.

Aber wie in den anderen Schichten der Gesellschaft geht auch in den studentischen Kreisen das altcorporative Leben seiner Auflösung entgegen. Die Corps, welche höchstens noch das gemeinsame Vergnügen am Duelle beisammenhält, haben ihre Bedeutsamkeit eingebüßt. An allen Orten ward die freie Form der Vereinigung die beliebte, auch an den Universitäten bildeten sich Vereine. Bald überzeugte man sich auch in den Kreisen der katholischen Studentenschaft, daß um nachhaltige Wirkung zu gewinnen und eine fruchtbarere Thätigkeit zu eröffnen, es vor Allem geboten sei, katholische Studentenvereine zu gründen, welche mit den alten, längst bedeutungslos gewordenen und darum auch vielfach entarteten Formen brechen, einerseits, ein prunkvolles Auftreten nach Außen unterlassend, gegenüber der Zunahme der negativen Bestrebungen vornehmlich einer inneren Aufgabe sich hingeben, andererseits aber, wo die Umstände es geböten, nach Außen hin aufzutreten, um so energischer dieser Pflicht nachkommen sollten.

(Schluß folgt.)

Aus Tirol.

Z Kitzbühel in Tirol, den 5. September.

(Hic mihi praeter omnes angulus ridet. Hor.) Getheilte Freude ist doppelte Freude. Darum möchte ich jene Glücklichen, denen es gegönnt ist, einige Zeit sich den Sorgen und Mühen des täglichen Berufes zu entziehen, um anderwärts Ruhe und neue Lust zur Arbeit sich zu holen, auf einen Erdenwinkel aufmerksam machen, wie er nicht oft angenehmer und freundlicher geboten wird. Hinter dem riesigen Felsenwalle des wilden Kaisergebirges liegt eingeschlossen von Berggruppen der allerverschiedensten Formen in einem weiten fruchtbaren Thale das freundliche Städtchen Kitzbühel, eine schöne Perle des Tyrolerlandes, wenige Stunden von der bayrischen Grenze entfernt. Drei Wege führen von Bayern her in dieses kleine Paradies. Der eine, am meisten bekannt und bereist, zieht von Wörgel, einer Station der Tyroler Nordbahn, über Hopfgarten am Fuße der hohen Salve vorbei nach Brixen, Kirchberg und Kitzbühel; ein zweiter führt von Kössen und auch von Lofer her den Wanderer über St. Johann im Leukenthale nach Kitzbühel; der dritte für Fußgänger der schönste und lohnendste geht von Kufstein weg über den Reuberg in das allerliebste Thal von Elmau und von da über eine Hügelreihe an dem Dörflein Reith vorbei nach Kitzbühel. Nun aber zum Städtchen selbst. Sich hinlehnend an einen Hügel, dessen Höhe das alte Schlößchen Lebenberg krönt, liegt es da in aller Freundlichkeit, umrauscht von den Wassern der nordwärts ziehenden Ache. Bietet das Städtchen für sich auch nichts, was nicht auch anderswo gefunden werden könnte, so findet doch der müde Wanderer in ausgezeichneter Weise Gelegenheit zu herrlicher Verpflegung und Ruhe nach vollbrachter Wanderung. Die Gast-

---

*) Das Bild ist 47 Centimeter hoch und 64 Centimeter breit und kostet 10 Frcs. Gewiß ist es durch jede Buch- oder Kunsthandlung zu beziehen unter dem Titel: Loigny (Eure et Loir) Nuits du deux décembre 1870. Gallas, Phot à Chartres.

**) Aus den hist. pol. Blättern.

häuser zum Tiefenbrunner und Hinterbräu erfreuen sich schon längst in den Reisehandbüchern des auszeichnenden Sternchens. Möge aber Niemand durch diese empfohlene Zweizahl sich abschrecken lassen aus Furcht, keine Unterkunft zu finden; Kitzbühel weiß dem Wanderer noch andere freundliche Stätten zu bieten, wo er Unterkunft und Verpflegung in einer alle gerechten Wünsche befriedigenden Weise und von liebenswürdiger Zuvorkommenheit geboten findet. Mich fordert die Dankbarkeit auf, das Gasthaus des Herrn Joseph Rothbacher „zum weißen Rößl“ oder zum „Bühelwirth“ in ganz empfehlender Weise zu nennen. Der Wanderer indeß, der Ruhe sucht von den Berufsmühen oder von dem Lärmen und Treiben der Großstadt sucht noch mehr als materiellen Genuß; er will vor Allem der stillen Herrlichkeit der ländlichen Natur sich erfreuen und er kann dieß hier in kaum zu erschöpfender Weise. Willst du erst die durch die Berufsarbeit erschöpften Kräfte stärken, siehe, ein wenige Minuten entferntes eisenhaltiges Heilbad oder ein Bad in dem eben so nahe gelegenen See bietet dir die Gelegenheit dazu in schönster Weise. Liebst du Spaziergänge in der Ebene zu machen, die Breite des Thales und die prachtvollen — freilich leider noch etwas schattenlosen — Landstraßen bieten die Abwechselung für viele Tage. Suchst du weitere Ausflüge, an deren Ende auch die Möglichkeit sich wieder zu restauriren sich findet, nun das nahegelegene Reith, wohin der Weg an der alten Ruine Münichau vorbeiführt, das lieblich gelegene Kirchberg oder Brixen im Brixenthale und vor allem das lieblichst gelegene Aurach ladet zu nicht ermüdender und äußerst lohnender Wanderung dich ein. Ziehst du es vor, von der Höhe herab dir die Welt zu betrachten, nun eine allerliebste kleine Welt hast du vor dir, steigst du hinan zur Einsiedelei oder zur Ebenerkapelle oder suchst du dir irgend eine der reizenden Höhen des rings sich lagernden Mittelgebirges. Wagst du aber eine Wanderung auf die Bergriesen der Umgebung — o wer hätte noch nichts gehört von der scheinbar unübertrefflichen Fernsicht, die von der hohen Salve aus geboten ist und doch wird sie noch übertroffen von dem Ausblicke, der sich eröffnet von der Höhe des Kitzbühelerhornes aus. Fast um 1000 Fuß höher als die Salve ist das Horn allerdings etwas mühseliger, aber auch ohne alle Gefahr in 4 Stunden zu besteigen und wer beim Sonnenaufgange von seinem Gipfel aus den Blick gemacht in die unermeßliche Bergwelt ringsum und besonders auf die hier unvergleichlich schön sich präsentirende Gletscherkette, den befällt Trauer beim Gedanken, er müsse von solcher Schönheit wieder scheiden und hinabsteigen in das kleinliche Getriebe des Erdenlebens, dem er für wenige Stunden entrückt war. So hat die Natur hier in glücklicher Weise Alles vereint, was für einige Wochen einen Menschen, der nicht angekränkelt ist von der Blasirtheit der großen Welt, der noch Sinn besitzt für Naturschönheit und Großartigkeit, einen lieblichen und angenehmen Aufenthalt bereitet. Und hältst du, lieber Leser, diese kurze Schilderung, der noch gar Vieles beigegeben werden könnte für übertrieben, so komme selbst und sei überzeugt, du wirst mit ebenso schwerem Herzen wieder scheiden, wie der Schreiber dieser einfachen Zeilen.

* Landshut, 9. Sept. Se. Maj. der König haben unterm 3. Sept. d. Js. zu genehmigen geruht, daß der kath. Pfarrer J. B. Schwaiger in Pfaffenhofen, B.-A. Mallersdorf, seine Pfründe resignire.

Oeffentliche Sitzung des Magistrates Landshut
vom 9. September 1871.

Die Herstellung der Holzplafondsarbeiten im Rathhaussaale wird dem Herrn Andr. Ettenkofer, Zimmermeister von hier, gegen ein Abgebot von 7% übertragen. — Bezüglich der Einschleppung der Cholera werden verschiedene Maßregeln beschlossen und eventuell eine mit den nöthigen Vollmachten bekleidete Sanitäts-Commission gebildet. — Mehrere Darlehens- und Arrondirungsgesuche finden entsprechende Erledigung. — Genehmigt werden die Baugesuche der Hausbesitzerin Theres Kistler und des Hausbesitzers Hrn. M. Denk. — Das Gesuch des Hrn. Frz. Xav. Neumaier, Kuttelwäschers dahier, um Errichtung einer Albuminfabrik bei seinem neuerworbenen Anwesen in der Papiererstraße wird genehmigt. — Verehelichungszeugnisse werden ausgefertigt für Sebastian Sannleitner zur Verehelichung mit Theresia Ruhstorfer und für Johann Gmuler mit Anna Maria Selmer. — Dem vormaligen Escadronsschmid Hrn. M. Schmid von Großgundertshausen und nunmehrigen Hausbesitzer dahier, wird vorbehaltlich der Zustimmung des Gemeindecollegiums das Bürgerrecht in hiesiger Stadt ertheilt.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 9. Septbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2598	579	25	33	24	26	22	47	—	—	—	6
Korn	1593	172	14	26	13	51	13	8	—	—	—	32
Gerste	1252	529	15	—	14	3	13	4	—	—	1	14
Haber	1246	261	9	6	8	7	7	27	—	—	—	24

Erdinger Schranne vom 7. September 1871.

	Waiz.	Korn.	Gerste	Haber
Voriger Rest	—	—	—	8
Neue Zufuhr	695	200	398	120
Schrannenstand	695	200	398	128
Heutiger Verkauf	695	196	390	128
Rest	—	4	8	—

	Waiz. fl.	Waiz. kr.	Korn. fl.	Korn. kr.	Gerste fl.	Gerste kr.	Haber fl.	Haber kr.
Höchster Preis	24	5	13	51	13	47	6	42
Mittlerer „	22	54	13	25	13	11	6	4
Niedrigster „	21	28	13	41	12	23	5	44
Gefallen	—	16	—	—	—	13	—	8
Gestiegen	—	—	—	3	—	—	—	—

Städtische Schwimmschule.

Den 9. Sept. 1871 Mittags 11 Uhr
Wasserwärme 17 R. — Luftwärme 24 R.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 38 Den 18. September: Richard.

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von Maurus Jokai.

(Fortsetzung.)

Die einsame Waldwohnung war der Heerstraße zugekehrt; auch letztere war mit Gras überzogen. Eine Umwallung aus gebrannten Ziegeln, rostförmig aufgeschichtet, war gleichfalls zerstört. Der Thorflügel hing neben der Riegel; der große weite Hof war wüst. Es gab also auch hier nichts, was durch Thor und Mauer abzusperren gewesen wäre.

Der Vordertheil des Hauses begann mit einem gewölbten Bogengang, dessen Pfeiler durch Eisenstangen auseinander gehalten und getragen wurden. In glücklicheren Zeiten pflegte man diese Eisenstangen mit den Gewinden des türkischen Maises zu schmücken. Jetzt waren sie leer.

Die Thür war nur angelehnt; die Klinke hatte nachgegeben. Man konnte durch die Vorhalle nach des Hausherrn Stube gelangen, ohne um Einlaß zu bitten.

Auch dort gab es nicht viel zu sehen; alte Schränke ohne Schloß und Riegel, wackelige Stühle, an denen entweder ein Theil der Lehne oder ein Bein fehlte, und ein Eichentisch, das war der ganze herrenhafte Glanz.

Das Abendroth leuchtete noch durch das Fenster, als die Besucher der Pußta durch die offene Stubenthür unerwartet hereindrangen. Voran der verwitterte Haidebewohner mit den in Flechten gewundenen Haaren; ihm nach der Wallone, dann die Uebrigen.

Der Herr des Hauses saß an dem Eichentische, in der Hand ein Messer mit Hirschgeweihgriff, vor sich einen angeschnittenen Laib Schwarzbrod und einen schwarzen Rettig.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sprach der greise Labanz, mit höhnischer Unterwürfigkeit die Mütze rückend.

„Habe ihn, wem es beliebt!“ erwiderte gleichgültig der Herr des Hauses und erhob sich nicht einmal.

Es war ein schöner, hochgeschossener Mann, von heldenhafter Gestalt. Seine Gesichtszüge drückten Hohn, Trotz und Leidenschaft in wunderbarem Widerspruch aus.

Da er seine Gäste eintreten sah, erglühte sein Antlitz aus Scham und aus Zorn; da sie ihn ansprachen, war er bereits bleich geworden. Er hatte Lust zu scherzen.

„Verlangt's Euch nach Gästen, gnädiger Herr?“ frug mit heimtückischer Unterwürfigkeit der alte Räuber, den zerzausten Schnurrbart nach beiden Seiten hin streichend.

„Ich sehe Euch herzlich gern, Gevatter“, erwiderte der edle Herr, wiewohl er sich noch immer nicht vom Stuhle rührte. „Beliebt mit mir zu speisen? Das Abendbrod steht bereit.“

„Was ist das noch?“ gab der alte Labanz zurück, indem er sich dem Tische nahte. „Wie? Schwarzbrod und Rettig? Also damit lebt ein gnädiger Herr?“

„Mit dem, was da ist, Gevatter. Uebrigens ist auch das der letzte Laib Brod, der sich im Hause befindet.“

„Wie kann das sein?“

„Das kann leicht sein?“ Die Heerde trieb der serbische Räuber fort; mit dem Borstenvieh flüchtete der Schweinhirte, der Schaafhirt mit den Schaafen, und Keiner kehrte zurück. Dann kamen die Heuschrecken, und die fraßen auch noch den letzten Strohhalm auf.“

Der edle Herr erhob sich, das Fenster zu öffnen, um nach dem Hof zu weisen.

Der alte Labanz geberdete sich wie Einer, der sich die Thränen trocknet, und begann im weinerlichen Ton zu jammern.

„O, mein gnädiger Herr, mein guter Herr! Also Du mußtest zu so traurigem Loose kommen?“ Und in großer Theilnahme sank er dem edlen Herrn um den Hals, umfaßte seine Schultern, während ein anderer von den Gesellen dem Herrn zu Füßen fiel und sie in Treue bis an die Kniee umklammerte.

Herr Gabor nahm die Kriegslist zu spät wahr. Aus der zärtlichen Umarmung ward nichts weiter, als daß, da er endlich von seinen Fäusten Gebrauch machen wollte, man ihm schon Hände und Füße gebunden hatte und ihn dann in den Armstuhl niederdrückte.

Darnach jedoch begannen sie anders mit ihm zu sprechen.

„Nun, Du Betrüger! Derart willst Du uns zum Narren halten? Du sahst schon von fern, daß wir kamen und da Du bedacht hast, daß Du uns nicht ausschließen könntest, so stelltest Du hier den Tisch voll mit schwarzem Brod und mit Rettig und sprichst uns vom Hungertode. Nun warte, wir wollen Dich gleich mit Deinem Eigenen tractiren. Burscher, brecht in den Keller ein, in die Speisekammer!“

Die Burschen beeilten sich, dem Befehl nachzukommen, kehrten jedoch nach kurzer Zeit mit der Nachricht zurück, im Keller befänden sich nur dumpfige Fässer, in der Kammer blos ranzige Töpfe und verhungerte Fliegen.

Die Horde der Labanzen war wüthend, als sie diese Entdeckung gemacht.

„Also deshalb schleppten wir uns müde hierher, um gleichfalls Hungers zu sterben?“

„Nehmt doch, was da ist!“ höhnte der Gebundene.

„Nicht einen Schluck Wein, nicht einen Bissen Brod!“ wüthete der alte Räuber weiter.

„Durchaus unwahr! Dort auf dem Tische liegt noch Brod!“

„Was?“ rief in seinem höchsten Ingrimm der alte Labanz, nahm den Brodrest, der auf dem Tische lag, schlug ihn gen Boden, und zertrat ihn mit dem Stiefel. Das Manichäerheer — so heißt es in der Bibel — erfand Schimpfnamen sogar für das Brod.

Doch der Gebundene lachte noch um so mehr.

„Lach' nur, lache!“ rief der Labanze; „ich werde Dir mit dem spitzen Eisen eine Lection geben, daß Du daran denken sollst!“ Hierbei zog er aus dem Gürtel ein krummes Messer, und kehrte es mit der Spitze gegen die Augen des Geknebelten, indem er zähneknirschend fragte: „Nun, wo liegt der Schatz? Wo liegt der große Schatz?“

Der gebundene Herr lächelte nun nicht mehr. Sein Antlitz gewann die frühere Blässe zurück.

„Schätze? Deren hab ich gar viele!“

„Her mit ihnen!“

„Wollt Ihr Gold oder Silber?“

„Beides!“

„Ich habe beides.“

„Wo ist es?“

„Hier in der Tischlade, zieht sie heraus.“

Ihrer Drei auf einmal sprangen darnach, rissen die Lade auf, fuhren aber staunend zurück, als sie den Kasten leer sahen.

„Da ist nichts; nichts, als ein Stück feuchtes Papier!“

„Lies es!“ sagte der Geknebelte.

Der alte Labanze schüttelte mit dem Kopfe. „Lesen? Nun, wir leben ja jetzt nicht in der Zeit des Königs Mathias Corvin, der für vierzigtausend Studenten eine Akademie zu Ofen erbaute, selber nachsehen ging, wie man in der Dorfschule lehrte und den Meister von Zilahta mit dem Doppelhumpen decorirte. Gut stehts, vermag jetzt der Bischof zu lesen!“

„Wer versteht sich von Euch auf Geschriebenes?“

Der Labanze im Panzer aus Büffelleder verstand sich dar-

auf. Er war bei Mönchen erzogen worden. Diesem übergaben sie die Schrift. Als er mit dem Lesen zu Ende war, schlug er sich den Helm vom Kopfe, stürzte auf den geknebelten Herrn los, schnitt in Einem Augenblicke die Stricke von den Händen desselben, küßte im nächsten Augenblicke diese Hände, fiel vor ihm ins Knie, schnellte dann aber doch gleich wieder empor, um vor Freuden im Zimmer herumzuspringen, wobei er die Schrift über dem Kopfe schwang. Er schien toll geworden zu sein.

Ein guter Schlag in den Rücken brachte ihn wieder zu sich.

(Fortsetzung folgt.)

※ Ein Sohn des Westens*).

Erzählung von Otto Denk.

I.

Nacht ist's, eine fürchterliche Gewitternacht, wie sie nur eine tropische Zone hervorzubringen im Stande. Schrecklich heult der orkanähnliche Sturm in den Tiefen des Urwaldes und ächzend beugen sich die Wipfel der riesigen Caesalpinia und Cedrela, die es umsonst versuchen, der herkulischen Gewalt des Elements zu trotzen. Blitz auf Blitz durchschlängelt die grause Finsterniß, wild hallt das Geprassel des Donners wider. Dazwischen mengt sich das schauerliche Geheul der Brüllaffen, das rauhe „Au-a" des Marimanda (Beelzebub) und der grelle Pfiff des Tapir. Aengstlich flattern aufgescheuchte Papageie von Zweig zu Zweig, unheimlich schreit der große Tiger, und sein Geschrei reißt die Thiere des Waldes aus ihrem unruhigen Schlummer und macht sie erbeben. Am Boden raschelt's und huscht's wie von Schlangenwindungen. Bächen gleich rauscht das Wasser vom pechschwarzen Himmel nieder; bald krachen hier, bald dort die vom Blitze zerschmetterten, vom Sturme umgeschleuderten Riesen des Urwaldes. Kurz, es ist eine Nacht, wie selbst die glühendste Fantasie dieselbe sich nicht schrecklicher gestalten könnte.

Wieder zuckte jetzt ein Feuerstrahl herab, und sein blendend Licht ließ augenblicklich eine an einen zerklüfteten Felsen hingelehnte menschliche Gestalt, zugleich aber auch eine unter den riesigen Aesten einer Weymouthskiefer gebaute Hütte erkennen. Allein im nächsten Moment lag Alles wieder in undurchdringlicher Finsterniß begraben. Hätte man in ihr Etwas zu unterscheiden vermögen, so würde man die menschliche Gestalt sich jetzt bewegen haben sehen, Schritt für Schritt, nach der eben zum Vorschein gekommenen Hütte hin. Es war dies keine geringe Arbeit in einer so fürchterlichen Nacht, die kaum gestattete, die Finger vor dem Gesichte zu unterscheiden, und wer weiß, ob es dem vom Ungewitter Ueberraschten so leicht gelungen wäre, die Hütte zu erreichen, hätte ihm nicht ein erneuter Blitzstrahl die Auffindung derselben erleichtert. Jetzt entrang sich der Brust des Mannes ein tiefes „Gott sei Dank", denn ehe er's noch vermuthet, stand er vor der Thüre der Hütte. „Ob sie wohl bewohnt sein wird?" sagte er zu sich selbst, „und wenn, wer werden ihre Insassen sein?" Doch langes Bedenken und Erwägen war hier nicht am Platze, da es galt, sobald als möglich Schutz vor dem mächtigen Regen und dem wilden Sturm zu finden, und so versuchte der Mann denn, die Thüre zu öffnen. Allein die widerstand kräftig. Nun nahm er seine Zuflucht zum Pochen und gewaltig schlug er an die durchnäßten Pfosten. Wenige Minuten verstrichen, ehe sich die Thüre halb öffnete, und beim Scheine eines am Boden lohenden Feuers die schlanke, fest gebaute Gestalt eines braunen Bewohners des Urwaldes sich zeigte. Seinem Federschmuck, sowie der Art, sich zu tättowiren und zu kleiden, nach, gehörte er dem Stamme der Otschipwe an. Als er den fremden Mann bemerkt und in ihm einen Weißen erkannt, griff er rasch nach seinem im Gürtel steckenden Tomahawk, und wer weiß, was geschehen wäre, hätte der Obdach Suchende den Indianer nicht in der Sprache seines Stammes angeredet:

„Ach, Freund, laß es gut sein. Von mir, der ich selbst schutzlos dastehe, hast Du Nichts zu fürchten. Aber gewähre mir die Bitte, und erlaube mir, in Deine Hütte zu treten, damit ich mich am Feuer trocknen kann."

Kaum hatte der Indianer die Klänge seiner Stammessprache vernommen, als er die Hand mit dem tödtlichen Beile sinken ließ und mit aufgeheiterter Miene sagte:

*) Beruht auf einer wirklichen Thatsache, die dem Verfasser von einem Missionär selbst verbürgt wird.

„Komm, Weißer, herein. Draußen ist's nicht gut. Setz' Dich an's Feuer und wärme Dich."

Ohne lange zu zaudern, folgte der Fremde der Einladung seines braunen Wirthes und trat hinein. Das Innere der Hütte war ganz leer; auch nicht die nöthigsten Einrichtungen traf man. Dagegen befand sich in einer Ecke ein von Moos und Prairiegras hergerichtetes Lager, auf welchem eine weibliche Person, die Hausfrau des Otschipwe-Indianers, lag, bedeckt mit einer Bärenhaut. Bei dem Eintritte des weißen Mannes hatte sie ihr großes, dunkles Auge auf diesen gerichtet und es seitdem nicht mehr von ihm gewandt. Sie schien sehr krank zu sein, denn ein schmerzhaftes Stöhnen entwand sich fortwährend ihrer Brust, und ihr körperliches Leiden prägte sich lebhaft auf ihren schönen Gesichtszügen aus. Der Fremdling hatte die Kranke bisher noch nicht wahrgenommen. Diese aber schien mit jedem Augenblicke immer mehr Interesse für den Weißen zu gewinnen, und wer das arme Weib recht genau beobachtet haben würde, hätte bald bemerkt, daß sich das krampfhafte Aechzen bei dem steten Hinsehen auf den Angekommenen mehr und mehr lege, auf ihrem Antlitz sich Spuren einer eigenthümlichen freudigen Bewegung zeigten. Meine Leser werden sich diese Erscheinung bald erklärt haben, wenn wir uns den Gast selbst ein wenig näher ansehen. Der hatte jetzt seinen weiten, durch und durch nassen Mantel abgelegt und auf den Boden in die Nähe des Feuers zum Trocknen ausgebreitet. Es war ein großer, stattlicher Mann in den Fünfzigern. Sein Antlitz trug das Gepräge der Sanftmuth und Freundlichkeit, und aus seinen blauen Augen sprach des Herzens frommer Sinn, während die gefurchte Stirne und das sonnverbrannte Gesicht auf einen strengen und mühevollen Beruf schließen ließen, welche Vermuthung denn auch durch das Kleid, welches der Fremde trug, zur Gewißheit ward. Man sah in ihm ein Mitglied des Jesuitenordens, einen jener erhabenen Männer, die Vaterland, Eltern und Freunde, Reichthum und Ehre, kurz alles Liebe und Herrliche verlassen, um fremde Erdtheile zu durchwandern, das Wort des Heils, das Evangelium, zu verkünden.

Sobald der Otschipwe-Indianer in seinem Gaste einen „Schwarzrock" — so werden die Missionäre von den Ureinwohnern Amerika's genannt, erkannt hatte, da beugte er, obwohl noch ein Heide, seinen kräftigen, stolzen Nacken voll Ehrfurcht, und indem er die Hände kreuzweise über die Brust legte, sagte er:

Schwarzer Weißer, Dich hat der große Geist zu mir geführt. Sieh dort mein krankes Weib ruft nach einem Schwarzrock, nach einem Diener des großen Geistes — ehe sie in die Jagdgründe zu den versammelten Ahnen unseres Stammes geht". Während dies der Braune sprach, richtete sich die Kranke mit freudestrahlendem Angesicht auf und sagte leise, die kleine Hand nach dem Gatten ausstreckend, Makwa,*) komme her zu mir und führe mit den schwarzen Vater.

Der Missionär hatte die ruhig gesprochenen Worte wohl verstanden und wandte sich daher zur Armen auf ihrem Schmerzenslager hin. „Tochter" sprach er gütig, „ist es wahr, daß du nach mir, dem schwarzen Vater, gerufen?"

„Ja," hauchte die Kranke mit seligem Lächeln, sank aber im nächsten Augenblicke vor Schwäche wieder auf ihr Mooslager zurück. Jetzt näherte sich diesem der Glaubensbote ganz und ließ sich dann auf ein Knie nieder, die leise redende Frau besser verstehen zu können. Der Indianer hatte eine Weile schweigend der Scene seine Aufmerksamkeit geschenkt; dem Manne, der vielleicht in seinem Leben nie geweint, rannen jetzt über die rothbraune Gesichtshaut ein paar schwere Zähren auf den Boden herab. Dann wandte er sich um, öffnete geräuschlos die Thüre der Hütte und verschwand draußen in Nacht und Sturm, unbemerkt von dem Priester und dem todeskranken Weibe.

Jener begann nun in freudigen Tönen zu reden von Gott, wie der die Welt so lieb gehabt, daß er seinen einzigen Sohn für dieselbe in den Tod gegeben, damit sie von ihren Vergehungen, die sie sich gegen den liebevollen Gott hatte zu Schulden kommen lassen, befreit würde. Dann redete er von dem Heilande selbst, schilderte dessen erhabenes Leben und Wirken, sprach von seinem Tode und von seiner herrlichen Auferstehung in begeisterten Worten. Lautlos hörte die Kranke zu und wie zum Gebete faltete sie die Hände, während ihr Herz vor Glückseligkeit

*) Makwa — Bär.

in Thränen überging. Der Missionär schwieg jetzt. Da ergriff ihn die Indianerin bei der Hand, zog diese an ihren Mund und küßte sie ehrfurchtsvoll. Hierauf sagte sie leise:

„Vater, glaubst du, daß ich auch ein Kind des guten Gottes werden kann, von dem du mir so schön erzählt hast? O schon lange hätte ich sein Kind sein mögen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die vierte Generalversammlung kathol. Studentenvereine Deutschlands zu München.

(31. Juli bis 3. August 1871.)

(Schluß.)

Als erster katholischer Studentenverein entstand der akademische Leseverein in Berlin; es ist eigenthümlich, daß in der neuen Form die norddeutsche Hauptstadt voranging. Hieran schlossen sich die Germania in Münster, die Arminia in Bonn, die Walhalla in Würzburg, der katholische Studentenverein in Breslau. Der im Jahre 1866 zu München gegründete allgemeine Studentenverein rang sich nach einer langen, zum Theil mit schwierigen Kämpfen verbundenen Entwickelung zum katholischen Studentenvereine durch. Im Jahre 1867 tagte bereits die erste Generalversammlung der Vertreter sämmtlicher katholischer Studentenvereine Deutschlands in Berlin, um über allgemeine Angelegenheiten zu berathen; die zweite Generalversammlung zu Münster 1868 schuf eine gemeinsame Organisation in den Statuten für den Verband der katholischen Studentenvereine. 1869 folgte die dritte Generalversammlung zu Würzburg, welche dem Verbande ein neues Glied in dem katholischen Studentenverein Caecilia am Polytechnicum in Karlsruhe beifügte.

Die kriegerischen Ereignisse verschoben die vierte Versammlung auf das Jahr 1871, in welchem dieselbe in den Tagen vom 31. Juli bis 3. August zu München stattfand; sie ward durch die Vertreter von sechs deutschen Hochschulen und zahlreiche Gäste besucht. In keiner von allen bisherigen Zusammenkünften boten sich freudigere Aussichten auf die Zukunft, keine weckte kühnere Hoffnungen für die katholische Bewegung an unseren Hochschulen. Die Sitzungen begannen, nachdem ein feierlicher Gottesdienst sie eingeleitet, im Lokale des katholischen Casino.

Bereits war ein neuer kräftiger Zweig erwachsen im Norden, die Winfridia in Göttingen; doch auch der Süden blieb nicht zurück, indem der Eintritt des akademischen Lesevereins Tübingen in den Verband angebahnt wurde. Auch an zwei anderen deutschen Hochschulen konnten befriedigende Aussichten auf baldigen Erfolg constatirt werden. Die Zahl der activen Mitglieder der katholischen Studentenvereine beträgt in diesen Tagen ungefähr 320 Studierende, wovon die höchsten Zahlen der Reihe nach auf Münster, Würzburg, Berlin, München (für letzteres 53) treffen. Je mehr dem ferner stehenden Betrachter von Jahr zu Jahr katholisches Wirken und Schaffen von unsern Hochschulen geschwunden scheint, desto mehr nahmen, wie die große Steigerung der Mitglieder in den letzten Jahren zeigt, die positiven Bestrebungen überhand; der Geist der Organisation machte sich, mächtig wie nie, geltend und in den Kreisen der studirenden Jugend wurden, wie anderwärts, die drohenden Gefahren der Zukunft mit richtigem Blicke erkannt.

Hinsichtlich der inneren Aufgaben förderte die Versammlung den Ausbau der Statuten durch die nothwendigen Aenderungen. Ueberall zeigte sich einmüthige Auffassung; der unheilvolle Zwist, welcher durch die katholische Welt in Deutschland geht, hatte das starke Leben der Vereine nicht im mindesten erschüttert und den Gedanken der Einheit und Einigkeit nicht im mindesten zum Wanken gebracht. Die Geschäfte des nächsten Jahres wurden auf eine nord- und auf eine süddeutsche Universität vertheilt, in Bonn soll die Generalversammlung tagen, München das Amt des Vorortes übernehmen.

An die ernsten Berathungen reihten sich frohe Feste, die in altstudentischer Weise begangen wurden: ein Kellerfest, ein Ausflug an die romantischen Ufer des Starnberger-Sees, wo die malerische Rottmannshöhe den Gästen aus Nord- und Süddeutschland einen herrlichen Ueberblick über unser heimisches Alpenland bot, und zum Schluß ein Festcommers in der „neuen Welt". Dort im schöngeschmückten Saale, in dessen Centrum der Schild der Alma mater, an dessen Seiten die Wappen und Sprüche sämmtlicher katholischer Studentenvereine prangten, unter den rauschenden Klängen der Musik, bei ernsten und fröhlichen Worten, im Kreise viel ehrenwerther katholischer Männer Münchens und vieler Studierender fanden die Tage der Generalversammlung ihren würdigen Abschluß, und dort boten sich alle die jugendlichen Genossen, welche bisher noch nie einander gesehen, aber, nachdem sie sich einmal erblickt, sich im Gedanken ihrer großen gemeinsamen Aufgabe mit inniger Freundschaft begegnet waren, Scheidegruß und Lebewohl.

München, am 18 August 1871.

Ein französisches Bauernhaus.

Wie froh war ich, erzählt ein deutscher Officier im „N. C.", wenn mich während des Marsches das Loos in ein französisches Bauernhaus warf! Das sah unscheinbar drein von außen: einfach verputzte Wände, kleine Fenster, Scheune, Stall und Wohnungen unter einem Dache. Doch im Innern wenigstens kein unfreundlicher Empfang, nette Reinlichkeit und Ordnung, und sicher selbst im engsten Häuschen ein Prunk- und ein Staatsgemach, das dem aufoktroyirten Gaste eingeräumt war. Zwar ist der Boden fast überall gleich mit Ziegeln geplattet: zwar heizt der offene Kamin, auf dem neben der Stutzuhr rechts und links der Leuchter unterm halbblinden Spiegel steht, nicht besonders, und raucht ein wenig; auch ist das Himmelbett mit seinem Dutzend Matratzen nur mittels raschen Anlaufs zu erstürmen. Allein dafür prangt die schneeweiße Zipfelhaube desto einladender auf dem hohen Kopfkissen, dafür ruht es sich nach den stürmischen Bivouaks desto wohler unter dem frischen Linnen, dafür betet die Hausfrau desto sicherer, daß ihr Sohn, der Chasseur, fern vom Hause, auch so gut ruhen möge als der Fremdling da drinnen. In diesen Bauerngemächern herrscht durchweg Originalität, individuelle Art. Da hängen noch auf der Tapete aus der Zeit Ludwig's XIV. Kriegsbilder vom ersten Napoleon her; nach dem Schnitzwerk zu urtheilen, kann der Urältervater bereits im riesigen Lehnstuhl das erste Sonntagshuhn verdaut haben, das ihm Heinrich IV. in die Schüssel legte. Conservatismus in der Familie, er ist da alte Sitte; er erstreckt sich auf die Stammlegenden, die der Hausvater an den Stuhl und das alte Gebetbuch zu knüpfen weiß, oder auf das mächtige Weinfaß im Keller, das die deutschen Truppen dem Großvater anno 1815 ausgetrunken hatten. Der Mann führt uns in den Raum, wo die Familie kocht und wohnt, ißt und trinkt, leibt und lebt. Auf dem Fließboden ein großer langer Eichentisch mit Kreuzbeinen; Eichenstühle mit hohen Lehnen. Das Augenfälligste der mannshohe Kamin, in dem das heilige Feuer des Herdes nie zu erlöschen scheint. Wie alt mag dieser Kamin sein? Die Eisenplatte der Rückwand zeigt die Sonne Ludwigs XIV. oder die bourbonischen Lilien; in derselben Weise, am gezahnten Eisenhaken, brodeln schon länger als drei Jahrhunderte die Kupferkessel über den Buchenscheiten; so saß schon zu jener Zeit die Katze neben den trocknenden Holzschuhen im Vordergrunde. Dieses Stillleben, es ist rings umrahmt vom blinkenden Kranz der Krüge, des Kupfers und Zinns; alte Steinhumpen und Porzellanzeug belasten die Anrichte, und nie fehlen darunter ein paar seltene Prunkstücke. Ich spreche da namentlich von den Bauernhäusern in Lothringen, im Elsaß und der Champagne, wo der wohlhabende Mittelbauer sich noch breit macht, wo noch die alte Familienseßhaftigkeit blüht; nicht vom späteren Westen gegen Paris zu, wo Pächter den Pächter verdrängt. Und die Bewohner jener Häuser, kernhafte Bauerngestalten, sie haben vom Franzosen oft nur die Blouse und leichte Schickung in Alles; man findet breite Rücken und Stirnen, und offene Augen, Festhangen am Bestehenden, Duldung im Lastentragen, kurz, Stärke und Schwäche der deutschen Bauern. Diese Leute haben in Frankreich noch keine Revolution gemacht; als aber Paris, das kurz vorher vor dem Cäsaren kroch, den gestürzten Napoleon III in den Schmutz trat, waren sie vielleicht die Einzigen im Lande, die sich wehmüthig seiner Wohlthaten für den Bauernstand erinnerten. Ich habe oft mit einer Art Rührung betrachtet, wie das gewaffnete Schicksal unter diese Leute trat und wie sie der eisernen Nothwendigkeit den letzten Heubündel die beste Kuh überließen. In keinem Lande der Welt, außer in dem des Krieges und der Revolutionen gibt es eben das von den Vätern ererbte Trostwort: „Das ist

der Krieg!“ Oftmals, während Strümpfe und Reiterstiefel zum Trocknen hingen für den morgigen Marsch, saß ich da am Kamine, plauschte mit dem bäuerlichen Hausherrn und lernte so Land und Leute besser kennen, als irgendwo. Am Kaminsimse hing die Kupferlampe, manchmal brannte auf dem Tische auch das deutschgewohnte Petroleum. Die Strümpfe waren oft schon trocken, da ging immer noch der gemalte Henkelkrug mit dem rothen Weine herum; denn die Bauern wissen darin wacker Bescheid. Den Spruch des Connetable im Shakspear'schen Heinrich V., daß der französische Weintrinker stolz sieht auf die Gerstenbrühe trinkenden Engländer, beherzigt der französische Bauer sein Lebtag. Bier liebt er nicht, auch nicht den „bock“ des Großstädters. Man spricht von manchen Jüngern, die der Bauer selbst unter den Bayern erworben.

In Berlin stand kürzlich die noch jugendliche unverehelichte S. vor den Schranken des Criminalgerichtes. Sie ist noch jung, aber desto verderbter an Leib und Seele. In den jugendlichen Zügen war schon eine gewisse Verlebtheit wahrzunehmen. Sie hatte Abends auf der Promenade einem Herrn eine goldene Uhr mit einer goldenen Kette gestohlen und war dabei ertappt. Sie stammt aus einer echten Diebesfamilie ab, ihre Mutter war eine berüchtigte Diebin, ihre Großmutter mütterlicherseits erregte ihrer Zeit — es war anfangs der 30er Jahre — durch ihren ausgebildeten Diebessinn und ihre Schönheit nicht geringes Aufsehen. Sie cultivirte nur den Ladendiebstahl, hatte es darin aber zu einer seltenen Vollendung gebracht, so daß sie, was sprichwörtlich geworden war, unter den Augen der im Laden anwesenden Personen Diebstähle verüben konnte. Und dabei besaß sie, wie weiland Bosco, der auch vor den Augen des Publicums Sachen verschwinden ließ, ohne wie dieser Taschen am Körper zu besitzen, eine zauberähnliche Fertigkeit. Sie war schon eine ausgebildete Schottenfellerin (Ladendiebin), als sie das erste Mal, wo sie in einem ganz anständigen Dienst stand, verhaftet wurde. Sie gestand einige 40 Ladendiebstähle zu, die sie hauptsächlich aus Putzsucht verübt hatte. — Als ihre Finger steif wurden, und es mit dem Ladendiebstahl nicht mehr recht ging, veranstaltete sie, wie damals das Gerücht von ihr in der Diebeswelt ging, einen Lehrcursus über Taschendiebstahl und ernährte sich auf diese Weise. — Ihre Tochter war weniger berüchtigt, wie ihre Mutter. Sie ist, wie ihre Mutter, im Zuchthause, wohin nun auch die Enkelin kommt.

In London, wo das Annoncen-Wesen fast alle denkbaren Mittel erschöpft hat, lockt jetzt eine Neuigkeit auf diesem Gebiete jeden Abend am Strand eine ziemlich dichte Menschenmenge an, so daß die Polizei ihre liebe Noth hat, einer Hemmung des Verkehrs vorzubeugen, und dem sprudelnden Uebermuth der Straßenjugend Einhalt zu thun. Das Geheimniß dieser neuen „patentirten Annoncen-Compagnie“ besteht ganz einfach in einer magischen Laterne von einem etwas größeren Umfange, als sie in den Kinderstuben gebraucht wird. Ueber einem Schuhmacher-Laden ist vor einiger Zeit eine große dunkle Kammer gebaut worden. Die Glasthüren, welche diese anstatt des Giebels gegen die Straße hin abschließen, öffnen sich des Abends; ein Rahmen mit Leinwand bespannt, wird vorgeschoben und gehörig durchnäßt, so daß die Wand vollständig durchscheinend wird, und alsbald spazieren die Annoncen eine nach der andern, und mit komischen Bildern untermischt an der großen weißen Fläche vorbei. Große und kleine Kinder bleiben stehen, um dem Schauspiel zuzusehen und erst um Mitternacht schließt sich der Guckkasten und zerstreut sich die Menge.

Nach einer an die Wiener Polizeidirection eingelangten telegraphischen Mittheilung ist in der Nacht auf den 13. Septbr. in Heidenreichstein an der Ybbs ein großartiger Diebstahl von Werthpapieren verübt worden. Die Thäter haben im Laufe der Nacht eine eiserne Kasse aus dem Pfarrgebäude fortgeschleppt; dieselbe wurde erbrochen Morgens auf einem Felde außerhalb des Ortes aufgefunden. Werthpapiere im Gesammtbetrage von 60,000 bis 70,000 fl. wurden entwendet.

Von ärztlicher Seite wurde in einer Berliner Versammlung als ein unfehlbares und leicht zu beschaffendes Mittel, die Luft in den Wohnungen rein und gesund zu erhalten, die Aufstellung von Schalen mit aufgelöstem Kochsalz empfohlen.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 16. Septbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2917	281	25	50	24	31	22	56	—	—	—	5
Korn	2210	144	14	49	14	18	13	32	—	—	—	24
Gerste	1777	508	15	6	14	31	13	29	—	—	—	28
Haber	1630	330	8	48	7	48	7	7	—	19	—	—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 39 Den 26. September: Kleophas.

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von Maurus Jokai.

(Fortsetzung.)

Was steht in jener Schrift? Wirst Du rasch sprechen?

„Was darin ist? Gold und Silber! Sie enthält die Schätze des Darius, die ja in Ungarn vergraben sein sollen! Sammetgewänder in ganzen Ballen und Gelage nach Wochen. Ein paradiesisches Leben bis an den Tod! Wein, wie ihn Pfaffen trinken und für jeden Tag ein hübsches Mädchen! Feuer, Flammen, Blut, Kuß, Geld, Wein, Krieg, Schmausereien — Alles!'

„Der ward wahnsinnig!"

„Hört nun auf mich!" sprach sich mächtig erhebend Gabriel von Konday und streifte die gelösten Bande ab: „Was jener tollgewordene Bursche schreit, all' Das befindet sich in dem Briefe und all' Das ist euch gegeben. Dieses Blatt Papier ist ein Bevollmächtigungsschreiben unserer allerglorreichsten Königin, durch das ich betraut bin, einen Reitertrupp zu werben. Der Krieg ist ausgebrochen; unser Monarch zieht zu Felde gegen den König von Preußen und den Kurfürsten von Bayern. Wir haben Brief und Siegel, daß wir auf eigene Faust in jene Länder einbrechen sollen, und während die Hauptheere Aug' in Auge Krieg führen, haben wir hinter dem Rücken des Feindes dessen Städte zu brandschatzen. Beliebt es Euch, mit mir zu kommen?"

Der Räubertroß stürzte sich nun freudejauchzend auf seinen ehemaligen Hauptmann! sie hoben ihn auf ihre Schultern, und die Säbel ziehend, schworen sie, mit ihm sogar in die Hölle zu ziehen.

„Nein, in's Paradies!" jauchzte der alte Labanze. „Bayern ist das Paradies! Ich kenne es. Nicht mit Unrecht sagt man bei uns daheim: Wir leben, wie der Herr Gott in Bayern!"

* * *

Nach drei Tagen bevölkerte sich der Wald von Tschatard. Von allen Seiten eilten Reiterschaaren herbei. Waffen und Rosse brachte Jedermann mit sich. Schon gab es Ochsen am Spieße und Wein in ganzen Fässern — wer wußte, durch wessen Güte! Die Räuber bewirtheten bereits den Hausherrn, sie brachten ihm sogar ein Pferd herbei. Darauf ging's hinaus in die Welt.

Als der abenteuernde Trupp neben dem Wald von Tschatard dahinzog und hinaus auf die Pußta Kumaniens gelangte, sah er schwarzen Boden vor sich.

Und dieser Boden bewegte sich, als ginge die Erde vorwärts.

Plötzlich begann sich der schwarze Boden zu erheben, und langsam hob er sich in die Lüfte empor. Es war der Heuschreckenschwarm, der von Osten gen Westen zog.

Und nach Ablauf einiger Tage sahen auch die guten Bayern jene wundersame Wolke, welche in Gestalt eines großen S daherkommt, dann das griechische Σ nachahmt, dann einer Schlange gleicht, dann einem Drachen, oder dem Vogel Roch des arabischen Märchens.

Was aber erst hinter der Wolke noch nachkommen wird!

* * *

Und eben damals sammelte an den Borden eines entfernten europäischen Flusses eine zweite schöne, und in der Liebe vielbewanderte Herrscherin — die Zarin Elisabeth — ihre Kosaken und Baschkiren, und theilte auch ihnen Vollmachtsbriefe aus, um die Fluren der schönen Mark Brandenburg zu verwüsten.

Die Kenner der Kriegskunst finden, daß es sehr gut ausgedacht war, den König Friedrich II., nachdem er den Oberbefehlshaber der Oesterreicher, Daun, 1760 bei Gotterberg fast schon umschlossen hielt, dadurch aus seiner Stellung zu locken, daß man durch einen verwegenen Einfall hinter seinem Rücken Berlin und Potsdam fortnehme.

Der Plan der Verbündeten gelang. Totlleben, Tettenborn, Lascy nahmen Berlin ein; über die Beute jedoch geriethen sie einander in die Haare. Die Kosaken raubten nur für sich, und von aller in Berlin gemachten Beute kamen auf Lascy nur zweihunderttausend Thaler. Potsdam dagegen hatte das Glück, daß es Paul Anton Eszterhazy, der zweite Fürst aus jener Familie, besetzte. Aber ein noch größeres Glück war es für Gabor von Konday, daß er nicht unter Eszterhazy diente; denn der Fürst hatte seinen Truppen alles Plündern verboten, und er selbst trug von Potsdam nichts mit sich fort als ein Bildniß des Preußenkönigs und dessen Flöte.

Doch um so mehr Weh stand dem Schlosse der Königin bevor. Nach Schönhausen kamen des Konday seine Horden, und unter Lascy war es Lagerparole', daß es Pflicht sei, den Feind zu verderben. Leider fanden die Braven, deren Bekanntschaft wir am Anfang unserer Erzählung gemacht, im Schlosse der Königin nicht die goldenen und silbernen Schätze, die dort immerhin hätten sein sollen!

Sie erbrachen jede Thür, rissen jede verdächtige Wand ein: nirgend kam der Schatz zum Vorschein. Der Schloßhauptmann war nirgend zu finden.

Im Parke der Königin gab es einen künstlichen Teich, in dem man bei Friedenszeiten Gold- und Silberfische hielt. In der Mitte dieses Teiches stand eine achteckige chinesische Pagode. Ein verdächtiges Ding!

Auf dem ganzen Teiche war kein Kahn; man hatte sie alle unter Wasser gesetzt.

Ein schwacher Schutz für die Pagode. Konday sprang zu Pferd in den Teich, ihm nach seine Spießgesellen, und sie schwammen der Pagode zu. Sie bahnten sich mit einem Stoß den Weg und traten hinein.

In dieser Pagode versteckt fand sich der Schloßhauptmann, der Ritter von Brandt.

Er trat den Einbrechern entgegen.

„Was beliebt den Herren Helden?" fragte er.

„Wo sind die Schätze der Königin?"

„An einem Orte, zu welchem kein Mensch dringen kann."

„Nun, dann werde ich hindringen, denn ich bin ein Teufel! Wo sind sie?'

„Brandt sagt das nicht!"

„Nicht? Genossen! Legt Feuer an oder treibt ihm Eisenstifte unter die Nägel, dann wird er es schon sagen!'

„Wisset, meine Herren Helden", erwiderte der Alte, „daß ich bereits einmal im Feuer war. Das Schloß gerieth in Brand, und mein Kind war drinnen. Ich stürzte hinein, um es zu retten. Ich ergriff es. Meine Kleider lohten, die Haut an mir ward versengt, die Nägel sprangen mir von den Händen, doch verlor ich mich nicht selber. Ich riß meine Tochter aus dem Feuer. Versucht doch, ob Ihr mich nachgiebiger finden werdet!"

„Also Du hast eine Tochter?' rief Konday. „Dann wett' ich, daß Du eingestehen wirst!'

Aus dem Innern der Pagode hörte man dumpfes Schluchzen. Konday stieß auch diese Thür ein und trat über sie hinweg.

Im Innern des Häuschens sah er eine junge Frau knieen, die ihr kleines Söhnchen an den Busen drückte.

Es war die Tochter des Schloßhauptmanns und ihr Mann diente bei den Ziethen'schen Husaren.

Die junge Frau war schön und von interessanten Zügen.

Konday schritt auf sie zu, und ihre Hände ergreifend, fragte er:

„Wo befinden sich die königlichen Schätze?"

Die Frau stotterte: „Das weiß ich nicht!" Das junge Weib hatte in den Ohren ein paar kostbare Ohrgehänge: schwarze Perlen, eingefaßt in Diamanten.

Konday griff nach einem der Ohrgehänge und wiederholte seine Frage:

„Wollt Ihr sagen, wo die königlichen Schätze sind?"

„Ich kann es nicht sagen!" ächzte die Frau.

„Nicht?"

In selbem Momente riß Konday roh das eine Ohrgehänge mit der schwarzen Perle dem jungen Weibe vom Ohre los, daß ihr sofort das Blut über den Nacken strömte.

Die junge Frau, als sie das Blut sah, erschrack so sehr, fiel so sehr in Verzweiflung über Das, was ihr ebenfalls noch bevorstand, daß sie das Kind von sich stieß und sich durchs Fenster der Pagode in den Teich stürzte. Vergeblich eilte man ihr nach. Sie kam nicht wieder empor an den Wasserspiegel.

(Fortsetzung folgt.)

✳ Ein Sohn des Westens.

Erzählung von Otto Denk.

(Fortsetzung.)

Gerührt entgegnete der Priester: „Zweifle nicht, meine Tochter, Du wirst mit Freuden von dem aufgenommen, der auch für Dich sein Blut vergossen hat. Sage, willst Du aber auch gewiß sein Kind werden?"

„O, Vater", erwiederte freudig die Kranke, „wie magst Du so fragen? Warte nicht mehr, ich sehne mich ja darnach."

„Nun denn", sagte der Priester, indem heilige Freude aus seinen Augen leuchtete, „so nehme ich an Dir die große Handlung vor, wodurch Du ein Kind des himmlischen Vaters wirst." Mit diesen Worten erhob sich der Missionär vom Boden und suchte, wie es schien, nach einem Gefäße, um das zur Taufe nöthige Wasser beschaffen zu können. Das kranke Weib folgte sehnsüchtig jeder seiner Bewegungen und schon jetzt war ihr Angesicht viel ruhiger als vorhin, man konnte fast wähnen, ihre Schmerzen hätten sich bereits ganz verloren. Der Priester war nicht wenig erstaunt, seinen Wirth abwesend zu sehen; sein Erstaunen aber wuchs, als sich die Thüre aufthat, Maka mit einem getödteten Tapirschweine eintrat und es auf den Boden warf.

„Makwa", sagte der Vater, hast Du kein kleines Gefäß zum Wasserschöpfen? Ich muß Wasser haben." So sprechend wies er auf die Kranke und der Indianer gab durch ein leichtes Kopfnicken zu verstehen, daß er bereits wisse, zu welchem Zwecke das Wasser von Nöthen sei. Rasch schlüpfte er abermals hinaus in die wilde Nacht, und nach etwa zehn Minuten war er wieder mit einer wassergefüllten Muschelschale zurück, welche er aus einem in der Nähe vorüberrauschenden Perlenbache geholt. Freudig nahm sie der Priester in Empfang. Nun begann die heilige Handlung. Andächtig richtete sich die Indianerin auf, wobei sie von ihrem Gatten unterstützt ward, und unter den üblichen Gebeten der Kirche goß der Priester drei Mal in Kreuzesform das Wasser über das Haupt des weiblichen Täuflings, dem er den christlichen Namen Lucia gab. Wie eine Verklärte war die Kranke anzusehen, und auch der Gatte ward bei ihrem Anblicke tief ergriffen; das bekündeten neue Zähren, die über sein wetterharsches Angesicht herabflossen.

Der erhabene Act war vorüber. Die Getaufte legte ihr Haupt wieder auf das weiche Mooskissen zurück, und ihre Lippen bewegten sich im Gebete, wie es nur die Einfalt eines seinen Gott innig liebenden Herzens hervorzubringen vermag. In der Hand hielt die Kranke fest das Bildniß des Gekreuzigten, das ihr der Missionär gegeben, und ihr Auge schwamm in Thränen, als sie das Zeichen unserer Erlösung so betrachtete. Stille herrschte im kleinen Raum; nur das Feuer prasselte noch fort. Plötzlich seufzte Lucia tief auf und mit himmlischer Wonne auf dem Antlitze hauchte sie:

„Vater, Makwa, ich fühle es, daß es mit mir zu Ende geht. O wie freue ich mich, zu meinem Gott in den herrlichen Himmel zu kommen. Wie wird es da so schön sein! Makwa, ich bitte Dich, werde auch ein Kind dieses guten Vaters im Himmel, damit wir uns einst bei ihm wieder sehen." Immer schwächer ward ihre Stimme, doch auch immer freudenvoller ihre Miene. Laut betete jetzt der Missionär die Gebete für die Sterbenden und ehe er noch damit zu Ende gekommen, bewegte sich der blasse Mund Luciens zum letzten Male: „Lieber Gott, ich — komme — zu Dir. — Nimm — mich — — — auf." Noch ein Athemzug, dann war die kindlich fromme und reine Seele entflohen zu ihrem Schöpfer. Keine einzige Fiber hatte der Tod in dem Gesichte der Entseelten verzogen, als wolle er dadurch gleichsam seine Ehrfurcht vor der durch die heilige Taufe herrlich gewordenen Seele zeigen. Wie eine Heilige lag Lucia da.

Eine Weile noch knieten die beiden Männer vor der Leiche. Im Innern Makwa's, des Indianers, aber tönte es mächtig fort: „Werde auch ein Kind dieses guten Vaters im Himmel, damit wir uns einst bei ihm wieder sehen." Endlich erhob sich der Priester zuerst; ihm folgte dann auch sein brauner Wirth, nachdem er sich zuvor noch über den Leichnam seiner Gattin gebeugt und ihr den Scheidekuß auf die kalten Lippen gepreßt hatte.

„Schwarzer Vater", sagte er jetzt, „setze Dich hieher an's Feuer und warte, bis ich Dir eine kleine Mahlzeit werde bereitet haben. Du wirst Hunger verspüren. Nimm da Platz." So sprechend, holte Makwa einen Haufen Felle von verschiedenem Gethier aus einer Ecke hervor und bedeutete seinem Gaste, sich zu setzen. Schweigend that es dieser, während sein Wirth sich jetzt daran machte, die versprochene Mahlzeit herzurichten. Mit einem scharfen Messer trennte er rasch eine Keule von dem Thiere, das er vorhin mit der nur den Söhnen der Wildniß eigenthümlichen Jagdgeschicklichkeit erlegt, steckte das Stück Fleisch an einen neben dem Feuer liegenden Bratspieß und hielt es dann über die Lohe.

Um sich die Zeit ein wenig schneller verstreichen zu machen, knüpfte der Missionär ein Gespräch mit seinem ziemlich wortkargen Wirthe an, indem er sagte:

„Makwa, wie kommst Du denn mit Deinem Weibe in diese Gegend, die euer Stamm doch beinahe nie zu betreten pflegt? Wenigstens könnte ich mich nicht entsinnen, Angehörige desselben soweit im südlichen Theil des Felsengebirges angetroffen zu haben."

„Das ist bald erzählt, Vater", entgegnete der Gefragte. „Ich und mein Weib waren in der großen Stadt der Weißen, die sie Newyork nennen, dort Biberfelle und anderes Pelzwerk zu verkaufen. Bei dieser Gelegenheit ist meine Bineschi*) auch das erste Mal in das Haus des großen Geistes der Weißen gekommen**), wo es ihr so gefallen hat, daß sie auf dem Heimwege, den wir bald nach Beendigung unseres Geschäftes antraten, den Wunsch äußerte, auch zu eurem großen Geiste beten zu können. Während der Reise ward mein gutes Weib plötzlich krank. Ich glaubte, das habe ihr der böse Geist unseres Stammes angethan und suchte daher eifrig nach den heilwirkenden Kräutern, die gegen denselben schützen. Meine Bineschi oder, wie sie jetzt heißt, meine Lucia wurde auch bald wieder von den Einflüssen des bösen Geistes mehr und mehr befreit. Als wir aber gestern hieher kamen, ward es mit ihr dafür doppelt schlimm, so daß ich diese Hütte zu unserm einstweiligen Aufenthalt wählen mußte, meinend, wir könnten bald wieder aufbrechen. Allein, Du weißt es selbst, es ist anders gekommen. Sag mir aber nun auch, schwarzer Vater, wohin Dich denn Dein Weg führt?"

„Zu den Sioux", erwiderte der Pater lächelnd, als er bemerkte, wie sein Wirth über diese Antwort erschrack.

„Vater, ich bitte Dich", rief Makwa jetzt, „thue nur das nicht. Die wilden Sioux werden über Dich herfallen und Dich tödten. Ich lasse nicht zu, daß Du zu ihnen reisest, Vater."

„Stille, lieber Makwa", sagte der Priester. „Du begreifst das nicht; es ist meine Pflicht. Der Gott, zu dem jetzt Deine Lucia gekommen, hat mich beauftragt, allen armen Menschen, die noch nichts von ihm wissen, von ihm zu sagen und sie zu ihm zu führen, damit sie seine Kinder werden."

Der Indianer schwieg hierauf. Aber sein blitzendes Auge bekundete den Entschluß, der in seiner Seele gereift war: das Leben des „schwarzen Vaters" zu retten und sollte auch er — Makwa — selbst das seine darüber verlieren.

Jetzt war auch der Braten fertig geworden und ein ange-

---

*) Bineschi — Vögelein.

**) Ein Haus des großen Geistes — eine Kirche.

nehmer Geruch verbreitete sich im Hüttenraume. Makwa nahm das Stück Fleisch vom Spieße, schnitt es mit seinem Messer in kleine Stücke und streute dann eine wie Salz aussehende Masse darauf. „Nun iß, Vater", bemerkte er freundlich. „Gern gäbe ich mehr und besser; allein ich kann nicht."

Ehe der Vater den Worten seines Wirthes genügte, verrichtete er noch ein kurzes, aber inniges Gebet. Dann machte er sich an das Mahl, welches ihm trotz seiner Frugalität zu munden schien. Makwa mochte dies auch wahrnehmen, denn mit freudestrahlender Miene stand er da und sah dem Gaste zu; doch war er nicht zu bewegen, Antheil an der Mahlzeit zu nehmen.

Der Vater war satt und gab die Ueberreste des Bratens dankend zurück, worauf er dem Himmel wieder ein Gebet sprach. Nach Beendigung desselben sagte Makwa:

„Du wirst wohl auch schon schläfrig sein, Vater. Warte nur, sogleich sollst Du ein Lager haben. Komm' mit mir." Der Gast erhob sich von seinem Sitz und folgte seinem braunen Wirthe, der jetzt eine von dem Vater bisher noch nicht wahrgenommene kleine Thüre an der Hinterwand öffnete. Bei dem Scheine des von Außen hereinflackernden Lichtes sah man eine ganz kleine Kammer, ebenfalls vollständig leer. Nur an einer Wand war ein weiches Mooslager, mit Bärenhäuten bedeckt, bereitet, und auf es hinweisend, sagte Makwa:

„Hier, Vater, wolle der Süßigkeit des Schlafes genießen. Du weißt, hier ist mein Wigwam nicht; darum kam ich Dir auch kein besseres Lager bieten. Es schütze Dich Dein großer Geist, Vater!" Mit diesen Worten verneigte sich der Indianer wieder mit über der Brust gekreuzten Armen ehrerbietig; dann wandte er sich und trat, geräuschlos die Thüre hinter sich schließend, hinaus.

Der Priester war jetzt allein, umgeben von Finsterniß. Ehe er sich aber auf das weiche Moosbett warf, kniete er vor demselben nieder, dankte dem gütigen Gott für den bei Ausübung des so mühevollen Berufes heute wieder erhaltenen Segen und flehte ihn an um seinen mächtigen Schutz für die Nacht. Dann erst streckte er die abgemattetan Glieder auf das süße Lager aus, und bald hatte den frommen Glaubensboten sanfter Schlummer umfangen; bald auch umgaukelte ein holdseliger Traum seine Sinne. Er sah einen herrlichen Engel, der segnend über ihm schwebte: es war Lucia.

Draußen heulte noch immer der Sturm, blitzte und donnerte es noch immer. Selbst die Thiere des Waldes waren noch nicht verstummt, und wilder als vorher ertönte das Geschrei des Tigers, das Geheul des grauen Wolfes und das rauhe „Au-o" der Marimondaschaaren.

Makwa aber saß noch lange an der Seite seiner entseelten Gattin, und während der Sohn des Westens in Thränen schwamm, zog es an seinem Innern wieder mit süßem Mahnen vorüber: „Werde auch ein Kind dieses guten Vaters im Himmel, damit wir uns einst bei ihm wiedersehen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Gillamoos-Markt in Abensberg *).

(Aus dem niederbayerischen Volks- und Verkehrsleben.)

Von der Abens im Sept.

Der in ganz Niederbayern, besonders in der Hallerau berühmte Gillamoos-Markt bei Abensberg ist vorüber. Welch ein bewegtes Leben! — Welche Studien von Land und Leuten ließen sich da machen! Welche herrliche Aufzeichnungen würde W. H. Riehl's Feder liefern! — Erlauben Sie mir eine kurze Schilderung von meinen Beobachtungen zu machen. Die Gillamooswiese, etwa 100 Schritte außerhalb der Stadt an der Landshut-Münchener-Augsburger Straße ist mit 30 Bierhütten und unzähligen Krämerständen, großen und kleinen bedeckt. Hinter den Bierhütten rollt die Kugel, fallen die Kegel, klingen die halben und Guldenstücke um die Wette. In den Hütten sitzen sie beisammen wie die Häringe, und trinken im Schweiße ihres Angesichts ihr gutes — was sage ich, wahrhaft gutes Bier. Setzt ja jeder Bräuer, jeder Wirth seine Force darein, gutes Bier zu liefern, steht es ja vor jeder Bierhütte angeschrieben. Neben den Bierhütten flammt das Feuer auf dem Heerde, brodelt es in den Kesseln und Häfen, sieden Würste und Kesselfleisch und Suppe; von Hütte zu Hütte läuft der Wurstbube, ziehen die unvermeidlichen Musikanten, lauter Künstler ersten Ranges. Das ist ein Geschrei, ein Gelärm, ein Jodeln und Singen, das Herz, Ohren und Nieren zerreißt. Groß und Klein, Reich und Arm, der Bauer und Taglöhner, der Bürger und Geselle, der Knecht und die Magd, alles trinkt und ißt, und draußen vor den Hütten wallt es auf und nieder, man drängt und stößt sich vor den Ständen, es wird feilgeboten, gefeilscht, gehandelt, gekauft und verkauft, ist ja das Köstlichste zu sehen, auf dem Markt — das Gillamoos. Tausende von Gulden werden umgesetzt. Sagt mir ein Schuhmacher heute — habe er 200 fl gelöst! Wer ist im Stande all die Tausende von Maß Bier zu zählen, deren Inhalt vertilgt, die Würste zu berechnen, die verschlungen, die Pfunde von Käse, die verzehrt wurden? Weißbrode zu Haufen aufgeschichtet, war bald keines mehr zu haben, obschon die Bäcker Tag und Nacht arbeiteten. Was kostet es aber auch, um gegen 10,000 Mägen in zwei Tagen zu befriedigen? Von der Menge Menschen können Sie sich einen Begriff machen, wenn ich Ihnen sage, daß am Sonntag bei einem einzigen Bräuer mehr als 150 Wägen, mehr als 200 Pferde eingestellt wurden. — Das Großartigste des Gillamoos'es ist aber der Viehmarkt, der jenseits der Straße auf der Wiese gegen Neustadt zu am Montag stattfindet. Bis zu 2000 Stück Vieh, Ochsen, Kühe, Kalben, Pferde und Schweine bedecken die grüne Fläche, zwischen durch die zahllosen Käufer und Verkäufer, da brüllt, wiehert, grunzt es von allen Seiten, da werden die Hände hart geschlagen, von lauter Handeln und Feilschen; da stehen sie die Händler, die mit Thalern, Gold und Banknoten gespickte Geldgurte um den starken Leib, gestützt auf ihre Stecken und betrachten sich die Stücke, welche sie kaufen werden; mitten unter ihnen zeigt sich der rührige Jude; sein Auge späht, sein Ohr ist immer gespitzt, seine Zunge immer beweglich, er kennt seine Pappenheimer, die Bauern, Söldner, Gütler, er weiß was sie wiegen und was sie brauchen — Geld und — er hat es: heuer war der Viehmarkt äußerst lebhaft; waren ja sogar Elsässer hier. Die Preise besonders der Kühe und des Jungviehs waren fabelhaft hoch. Eine kleine, junge Kuh sechs Karoline!! Während dessen ist Schranne in der Stadt, der halbe Markt voll Säcke Getreides, voll Wägen; man weiß nicht durchzukommen. Auf der Straße zum Gillamoos wogt es hin und her; da kannst du sehen die stämmigen Bursche von der Abens, der Donau und der Laaber; die ledernen Hosen in die feingewichsten Stiefel gesteckt, mit der Joppe angethan, an der Brust mit roth ausmattirter Cigarrentasche; die schwere silberne Uhrenkette überstrahlt die seidene Weste mit halben Guldenstücken, Vierzigern oder Zwanzigern wie gespickt; an seiner Seite geht die Dirne, Schwester oder Braut. Sie hat heute ihren größten Staat an; das Kleid ist von Seide, das Mieder strotzt über und über von Gold, umzogen von der silbernen Schnurkette mit großen Georgi oder Frauenthalern behangen. Um den Hals die schwere silberne Kette, die Schulter mit dem schwer seidenen Halstuch bedeckt, die Ohren mit großen goldenen Ringen geziert, an der Brust zwei bis drei goldene Broschen, die Finger voll goldener Ringe, so steigt sie dahin; gilt es ja sich zu zeigen auf dem Gillamoos, auf den man sich schon lange gefreut. — Es ist Mittag. Draußen auf'n Gillamoos ist der Viehmarkt vorüber. Haufen von gekauftem Vieh ziehen die Straße nach Augsburg ꝛc. Käufer und Verkäufer besetzen die Hütten, und leeren ihre Maß. Die Geldkatzen öffnen sich; Thaler, Gold und Banknoten bedecken die Tische; es wird fleißig gezählt und eingestrichen. Käufer und Verkäufer sind zufrieden. Jetzt geht's ans Essen. Schüsseln voll Würste werden herbeigeschleppt, die Finger dienen anstatt der Gabeln. — Bauer und Bäuerin und ihr Bube und Mädchen sitzen um die Schüssel, welch ein köstlicher Anblick; jedes hat seine Wurst, jedes sein Brod und welch ein Appetit! Schau nur den pausbackigen Buben an, wie ihm unter dem schweren Filzhute der Schweiß und vom Munde die Brühe herabrinnt. Jetzt wischt er sich das Maul und ein mächtiger Schluck aus dem Bierkrug spült Alles, was auf dem Wege zum Magen ist, hinunter. — Mittlerweile ist auch das Geschäft auf der Schranne in der Stadt abgethan. Wie auf Gillamoos die Bierhütten, sind in der Stadt die Gasthäuser gefüllt. Da wird schon nobler gegessen. Dutzende von Gänsen und Enten werden verzehrt und Bier in Menge vertilgt. Das Gespräch

*) Aus dem Regensb. Mgbl.

unter den Gästen aus allen Himmelsgegenden, die theils des Handels, theils auf Besuch, theils des Vergnügens wegen selbst von weiter Ferne gekommen, dreht sich ausschließlich um Handel und Wandel, kein Wort von Politik, kein Wort von der Unfehlbarkeit! Wie stehts mit dem Getreide, mit dem Vieh, mit dem Hopfen, wie steht's mit dem Preis? Das ist die Frage, und auch die Antwort will ich Ihnen sagen: Weizen gibt es viel, Gerste die Hülle und Fülle, ebenso Haber, der im Preise stark fiel, Korn gibt nur eine Mittelernte, Kartoffel stehen der Menge nach hinter der vorjährigen Ernte zurück, der Hopfen aber, die Lebensfrage der Hallerau, hat nicht gerathen. Einige Hopfengärten geben eine halbe, einige eine Drittelernte, einige liefern fast keinen Ertrag. Manche Oekonomen, die voriges Jahr 15 bis 17 Ztr. bauten, erhalten heuer kaum 3 bis 5 Ztr.!! Doch getrösten sich die Hopfenbauer mit dem Preis, der gewiß das 5- und 6fache des vorjährigen Preises übersteigen wird. — Das geht aber dann über den Gillamoos!!

Von der in der Kösel'schen Buchhandlung in Kempten erscheinenden „Bibliothek der Kirchenväter“ ist neulich die erste Serie zu 24 Heften vollendet und die zweite Serie angefangen worden. Jeden Monat soll wenigstens 1 und höchstens 3—4 Heftchen von 6—9 Bogen ausgegeben werden, deren jedes nur 14 kr. kostet. Wir haben da ein Seitenstück zu den modernen profanen Klassikerausgaben und es werden hier dem kirchlich Gebildeten die Schätze der Klassiker des christlichen Alterthums zu niedrigen Preisen, in bester Auswahl, vorzüglicher Uebersetzung und guter Ausstattung dargeboten. Der als Patristiker hoch angesehene Hr. Prof. Reithmayer in München hat die Oberleitung des Unternehmens in die Hand genommen und sein Name bürgt dafür, daß die Auswahl wirklich auf das Bedeutendste sich richte. Das erste Heft der zweiten Serie (25. Heft der ganzen „Bibliothek“) führt gleich zu einem der größten Kirchenväter, dem hl. Augustin, und bringt eines seiner populärsten Werke, die „Bekenntnisse“. In jeder Hinsicht, in Bezug auf Auswahl und Uebersetzung, Ausstattung und Preis kann das treffliche Werk gar nicht genug empfohlen werden.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Nürnberg, 21. Sept. Der heutige Hopfenmarkt entwickelte sehr lebhaften Verkehr. Die große Zufuhr, welche circa 700 Ballen bezifferte, wurde rasch und zu steigenden Preisen, — welche im Verhältnisse zum Dienstagsmarkt eine Avance von 8 bis 10 fl. nachweisen, übernommen. Man bezahlt für gutgetrocknete Marktwaare 124—127 fl., ausnahmsweise für Prima 130 132 fl., geringe und feuchte 116—120 fl. Schon um 9 Uhr war der Markt als geräumt zu betrachten. In feinen Sorten sind gestern Abschlüsse in Württemberger zu 146—152 fl., Hallertauer zu 166 fl. bekannt. Beeinflußt von der fortwährend steigenden Preisrichtung in den Produktionsorten, ist die Stimmung des Marktes eine animirte und vorerst an ein Weichen der Preise nicht zu denken. (Allg. H.-Z.)

Nürnberg, 22. Septbr. (Hopfenmarkt.) Aeußerst lebhafter Geschäftsgang bei rapid steigenden Preisen: Markthopfen 115—130 fl., Hersbruck, Lauf und Altdorf 125—135 fl., Hollebauer 150—170 fl., Württemberger 145—155 fl., Saazer Stadt 230—235 fl. d. W., Land 200—225 fl. d. W., Stadt Spalt 200 fl. (K. v. u. f. D.)

Erdinger Schranne vom 21. September 1871.

	Waiz.	Korn.	Gerste	Haber
Voriger Rest	—	—	—	—
Neue Zufuhr	770	507	975	173
Schrannenstand	770	507	975	173
Heutiger Verkauf	770	207	975	173
Rest	—	—	—	—

	Waiz. fl.	Waiz. kr.	Korn. fl.	Korn. kr.	Gerste fl.	Gerste kr.	Haber fl.	Haber kr.
Höchster Preis	25	9	14	43	14	42	6	44
Mittlerer „	24	9	14	3	14	8	6	28
Niedrigster „	23	16	13	—	13	37	5	55
Gefallen	—	—	—	—	—	—	—	—
Gestiegen	—	20	—	5	—	18	—	2

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 23. Septbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis. fl.	Höchster Preis. kr.	Mittlerer Preis. fl.	Mittlerer Preis. kr.	Niedrigst. Preis. fl.	Niedrigst. Preis. kr.	Gefallen. fl.	Gefallen. kr.	Gestiegen. fl.	Gestiegen. kr.
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2542	53	26	16	25	16	23	50	—	—	—	45
Korn	2081	146	15	22	14	50	14	10	—	—	—	37
Gerste	2503	53	15	38	15	1	14	16	—	—	—	30
Haber	1366	76	9	6	8	13	7	37	—	—	—	25

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1874. № 40 Den 2. Oktober: Leodegar.

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von Maurus Jokai.

(Fortsetzung.)

Der alte Schloßhauptmann erhob seine Hand gegen Konday.

„Sei verflucht!“ rief er, „lebend und noch in der Hölle! Sei verflucht siebenmal, Du und alle Deine Nachkommen, weil Du mir die Tochter ermordet! Hast Du ein Weib, das Du liebst, bekommst Du ein Kind, das Du anbetest, schlage Dich Gott in ihnen!“

Konday lachte.

„Thor!“ rief er. „Ich habe Niemanden, den ich lieben könnte; aber sollte mir's doch einmal einfallen, zu heirathen, so schwöre ich Dir, daß meine Braut dieses Ohrgehänge am Hochzeitstage tragen soll. Uebrigens weiß ich jetzt genug. Deine Tochter verrieth mir's, wo die Schätze der Königin sind! Hier sind sie, am Grund des Teiches! Lasset das Wasser ab!“

Er traf es. Als der Teich trocken gelegt war, stießen sie auf einen viereckigen Stein, der die Grube verdeckte, wo die Schätze der Königin verborgen waren. Die Tochter des alten Brandt lag noch auf dem Steine und ihre Hände hatten sich in den Eisenring festgeklammert.

Man erzählt noch heute, daß vierundzwanzig Wagenladungen von Gold und Silber aus dem Grunde des Teiches hervorgeholt wurden. Die Beute stieg bis zu einer Million damaligen Geldes, welches Konday voraus wegschickte.

Zwei Tage darnach kam die Kunde, daß König Friedrich II. mit seinem ganzen Heere gen Berlin heranrücke, und so packten denn Kosack und Labanz zusammen, und der hierhin, der dorthin, schlugen sie sich aus Brandenburg, ihre Wege durch niedergebrannte Mauern bezeichnend. Die geraubte Million war bereits an sicherem Orte.

Immerhin jedoch war noch ein Uebelstand dabei: für die ungeheuere Beute waren zu viele Theilhaber. Die ganze Horde wollte reich daran werden. Es schien rathsam, sich mit dieser auf wohlfeile Weise abzufinden.

Der schönste Ausgleich ergab sich dadurch, daß Held Gabor seine Leute bei der Torgauer Schlacht mitten ins Labyrinth der preußischen Regimenter hineinführte, wo dann nur noch die Frage blieb, ob er entweder allein sich retten, oder ob man auch ihn zugleich mit seinem Haufen zusammenhauen werde? Es geschah das Erstere. Seine berittene Brigade gerieth bei den Siptitzhügeln zwischen die Ziethen'schen Husaren, rechts ein Teich, links ein Teich und vor sich die Berge. Es war eine wahre Löwengrube, in welcher so lange gekämpft werden mußte, bis die eine Partei darniederlag. Aus dem bis in die Nacht dauernden grimmigen Kampfe entrann blos Konday selbst auf wunderbare Weise. Er sprang zu Pferd in einen der Teiche und durchschwomm ihn glücklich. Vom andern Ufer des Wassers sah er nun zu, wie man seine Spießgesellen zusammenhieb. Einige wollten ihm zwar das Wagniß nachmachen und durch den Teich waten. Aber der Grund war voll Wassergras. Nur ein Einziger gelangte gleichfalls ans jenseitige Ufer. Es war der hochbeinige wallonische Kamerad; allein dort angekommen, verfing auch sein Roß sich in dem dichtverwebten Teichgrund, der es verschluckte. Der Mann selbst zappelte noch lange, bis ihn die Gnomen des Morastes bei den Füßen erfaßten und immer tiefer hinabzogen. Der Versinkende schrie nach seinem Hauptmann um Hülfe. An einer ihm zugeworfenen Trense hätte man ihn aus dem Moor ziehen können. Aber Konday that nichts dergleichen, und als er die schlammige Fluth über dem Haupte des Ertrinkenden hatte zusammenschlagen sehen, ging er weiter. Auch der letzte seiner Kameraden war abgefunden; sie waren alle gestorben. Er selbst stellte nun den einzigen Besitzer jener gebrandschatzten Million dar, jener mit Silber gefüllten Frachtwagen. Keine Kugel traf ihn, kein Schwerthieb. Er kehrte heim, ein glücklicher Soldat, bedeckt mit Ruhm und beladen mit Reichthum.

* * *

Der lange, sieben Jahre dauernde Krieg des Preußenkönigs endete mit dem Frieden zu Hubertusburg am 15. Februar 1763, nachdem er mit der Schlacht bei Lowositz am 1. October 1756 begonnen hatte. Alles ruhte aus auf seinen Lorbeern und Ordenszeichen.

Die niedergebrannten Ortschaften Deutschlands baute man wieder auf; die verlassenen Pußten Ungarns bevölkerten sich. Auf dem Terrain zwischen der Donau und Theiß weideten wieder Rinderheerden, Schafheerden und wilde Pferde. Und wenn Jemand am frühen Morgen aufbrach an den Ufern der Donau und zu Wagen reiste bis in den späten Abend hinein, und andern Tags wieder vom Morgen bis an des Tages Abend, und er frug die Hirten, die ihm in den Weg kamen, wessen Rinder, Schafe, Pferde sie wohl hüteten? so hörte er zwei Tage lang stets dieselbe Antwort:

„Seiner Gnaden, des Grafen Gabor Konday Eigenthum!“

Also Graf! Dynast! Der von des einen bis an des andern Flusses Ufer herrschende Grundbesitzer!

Nun, damals konnte man in Ungarn leicht zu Grund und Boden kommen. Dreißig Jahre lang waren die Besitzthümer nicht geordnet worden. Ein Theil der Eigenthümer war während des Krieges ausgewandert, und wer als blonder Jüngling um das Jahr 1733 fortgezogen und nach dreißig Jahren als alter, grauhaariger Mann wiedergekommen war, der sollte wohl lange nach Zeugen suchen, die seine Identität hätten feststellen können. Und dann hatte er die geistlichen Capitel zu suchen, die seine Besitztitel hüteten, wofern diese nicht gleichfalls durch Feinde verbrannt waren. Von Vielen kamen nur die Enkel zurück, die noch sagenhaft hörten, daß diese Pußta, jenes Dominium einst ihren Vätern eigen gewesen. Jetzt saß ein Anderer darauf, ein mächtiger Herr, und zu processiren ging schwer an. „Neoacquistica“ hieß das Gesetz, das neue Erwerbungen regelte. Daneben konnte noch Besitz ergreifen, wer der Mächtigere war. Das Eigenthum notorischer Rebellen nahm der Fiscus zu kurzer Hand und dotirte damit die verdienstvollen Krongetreuen, die sich im Kriege ausgezeichnet hatten. Die in fernen Landen Niedergelassenen, welche dem richterlichen Aufruf nicht gefolgt waren, verloren als Nachkommen für eine Kleinigkeit den nie gesehenen Besitz. Pußten von zehntausend Morgen vertauschten sie für einen mit Seide gestickten Marderpelz. Und fand sich doch ein Mensch, der auf seinem Rechte bestand und dem sich ausbreitenden Dynasten nicht aus dem Wege gehen wollte, so hatte er so viel Aerger, so viel Verfolgung zu dulden, indem man beim Jagen seine Saat zertrat, seine Hirten todtschlug, seine Feldhütten in Brand setzte, ihn selbst mit Processen überzog, ja exequirte und durch Einquartirung erdrückte, daß er endlich dem Erbe seiner Ahnen entfloh und sein Eigenthum dem mächtigen Herrn zurückließ, der inmitten seiner ungeheueren Besitzthümer wie ein kleiner König dort im Castell zu Tschatard wohnte.

(Fortsetzung folgt.)

※ Ein Sohn des Westens.

Erzählung von Otto Denk.

(Fortsetzung.)

II.

Die stürmische Nacht war einem wunderbar herrlichen Morgen gewichen. Neu verjüngt stieg die Königin des Tages, die goldene Sonne, aus ihrem kühlen, ungeheuren Morgenbade, den Wellen des Atlantis, empor und umsäumte mit ihren Strahlen die Gipfel des Oregongebirges. Die Schrecken des vorausgegangenen Naturereignisses hatte, wie es scheinen mochte, die Thierwelt bereits wieder vergessen, und selbst der Mensch hätte sich der Erinnerungen an dieselben zu entschlagen vermögen, wären sie ihm nicht durch die überall sichtbare gräuliche Verwüstung wieder in's Gedächtniß zurückgerufen worden. Hier lagen umgestürzte riesige Bäume, die mit ihren ungeheueren Zweigen beim Falle auch noch andere mit in den Tod gebracht; dort waren mächtige Bäume entwurzelt und standen doch noch aufrecht, da sie von den fast unzerreißbaren Lianen festgehalten wurden und so konnte das Auge ohne Unterbrechung solchen Scenen der Zerstörung begegnen. Trotzdem aber herrschte das bunteste Leben und Treiben. Von Ast zu Ast schwangen sich die übermüthigen Schaaren der Affen; kreischende Papageien flatterten umher; prächtig gefärbte Schmetterlinge gaukelten mit den „Edelsteinen der Luft", den glitzernden Colibris, in die Wette; goldene Käfer schwirrten lustig von einem Blumenkelche zum andern; während buntschillernde Schlangen sich im üppigen Grün sonnten oder tückisch dahinschlichen.

Jetzt trat aus dem Dickicht des Urwaldes ein Mann, ein Europäer. Sein sonnenverbranntes Angesicht ward von einem breitkrämpigen Hut beschattet, während ein faltenreicher Mantel lässig über seine Schultern hing. Er trug die Kleidung der Jesuiten, und wir erkennen augenblicklich in ihm wieder den edlen Missionär, den Gast des biederen Makwas. Pater Petro — so lautet sein Ordensname — war schon mit dem Frühesten aufgebrochen, obwohl sein Wirth die ganze ihm zu Gebote stehende Beredsamkeit aufgeboten, ihn von dem Gange zu den bösen Sioux abzuhalten. Da aber alles Bitten und Reden umsonst war, so ließ Makwa den Priester endlich, wenn auch mit Widerstreben, ziehen, nachdem Beide zuvor noch die sterblichen Ueberreste Luciens der Erde übergeben und durch ein einfaches Holzkreuz auf dem Grabeshügel angedeutet hatten, daß hier ein Christenmensch den Schlaf des Todes schlafe. Indeß hatte sich's Makwa nicht nehmen lassen, dem Wohlthäter seiner Lucie noch eine Strecke das Geleite zu geben, und so waren denn Beide durch den Urwald geschritten, wobei sie mit mancherlei von der verflossenen Nacht bereiteten Hindernissen zu kämpfen hatten. Bei dieser Wanderung wurden wenig Worte gewechselt, obwohl Pater Petro mehrmals ein Gespräch mit seinem braunen Begleiter anzuknüpfen suchte, der aber beharrlich jedem Conversationstone auswich. Endlich war auch der Augenblick gekommen, der beiden die Trennung brachte. „Vater", sagte Makwa, „du gehst von mir. Es schütze dich dein großer Geist auf allen deinen Wegen. Bevor ich aber zu meinem Wigwam zurückkehre, wolle du, Vater, auch für mich diesen deinen guten und großen Geist bitten." Mit diesen Worten kniete der arme Heide, in dessen Seele jedoch bereits ein heiliges Licht zu flackern begonnen, vor dem Glaubensboten nieder, faltete die Hände über der Brust und beugte das Haupt. Der Priester verstand, was Makwa begehre und mit gerührtem Herzen legte er ihm die Hände auf, während seine Lippen den Segen über den braunen Sohn des Westens vom Himmel erflehte. Dann sprang Makwa rasch auf, umarmte und küßte den Segnenden, ehe sich's dieser versah, und mit den Worten: „Lebe wohl, guter Vater, wir sehen uns bald wieder," verschwand er im Dickicht. Eine kleine Weile noch sah Pater Petro nach der Stelle, die ihm seinen Freund entzogen und lauschte, ob er nichts mehr von ihm zu vernehmen im Stande wäre. Doch Alles blieb ruhig und still bis auf das Getriebe der Thiere. So setzte er denn seinen Weg fort und schon nach ganz kurzer Zeit sah er den Urwald sich lichten, das dunkle Dach der Bäume wich immer mehr vor dem Azur des Himmels zurück. Jetzt stand der Pater am Eingange des endlosen Urwaldes und betrachtend blieb er eine Weile stehen. Vor seinen Blicken dehnte sich eine weite, weite Grasfläche aus, aus der hie und da schwarze Stellen auftauchten: Schaaren weidender Bisons. Im Hintergrunde ragten in blauen Dunst gehüllte Berge gleichsam als Rahmen zu dem monotonen Landschaftsgemälde empor.

„Das sind die Prairien", sagte jetzt der Missionär zu sich, „und dort am Horizont scheinen mir die schwarzen Hügel herüberzuwinken, wo die Heimat des Sioux-Stammes liegt. Der gute Makwa, wie besorgt er doch nicht um mich war. Könnte ich ihn doch auch ein Kind meines Gottes nennen. Aber ich vergesse ob meines Monologes zuletzt ganz, daß ich noch einen ordentlichen Marsch zu machen habe; da ist keine Zeit zu verlieren." Und nun fing er an, sich durch das hohe Gras zu winden und einen jener Pfade zu suchen, welche von den Bisonheerden ausgetreten werden. Bald hatte er einen solchen Weg gefunden und vom Gras nicht mehr behindert, konnte er rasch weiterschreiten. Doch am Himmel stieg die Sonne immer höher empor, und die Hitze erreichte bald einen so hohen Grad, daß der Wanderer in einem förmlichen Schweißbade sich befand. „Ach", seufzte er, „hätte ich nur einen Strauch, der mir Schatten spendete und einen Tropfen Wassers, ich wäre es zufrieden. Der Durst foltert mich furchtbar." Doch als bereue er die eben ausgesprochenen Worte wieder, fügte er hinzu: „Aber, wie? Habe ich nicht schon größere Hitze, brennenderen Durst erlitten, als jetzt? Muß ich mich nicht vor mir selbst schämen? Da denke ich im Dienste meines Gottes an leibliche Erquickung. Nein, ich will nicht Wasser, noch auch Schatten. Hat doch mein Heiland so viel gelitten, so viele Entbehrungen sich auferlegt und das Alles für mich, der ich ein Aehnliches nun nicht sollte thun können?" Als hätte der Pater in diesem Selbstgespräch die erwünschte Labung und Stärkung gefunden, schritt er wieder rüstig durch das nicht endenwollende Grasmeer, sich alle Augenblicke den glühenden Schweiß von Gesicht und Stirne trocknend.

Drei Stunden mochte er so in der größten Sonnenhitze bereits gewandert sein, als seine Aufmerksamkeit plötzlich durch eine Erscheinung gefesselt ward, die sich in der Prairie draußen zeigte. Es waren einige dunkle Punkte, die aber das scharfe und geübte Auge des Paters sofort als reitende Siouxindianer erkannte. Aus ihren unstäten Bewegungen, aus dem rastlosen Hin- und Herjagen der Pferde schloß der Missionär, die Leute müßten auf Bison jagen, und wirklich bemerkte er auch bald wieder einzelne andere schwarze Punkte, die sich eilig vor den Reitern her durch das Gras bewegten. Die Jagd näherte sich immer mehr und bald waren die Reiter so weit herangekommen, daß Pater Petro schon den Federschmuck in ihren schwarzen Haaren erkannte. Plötzlich hielt einer der Indianer an. Er hatte den Missionär bemerkt und wies ihn jetzt seinen eben herbeisprengenden Begleitern, drei an der Zahl. Pater Petro, dem dies Alles nicht entgangen, verfolgte jede ihrer Bewegungen genau und obwohl er sich ihnen mit jedem Schritte näherte, bangte er doch nicht vor den wilden Männern. Diese schienen sich nun um die Bisonthiere nicht weiter mehr zu kümmern, sondern auf einen ganz anderen Gegenstand Jagd machen zu wollen; denn nach einigen gewechselten Worten setzten sie ihre Rosse in langsame Bewegung und ritten durch das hohe Gras zu dem Missionär heran, der im Stillen sich bereits mit dem Todesgedanken vertraut gemacht. Hatten ja vor wenigen Jahren erst die Sioux einen seiner Ordensbrüder dem Martyrtod geweiht, ihm war gewiß dasselbe Loos zugedacht. Wirklich schwirrte jetzt auch plötzlich ein Pfeil durch die Luft, der sich aber, sein Ziel verfehlend, schadlos im hohen Gras verlor. Unbekümmert um diesen ersten Angriff wanderte Pater Petro weiter, als er sich mit einem Male von den vier wilden Gesellen umringt sah. Auf ihren scheußlich tättowirten Gesichtern war deutlich das Verlangen nach dem Skalp des weißen Mannes abgeprägt und ein sarkastischer Zug umspielte dabei ihren Mund. „Hug!" stieß jetzt einer der Indianer und zwar der, welcher den Missionär zuerst bemerkt hatte, aus, wobei er zugleich nach jener Richtung, von woher sie gekommen, deutete. Gleich darauf warf ein Zweiter sein halbwildes Pferd herum und wie der Sturmwind flog er nach der bezeichneten Gegend, wo er sich bald im hohen Grase verlor. Wie erstaunte aber nicht der Missionär, als die übrigen dasselbe thaten und pfeilschnell dem vorausgeeilten Kameraden nachsprengten. Allein im wildesten Rennen kehrten alle drei wieder plötzlich um und nun sah Pater Petro seinen unvermeidlichen Tod vor sich. Mit geschwungenen Lassos nahten sich jetzt die Sioux. Im nächsten Augenblicke schon war der Missionär von den fürchterlichen Riemen umschlungen.

und eine nervige Faust warf ihn zu Boden. Da zerriß plötzlich ein wilder Schrei die Luft, und Pater Petro sah den Reiter, durch dessen Lasso er gestürzt, vom Rosse sinken. Kaum einen Pulsschlag währte es, so vernahm er einen zweiten, noch fürchterlicheren Ruf und ein anderer der Sioux fiel entseelt herab. Als der dritte diesen jähen Tod seiner Kameraden sah, ohne den Feind zu bemerken, da machte er mit seinem Thiere Kehrt und suchte sein Heil in der Flucht. (Schluß folgt.)

Ein Blick in große Städte.

In der Wiener „N. fr. Presse“ gibt ein Wiener Journalist „Reiseplaudereien“, aus welchen wir nachfolgende Stellen ausheben, die einen Einblick in das Treiben großer Städte gewähren:

Berlin und Hamburg sind unbestritten die zwei interessantesten Ruhe- und Haltpunkte, um nach Kopenhagen zu gelangen, namentlich Hamburg, das gleich einer Seejungfrau halb Fisch, halb Fleisch, halb Continental-, halb Seestadt ist. Nehme ich von den Seestädten, die ich kenne, Neapel, Genua und Stockholm aus, dann erinnere ich mich keines malerischeren, fesselnderen Anblickes, als es der vom „Jungfernsteig“ und „Alsterbassin“ ist. Und dieses Wogen und Strömen in den Gassen, diese prächtigen Auslagen mit allerlei exotischen Dingen, und vor Allem dieses lärmende, fast südliche Nachtleben. Sind wir in Wien dagegen nicht wahre Schlafmützen? Man durchstreife die belebtesten Plätze unserer Residenz, Graben und Kohlmarkt und Stephansplatz und Ringstraße, und man findet um neun Uhr Abends, mit Ausnahme einiger melancholischer k. k. Tabaktrafiken mit ihren Donna Dianas kein anderes Gewölbe mehr offen und erleuchtet, und „geschäftige Bewegung“ nur unter den Damen der Halb- und Viertelwelt. Wie ganz anders in Hamburg! Noch um zehn, ja elf Uhr Nachts sind alle Magazine mit ihren riesigen Spiegelscheiben glänzend beleuchtet, und die flanirenden Herren und Damen umstehen diese, gleich wie bei uns in Wien um sieben Uhr. Ist an dieser Kleinstädterei des Wiener Nachtlebens die Bequemlichkeit der Wiener Kaufleute oder die Solidität seiner Bewohner Schuld? Ich glaube, einzig und allein der — Schlendrian. Aber dieses volle Pulsiren des Nachtlebens fand ich nicht nur in Berlin und Hamburg, sondern auch in Kopenhagen, Stockholm, im Haag, in Amsterdam u. s. w. Wenn wir bis zur Zeit der Ausstellung noch so mit den Hühnern Nacht machen, wenn wir es nicht dahin gebracht, daß unsere Magazine, zunächst in den Hauptstraßen, wenigstens bis zehn Uhr offen und beleuchtet sind und schon dadurch ihre schläfrige Physiognomie verlieren, dann machen wir als Großstädter ganz sicherlich Fiasco. Denn daß in Paris und London, in Florenz und Neapel bis Mitternacht Alles voll Leben und Bewegung auf den öffentlichen Plätzen ist, das wußte ich längst; daß dies aber auch im soliden Norden der Fall, davon überzeugte ich mich erst auf meiner letzten Reise durch Dänemark, Schweden, Norwegen und Holland. Aber auch davon, daß unser liebes Wien ganz mit Unrecht von den Poeten als „Phäakenstadt“, als das „lustige Capua der Geister“, als „immer ist's Sonntag, immer dreht sich am Herde der Spieß“ verschrieen wurde. Man sehe in und bei Hamburg, Kopenhagen, Stockholm, im Haag die große Anzahl heiterer Villen, welche die reichen Leute dort allein bewohnen*); man sehe die prächtigen zoologischen und botanischen Gärten, welche überall von der Geld-Aristokratie erhalten werden; man sehe, wie da und dort, bei einer Bevölkerungsanzahl von 200,000 bis unter 100,000 Einwohnern, in der todten Saison in fünf und mehr Theatern allerlei Comödien gespielt werden; man sehe den Kleider-, Wagen- und Läden-Luxus, wie viel und vollauf an öffentlichen Unterhaltungsorten musicirt, goutirt und soupirt wird, wie das Epikuräerthum da allüberall in voller Blüthe steht, und eine objective Anschauung, ein ruhiger Vergleich muß uns sagen, daß es nicht das materielle Leben, die Genußsucht und der Sinnenkitzel allein, sondern ein „undefinirbares Etwas“ ist, das uns mit so magischer Gewalt an Wien fesselt und das eine ganz eigene Art von Heimweh in uns erweckt, wo wir immer auch weilen und so gut es uns auch anderswo geht! Aber auch bezüglich der Moralität ist Wien eine hohe Schule der „frommen Sitte und Gottesfurcht“ gegenüber Berlin, Hamburg, Haag u. s. w. Man gehe in Berlin zu Kroll, in die „Walhalla“, zu Meser, in Hamburg durch die „Schwingenstraße“, den „Dammthorwall“, auf den „Hamburger Berg“, und man wird finden, daß „Sperl“, „Sträußel“, „Neue Welt“ 2c. dagegen reine Tempel der Vesta sind. Namentlich Hamburg bietet das Entsetzlichste und Scheußlichste im schmutzigen Reiche der Venus valgivaga. Und dennoch ist die gewisse Unaussprechliche in Hamburg „geregelt“, so exemplarisch und wunderbar geregelt, daß einige gemeinderäthliche und ärztliche Schwärmer dringendes Verlangen darnach trugen, die „Regulirung“ der Wiener Unaussprechlichen nach dem Muster der Hamburger Unaussprechlichen anzustreben! So zum Beispiele ist es sicherlich ein Ausbund staatspolizeilicher Klugheit und Consequenz, daß die verworfenste Classe der „certaines dames“ nicht den „Jungfernsteig“ betreten darf, während sie zweihundert Schritte davon entfernt an den Fenstern und Thüren der „Schwingenstraße“ in einer Toilette erscheint, die an das Lichtenberg'sche „Messer ohne Klinge, wozu der Stiel fehlt“, gemahnt. Ein Kleid ohne Taille, wozu der Rock fehlt!

*) Und die armen Leute dann in ihren Löchern? Die Red. d. Ldsh. Ztg.

Außerordentlich interessant ist das Leben und Treiben im Hamburger Hafen. Er gewährt den Anblick eines großen Waldes von Mastbäumen, eines farbenreichen, echten Seebildes. Der Binnenländer kommt dort in eine neue, ihm völlig fremde Welt. Große Seeschiffe aus allen Welttheilen, mit bunten Wimpeln und Flaggen, hin- und herrudernde Boote, die geschäftige Bewegung der Matrosen, der Gesammteindruck ist viel anregender und großartiger als der des so hochgepriesenen Hafens von Amsterdam.

* * *

Und entgegen diesem Glanze und diesem Luxus und erschreckenden Sinnengenuß sehen wir dann das größte menschliche Elend der armen besitzlosen Massen! Und diese Entsittlichung, wie sie z. B. in Hamburg stattfindet! Ist das noch ein menschenwürdiges Leben? Und solch städtische Fäulniß nennt man dann Cultur und Civilisation? Wie glücklich sind die Menschen, die fern von solchem Glanz und solch sittlicher Verwilderung noch ein einfaches naturgemäßes und sittliches Leben führen. Wer möchte nach solchen Städteherrlichkeiten gleich den eben geschilderten verlangen?

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

3245

Todes-Anzeige.



(Leider verspätet.)

Gott dem Allmächtigen hat es nach seinem unerforschlichen Willen gefallen, seinen treuen Diener,

den Hochwürdigen Herrn

Joseph Dietl,

Benefiziaten zu Angerbach,

am 25. September Nachmittags 3 Uhr, im 62. Lebensjahre, plötzlich in die Ewigkeit abzurufen.

Diese Trauerbotschaft seinen Verwandten und Freunden mittheilend, empfiehlt ihn dem frommen Gebete

Ganghofen, am 29. September 1871. Joseph Aigner, Pfarrer.

Telegraphischer Schiffsbericht, 3246
mitgetheilt von
F. J. Bothof, Mainz u. Aschaffenburg.

Das Hamburger Postdampfschiff Cimbria Capt. Haack von der Linie der Hamburg-Amerikanischen Packet-Fahrt-Aktien-Gesellschaft, welches am 13. Septbr. von Hamburg via Havre abging, ist nach einer sehr schnellen glücklichen Reise von 9 Tagen wohlbehalten in New-York angekommen.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 30. Septbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2834	137	26	50	25	45	24	31	—	—	—	29
Korn	1831	159	15	49	15	22	14	48	—	—	—	32
Gerste	2294	1118	15	34	15	10	14	31	—	—	—	9
Haber	1438	57	9	21	8	42	8	6	—	—	—	29

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 41 Den 9. Oktober: Dionysius.

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von Maurus Jokai.

(Fortsetzung.)

Dieses Schloß war ein Muster französischen Baustyls, mit Statuen und Thürmen, die Wappen und das Eisengitter im Feuer vergoldet, jedes Portal mit Holzreliefs, jede Tapete Seide und die Plafonds reich gemalt wie eine Kirche. Der Gäste wartete nicht mehr schwarzes Brod und schwarzer Rettig, sondern ein stets gedeckter Tisch und ein stets gefüllter Keller. Das Schloß war ein Sammelplatz für die lustigen Genossen des halben Reiches.

Die huldvolle Königin hatte sich vorgenommen, sie wolle den wilden Helden zähmen. Schon zuvor hatte sie ihn mit Gnaden überhäuft: er ward Oberster, Graf und Ritter des Kriegerordens.

Man berief Gabriel Konday nach Wien an den Hof. Er bekam den Excellenztitel, man machte ihn zum Reichsbaron Ungarns. Es blieb nur noch übrig, daß man ihn vermähle.

Er war jedoch kein sonderlicher Freund des weiblichen Geschlechts. Das Weib war ihm gleich einem Becher. Hast Du ihn geleert, so schleudre ihn an die Wand! Held Gabor verlangte nicht aus demselben Glase zweimal zu trinken.

Aber die huldvolle Königin Maria Theresia war eine große Zauberin in diesem Fache. Sie wob damals viele Ehen zwischen Ungarn und Deutschen. Den rebellirenden Löwen band man mit Goldfäden, mit seidenen Haaren. Er zerbrach Eisen; doch diesen zarten Fesseln gab er sich gefangen.

Am Hofe der Königin befand sich ein vornehmes Fürstenfräulein, die Enkelin einer alten deutschen Familie aus dem Geschlechte Derer von Tyssenburg, von mütterlicher Seite mit den Kaunitz verwandt: Prinzessin Agathe.

Sie war eine classische, statuenähnliche Schönheit, ein Kopf, bei dessen Bildung der Schöpfer vielleicht darauf bedacht gewesen, was die Herren von feinem Urtheil und großer Kunstkennerschaft wohl etwa dazu sagen würden? Es fehlte denn auch nichts als das Leben. Die Prinzessin war eine schöne Maske, die mit der Außenwelt kein Gefühl gemein hatte. Sie liebte und sie haßte nicht, sie schmachtete nicht, sie langweilte sich nicht, sie glänzte blos.

An diesem Glanze hatten sich schon viele Falter die Flügel versengt. Weshalb sollte nicht auch Gabriel von Konday durch ihren Anblick geblendet werden?

Die Königin wünschte, daß aus ihnen ein Paar werde. Die schöne Frau gefiel Konday, und es gefiel ihm auch die Herzogskrone über dem Doppelwappen. Prinzeß Agathe sagte nicht Ja, nicht Nein, sie freute sich nicht, noch weinte sie. Die Verlobungsgeschenke des Bräutigams erheiterten ihr Antlitz nicht, die Diamanten und Perlen warfen keinen Reflex von Licht darauf, doch auch keinen Schatten. Gabriel bat sie, daß sie zum Schwur vor dem Altar mit dem einen Ohrgehänge sich schmücken möge, zu dem er das zweite nicht besaß. Eine schwarze Perle war drinnen, die ein Talisman sein sollte. Sie nahm es in Empfang, trug es bei der Vermählung. Als sie vor dem Altar standen — die Königin selbst war mit anwesend — sagte die Braut keinen Buchstaben von der ihr vorgelesenen Schwurformel nach, obgleich der Primas von Ungarn bei der Ceremonie zu St. Stephan in Wien fungirte; und als er sie frug: „Liebst Du Deinen Mann?“ mußte die Königin statt der schweigenden Jungfrau antworten. „Natürlich liebst Du ihn, wie denn nicht!“ und Ihre Majestät selbst drückte die schöne Braut bei den Schultern auf den Betschemel an Seite des Bräutigams nieder, als ihnen der Segen ertheilt werden sollte.

Trotzdem war aber Alles in Ordnung, die Ehe geschlossen und Konday führte seine schöne Angetraute heim in sein Kastell zu Tschatard. Innerhalb eines Jahres erfolgte die Zeit, daß Gabor von Konday durch einen Extracourier bei Ihrer Majestät der Königin in Wien anfragen ließ, ob die Monarchin erlaube, daß sein erstgeborner Sohn, zu Ehren ihres Kronprinzen, auf den Namen Joseph getauft werden dürfe?

Die huldvolle Königin gestattete nicht nur dies, sie schickte dem Neugeborenen auch ein prachtvolles Taufgeschenk und hatte das Gratulationsschreiben allerhöchst eigenhändig unterfertigt.

Als Gräfin Agathe noch lag, rief sie eines Tages ihren Gemahl zu sich, und ihre schönen alabasterweißen Arme um seinen Nacken schlingend, sagte sie ihm:

„Jetzt gestehe ich es denn, daß ich Dich liebe; Du bist meine Seligkeit, ich bete Dich an!“

Und dabei gab sie ihm so viel Küsse auf das Antlitz und die Lippen, genug, um aus einem Menschen einen Engel und aus einem Engel wieder einen Teufel zu machen!

Denn Prinzeß Agathe liebte ihren Mann nicht; sie haßte, sie verabscheute ihn vielmehr. Und als sie ihm gestand, sie liebe ihn, als sie sich ihm glühend an die Brust drückte und ihn küßte, da nahm sie die erbarmungsloseste Rache an ihm, deren nur ein Weib fähig ist. ... Sie hatte den Tod im Herzen! Sie wußte, daß sie den Tag nicht überleben würde und wollte ihren Mann an ihrem Sarge in Verzweiflung zurücklassen.

Konday dagegen dünkte sich nach diesem Geständniß im siebenten Himmel. Er dünkte sich ein Halbgott; er spürte etwas wie einen Sieg im betäubten Gehirn: einen Sieg über menschliche und übermenschliche Mächte. Es war wie ein Rausch und er dauerte bis an den Abend. Da, am Abend bereitete ihn der Arzt darauf vor, daß er auf das allergrößte Unglück gefaßt sein müsse: die Herzogin werde sterben!

Gabriel von Konday hätte den Arzt nach diesen Worten erdrosseln mögen; dann aber warf er sich ihm vor die Füße. Doch der Arzt konnte nichts mehr thun.

Bei Gott sei Barmherzigkeit, sagte er, der Mensch vermöge nicht mehr zu helfen. Konday stürzte zu seiner Frau; bereits erkannte sie ihn nicht mehr, sie kämpfte mit dem Tode.

Konday konnte es nicht ertragen, das Röcheln zu hören, das verzerrte Antlitz zu schauen. Er rannte nach seiner Waffenkammer und rief dem Gesinde zu, daß, wer die Thür öffne mit der Nachricht vom Tode der Herzogin, den schieße er nieder.

Und was er versprach, pflegte er zu halten. Die Pistole lag dort fortwährend auf seinem Tische.

Andern Tags mußte man ihm doch irgendwie die Unheilkunde bringen. Aber Niemand wagte dies. Zuletzt trat ein kaminheizender Zigeuner vor, er wolle wohl hineingehen und den Herrn mit der Nachricht aufwecken.

Der brauchte nicht geweckt zu werden, denn er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen.

„Nun! was soll's!“ schrie Konday dem zur Thür hereinlugenden Zigeuner entgegen.

„Ich komme von der Frau Herzogin.“

„Sahst Du sie?“

„Ich sah sie wohl, doch sie sah mich nicht.“

„Sie ist gestorben?“ schrie der hohe Herr.

„Nun schieße der gnädige Herr sich selber vor den Kopf“, sagte der Zigeuner; „denn Euer Gnaden waren es ja, der das Wort ausgesprochen!“

Die schöne Frau war in der That gestorben.

Jetzt empfand Konday doch zum ersten Male Etwas durch sein Herz gehen, wie den Stich eines Messers; unheilvolles Weh

eines Mannes, der sein Weib als Leiche vor sich liegen sieht — das Weib, das ihm gesagt hat: Ich liebe Dich!

Aber trotzdem! — Niemand sollte sehen, was ihm im Innern so weh that.

Blieb ihm ja doch noch ein Wesen zurück nach der Todten, dem sie all' ihre Liebe vererbt hatte: das Kind! Es war so so schön wie die Mutter, mit ebenso großen blauen Augen und ebenso goldfarbigem Haar.

(Fortsetzung folgt.)

✳ Ein Sohn des Westens.

Erzählung von Otto Denk.

(Schluß.)

Noch hatte Pater Petro sich von seinem Erstaunen nicht erholt, so stürzte eine Indianergestalt vor ihn hin und rief mit freudiger Stimme:

„Ach, guter Vater, wie bin ich froh, daß ich dein Leben retten konnte. Siehst du, die Sioux tragen Verlangen nach deinem Skalp. Aber das ist ihnen theuer zu stehen gekommen.“ Makwa — er hatte durch seine Pfeile den Siouxindianern den Tod in die Brust gesendet — sprang wie ein Kind vor Freude, weil er seinem „guten Vater“ das Leben gerettet. Dann schnitt er rasch mit seinem scharfen Messer die Riemen entzwei, welche den Pater fest umschlangen und wollte diesem behülflich sein, sich vom Boden erheben zu können. Doch der muthige und stets todesgefaßte Missionär stand leicht, als wäre ihm nicht das geringste Uebel zugestoßen, auf, und indem er den Retter seines Lebens mit Thränen in den Augen umarmte, sagte er:

„Aber Makwa, wie kommst du gerade in diesem Augenblicke an den für mich so gefährlichen Ort?“

„Vater,“ entgegnete der Indianer, „ich wußte gar wohl, daß du bei den Sioux deinen Tod finden würdest. Darum beschloß ich, dir stets heimlich zu folgen und über dein Leben als mein eigenes zu wachen. Tritt für Tritt begleitete ich dich, immer vom hohen Grase geborgen, und ich sah es gar wohl, wie vorhin die vier Sioux an dich heranritten. Allein da ich wußte, daß sie sich nach ihrer Art nochmals entfernen und dann erst wieder zurückkehren würden, so ließ ich sie einstweilen ungehindert. Glaube mir aber, guter Schwarzrock, sie hätten dich sicherlich getödtet, das ich aber glücklich verhindert habe.“ Mit diesen Worten warf sich Makwa dem Missionär zu Füßen, umschlang sie und mit Freude in den Blicken rief er:

„Vater, siehst du, dazu hat mir meine Lucia geholfen.“ Gerührt hob der Priester den edlen Indianer auf, denn jetzt glaubte er den rechten Augenblick gekommen, um seinem braunen Freunde vom großen Gott der Weißen zu erzählen, denselben für das ewige Heil zu gewinnen. Indem er Makwa so recht liebevoll in das dunkle Feuerauge sah, sprach er:

„Sprich, Freund, möchtest du deine Lucia dereinst wohl wieder finden?“

„O Vater,“ erwiederte der Gefragte in einem freudige Zuversicht ausdrückenden Tone, „ich werde sie auch gewiß wieder sehen und du hilfst mir dazu, nicht wahr?“

„Makwa,“ sagte der Priester, „das ist ja auch mein innigster Wunsch, dich unter den Kindern des liebevollen Vaters im Himmel ebenfalls zu wissen. Sprich, willst du es werden?“

„Mit Freuden, Vater“, rief der Indianer entzückt aus. „Komm, ich führe dich zu einem Wasser.“ So sprechend schritt Makwa an der Seite seines priesterlichen Freundes fort, der nun Nichts mehr von Müdigkeit, Nichts mehr von Durst verspürte, weil er die Freude hatte, seinem Herrn und Gott eine neue Seele wieder zuführen zu können. Er fühlte jetzt erst ganz die Worte, welche der Heiland zu seinen Jüngern gesprochen, als er die Samariterin am Jakobsbrunnen belehrt hatte: „Meine Speise ist, daß ich den Willen desjenigen thue, der mich gesandt hat, damit ich sein Werk vollende.“ Auf dem Wege sprach Pater Petro ohne Unterlaß von Gott, von Christus und dem Erlösungswerke, überhaupt von Allem, was zu wissen er für seinen Begleiter als nöthig erachtete. Aufmerksam und andächtig lauschte Makwa den salbungsvollen Worten des Priesters. Plötzlich aber faßte er dessen Arm und blieb stehen, gespannt horchend. Sein feines Gehör hatte vorhin das Rieseln wie von einem Wässerchen vernommen und sein Gesicht strahlte jetzt vor Freude, als er denselben Ton noch deutlicher hörte und so die Ueberzeugung gewann, sich nicht getäuscht zu haben. „Vater, nun laß uns nicht länger mehr zaudern,“ rief er; „wir haben Wasser“. Wem fällt hier nicht die schöne Geschichte von der Taufe des Kämmerers durch den Apostel Philippus ein? Unter dem vorigen Ausrufe sprang Makwa seitwärts ins hohe Gras. Der Priester folgte ihm und siehe, eine zwar kleine, aber klare Quelle sprudelte aus einem moosüberwucherten, großen Steine hervor. Andächtig kniete Makwa nieder, während aus seinem dunklen Auge das innige Verlangen sprach, endlich einmal ein Kind des großen Geistes der Weißen sein zu dürfen, ihn gleich diesen anbeten und Vater nennen zu dürfen; mit zum Gebete gefalteten Händen harrte er der heiligen Handlung. Jetzt bückte sich der Missionär zur Quelle, schöpfte mit der hohlen Hand Wasser und spendete unter den üblichen kirchlichen Ceremonien und Gebeten das erhabene Sacrament der Taufe, welches dem Täufling statt des Namens Makwa den schönen Namen „Petrus“ ertheilte. Es war ein rührender Anblick, die herrliche Gestalt des bewaffneten Indianers vor dem ehrwürdigen Diener Gottes mit Lammessanftmuth knieen zu sehen, wie der Neugetaufte zum wolkenlosen Himmel so andächtig emporsah, als wollte er sagen: „Großer, liebevoller Gott, ich bin jetzt auch dein Kind“.

Während diese erhabene Scene hier an der Quelle vor sich ging, hatten die Beiden, ohne daß sie es ahnten, einen im Prairiengras verborgenen Zuschauer. Es war der Siouxindianer, welcher vorhin so eilig vor den Pfeilen des sicher schießenden Makwas entflohen, nun aber zurückgekehrt war, um den Tod seiner Stammesbrüder zu rächen. Sein Pferd hatte er freigegeben, um unbemerkt im hohen Grase den beiden Wanderern folgen zu können. Gleich einer Schlange wälzte er sich auf dem Bauche heran, das tödtliche Geschoß bereit haltend. Wild zuckte es jetzt über sein Gesicht, als er Zeuge sein mußte von der Taufe eines braunen Mannes. Dieser war eben im Begriffe, sich vom Boden zu erheben; da schwirrte es durch die Luft und mit einem schmerzlichen Seufzer stürzte er blutend zur Erde nieder. Der giftige Pfeil hatte sein edles Herz durchbohrt. Indem er nach der Richtung sah, von woher das Mordwerkzeug geschleudert worden, nahm er den gräßlich lachenden Sioux, der eben sich entfernte, wahr, und die Rechte des bestürzten Priesters ergreifend, sprach er mit erlöschender Stimme:

„Vater, das hat ein Sioux, mein Feind, gethan. Doch ich vergebe ihm, wie mein großer Gott seinen Feinden vergeben. O wie ist es so süß, als sein Kind sterben zu können. Lebe wohl, Vater; wir sehen uns dort oben wieder. Lucia, ich komme! — Mein guter Gott — ich — — ster — be.“ Das waren die letzten Worte des edlen Indianers, und sein Mund verstummte. Weinend hielt Pater Petro die Hand seines Taufkindes in der seinen, die Hand, der er sein Leben zu danken hatte. Mit blutendem Herzen kniete er vor den Leichnam hin und drückte ihm den brüderlichen Scheidekuß auf den fest geschlossenen Mund, um den noch ein sanftes Lächeln schwebte. Dann stand der Missionär rasch auf, raufte Gras ab und bedeckte damit den Leichnam des Freundes einige Fuß hoch, wobei er sagte:

„Armer Petro, nicht einmal ein Grab kann ich dir schaffen, wie es einem Christen gehörte.“

Nachdem der Priester diese traurige Arbeit vollendet, warf er noch einen langen, schmerzlichen Blick auf die theuere Stätte. Hierauf lenkte er seinen Fuß von ihr weg und indem er zum reinen Blau des Himmels emporschaute, sprach er: „Makwa, edler Sohn des Westens, in Bälde sehen wir uns dort oben wieder, um nie mehr von einander getrennt zu werden“.

Rüstig schritt Pater Petro dann aus, immer näher den schwarzen Bergen dort drüben kommend, wo er sein Ziel, die Sioux wußte, und von ihnen seinen Martyrtod in freudiger Zuversicht erwartete.

Von der neuen in die alte Heimat.

(Von einem Alterthumsforscher.)

III.

Ω Vom Viehbachgaue.

Es ist Zeit, daß ich mich wieder auf den Heimweg mache. Doch will ich, bevor ich von hier gehe, meines Vaters Gärten nochmals einen Besuch abstatten. Der gute Vater war ein großer

Freund der Obstbaumzucht. Besonders edles Obst heranzuziehen, war seine Freude. In guten Obstjahren hatten wir dahier Herren-Aepfel, braune Herrenbirnen, Frauenbirnen, Kronbirnen, Bergamotten, Weinbirnen in Hüll' und Fülle. Derselbe verstand es aber auch, seine Söhne für die Obstzucht zu gewinnen; und jene Bäumchen, die selbe gepflanzt und veredelt haben, stehen jetzt schon als stattliche Bäume da, und tragen reichliche Früchte. Zu bedauern ist nur, daß für manche Obstsorten Grund und Boden, auch das Clima hier wenig günstig sind, wie das an manchen Bäumen zu ersehen ist. Am Besten gedeihen hier, besonders unter den Birnen: die Frauenbirn, die Weinbirn, die Schererbirn.... Wie stattlich steht doch wohl der alte Schererbirnbaum da! Es wäre unbillig, wollten wir von seinem Schatten keinen Gebrauch machen.

Daß ich nicht vergesse; wie steht es denn bei euch mit dem Obstdiebstahle? Drüben an der gr. L. gibt es manchen Ort, wo man gerne Obst stiehlt. Das war eine ewige Klage meines unvergeßlichen Freundes v. S., der dich schönstens grüßen läßt. So oft er im letzten Herbste zu mir hinabkam, redete er fast nur von den Verdrießlichkeiten, die er mit seinem Obstgarten hatte. Oft sagte er: „es sei geschworen! nächsten Auswärts lasse ich alle Bäume umhauen; dann krieg ich doch Gras, wird mir der Zaun nicht mehr zerrissen und bleibt mir viel Verdruß erspart." Ob er's gethan? Ich glaube nicht. Es ist nicht möglich einem so schönen Obstgarten, wie der seinige ist, wehe zu thun, am allerwenigsten, wenn der Frühling wiederkehrt,

> Wann grünes Kleid die Bäum' bald tragen,
> Und selbes mit dem Blüthen schmücken.
> Gar lieblich in des Lenzes Tagen
> Auf ihnen singen die Grasmücken.

Dann aber machte es ihm doch auch schon manchen Spaß, wenn das Obst zu reifen anfing und die Stehler herbeilockte. Er hat nämlich in der Mitte des Gartens ein Waschhaus, durch dessen Fenster er den ganzen Garten überschauen kann. Hier stand er gewöhnlich auf der Paß. Kam nun so ein kleiner Wackelberger, der ihm selten entwischte, dann gings bitsch, batsch, und ehe er ihn entließ, hieß es: „So, komm bald wieder!" Schlimmer machte sich jedoch die Sache, wenn ein Junge von zwölf und mehr Jahren dem Garten einen Besuch abstattete. Da blieb oft der Aerger und das Nachschauen. Doch auch hier machte die Sache mitunter einen drolligen Verlauf. So verlor Einer auf eiliger Flucht seine Kopfbedeckung. Mein Freund hob sie auf und rief: „wenn du sie brauchst, dann hole sie ab". Der Kerl schmeckte den Braten und kam nicht. So oft er aber bei der Wohnung des Pfandinhabers vorbeiging, rief er: „Meine Haube möcht' ich!" Hübscher war es, als ein Anderer daherkam, der bereits auch andere Gärten durchstöbert, und einen ganzen Schurz voll Obst hatte. Es gelang zwar auch dieses Mal nicht, seiner habhaft zu werden, aber auf den Zuruf: „Lump bist du da!" erschrack er dermassen, daß ihm die Schurzzipfel aus der Hand und lauter ausgesuchte Aepfel und Birnen auf den Boden fielen. Mein Freund klaubte sie mit lachendem Munde auf und rief dem Obstdiebe nach: „So darfst du bald wieder kommen!" Am Schlimmsten kam aber der weg, der ihm einging. Nicht genug, daß die verschiedensten Torturen an ihm in Anwendung gebracht wurden, wurde er auch noch eingesperrt...

> Nichts für ungut, lieber, theurer Freund!
> Daß an Dich ich denke in der Ferne,
> O wie selig waren wir, — bei mir vereint!
> Könnt es jetzt auch sein, ich sähe es gerne!

Dann könnten wir wieder von den alten Zeiten reden, und auch von dem, wie man von jeher dem Obstdiebstahle zu steuern suchte. Schon das erste bekannte Gesetz der Bayern enthält ja für diese Sache einen eigenen Paragraph. Man liest daselbst: „Wenn sich einer in des andern Obstgarten verstohlener Weise einschleicht, so soll er dieß mit 3 Schilling büßen; und was er dort mitgenommen hat, das soll er als etwas Gestohlenes nach dem Gesetze büßen." Im ersten bayerischen Landfrieden — aufgerichtet und beschworen im Jahre 1244 — werden den Baumgärten gleiche Vorrechte wie den Klöstern, Friedhöfen und Kirchen eingeräumt. Auch im Rechtsbuche Ruprechts von Freising — angefertigt im Jahre 1332 — wird dem Obstdiebstahle eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Es heißt in demselben: „Wenn einer des Nachts Obst stiehlt, wird er auf der That ergriffen, und ist der Diebstahl über 3 Pfennig, so soll man ihm den Daumen der rechten Hand abschlagen. Ist er einen Pfenning werth, so soll man ihn an die Schandsäule schlagen. Ist er über 12 Pfenning werth, so soll man ihn henken. Ist er drei Pfenning werth, so soll man ihn durch die Zähne brennen. Stehlen sie es aber beim Tag, so sollen sie das Obst doppelt zurückgeben, und dem Richter eine schwere Geldstrafe erlegen. Das ist darum gesetzt, daß ein jeder Mann an seinem Gut soll Frieden bei Tag und Nacht haben." Noch am Anfange dieses Jahrhunderts ist man mit Strenge gegen den Obstbaumfrevel vorgegangen. Es lautet die hierüber den 20. Februar und 1. März 1804 erlassene Verordnung: „Es wird wiederholt in Erinnerung gebracht, daß die Haftung für alle Beschädigungen, welche an Bäumen den Culturfreunden zugefügt werden, der Gemeinde aufgebürdet wird." — Adieu mein lieber Bruder!

> Adieu du theure Heimat!
> Auf baldiges Wiedersehen!
> Vielleicht dann, wann die Einmahd
> Die Mahder niedermähen.

Ein Fernerübergang.

(Aus der Volks- und Sch.-Ztg.)

Aus Stubai, 30. Sept.

Wie bedenklich es ist, wenn Reisende Fernerwege, auf welchen ein Einbrechen zu befürchten ist, mit nur einem Führer machen, zeigt ein Vorfall, dessen Kenntniß wir der gütigen Mittheilung des Betroffenen, Herrn L. S. aus Berlin, verdanken. Derselbe machte vor einigen Tagen den vielbegangenen, wenig anstrengenden, sehr lohnenden, aber wegen der starken und regellosen Zerklüftung bedenklichen Fernerübergang von Ranalt in Stubai nach Sölden im Oetzthale. Sein Führer war Andreas Pfurtscheller von Ranalt, der sich als Schüler des bekannten Marzer Gratze in den letzten Jahren zu einem der tüchtigsten Führer im Stubai ausgebildet hat. Da der frische Schnee besondere Vorsicht nöthig machte, wurde das Seil in genügender Länge rechtzeitig angelegt. Als die Höhe beinahe erreicht war, hörte der Reisende einen dumpfen Schall, sah den Führer plötzlich vor sich verschwinden und fühlte sich selbst willenlos am Seile über den Schnee der Kluft zugerissen. Zum Glück gewann er noch rechtzeitig einen Halt, zog nach Leibeskräften am Strick und verstand nun die Rufe des Führers, der ihn anwies, bald zu ziehen, bald nachzulassen. So erhielt auch Anderl wieder einen Halt; aber ohne seine Gewandtheit und Umsicht wäre damit noch wenig gewonnen gewesen. Er sah ein, daß der Reisende ihn an der Einbruchsstelle, wo er selbst bei der Breite der Kluft keinerlei Halt gehabt hätte, nicht werde heraufziehen können. Er wies ihn daher an, fünf Klafter aufwärts die hier engere Kluft mit dem Alpstocke aufzustoßen, band sich vom Seile los und arbeitete sich, mit Stock und Messer Stufen machend, bis unter die neue Oeffnung. Hier wurde zuerst das Gepäck heraufgezogen. Aber zum Emporklimmen erwies sich auch hier die Spalte noch zu breit, es mußte noch eine weitere Oeffnung durch die über eine Elle dicke Schneedecke gestoßen werden; und nach unsäglichen Mühen und Anstrengungen von beiden Seiten gelang es hier Anderl vom Seile unterstützt sich heraufzuarbeiten. So ging das Abentheuer glücklich vorüber, da Anderl nichts davon trug, als verschiedene Beulen am Kopfe und blutig geschundene Hände. Aber wie viele günstige Umstände gehörten auch dazu, daß der Verlauf ein so glücklicher war! Sieht man auch von den ungünstigsten Möglichkeiten ab, daß der Reisende oder doch der Führer keinen Halt gewann: wie überaus peinlich und bedenklich war die Lage des Reisenden auch nur dann, wenn es sich unmöglich zeigte, ohne weitere Hilfe den Führer wieder herauszubringen! Es wäre ihm nichts übrig geblieben, als allein über den ihm unbekannten und gefahrvollen Ferner zurückzugehen, um in der mehrere Stunden entfernten Mutterberger Alm Hilfe aufzusuchen. Wie ganz anders sich solche Verhältnisse gestalten, wenn ein zweiter Führer zur Hand ist, bedarf keiner Auseinandersetzung; und nachdem der Fall so glücklich verlaufen ist, mag es ganz gut sein, daß hier einmal dergleichen vorgekommen ist, um künftig auf diesem vielbegangenen Wege den zweiten Führer weniger überflüssig erscheinen zu lassen.

Der Ministerpräsident erklärt, unter Wahrung der ... beantragen, sobald die Reichstagssession ausgeschrieben wird. Die Gesetzabänderung betreffs der Tax- und Steuerordnung wird mit der vom Ausschuß beantragten Modifikation angenommen.

Jägerglück und Jägerpech.

Die Innsbrucker „Volks- und Schützenztg." schildert die in den letzten Tagen des September stattgefundenen Jagden am Achensee. In dieser Schilderung schreibt sie unter Anderm:

Den Jägern waren ihre Stände gerade angewiesen worden, und Jeder richtete sich dortselbst Alles möglichst handlich her. Die Treiber sollten sich pünktlich um 10 Uhr in Bewegung setzen. Es fehlt noch nahezu eine Stunde bis dahin, also — so argumentirte der vom argen Klettern und Steigen etwas ermüdete Jagdgast, den wir einfach G. Z. nennen wollen — kann ich mir wohl einige Minuten Ruhe gönnen, lehnte sich in seinem mit frischen Fichtentaxen gepolsterten Sitze behaglich zurück und — schloß die Augen. Das war nun gar nicht nach dem Sinne des jugendlichen Trägers, der ihm zur Seite stand, dieser kratzte sich ein paar Mal hinter den Ohren, dann sprach er fest und entschieden: Hoi! Schlafen dörfens do nit, es kannt glei der Hirsch kemmen. Sei deshalb unbesorgt, wackerer Hirtenknabe, tröstete ihn G. Z., im schlimmsten Falle kannst du mich ja wecken! Sprach's und — nickte ein. Nicht lange, so fühlte der Jäger einen kräftigen Riß am Arme und dicht beim Ohre ließ sich eine Stimme vernehmen: Aufpaßt! jetzt kimmt er schon! Im Nu war aber auch der in in weiten Kreisen als der Tüchtigsten Einer bekannte Waidmann wieder ganz Er selbst, — Blitz und Knall und mit: „Hat ihn schon, da liegt er" bestätigte mit respektvollem Staunen der wachsame Knabe. Moral: Wer am Stand einnicken will, sorge dafür, daß wenigstens zwei fremde Augen offen bleiben.

Als Pendant zu diesem Jägerglück verzeichnet die Chronik leider auch einen Fall von Jägerpech, den wir Ihren Lesern nicht vorenthalten wollen, indem wir den Helden desselben, um ihn nicht zu verrathen, vorsichtshalber ebenfalls nur mit den Initialen H. H. bezeichnen. Die Treiterkette war eben ober des Schützen Stand vorübergezogen, und die Pause bis der Gegentrieb begann, erschien zu einem kräftigenden Imbiß wie gemacht. Der Schnerfer barg in seiner Tiefe Braten, Käse und Brod, sie wurden säuberlich ausgepackt, ein Fläschchen guten Weines fehlte auch nicht, und der Mann ließ es sich auf einem Baumstamm sitzend und die Büchse quer am Schooß liegend gar trefflich schmecken. Da mit Einem Male, o blutiger Heiland! sieht er gerade vor sich auf höchstens 30 Schritte einen stattlichen Gemsbock stehen, der ihn ohne sich zu rühren verwundert anäugt. Dem Jäger, der gerade einen sehr ansehnlichen Bissen in die Kauwerkzeuge geschoben, quoll derselbe im Munde, — in der rechten Hand das Taschenmesser, in der linken eine Kalbskeule und ein Stück Brod halten, — eine ganz verzweifelte Situation! Als wären Beide aus Stein gehauen, regungslos starrte so Einer den Andern an, durch volle zwei Minuten, — und wie lange währen solche Minuten! „Ei ei, da sitzt ein Jägersmann" — so mochte der Bock sich denken — „und frühstückt gabel; wo man ißt, da kann ich ruhig stehen bleiben, der Mann ist mir vorläufig noch nicht gefährlich." Der Jäger aber monologisirte, da in derlei Lagen die Salonsprache ihre Berechtigung verliert, etwa folgendermaßen: „Du Malifizbock du! Hast freilich keine Zeit gehabt, früher zu kommen! Oder hättest nicht noch ein bischen warten können, Vieh du, elendiges, miserabliges! Tausend Donnerwetter, wie erwisch ich meinen Stutzen, ohne daß der Bursch es merkt? Sakra!" — Und der einen Hand entfiel sachte das Messer, der andern der Braten, unmerklich senkten sich Arme und Hände, ergriffen die Büchse, — Knack, und sie lag im Anschlag — Bum! — Bis zum Bum hatte der betitelte Geselle — ruhig zuwartend ausgehalten, gerade im entscheidenden Augenblick aber, erwägend, die Sache könnte am Ende denn doch krumm gehen, einen lustigen Seitensprung gemacht und dann im kurzen Galopp das Weite gesucht, einen satanischen Blick auf den verblüfften Jäger zurückwerfend, der aus der Ferne noch den höhnischen Gruß zu hören vermeinte: Wunsch' wohl zu speisen, Herr H., befehl mich Ihnen! — Und das nennt man Jägerpech! — Moral: O Mensch, frühstücke auf einer Treibjagd nicht gabel, es könnte dir der Appetit gründlich verdorben werden! Man erzählt sich, daß die Treiber beim Abzug auf dem Stand Nr. 3 ansehnliche Reste eines unverzehrt gebliebenen kopiosen Jägerfrühstück's vorgefunden haben.

Baden. Aus Baden, 2. Okt. Seit dem 1. Oktober haben der „Pfälzer Bote" und der „Bad. Beob." ihre Redacteure getauscht. Ein neues katholisches Organ, „Rheinisches Volksblatt", ist in Altbreisach ins Leben getreten: Dasselbe ist hauptsächlich für das Elsaß berechnet und soll dort auch bedeutenden Anklang gefunden haben. Bekanntlich stellen sich dem Bestehen katholischer Blätter im Elsaß Schwierigkeiten entgegen, die sich in der Gründung eines solchen Organs an der Grenze am Einfachsten gelöst haben. (M. J.)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Telegraphischer Schiffsbericht, 3360
mitgetheilt von
F. J. Bothof, Mainz u. Aschaffenburg

Das Hamburger Post-Dampfschiff Silesia Capt. Trautmann von der Linie der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft, welches am 20. September von Hamburg abging, ist nach einer sehr schnellen glücklichen Reise von 9 Tagen 8 Stunden wohlbehalten in New-York angekommen.

Das Hamburger Postdampfschiff Westphalia Capt. Schwensen von der Linie der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft, trat am 4. Oktober wiederum eine Reise nach New-York an und hatte außer einer starken Brief- und Packet-Post 650 Tons Ladung, 154 Passagiere in der Cajüte und 627 im Zwischendeck an Bord.

Auswärts gestorben.

Am 3. Oktober: Hr. Joseph Straßer, Wirth in Oberberglirchen, 65 Jahre alt.

Erdinger Schranne vom 5. Oktober 1871.

	Waiz.	Korn.	Gerste	Haber
Voriger Rest	27	9	25	—
Neue Zufuhr	521	139	909	252
Schrannenstand	548	148	934	252
Heutiger Verkauf	548	148	927	252
Rest	—	—	7	—

	Waiz. fl.	Waiz. kr.	Korn. fl.	Korn. kr.	Gerste fl.	Gerste kr.	Haber fl.	Haber kr.
Höchster Preis	25	37	15	33	14	50	8	9
Mittlerer „	24	56	15	5	14	24	7	3[illegible]
Niedrigster „	23	29	14	44	13	38	7	9
Gefallen	—	—	—	—	—	3	—	—
Gestiegen	—	28	—	21	—	—	—	16

Nürnberg, 5. Okt. Der heutige Hopfenmarkt dokumentirte durch die Zufuhr von 500 Ballen, meist schlechter Waare, zur Genüge, daß das Regenwetter der letzten 8 Tage den Hopfen auf den Speichern sehr geschädigt hat. Gut getrocknete Waare, welche nur spärlich vertreten war, konnte 115—124 fl. leicht erzielen, während halbgetrocknete zu 100, 105 und 110 fl. bezahlt wurde. Der Verkauf ging sehr rasch von Statten; bis 9 Uhr war die ganze Zufuhr geräumt, und in Folge von Nachfrage für bessere Sorten konnte eine günstigere Tendenz leicht Platz greifen. Die Notirungen lauten: Marktwaare, Prima 118—124 fl., Sekunda 100—115 fl., Tertia und feuchte 100—105 fl., Hallertauer, Prima (nominell) 166—175 fl., Sekunda 145—155 fl., Württemberger, Prima (nominell) 140—158 fl., Sekunda 130—136 fl. — Nachschrift: 1 Uhr. Die Tendenz ist entschieden günstiger. Die Preise sind 6—10 fl. höher als am Dienstagsmarkt. Feine Sorten, lebhaft gefragt, sind selten und, wenn vorhanden, im Preise hoch gehalten.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 7. Oktbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden. Sch.	Rest. Sch.	Höchster Preis. fl.	Höchster Preis. kr.	Mittlerer Preis. fl.	Mittlerer Preis. kr.	Niedrigst. Preis. fl.	Niedrigst. Preis. kr.	Gefallen. fl.	Gefallen. kr.	Gestiegen. fl.	Gestiegen. kr.
Waizen	2355	220	27	24	26	16	24	56	—	—	—	31
Korn	2061	87	16	1	15	35	15	3	—	—	—	13
Gerste	2688	929	15	50	15	21	14	45	—	—	—	11
Haber	2150	181	9	35	8	50	8	9	—	—	—	8

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 42 Den 16. Oktober: Gallus.

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von Maurus Jokai.

(Fortsetzung.)

Als man die Mutter begrub, verbrachte Konbay den ganzen Tag bei seinem Kinde. Die Amme sagte von ihm, es sei ein kleiner Engel.

„Engel!" brauste der Vater auf. „Ich will dem Himmelreiche keinen Engel erziehen. Mein Sohn soll werden, wie ich bin. Nicht wahr, Du kleiner Vagabund?"

Und das Kind lächelte. Der kleine Vagabund!

Eines Tages jedoch sagte die Amme dem gnädigen Herrn, es dürfte aus dem kleinen Grafen Joseph doch ein Engel werden. Er leide an einem Halsübel und . . .

Nun gerieth der Graf ganz außer sich und ließ den Arzt auf seine Stube fordern.

„Mein Sohn ist todtkrank", sagte er mit vor Erregung zitternder Stimme. „Hier auf dem Tische steht eine Chatoulle voll Gold, und daneben liegt eine Pistole voll Blei. Bringen Sie meinem Sohne Genesung, so gehört dies Gold Ihnen; stirbt er, dann folgen Sie ihm nach!"

Der Arzt wäre der Alternative gern entflohen, doch man ließ ihn nicht fort. Man bewachte ihn wie einen Gefangenen. Tag und Nacht hatte er keinen Frieden.

Aber auch des Kindes Vater nicht. Er ging Tag und Nacht in seinen großen widerhallenden Sälen hinauf und herunter. Setzte er sich, oder legte er sich, so ließ es ihm keine Ruhe. Auch das sollte er jetzt erfahren, welch' einen Stachel man im Herzen trägt, wenn man ein geliebtes Kind im Sterben liegen sieht!

Am dritten Tage um Mitternacht sagte ihm der Arzt, der selbst sehr bleich war, er möge seine Aufregung beherrschen, in der Krankheit des Kindes sei jetzt die Krise eingetreten. Möglich, daß es innerhalb einer Stunde todt sei.

Konbay fluchte.

„O Herr, betet lieber!" stotterte der Arzt.

„Beten?" schrie der Magnat und rannte nach seiner Waffenkammer. Der Arzt entfloh und verschloß sich.

Konbay dagegen riß zwei Pistolen vom Schragen und unbedeckten Hauptes, nur halb bekleidet, stürzte er aus dem Hause, nach dem Parke hin und ihm nach das Gesinde.

Draußen herrschte in jener Nacht ein gräßliches Unwetter. Der Blitz schlug zickzack herab in den nahen Wald und die zerrissenen Wolken glänzten gespenstisch in seinem Scheine.

„Gott! Gott!" rief, als er in den Wald gekommen war, der sinnlose Vater, „wo bist Du, Gott? Willst Du kämpfen, so komme denn; kämpfe mit mir, aber nicht mit einem armseligen Kinde! Ich bin ein Mann! Ich schaue Dir in's Auge, ich trotze Dir! Schlage mich!"

Die Blitze durchkreuzten sich am Himmel, als hätten sie sagen wollen: „Schweige, Du Wurm!"

„Hierher schlage! Haue hierher! Blitze auf mich herab, wie ich nach Dir hinauf!"

Und dabei eine der Pistolen nach dem Himmel richtend, schoß er gegen eine der Wolken.

Im selben Momente jedoch schlug aus eben jener getheilten Wolke ein blendender Feuerstrahl hervor und zerschmetterte unter erderschütterndem Donner die Linde, welche über dem Haupte des Rasenden ihre Aeste ausstreckte.

Das Gesinde fiel entsetzt in's Knie und bedeckte sich die Augen. Er jedoch beim Lichte des lohenden Baumes that noch einen Schritt vor, und die zerzausten Locken schüttelnd, wendete er sein trotzig Antlitz dem Himmel zu und rief:

„Der traf mich nicht! Nun denn, noch Einen!"

Und damit gab er seinen zweiten Schuß ab gegen den Himmel.

Dann jedoch schlug er sich mit den Fäusten an die Brust:

„Hierher schieße! Schleudre hierher! Treffe doch mich, bist Du der Herr, bist Du Gott!"

Das Gewitter aber verzog sich jetzt, es blitzte auch nicht mehr; es schwieg, beruhigte sich. Der Gußregen hörte auf, der Wind legte sich. Die Bäume rauschten nicht, es ward tiefe feierliche Stille.

Der Rasende taumelte zurück in's Castell; Niemand wagte, ihm zu folgen. Als er, am Geländer sich festhaltend, die Treppe hinaufging, traf er den Arzt. Das Antlitz desselben strahlte vor Freude.

„Herr! dem Himmel sei's gedankt, die Krankheit wendet sich der Besserung zu. Euer Sohn hat sie überstanden!"

„Ha!" rief der jubelnde Vater aus: „Ich habe gesiegt!"

Das Kind war wirklich gerettet. Es wuchs empor; es wurde aus ihm ein Mann. Es ward gerade solch' ein Mensch aus ihm, wie sich ihn der Vater gewünscht hatte, zu welchem er ihn erzog. Wild, flatterhaft, furchtlos, tollkühn.

So gefiel er dem Vater. „Es ist Blut in ihm! Mög' er sich austoben! Er vollbringt Narrenstreiche? Das steht der Jugend gut! Er verschwendet Geld? Er hat ja genug! Er beugt sich vor Niemandem? Ganz wie sein Vater! Er ist unbeständig in der Liebe? Möge er die Welt genießen!"

Im Alter von vierundzwanzig Jahren hatte der Junge schon seinen Ruf. Von Wien bis an die türkische Grenze. Der Vater war darob entzückt.

Es war ein Junge von schönem, feinem Gesicht, als er das vierundzwanzigste Jahr angetreten hatte. An seinem Geburtstag rief ihn der Vater zu sich.

„Mein Sohn! Du bist großjährig. Ich denke, Du solltest nun heirathen."

„Ich auch."

„Graf Lobkowitz hat eine sehr schöne Tochter."

„Ich weiß es."

„Ich habe Dir diese zur Frau bestimmt."

„Gut."

Konbay glaubte, er habe einen sehr nachgiebigen Sohn.

„Jetzt bitte ich Dich nur noch um Eins. Es ist eine Grille, jedoch mich bindet ein Schwur. In unserer Schatzkammer befindet sich ein einzelnes Ohrgehänge, das einen Talisman hat. Seine Geschichte kenne nur ich und beichte sie nicht. Als ich mich mit Deiner Mutter vermählte, bat ich sie, dies Ohrgehänge zu tragen. Und ich lebte sehr glücklich mit ihr, so lange sie noch lebte und ward glücklich in Dir. Jetzt bitt' ich Dich, gib auch Du meiner künftigen Schwiegertochter diesen Talisman zu tragen."

„Gut."

Der Jüngling nahm das Ohrgehänge in Empfang. Dann bestimmten sie den Tag, an welchem Graf Joseph seine Frau heimführen werde. Sein Vater, Graf Gabriel, konnte nicht mit ihm gehen, denn das gab die Gicht nicht zu. Doch er bereitete sich, ihn mit fürstlichem Pomp zu empfangen.

Graf Joseph ließ alle Vorbereitungen geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Baptist Badoni*).

Obersacristan des Domes zu Mainz, † 4. Oktober 1871.

(Aus dem Mainzer Journal.)

Es gibt Menschen, die durch ihren Wirkungskreis an gewisse Stätten gebunden und dabei mit solchen Eigenschaften ausgerüstet sind, daß sie mit der Oertlichkeit gleichsam verwachsen erscheinen. Eine solche Persönlichkeit war der verstorbene Obersacristan des Mainzer Domes, Johann Badoni. Wie viele Besucher des Domes mögen sich des Mannes mit dem schönen greisen Kopfe erinnern, wie er in seinem Talare geräuschlos in den weiten Räumen des Domes umher wandelte und Wache hielt. Gewiß vielen von ihnen drängte sich wie von selbst der Gedanke auf, daß das ganze Leben und Wesen dieses Mannes gewiß mit dem Dome auf's Innigste verflochten sei. Sein ganzes Erscheinen stimmte so sehr zu dem Amte, welches er innerhalb dieser Räume zu verwalten hatte, daß man glauben mochte, es sei zuvor kein Anderer an dieser Stelle gewesen, und er müsse es auch ferner bleiben.

Leider hat der Tod dieses Band zerrissen, nachdem der Verstorbene sechsundvierzig Jahre dem Amte eines Sacristans am Dome vorgestanden hat. Schon sein Großvater mütterlicherseits und sein Vater versahen in den Zeiten des alten Domstiftes Glöcknerdienste am Dome; der letzte Stiftsglöckner Schrag war nämlich der Vater seiner Mutter, während der Vater die Pfarrglöcknerei besorgte. Beide mußten während der Revolutionszeit die Stadt verlassen. Nach der Uebergabe der Stadt 1793 versah dann Badoni's Vater lange Zeit hindurch unentgeltlich die Glöcknerei der Dompfarrei, für welche zeitweilig der Gottesdienst im Agnesenkloster eingerichtet war, und ernährte sich dabei spärlich durch ein kleines Wachsgeschäft.

Nachdem auf Befehl des ersten Consuls am 7. Nov. 1803 die Domkirche ihrer Bestimmung wieder zurückgegeben worden, erhielt Badoni's Vater auf Vorschlag des neuen Fabrikraths im Jahre 1804 durch Bischof Colmar das Amt eines Domglöckners. Am 25. März 1804 wurde ihm ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Johann Baptist erhielt. Derselbe besuchte als Knabe die Domschule unter den Lehrern Noll und Seltz und eignete sich hier gute Kenntnisse in den Elementarfächern an. Schwere Prüfungen kamen in seiner frühen Jugend über seine Eltern. Als nach der Schlacht bei Leipzig 1813 die fliehenden Massen der Franzosen die Stadt überschwemmten, lagen Kirchen, Klöster, die öffentlichen Gebäude und alle Häuser voll von erschöpften und kranken Soldaten. Am 9. November Abends 9 Uhr wurde auch der Dom den Soldaten geöffnet und 6000 Mann darin einquartiert. Die Sacristei allein blieb unbesetzt. Alle Werthgegenstände wurden darin untergebracht, und Glöckner und Schweizer mußten Tag und Nacht unausgesetzt hindurch als Wache darin bleiben, wobei sie mit vielen Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatten und großen Gefahren ausgesetzt waren. Unter den Soldaten war indeß der sog. Spitalbrand ausgebrochen, und Tausende erlagen hülflos der furchtbaren Krankheit. Badoni's Vater, der die ganze Zeit zwischen den Kranken zubrachte, wurde sammt seinem 18jährigen Sohne Mathias, der sich eben dem theologischen Studium widmen wollte, von der Krankheit ergriffen; beide starben als Opfer ihres Diensteifers innerhalb weniger Tage. Nach dem Tode des Vaters, 25. Nov., bat die Wittwe, daß ihr der Kirchendienst unter Beiziehung eines Gehilfen möge belassen werden, „so lange bis einer ihrer Söhne im Stande sein würde, demselben vollständig vorzustehen.“ Am 15. Decbr. 1817 wurde ihr eröffnet, „daß der Fabrikrath in Erwägung der treuen und redlichen Dienste des verstorbenen Glöckners Badoni keinen Anstand nehme, ihrem ältesten Sohne bei Gelegenheit ... den ganzen Dienst zu verleihen, wenn derselbe sich durch gute Aufführung und durch die zur Besorgung dieses Geschäftes nöthige Kenntniß befleißigen würde, und könne desfalls die Frau Badoni die beliebigen Maßregeln nehmen und ihrem Sohne jene Erziehung geben, wodurch derselbe ein treuer und geschickter Glöckner werde.“ Die Mutter scheint es in der That verstanden zu haben, ihren Sohn in der gewünschten Weise anzuleiten; denn am 11. April 1825 wurde auf Vorschlag des Fabrikrathes und mit Genehmigung des Generalvicars Humann derselbe allein mit dem Glöcknerdienste betraut. Von seiner vorgesetzten Behörde erhielt er im Laufe der Jahre mannichfache Beweise der Anerkennung und Zufriedenheit mit seiner Amtsführung, und im Jahre 1836 wurde er durch Beschluß von Bischof und Domkapitel zum Obersacristan ernannt.

Wenn auch Badoni's Leben äußerlich anspruchslos und geräuschlos verlief, so hat er doch in mehrfacher Hinsicht in nicht geringem Maße sich verdient gemacht. In seinen Dienstverrichtungen gebührt ihm von jeher das Lob, daß er mit seltener Gewissenhaftigkeit und mit ebenso viel Würde als Takt sein Amt verwaltete. Mit seinem frommen, tiefgläubigen Sinne verband sich ein so maßvolles Benehmen, daß sein ganzes Erscheinen wie von selbst etwas von klerikaler Würde hatte. Bis in sein Alter kam er seinem oft anstrengenden Dienste mit sorglicher Pünktlichkeit nach. An den hohen Kirchenfesten war ihm keine Mühe zu viel, um die Altäre nach Kräften zu schmücken. Bei aller Thätigkeit aber verließ ihn nie die ihm eigene gelassene Ruhe und Freundlichkeit.

Was jedoch den Verstorbenen in seinem Verhältnisse zum Dome besonders auszeichnete, liegt in dem Umstande, daß er eigentlich der lebendige Träger der ganzen Personal- und Geschichtschronik des Domes war, und darum ist es in der That wahr, daß mit Badoni ein gutes Stück Mainzer Geschichte zu Grabe gegangen ist. Durch seine Eltern, insbesondert seinen Vater, waren ihm eine Menge Personen und Thatsachen aus der alten Zeit bekannt, und so vererbte sich durch ihn eine Reihe von Notizen über die innere Einrichtung des Domes und über die Zeiten der Kriege und der Verwüstung der Domkirche, während er aus seiner Jugend die lebhaftesten Eindrücke von der Zeit der Blokade und von der Wiederherstellung des Domes und des Gottesdienstes hatte. Beispielsweise möge hier eine solche Jugenderinnerung Platz finden, die er dem Schreiber dieser Zeilen unter Anderem erzählte.

Am Morgen des Allerseelentages 1813 wurde die Leiche des Marschall Duroc, der bei Leipzig gefallen war, nach Mainz in den Dom gebracht und am unteren Thore des Kreuzgangs von Bischof und Capitel empfangen und unter deren Geleite durch den Kreuzgang in die Memorie gebracht. Dort blieb die Leiche auf dem Wagen, auf welchem sie war gebracht worden, stehen bis zum Abzug der Franzosen aus Mainz 4. Mai 1814. Die Leiche selbst war in ein Faß gepackt, das der Länge nach auf dem Wagen lag und mit Spiritus gefüllt war. Apotheker Liebler kam von Zeit zu Zeit, öffnete das Spundloch und füllte den Spiritus wieder auf. Ich war, sagte Badoni, oft dabei und hielt dem Genannten die Flasche, bis er den Spunden geöffnet hatte. 1814 wurde die Leiche nach Paris überführt.

So erzählte er auch, daß zwischen der Sacristeithüre und dem Gablenzdenkmal sich ein schweres eisernes Gitter befand, hinter welchem die Excommunicationsdecrete angeheftet waren. Das letzte betraf einen Mürbenbäcker aus der Schustergasse, welcher sich an dem Vicarius Weifert von St. Stephan thätlich vergriffen hatte.

Leicht könnte, wäre an dieser Stelle Raum dafür, die Reihe solcher Erzählungen noch vermehrt werden.

Badoni besaß ein ungewöhnliches Interesse für die Geschichte des Domes. Diesem Umstande ist es zu danken, daß er bei den umfassenden Herstellungen, welche der Dom nach den Kriegszeiten während einer Reihe von Jahren erfuhr, ein Auge für alle Ver-

*) Mancher geehrte Leser wird ausrufen, aber was soll denn der Lebensabriß eines Mainzer Dommeßners im Beiblatte zur Landshuter Zeitung? Was kümmert der verstorbene J. B. Badoni die Niederbayern? Diese Fragen haben einen Schein der Begründung für sich. Wir aber antworten wieder in der Frage: Ist es nicht immer und überall interessant, den Lebensabriß eines guten, tüchtigen Menschen kennen zu lernen, ob nun derselbe an der Isar oder am Rheine gelebt, ob er ein Deutscher oder ein Italiener, ob ein Westphale oder ein Steyermärker? Ob er diesem oder jenem Berufe angehörte? Nicht die Heroen der Weltgeschichte allein können unser Interesse erregen, sondern auch jene stillen braven Menschen, die in bescheidenem Wirkungskreise leben. Gerade von ihnen können wir oft lernen und manchen denkwürdigen Lebensgang hören. Das Leben jedes Menschen ohne Unterschied muß und soll uns anmuthen. Die Menschen-Geschichte ist so reich und nicht blos die Thaten der Fürsten und Großen möge sie uns erzählen, sondern noch mehr das Leben einfacher Leute aus dem Volke. Das Volksleben bietet so Vieles an Geist, Gemüth und Tugenden; mehr oft als wir in den Regionen der Staatsactionen und der Kriege finden. Also müssen die geehrten Leser der Landshuter Zeitung heute auch die Lebensgeschichte eines unbekannten rheinländischen Meßners vernehmen, die denn doch manches Anziehende enthält. Das Nächste Mal führen wir ihnen das Leben eines Salzburger Professors vor. Die Red. d. Landsh. Ztg.

änderungen hatte, welche an dem Baue selbst oder an der inneren Einrichtung vorgenommen wurden. Er wurde dadurch nach und nach zu einer Auskunftsperson für Alle, welche sich für die Geschichte des Domes interessirten. Unsere Geschichtsforscher Schaab, Dr. F. Geier, Klein u. A. verschmäheten daher nicht, sich bei Baboni gar manchmal Rath zu erholen. Dabei hatte er durch den häufigen Verkehr mit dem Geschichtschreiber des Domes, Domdecan Werner, und Bildhauer Scholl, welcher die Herstellung der Denkmäler des Domes leitete, sowie mit anderen Sachverständigen im Laufe der Zeit seine Anschauung erweitert und sein Urtheil geläutert, so daß seine Erklärungen des Baues und der Denkmäler des Domes selbst für Männer von Fach nicht ohne Nutzen blieben. Gerade durch diese Eigenschaften hat er sich gar manche Freunde und Gönner in weiteren Kreisen erworben; so erinnerte sich gerne der ältere Pugin seiner, und der französische Archäologe Ch. de L. versäumte es nicht, bei jedem Besuch des Domes seinen alten Freund zu sehen. Genügende Kenntniß der francösischen und englischen Sprache setzten ihn in den Stand, die fremden Reisenden in ihrer Sprache zu bedeuten.

Alle diese Gaben und Kenntnisse wurden aber in Baboni durch einen hingebenden Eifer an die Sache der Religion veredelt. Der Aufschwung des kirchlichen Lebens erweckte nicht nur Freude in ihm, er betheiligte sich selbst auch an den kirchlichen Vereinen. So gehörte er zu den ältesten Mitgliedern des Piusvereins und der Bürgersodalität. Seine Liebe zu den Armen und Nothleidenden bewies er durch zahlreiche Wohlthaten, die er aus seinen Mitteln spendete und worin er oft mehr das Herz als die Klugheit walten ließ. Er gehörte zu den Mitbegründern des Vincinzvereins; durch viele Jahre versah er hier als Schaffner das mühevolle Geschäft der Naturalrechnung und unterzog sich mit der größten Hingebung dem Besuche seiner Pfleglinge.

Obschon die Vorboten des Alters seit Jahren zur Schonung mahnten, mochte Baboni sich nicht leicht von seiner Arbeit trennen. Mehrfaches schweres Unwohlsein verminderten in der letzten Zeit seine Kräfte merklich; Niemand hätte jedoch sein Ende so nahe vermuthet. Eine Erkältung, die er sich in der letzten Woche zugezogen, brachte eine acute Brustkrankheit zum Ausbruch, die alsbald gefährlich auftrat. Er empfing frühzeitig die hl. Sacramente und sprach seine gänzliche Unterwerfung in Gottes Rathschlüsse mit christlicher Ergebung aus. In seiner nur siebentägigen Krankheit trat sein Glaube und seine Frömmigkeit im schönsten Lichte zum letzten Mal hervor. So ging er, immer noch mit den Gedanken an sein Amt in der Kirche beschäftigt, seiner letzten Stunde entgegen. Mittwoch den 4. Oct., am Tage des hl. Franciscus, gab er Morgens gegen 7 Uhr seine Seele in die Hände seines Schöpfers zurück.

Mögen diese wenigen Worte dazu dienen, das Bild eines Mannes unter uns zu verewigen, dessen Andenken gesegnet ist.

Der Brand des Zellengefängnisses in Bruchsal.

Der „Augsb. Allg. Ztg." berichtet man unter dem 6. ds.: „Von dem berühmten Zellengefängnisse stehen nur noch die vier Flügel: der Mittelbau, die Kirche, die Schule, die Bureaux der beiden Geistlichen und der Lehrer, die Bibliothek und einige Magazine sind ein Raub der Flammen geworden, die von der ruchlosen Hand eines Sträflings in die obersten Räume der Kirche getragen, in wenigen Stunden das mächtige Gebäude bis auf das Gewölbe und die achteckige Mauer verzehrten.

Sträfling Schwäble aus Württemberg, wegen einer Reihe sehr schwerer Diebstähle zu langjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, hat schon vor 2 Jahren einen äußerst verwegenen Fluchtversuch aus dem Zellengefängniß mit Lebensgefahr zur Ausführung gebracht.

Er wurde jedoch bald wieder festgenommen, nachdem er in den wenigen Tagen seiner Freiheit das Register seiner Verbrechen um mehrere schwere Fälle von Einbruch, Einsteigen, Raub &c. vermehrt hatte. Abermals, und mit einem Strafzusatze von einigen Jahren in das Zellengefängniß verbracht, scheint derselbe Tag und Nacht nur an die Wiederholung der Entweichung gedacht und auch der äußersten Vorsichtsmaßregel gespottet zu haben, indem ihm diese heute Nacht wenigstens in so weit gelang, daß er aus seiner Zelle heraus in die verschlossene Zelle eines gerade an diesem Tage von dem Nachtdienst befreiten Aufsehers gelangte, dort sich dessen Dienstkleidung anlegte und eines Säbels und der Schlüssel zur Kirche bemächtigte.

Beim Austreten aus der Aufseherzelle von dem wachhaltenden Aufseher sofort bemerkt und verfolgt, eilte der Gefangene den Corridor entlang in die Kirche, öffnete die Thür mit dem entwendeten Schlüssel, bestieg die auf die Gallerie des Thurmes führende Leiter, und befand sich so im Freien und auf einer Höhe, von wo er aus die ganze Anstalt und ihre Umgebung beherrschen konnte, ohne der Gefahr der Verfolgung preisgegeben zu sein, da er die kleine zur Gallerie führende Lucke geschlossen hatte.

Nun begann er seine Thätigkeit mit einem Bombardement auf die Dächer und Oberlichten der Flügel, deren Gewandung und Scheiben prasselnd in die Gänge der Zellenräume herunterfielen. Nachdem auf diese Weise die Gefangenen, die Beamten, Aufseher und Wachmannschaft etwa eine Stunde alarmirt waren, brach in dem Dachraum der Kirche Feuer aus, welches um so rascher um sich griff, als dort eine Menge Holzwerk verwendet ist. An ein Löschen des Feuers war nicht zu denken. Trotz aller Anstrengung der Morgens 2 Uhr herbeigekommenen Feuerwehr brannte der ganze Mittelbau bis auf die Gewölbe in sich zusammen.

Die Gefangenen in den obersten Zellenreihen der vier Flügel wurden indessen in die Souterrains gebracht und von Aufsehern und Soldaten bewacht. Sie haben sich dabei, wie wir hören, wohl gegen Erwarten des Schwäble ganz musterhaft benommen, sowie sie auch in den Zellen eine vollkommen ruhige Haltung bewahrten. Was war aus Schwäble geworden? War er im Feuer umgekommen? War er entwichen? Da alle Räume der Anstalt mehrmals gründlich durchsucht wurden, und es nicht denkbar war, daß Schwäble, der noch kurz vor dem Zusammenbrechen des Dachstuhls auf der Gallerie gesehen worden war, sich zu retten Gelegenheit fand, so neigte man sich zur Annahme, daß er in den Flammen seinen Tod gefunden habe.

Erst diesen Mittag um 2 Uhr fanden sich Spuren des Vermißten, und zwar auf dem höchsten Punkte der ausgebrannten Mauer, auf der Gallerie, von wo aus der vom Dache aus mittelst angelegter Leiter verfolgte Gefangene einen Hagel von Steinen auf seine Verfolger schleuderte. Gegen die Schüsse der Schildwachen durch den Mauervorsprung gedeckt, war es schwer, ihm beizukommen und sich auf der hohen, schmalen Mauer seiner zu bemächtigen. Plötzlich veränderte sich die Scene zu einem grauenerregenden Schauspiele.

Ein Sträfling, der beim Wegräumen des Schuttes beschäftigt war, kletterte auf der schwankenden Leiter hinauf bis zu der Zinne, schwang sich über dieselbe und trat Schwäble entgegen. Dieser wehrt sich mit dem Säbel, der Sträfling ringt mit Schwäble, bemeistert ihn trotz seiner Riesenstärke, entwindet ihm den Säbel und versetzte ihm damit einen wuchtigen Streich auf den Kopf. Schwäble wehrt sich wie ein Löwe, der Sträfling gleichfalls.

Inzwischen bringen noch von der anderen Seite der Mauer zwei Soldaten vor, und der Kampf endet damit, daß Schwäble von der Höhe über das Dach herab auf den Boden geworfen wird, wo er zwar noch lebend, aber mit schweren Wunden bedeckt, aufgehoben wurde. Die sofort eingetretene ärztliche Behandlung konnte ihn nicht retten. Er starb Abends 6 Uhr, nachdem er vorher noch dem Amtsgerichte verständliche Angaben über den Verlauf seiner Fluchtvorbereitungen und der Brandlegung gemacht hatte. Damit sind wir der Sorge überhoben, heute Nacht abermals die Sturmglocke anschlagen zu müssen. Ganz Bruchsal befindet sich in der ungeheuersten Aufregung.

In Paris gab die komische Oper am 11. Okt. Abends die tausendste Vorstellung des Pré aux Clercs („der Zweikampf auf der Schreiberwiese"), einer der Lieblingsopern des Pariser Publikums. Frau Miolan Carvalho singt die weibliche Hauptrolle und kehrt mit derselben auf den Schauplatz ihrer ersten und größten Erfolge zurück.

Telegramm der Landshuter Zeitung.

** München, 14. Okt. In der Abgeordnetenkammer beantwortet Cultusminister v. Lutz im Auftrage und Namens des Gesammt-Staatsministeriums die Interpellation des Abg. Herz und Gen. in sehr ausführlicher eingehender Rede. Er konstatirt, daß eine nicht unwesentliche Uebereinstimmung zwischen dem Standpunkt der Interpellation und demjenigen der Staatsregierung vorhanden, wahrt dem Staate das Recht, sein Staats-Kirchenrecht zu ändern, sobald die Kirche selbst die Grundlagen verrückt, auf denen das bisherige Verhältniß zwischen Staat und Kirche beruhte, führt aus, daß der Lehrbegriff der katholischen Kirche durch das neue Dogma geändert und die Concilsbeschlüsse staatsgefährlich seien. Der Minister führt Beweise von Zeugnissen von Concilsvätern an, wonach die Katholiken bisher nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes geglaubt hätten. Die Staatsgefährlichkeit erinnere den Redner an das Schreiben des Erzbischofs von München, worin derselbe ganz offen sage, daß von der Kirche so lange nichts zu fürchten sei, als der Staat vom göttlichen Gesetze nicht abfällt, wobei selbstverständlich die Kirche sich vorbehalte, zu entscheiden, ob und wann der Staat vom göttlichen Gesetze abgefallen. Der Minister legt ferner ausführlich dar, daß das Plazet, worüber die Bischöfe sich hinwegsetzten, in jeder Beziehung in Kraft und zu Recht bestehe und beweist endlich durch vielfache Citate, daß jedes Konkordat nach den Begriffen der Kurie lediglich eine jeden Augenblick widerrufbare Bewilligung Rom's sei. Nach diesem Expose von mehr als zweistündiger Dauer gelangte der Minister zur eigentlichen Beantwortung der Interpellationsfragen. Selbe lautet: Ad 1. Die Staatsregierung ist gewillt, allen katholischen Staatsangehörigen geistlichen und weltlichen Standes, welche die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes nicht anerkennen, den vollen in den Gesetzen des Landes begründeten Schutz gegen den Mißbrauch geistlicher Gewalt zu gewähren und sie, soweit ihre Zuständigkeit reicht, in ihren vollerworbenen Rechten und Stellungen zu schützen. Ad 2. A. Sie ist entschlossen, das religiöse Erziehungsrecht der Eltern gegenüber dem Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes anzuerkennen; B. Wenn von Anhängern der alten katholischen Lehre Gemeinden gebildet werden, so gedenkt die Staatsregierung, sie, wie sie den Einzelnen fortwährend als katholisch anerkennt, anzuerkennen und folglich denselben, sowie ihren Geistlichen alle jene Rechte einzuräumen, welche sie gehabt haben würden, wenn die Gemeindebildung vor 18. Juli 1870 vor sich gegangen wäre. Ad 3. Die Regierung ist fest entschlossen, jeden Eingriff in die Rechte des Staates mit den verfassungsmäßigen Mitteln abzuwehren. Zugleich erklärt sie sich bereit, die Hand zu Gesetzen zu bieten, durch welche die volle Unabhängigkeit sowohl des Staates als auch der Kirche begründet wird, da auch nach ihrer Ansicht allein auf diesem Wege die Herstellung des religiösen Friedens und dessen Erhaltung für die Zukunft gesichert werden kann. Eine Discussion hierüber fand nicht statt. Die Kammer schritt zur Aufnahme der Tagesordnung. — Nächste Sitzung Nachmittags.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Schrannen-Bericht

Ort der Schranne.	Getreide-Gattung.	Voriger Rest.	Neue Zufuhr.	Gesammt-Summe.	Verkauf.	Im Rest blieben	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigster Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
		Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Landshut, vom 13. Oktbr. 1871.	Waizen . . .	84	1256	12?0	1288	2	25	58	25	4	23	45	—	5	—	—
	Korn	—	209	209	209	—	16	52	16	28	16	2	—	—	—	28
	Gerste	37	1657	1694	1652	42	14	44	14	20	13	43	—	9	—	—
	Haber	—	404	404	404	—	9	5	8	35	8	12	—	—	—	7
	Linsen . . .	—	6	6	6	—	11	—	10	40	10	—	—	—	—	—
	Reps	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 14. Oktbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2449	462	27	35	26	30	25	16	—	—	—	14
Korn	1700	398	16	26	15	55	15	16	—	—	—	20
Gerste	2341	4609	15	52	15	24	14	46	—	—	—	3
Haber	1768	352	9	32	8	50	8	16	—	—	—	—

Erdinger Schranne vom 12. Oktober 1871.

	Waiz.		Korn.		Gerste		Haber	
Voriger Rest . . .	—		—		7		—	
Neue Zufuhr . . .	594		131		1053		344	
Schrannenstand . .	594		131		1060		344	
Heutiger Verkauf . .	594		131		997		314	
Rest	—		—		63		—	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis . . .	26	6	15	33	14	53	8	6
Mittlerer „ . . .	25	10	15	13	14	25	7	32
Niedrigster „ . . .	23	55	14	40	13	23	7	15
Gefallen	—	—	—	—	—	—	—	6
Gestiegen	—	14	—	8	—	1	—	—

Nürnberg, 12. Okt. **Hopfenmarkt**. Angesichts der heutigen kolossalen Zufuhren, die auf 1600 Ballen geschätzt wurden, waren die Verkäufer Anfangs geneigt, etliche Gulden niedriger abzugeben. Gegen Mittag gestaltete sich jedoch beim Einkauf mehrerer Exporteure das Geschäft sehr lebhaft; bis Schluß d. Bl. war der größte Theil der Zufuhr geräumt und in gutgetrockneten Primaqualitäten kein Preisabschlag angezeigt. Marktwaaren, Prima 125—136 fl., Sekunda 115 120 fl., gute Gebirgshopfen 136 145 fl., Hallertauer Sekunda 150—160 fl., Elsässer Prima 140—144 fl., Sekunda 125 145 fl., Würtemberger Sekunda 130—136 fl. — Nachschrift: 1 Uhr. Der Markt hat bei gleich gutem Geschäftsgang heute die Probe bestanden, besonders Primaqualitäten sind zu 128—133 fl., ausgewählte auch zu 136—140 fl. gänzlich geräumt. Der Gesammtverkauf mag heute die Summe von 200,000 fl. erreicht haben. (A. H.-B.)

Druck und Verlag der Jgl. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 43 Den 23. Oktober: Johann von Cap.

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von Maurus Jokai.

(Fortsetzung.)

Am festgesetzten Tage, als bereits das feierliche Hochzeitsgeleite beisammen war, ließ sich der alte Graf im Großvaterstuhl bis in die Vorhalle hinabtragen, um dort die Braut zu empfangen; er wollte, so bald der Sechsspänner vorfahren werde, bis zu den Marmorstufen ihr entgegengehen.

Das Gespann hielt; aus dem vergoldeten Wagen stieg zuerst der junge Graf und nach ihm, mit blitzenden Augen und rothen Wangen eine schöne, braune — Zigeunerin mit einem Kinde auf jedem Arm.

„Hier, das ist meine Gattin : . .“, sprach Graf Joseph, dem gräflichen Vater die Mutter beider Kinder vorstellend.

„Was, was ist das?“ röchelte der Alte und wollte sich auf die Füße stellen, fiel aber zurück in den Stuhl.

Sein Sohn Joseph wies wortlos auf das eine Ohrgehänge, welches die Zigeunerin trug.

„Du nahmst Dir diese zum Weib?“ schrie ihn der Vater starren Auges an.

„Die Mutter meiner beiden Kinder!“ erwiderte Graf Joseph trotzig. —

„Panduren!“ brüllte der alte Magnat, vor Wuth im ganzen Antlitz glühend, „ergreift mir diese Dirne und ihre Brut, bindet ihnen einen Stein in's Genick und werft sie in den Fischteich!“ —

„Vater! Dies Weib, diese Kinder sind die meinen!“

„Sie sind die eines Hundes! Werft sie in den Teich!“

Die Panduren wußten, daß sie zu gehorchen hatten und stürzten auf das Weib, nach ihrem langen Haar, nach den Kindern langend.

In diesem Augenblick erwachte in dem erbleichten Jüngling jenes Blut, das nach dem Himmel geschossen: das Blut seines Vaters!

Er entriß dem einem der Panduren die Pistole. Es ertönte ein Knall; der Vater fiel blutend im Armstuhl nach vorwärts. . . . Kann Gott auch mit Pistolen schießen? . . .

Unter dem ersten Schauder der Schreckensthat floh Jedermann, dahin und dorthin. Die Hochzeitsgäste, die Panduren, das Weib mit seinen Kindern. Der Vatermörder flüchtete sich in's Castell. —

Der Alte war tödtlich getroffen. Aber er hatte noch volle drei Tage zu leben, um Alles zu sehen, was darnach folgte.

Er mußte es schauen, wie das Gerichtspersonal des Comitats daher kam, die bewaffneten Panduren, um den Mörder zu suchen; und wie sie auf ihn stießen, da er sich in eine der Nischen des Castells verkrochen hatte. Der junge Mann wehrte sich wie ein Rasender. Sie warfen ihn aber vor des Vaters Augen zu Boden und banden ihn; sie schlugen ihm in's Gesicht, schmiedeten ihm Eisen an Hände und Füße. Wie klirrten die Ketten, als sie ihn an den Haaren dahin zogen über den Marmorestrich der Gänge! Und wie lange klang noch sein Wehruf nach! Der Jammer jenes Sohnes, um den der Alte Gott zum Zweikampf herausgefordert hatte, den er wie sein Augenlicht gehütet, den er so sehr geliebt — und der ihn nun gemordet! und dessen Kopf sie ihm nun in's Grab nachrollen werden! Jenes schöne, blonde Haupt, das so sehr dem seiner Mutter gleicht, das, in drei verschiedenen Lebensstufen gemalt, im Schlafgemach des Vaters aus vergoldeten Rahmen lächelt: als Säugling, als Knabe, als Jüngling. Und jetzt werden sie ihn nochmals abconterfeien: als zum Tode Verurtheilten, um das Bild nach damaligem Strafverfahren während dreier Tage vor der Hinrichtung öffentlich auszustellen!

Aber auch das war noch nicht genug für das Sterbebett des Alten.

Nicht minder mußte er sehen, wie am dritten Tag die Reichsvormundschaft die künftige Wittwe seines Sohnes im Castell installirte, zusammt ihren Kindern, als eben dieses Castells nunmehrige Erbbesitzer! Das Gesetz erkannte die Zigeunerin als rechtmäßige Gattin an und dasselbe Gesetz wird sie demnächst zur Wittwe machen.

Und erst als das schöne, fahlbraune Weib vor dem Sterbebett stehen blieb, die lange, seidene Schleppe nach sich ziehend, ihre Kinder in beiden Armen emporhob, und kokett das Perlengehänge im Ohr: da erst starb er!

Ein halbes Jahr danach warfen sie ihm das schöne, blonde Haar des Sohnes in die Gruft nach.

Gott vermag auch mit dem Schwert zu hauen.

Trotzdem war der Zweikampf mit Gott noch nicht beendet. Ein ganzes Jahrhundert sah seine Fortsetzung, durch hunderterlei Verwandlungen des Mißgeschicks, durch allerlei Wahnsinn, durch ein Duell, unerschöpflich in den Erfindungen der Leidenschaft und der Verrücktheit, mit Allem und gegen Alles, was Ruhe, was Friede war, was da liebte, was als Gesellschaftsordnung galt, oder was als Gesetz existirte, gleichviel ob im Herzen oder auf Pergament geschrieben.

Nach Jahren kam Schloß und Herrschaft in die Hände der beiden Kinder der Zigeunerin. Sie waren Zwillinge. Ihr Vater und ihr Großvater waren trotzige, gewaltsame Menschen gewesen, doch hatten sie nicht Gegenparteien von gleichem Range, jetzt stießen die Enkel auf ebenbürtige Gegner: auf einander.

Die zwieträchtigen Brüder gründeten zwei feindliche Familien. Und so viel Glieder das Geschlecht hatte, so viel Feinde standen sich gegenüber.

Es war ein Wettkampf, ein olympisches Preisringen in der Kunst, sich gegenseitig zu verderben. Wer das allerböseste zu erdenken wußte, der war classischer Sieger. Bei jedem Zornaufflammen griffen sie zur Pistole, zur Büchse. Sie schossen aufeinander, gegenseitig auf ihr Gesinde, auf ihre Beamten. Das fiel ihnen so leicht, als anderen Menschen ein Zorneswort entfährt, und eines Jeden Dasein begleitete jene unwiderrufliche Kugel, die ihr Ahn nach dem Himmel abgeschossen.

Und in diesem Kampf zerklüftete sich der fürstliche Besitz.

Den vierten Nachkommen bereits verblieb nichts als das pomphafte Castell zu Tschatard, und auch dies nur, weil sich kein Käufer dazu fand. Es taugte nur für große Herren.

Zwei Urenkel drückten sich darin möglichst neben einander zusammen. Einer nahm das erste Stockwerk in Beschlag, der Andere die ebenerdige Wohnung. Derjenige, der oben wohnte, grub einen Abzugskanal in die Wölbung des unter ihm Wohnenden, und drohte seinen jüngeren Bruder mittelst Spülicht zu ersäufen, gleich einer Fledermaus. Der Untenhausende dagegen ließ einen Schlot nach dem obern Stockwerk durchbrechen und räucherte so den ältern Bruder gleich einem Fuchs aus.

Oder sie setzten sich zusammen, Karten zu spielen, und des einen Tages verlor der eine Bruder all' sein Recht auf's Castell, nebst den Kleidern an seinem Leibe, und dann trieb der Aeltere den Jüngern barfuß aus dem Hause; und andern Tags, nachdem der Jüngere Geld geschafft, gewann wieder dieser des Aeltern Eigenthum, und dann trieb er diesen im Hemd hinaus in den Schnee.

Ihr Mißgeschick nahm allmählig die Trauerkleidung des

Humoristischen an. Als man sich nicht mehr vor ihnen fürchtete, als ihnen Niemand mehr zürnte, begann man über sie zu lächeln.

Das war der allerhärteste Schlag des Schicksals!

Nie ward in der Familie ein Mädchen geboren, deren Wiegengabe es gewesen wäre zu lieben, Frieden zu stiften, zu sühnen. Stets waren nur männliche Nachkommen da, stets nur Hasser, Raufer, Zerstörer ... durch vier Generationen!

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an Professor Thurwieser*).

Peter Carl Thurwieser. Von Dr. J. A. Schöpf, k. k. o. ö. Professor an der theologischen Facultät. Salzburg, 1871. Verlag der salzburgischen Section des deutschen Alpenvereins. (76 S.)

„Möge die Schrift als das betrachtet werden, was sie sein will — ein Denkzeichen wahrer Pietät für einen hochverehrten Lehrer, beziehungsweise Collegen, und ein kleiner Beitrag für Förderung der guten Zwecke des deutschen Alpenvereins." Mit diesem kurzen Geleitswort schickt der Salzburger Professor Schöpf den biographischen Abriß seines Landsmannes und Freundes, der besonders als Bergsteiger sich einen Namen gemacht, in die Welt.

Die Lektüre desselben hat uns so überaus wohl angesprochen, daß wir glauben, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf das anspruchslose und ergötzliche Büchlein hinlenken zu sollen. Es ist das Bild eines liebenswürdigen, characterfesten, vielseitig tüchtigen und kernhaft originellen Menschen, das sie hier kennen lernen, in einer Darstellung, die, meistentheils aus Briefen und Aufzeichnungen Thurwieser's schöpfend, mit einer gewissen sorglosen Ungezwungenheit, mit viel untermischten Provinzialismen geschrieben ist, die aber in dieser ihrer frischen Naturwüchsigkeit zum Character der geschilderten Persönlichkeit ganz wohl paßt. Der Leser kann sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, was er in dem Büchlein zu erwarten hat, wenn er die zehn Rubriken liest, unter denen Thurwieser geschildert wird: nämlich zuerst als Student, als Hilfspriester und als Professor, dann als „der dienstwillige Mann", der „lustige Cumpan", der „gute Patriot", der „geistliche Rath", der „fromme Custos", der „Meteorolog", der „Bergsteiger".

Peter Carl Thurwieser, ein ächtes Tyrolerkind. Sohn eines Müllers von Kramsach im Innthal, geb. am 20. Mai 1789, gestorben am 25. Januar 1865, wirkte vom Jahre 1820 an bis an sein Ende als Professor an der theologischen Facultät in Salzburg. Er war dort Lehrer der semitischen Sprachen, in denen er sich schon während seiner Studienzeit unter Sandbichler neben seinem Mitschüler dem Orientalisten Fallmerayer, ganz besonders ausgezeichnet hatte. Seine Lehrthätigkeit war eine vielseitige und um so wirksamer, weil sie sich nicht auf den Catheder beschränkte, sondern auch außerhalb des Hörsaals sich fortsetzte. Professor Thurwieser verkehrte mit seinen Schülern in liebreicher und anregender Weise und erwies sich in allen Lagen als wahren Studentenfreund. Sein Name lebt darum auch in freundlicher Erinnerung bei vielen und gerade den edleren Schülern fort**).

Ueberhaupt wurde er vermöge seines edlen uneigennützigen Wesens „für unzählige Menschen der Mann des Vertrauens und der Hilfe". Folgerichtig konnten auch viele bittere Erfahrungen der Undankbarkeit, der Täuschung und des Mißbrauchs nicht ausbleiben. „Doch all' die Bitterkeiten des Lebens konnten den Glauben des edlen Mannes an den göttlichen Funken des menschlichen Herzens nicht austilgen; bis zu seinem Ende blieb er ein unermüdlicher Wohlthäter der Armen und Hilfsbedürftigen. Daher kam es, daß er trotz seiner höchst sparsamen Lebensweise nur so viel erübrigte, daß er mit Ehren begraben werden konnte" (S. 21).

Dieser einfachen Lebensweise — er rauchte nicht, er schnupfte nicht und trank ganz mäßig — entsprach seine originelle äußere Erscheinung. „Bis zu seinem 60. Lebensjahre hatte er weder Mantel noch Regenschirm; seine Kleidung — Schuhe, Strümpfe, Kniehosen, Rock von blauem Tuche, schäbiger Hut mit permanentem Edelweißsträußchen — war ärmlich, die Einrichtung seiner Wohnung dürftig und die Kost höchst einfach."

Ihm war als beste Gabe für's Leben ein heiteres Gemüth verliehen. Sein Humor und seine Munterkeit war unverwüstlich. „In Gesellschaft, wie man zu sagen pflegt, pudelnärrisch, konnte er, weil er nicht nervös, das Scherzen, „Zwicken und „Kneipen" ertragen. Besonders aufgeräumt war er im Priesterhause, worüber denn auch die Priesterhausvorstehung ihm förmliche Diplome ausfertigte. Oft und viel Spaß gab es mit ihm im Refectorium der Patres Franziskaner, in denen der muntere Geist ihres allzeit heiteren und überseligen Ordensstifters fortlebt." Ein Kind der Berge, liebte Thurwieser nur die kernige, naturwüchsige Geselligkeit. An den Theeabenden der vornehmen Welt fand er keinen Geschmack. „Dafür war er zu grob und hatte zeitlebens zu viel Mühlbub im Leibe", meint sein Biograph. Sein College Rauscher (der jetzige Cardinal) veranstaltete öfters Soireen, bei denen die feine Welt repräsentirt war. Einmal war auch Thurwieser geladen. Am folgenden Tage machte er dem Gastherrn von gestern das Compliment: „Aber bei Ihnen war's gestern fad; mich wundert, daß Sie das aushalten, ich könnte solche G'spreiztheit nicht ertragen" (S. 23).

Bei den Kundgebungen seines Humors kamen seine mancherlei Liebhabereien zur Geltung. Ein Mann, der des classischen Lateins so völlig Herr war, daß er sich desselben in der Conversation fast lieber bediente als der Muttersprache, und der bis an sein Ende sich an den alten Classikern ergötzte — der konnte ohne Anstoß bei humoristischen Anlässen auch herzhaftes Küchenlatein zum Besten geben, daß es in allen Gelenken krachte. Bei festlicher Gelegenheit glänzte Thurwieser auch als kühner Feuerwerkskünstler, und vor Allem war er Virtuos in Chronographiken, die er zu Ehren seiner vielen Freunde in allerlei Sprachen, in Scherz und Ernst, zu tausenden schmiedete. Der Verfasser gibt hievon heitere Proben.

Im Volke hieß Thurwieser „der Wetterprophet". Das hatte seinen Grund in einer seiner vornehmsten Liebhabereien. Aus persönlicher Neigung und reiner Freude für die Wissenschaft beschäftigte sich Thurwieser mit meteorologischen Beobachtungen. Er beobachtete von 1822 bis 1862, also durch vierzig Jahre, mit unverdrossener Beharrlichkeit, und machte seine Aufschreibungen mit so pünktlicher Genauigkeit, daß sein Biograph behauptet, er sei in der Richtung bis zur Stunde noch nicht ersetzt (S. 40). Als die Universität Edinburg eine Einladung zu correspondirenden meteorologischen Beobachtungen an alle Institute und gelehrte Anstalten ergehen ließ, und zu dem Zwecke zwei bestimmte Tage, den 17. Juli und 15. Dezember (1826) ansetzte, an denen durch alle 24 Stunden des Tages stündlich nach vorgeschriebenen Rubriken beobachtet werden mußte, da ließ auch Thurwieser sich finden und zwar unter denen, die das Schwierigste leisteten. Da diejenigen Beobachtungen einen besonders ausgezeichneten Werth erhielten, die auf einem hohen Berge angestellt wurden, so beobachtete er das einemal auf dem Watzmann, das anderemal (15. Dez.) auf dem Gaisberg.

Thurwieser war nämlich auch — und damit kommen wir bei derjenigen Eigenschaft an, durch die er berühmt und vielfach populär geworden ist — einer der kühnsten und beharrlichsten Bergsteiger. Er blieb es von jungen Jahren an bis in sein hohes Alter. Noch in seinem siebzigsten Jahre bestieg er den Hochfelln und die Hochplatte in der Gruppe der Chiemseealpen. Seine Ferienreisen waren vorzugsweise Bergtouren, in Gesellschaft von Freunden (im Gasteiner Thal auch mit Erzherzog Johann) oder, noch öfter, allein.

Professor Thurwieser hat unzählige Berge der weiten vaterländischen Alpenkette bestiegen, darunter gar manche stolze Scheitel und trotzige Zinken, und dabei unzählige Höhen bestimmt, denn er war zugleich ein ausgezeichneter Meßkünstler. Er besaß eine Sammlung von Steinen, die er auf den Gipfeln der Berge brach, dann schliff und mit einer Inschrift versah, an welchem Tage er die Besteigung unternommen. Auf vielen Höhen war er zehn- und zwanzigmal. So bestieg er, um ein Beispiel anzuführen, in dem einzigen Jahre 1820 den Gaisberg fünfzehnmal, den Untersberg dreimal, den Staufen dreimal, den Schafberg, das Sonntagshorn, den Watzmann, die Eiskapelle, die Salve zweimal, ging zweimal zur Schwarzbach-Quelle und Fürsten-Quelle,

*) Aus den hist.-pol. Blättern.

**) Zu diesen gehört auch Cardinal Schwarzenberg, der ihm als gratus per triennium discipulus einmal schreibt: „Nam tantum abest, ut Tui obliviscar, ut potius recordatione conversationis ac deambulationis nostrae, in montibus imprimis magnopere recreer." S. 18.

Auf allen diesen Punkten verzeichnete er barometrische Beobachtungen und Höhenmessungen. Auf seinem lieben Gaisberg war er im Ganzen nicht weniger als 480mal (S. 44).

Einige dieser Berge gehörten bis dahin zu den jungfräulichen. So sah der Ankogel, der höchste Berg in der Gastein (10,033') den Professor Thurwieser als den ersten auf seiner Spitze, die dieser am 10. September 1822 mit dem Thermometer in der Hand erstieg. Auch die Ackerlspitz auf dem wilden Kaiser hatte vor ihm (1826) außer einigen Jägern und Wildschützen Niemand erklettert, und seine Beschreibung darüber (S. 50–53) liest sich heute noch anziehend. Auf dem Sonnenwendjoch hat er in der Vacanz 1823 ein Kreuz errichtet, das ihn laut Ausschreibung 48 fl. 59½ kr. gekostet hat (S. 46).

(Schluß folgt.)

Zum eidgenössischen Staatskatzendienst.

Was einzelne Blätter melden, daß zur Abwehrung von Mäusen in den Schweizerischen Getreidemagazinen Katzen in eidgenössischen Sold genommen wurden, ist dem ganzen Inhalte nach richtig. Die bezügliche Rechnung, eingereicht von Hrn. Kriegs-Commissär Oberstlieutenant Pauli in Thun, liegt auf dem eidgenössischen Kriegs-Commissariat. Am 5. Januar wurden zuerst 3 Katzen, dann später noch 2 Katzen in eidgenössischen Sold genommen und unter das Commando eines „Maudi" (Kater) als Aufführungscorporal gestellt. Als Tagessold sind per Katze 10 Rappen verrechnet und die ganze Rechnung beträgt 44 Fr. 30 Rp. Hinsichtlich Verpflegung und Einquartirung war die „Mannschaft" auf Requisition angewiesen. Corporal Maudi hat nun nach vollendetem Feldzug an den hohen Bundesrath folgenden Bericht erstattet:

Hochgeehrter Herr Bundespräsident!
Hochgeehrte Herren Bundesräthe!

Der unterfertigte eidgenössische Getreidemäuse-Kriegscommissär beehrt sich hiemit, Ihnen zu Handen des eidgenössischen Militär-Departements über die ihm am 5. Januar hujus anni übertragene militärische Mission im Namen und aus Auftrag seiner unterhabenden Mannschaft den von Ihnen verlangten Bericht abzustatten. Unterm 5. Januar wurden dem Unterzeichneten zur Sicherstellung des eidgenössischen Getreidemagazins in Thun vor Angriffen eidgenössischer Mäuse und anderer gefährlicher und versteckter Subjekte zuerst zwei Mann Katzen und später, als sich diese Zahl gegenüber dem viel zahlreicheren Feinde als unzureichend erwiesen, noch weitere zwei Mann zur Verfügung gestellt. In Folge der Ihrer hohen Behörde ebenfalls bekannten mangelhaften Verpflegung der schweizerischen Armee bei der letzten französischen Internirung habe ich es vorgezogen, für die Verpflegung meiner unterhabenden Wachmannschaft selber zu sorgen, und als Tagessold begnügten wir uns mit 10 Rappen per Tag, wohl erwägend und vom patriotischen Gefühle beseelt, daß wir uns puncto Sold, Tagegelder und Reisespesen nicht den Maßstab eidgenössischer Obersten vorsetzen dürfen. Meine erste Aufgabe war uns durch das eidgenössische topographische Bureau in Bern einen Situationsplan über die verschiedenen Päße, resp. eidgenössischen Mauslöcher und von einem höheren Officier des eidgenössischen Generalstabes eine sogen. „Supposition" für den möglichen Angriffsplan des Feindes ausarbeiten zu lassen. Nachdem diese Requisite erfüllt, ging der ergebenst Unterzeichnete sofort zur Besetzung der verschiedenen strategisch wichtigen Positionen im hiesigen eidgenössischen Niederlagshause über, nachdem ich vorher erwirkt, daß uns aus der hiesigen Pferderegie-Anstalt für allfällige Guidendienste zwei Pferde zur Disposition gestellt wurden. Vom 5. Januar bis Ende des genannten Monats gab der Eifer und das disciplinarische Betragen meiner unterhabenden Mannschaft zu keinerlei Klagen Anlaß; hingegen kann der Endesunterfertigte leider dieses Lob für den folgenden Monat nicht in gleichem Umfange bestätigen. Verlassen der Wachtposten, unregelmäßiges Einrücken in die Nachtquartiere, nächtliches Herumschweifen auf den Dächern und in lüderlichen Wirthschaften, nächtlicher Lärm und Störung der Civilisten im Schlaf und als Folge davon am Morgen Katzenjammer und nachläßiger Dienst mußten leider vielfach gerügt und bestraft werden. Doch hat sich mit Abschluß genannten Monats die Disciplin meiner unterhabenden Mannschaft sichtlich gebessert. Aus Diensterfahrungen und gestützt auf die täglichen Rapporte an das eidgen. Militärdepartement habe ich Ihrer hohen Behörde in Kürze Folgendes mitzutheilen. Das eigentliche Material über die Anzahl getödteter oder zersprengter Mäuse, ihr Alter, Herkunft, ob ledig oder verheirathet, ob arme Kirchenmäuse oder fette Staatsmäuse, werde ich s. Z. dem Chef des eidgen. statistischen Bureau zu einläßlicher Bearbeitung übergeben. Wie wir schon nach wenigen Tagen unseres eidgenössischen Mäusedienstes wahrnehmen konnten, kamen die verwegensten Feinde der eidgen. Vorräthe von der neuen Caserne her, und wir mußten uns sofort überzeugen, daß dort schon seit vielen Jahren von eidgenössischen Mäusen und sog. polnischen Ratten der Eidgenossenschaft enormer Schaden zugefügt wurde. Diesen diebischen und theilweise fremden Mäusen gegenüber war unser Dienst ein eben so schwieriger, als sehr oft erfolgloser: denn die Erfahrensten meiner unterhabenden Katzenmannschaft waren darüber einig, daß dieselben Schlupfwinkel und Unterschläufe bis hinauf in die Säle und obern Stockwerke des Bundesrathhauses haben müssen. Nach dem vortheilhaften Verkauf der eidgen. Vorräthe, wo im Ganzen nur 800,000 Fr. verloren gegangen sein sollen und die Käufer die eidgen. Kornsäcke ganz nagelneu ohne nur ein einziges Mäuseloch ganz billig in den Kauf erhielten, betrachten auch wir unsere Mission als beendigt, können aber nicht unterlassen, uns auch für künftige Ereignisse dem Vaterland und auch wieder nur zu 10 Centimen im Tag zur Verfügung zu stellen, z. B. als Schutzmannschaft auf die eidgen. Staatscasse, wo in letzter Zeit große Quantitäten eidgen. Werthpapiere von eidgen. Mäusen gefressen worden, oder auf das Militärdepartement selber, wo die Maculatur und eidgen. Militär-Reglemente centnerweise verschwinden und offenbar auch von eidgen. Mäusen zernagt werden. Nur wäre es für einen solchen, ebenso viel Energie als Intelligenz und Vigilanz erforderlichen Dienst vielleicht wünschenswerth, wenn der Unterzeichnete zu weiteren Studien über das schweizerische Militär-Kriegsmäuse-Commissariat anläßlich größerer eidgen. Militärmissionen ins Ausland, wie z. B. die gegenwärtige eidgen. Nordpol-Expedition unter Hrn. Oberst Meyer, als Attaché oder Adjutant mitgegeben würde. Hinsichtlich der Kosten der Ausarbeitung dieses Rapportes will der Endesunterfertigte dieselben dem hohen Bundesrath zu bestimmen überlassen und einfach als auf einen ungefähren Maßstab auf die Honorirung der Berichte eines Hrn. Zangger und anderer Oberfeldärzte über Rinderpest u. s. w. bescheiden hinweisen.

Indem ich mich also sammt meiner Mannschaft einem hohen Bundesrathe zu jeder Stunde zur Verfügung stelle, versichere ich Sie, Hr. Bundespräsident und Herren Bundesräthe meiner vollkommensten Ergebenheit.

Maudi, corporal en chef, gewesener
Kriegsgetreide-Mäuse-Commissär.

Thun, am Peter und Oberstlieutenant Pauli-Tag 1871.

Ueber die Bedeutung des Wortes Strike herrschen verschiedene Annahmen und dürfte es etwa noch zwei bis drei Jahre dauern, so würde auch die anekdotische Erklärung nicht ausbleiben. Das englische Wort Strike heißt Streich, als Zeitwort — (to strike) heißt es streichen. (To strike sail = Segel streichen.) Im abgeleiteten Sinne heißt strike auch der Scheffel (das gestrichene Fruchtmaß.) Als Bezeichnung für Arbeitseinstellung haben es die Nordamerikaner aufgebracht. Wir könnten einfach dafür Strich oder Streich sagen, was mit strike völlig dasselbe sein würde. Unser Wort Zapfenstreich entspricht z. B. ganz dieser Wortbedeutung. Es wird ein Strich über den Zapfen an der Stelle gemacht, bis zu welcher im Fasse die Flüssigkeit steht, um zu kontroliren, daß nachher nicht weiter getrunken sei. Den Strich über'n Zapfen machen oder den Zapfen streichen, hieß also „Feierabend" bieten oder machen. Das Militär streicht noch immer den Zapfen, wenn auch nur symbolisch mit der Trommel. Die Bergleute sagen für dieselbe Sache: Schicht machen. Im gewöhnlichen Leben heißt es auch: einen Strich machen: einen Strich drunter machen (d. i. bis hierher und nicht weiter) Strich oder Streich sind sonach nur zwei Formen für denselben Begriff, und das englische Wort strike bedeutet im originellen Sinne damit völlig ein und dasselbe.

Wenn die deutschen Staatenlenker von der **Stimmung des Volkes** Kunde nehmen wollen, so werden sie sich der Ueberzeugung nicht erwehren können, daß dieselbe keineswegs eine rosige ist und sich zusehends trübt und bereits Prophezeiungen verlauten über Gefahren, welche im nächsten Winter bevorstehen, besonders wenn derselbe ein langer und strenger werden sollte. Verständige und ruhige Männer aus dem Bürger- und Bauernstand hört man erörtern: „Die Lage der armen Leute und besonders der Lohn- und Fabrikarbeiter wird eine höchst traurige. Holz und Steinkohlen zur Feuerung sind übermäßig theuer; die Miethpreise fast unerschwinglich; die Kartoffeln und das Brod steigen im Preise, ein Abschlag ist kaum zu hoffen, da Ungarn nicht so viel wie früher ausführen kann, und dem Fleischgenusse muß eine Familie, die sich von ihrer Hände Arbeit ernähren, schon jetzt entsagen. Der Wein ist gänzlich mißrathen und wird nicht durch Most ersetzt, weil auch das Obst mangelt; das Bier ist überall theuer und obendrein fast überall schlecht. Die Arbeiter haben durch Strikes, Versammlungen und Vereine hinlänglich bewiesen, was sie zu unternehmen im Stande sind, die frühere Achtung vor Gesetz und Obrigkeit ist fast spurlos verschwunden bei vielen auch der religiöse Glauben ausgetilgt und statt dessen in ihnen ein brennender Haß gegen die Reichen entzündet; was ist von ihnen nicht zu befürchten, wenn sie vollends auch von Noth und Hunger gestachelt werden?" So klagt das Stuttgarter „Deutsche Volksblatt" und die Klage ist wahrhaftig vollberechtigt. Das Gebäude des deutschen Reiches ist herrlich und groß aufgerichtet, und die Bewohner der höheren Räume haben dafür gesorgt, daß sie sich darin wohl genug befinden, für das Volk „zu ebener Erd" aber ist's **materiell** nicht besser geworden. „Die Frucht des siegreichen Krieges und der deutschen Einheit" bemerkt das genannte Blatt weiter, „ist die **Steuererhöhung**" und wie zum Hohne dieser Einheit ein von hoch oben herab genährter **Kirchenstreit**, der den Frieden der Confessionen bedroht und eine gallenbittere Gährung verbreitet.

(**Das neue Reichstagsgebäude in Berlin.**) Die Kunde von der eleganten Einrichtung des neuen deutschen Reichstagsgebäudes führt eine große Anzahl Neugieriger dorthin, die jedoch ihre Wißbegierde nur befriedigen können, wenn sie mit einer Eintrittskarte versehen sind. Zu den sinnreichsten Vorrichtungen daselbst gehört die Art der Beleuchtung. Bekanntlich fällt das Licht in den Sitzungssaal nur durch die Glasdecke des Saales. Diese ist gerade so groß, als der Saal selbst, die Tribünen abgerechnet. Ueber diese Glasdeckung erhebt sich eine zweite circa 40 Fuß höher, und so groß, daß sie den ganzen Saal nebst Corridoren umschließt. Zwischen diesen beiden Glasdecken befindet sich ein aus acht Theilen bestehendes Zinkdach, dessen untere Seite mit blankem Blech versehen ist. In die 8 Theile dieses Zinkdaches sind die Gaslampen, mit Marienglascylinder versehen, eingefügt, so daß die Cylinder oben hinausstecken. Diese 8 Theile ruhen auf Rädern ähnlich eines Wagens, der auf Schienen rück- und vorwärts geschoben werden kann. Am Tage stehen diese Theile oberhalb der Tribünen und lassen das Licht durch beide Glasdecken fallen. Abends wird dieses Zinkdach mit seinen Lampen zusammengeschoben, was nun das Tageslicht abschneidet und durch die zweite Glasdecke nach unten seine Beleuchtung wirft. Das Ganze ist ebenso sinnreich als effectvoll.

Die unglückselige Wohnungsnoth bewirkt oft das Beisammenwohnen vieler Personen in verhältnißmäßig ungenügenden Räumlichkeiten; natürlicher Weise entstehen hierdurch Krankheiten, oder es wird doch der Keim zu solchen gelegt. Ein trauriges Beispiel in dieser Beziehung kam laut der „N. fr. Pr." zur Kenntniß der Sanitätsbehörde vom III. Bezirk (Landstraße) zu **Wien**, und zwar aus Erdberg. In einem Hause, wo an und für sich zumeist arme Leute, man möchte sagen vegetiren, sind in der Hausmeisterwohnung stets 9—12 und auch noch mehr Personen zusammengepfercht. Der Typhus hauste daselbst den ganzen Sommer über, und mehrere Personen mußten aus dieser Jammerhöhle in das Spital abgegeben werden. Dadurch kam das Elend zur Kenntniß der Behörden. Es wurden sogleich von den Behörden Maßregeln ergriffen, um — freilich nur für den Augenblick — hier Abhülfe zu treffen. Allein wie viele solche Spelunken gibt es in Wien (und auch anderswo) nicht, und was können kleine, für den Augenblick berechnete Mittelchen dagegen ausrichten!"

Im Dorfe **Soglio** im Bergell im Canton Graubündten, lebt eine Frau, die diesen Winter ihr 100. Jahr angetreten, und noch stark genug ist, um einige Feld- und Hausarbeiten zu verrichten. Bei Anlaß ihres 100. Geburtstages hat die Gemeinde beschlossen, auf ihre Kosten der Frau täglich einen Schoppen vom besten Veltliner Wein verabreichen zu lassen und ihr eine Person als Helferin und Abwärterin beizugeben.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Nürnberg, 19. Okt. (Hopfenmarkt.) Von den Resten der Dienstags-Marktzufuhr verkaufte sich gestern langsam ein Theil zu 114—115 fl., schwerere feine Waare zu 120 bis 127 fl. Heute kamen wieder circa 500 Säcke Hopfen zu Markte. Fremde Bierbrauer kauften einige Pöstchen zu circa 130 fl. Zu 125—127 fl. wurden gute schwere Aischgründer und zu 120—125 fl. grüne beste Landwaare gehandelt. Gute Markthopfen erhielten 110 bis 118 fl., geringere 100—108 fl. Ueber 250 Säcke sind noch unverkauft. Schwere Sorten Hallertauer ꝛc. sind ausgeboten zu 170—160 fl., aber weniger begehrt. Stadt Spalt notirt 190 fl. per Zoll-Ztr. (K. v. n. f. D.)

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 21. Oktbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2058	503	28	41	27	42	26	25	—	—	1	12
Korn	2265	168	17	27	16	52	16	21	—	—	—	57
Gerste	3219	877	16	9	15	43	15	14	—	—	—	19
Haber	1446	355	9	49	9	14	8	33	—	—	—	24

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 44 Den 30. Oktober: Rothburga.

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von Maurus Jokai.

(Fortsetzung.)

Die Ebene weist jetzt bereits ein anderes Bild auf, dort, zwischen der Donau und der Theiß. Es weiden nicht mehr Hürden und Gestüte im grenzenlosen Freien; Alles ist bebaut, cultivirt. Es zeigt sich ein herrliches Mosaik von licht- und dunkelgrünen Tafeln, neben denen rosafarbige Würfel und gelbe Vierecke bunt hervorstechen. Hier und da ein grellrother Streifen, ein veilchenblauer Saum; Tabakblüthen, Reps oder Saatfelder von Oelpflanzen. Dazwischen kreuzen sich Eisenbahnzüge, zeigen sich Wirthschaftsgebäude zerstreut, in grünen Rahmen Obstgärten. Handelswege verbinden die Dörfer, die Städte, Macadam, Chausseebauten und mitten aus der reichen Saat ragen immenser Fabriken rauchende Schornsteine empor, diese Riesen der modernen Mythologie, in denen die Seele der neuen Schöpfung haust.

Jetzt gibt es dort zwischen Deutschen und Ungarn einen andern ewigen Kampf; den Kampf der Industrie. Es ist dies ein Krieg, in welchem der Sieg beiden Parteien zu Gute kommt.

Es ist das Ende vieler Illusionen der Ahnenzeit. Die Ritterburgen wurden zu ehrwürdigen Ruinen, der Adelswappen rühmt sich Niemand mehr, der Unterthan wurde frei, die Privilegien hörten auf; die Klöster liegen verwüstet, dafür stehen Schulgebäude, und den Fluß durchfurchen Dampfer. Auch die alte Bewirthschaftung ist vorüber; Maschinen säen, ernten, dreschen rings umher. Die wilden Gestüte, die wilden Hürden sind in Stallungen untergebracht, an Stelle von Räuberhorden gibt es rechnende Consortien.

Auch das Castell zu Tschatard kam auf die Trommel. Die letzten zwei Verwandten zogen es sich richtig gegenseitig unter dem Fuße weg, noch ziemlich zu Anfang des Jahrhunderts. Jetzt ward es auch bereits zur Fabrik. Ein schlesischer reicher Industrieller hatte das Schloß gekauft, ein gewisser Siebelmann. Dessen Sohn sitzt jetzt drinnen. Der Schloßthurm, der zu nichts mehr diente, seitdem er nicht mehr den Flaggenstock des Wappenbanners zu tragen hatte, war längst schon abgetragen und man hatte aus seinen Ziegeln den hohen Schlot erbaut.

An Stelle des Schloßthurmes der Schornstein! Und an Stelle des Schlosses eine Zuckersiederei! Statt des Wappens ein Firmenschild und vor dem Herrenpark die Eisenbahn. Es war dies ehemals das verbotene Gehege. Und obendrein existirte der Herrschaftspark nicht einmal mehr; es wäre sonst besser gewesen. Der Besitzer der Fabrik von Tschatard hätte dann direkt bis an den Bahnhof der Station gelangen können, während er jetzt — des dazwischen liegenden Waldes wegen — einen halbtägigen Umweg machen muß, um auf Nebenstraßen seine Waaren nach der Station zu schaffen.

Dieser Fabrikbesitzer, der alle umliegenden Herrschaften bereits erworben hatte, würde überdies für den Wald jeglichen Preis gezahlt haben. Doch er erhielt vom Eigenthümer die Antwort, der Wald sei Fideicommiß, also nicht verkaufbar. Dann wollte der Fabrikherr doch wenigstens die Erlaubniß erlangen, einen Weg durch den Wald schlagen zu dürfen bis hin zur Eisenbahn. Der Eigner verweigerte aber auch das. Bei Fideicommissen ist nicht einmal Ein Baum schlagbar.

Und jener Eigenthümer war Tiburz von Kondan, der letzte männliche Nachkomme der einst so mächtigen Familie. Dieser Wald seiner Vorfahren war nunmehr sein einziger Besitz. Er gibt keinen Strohhalm davon her, und seine Wohnung ist jenes weiße Haus, in welchem vor bald einem Säculum sein Urgroßvater Gabor die „Labanzen“ mit schwarzem Brod tractirte. Der Urenkel sah noch nie so viel Gäste bei sich. Es kommt Niemand bei ihm zu Besuch. Das Unglück hat keine guten Freunde. Was er thun mag? Wie er dort in des Waldes lebt? Das wußte Niemand. Das ganze Waldgebiet war mit Holzpfählen umzäunt und vor jedem Eingang befand sich eine Holztafel mit der Aufschrift: „Verbotene Jagd“.

Das Jagen aber macht großes Vergnügen.

Oft wandern leidenschaftliche Nimrode nach ganz entfernten Gegenden, wenn sie dort eine besondere Gattung von Wild wissen. Die rauhe Zeit in den Wildnissen am Draufluß, wie die Schneestürme in den Waldungen der Marmarosch, treiben nicht selten in irgend einer Fischerhütte oder in der Höhle eines Ziegenhirten Personen zusammen, die aus allen vier Ecken des Reiches stammen und die bis dahin sich noch nie gesehen hatten.

Derart trafen sich auch eines Tages zu Ende Oktober in einer verlassenen Hütte der Marmarosch vier Jäger aus dem Herrenstande, die nach einander der unversehens losgebrochene Schneesturm dorthinein verschlagen hatte und die Alle zusammen Auerhähne jagen wollten, welche in Ungarn schon so selten sind, daß es sich wohl lohnt, an dreißig Meilen ihretwegen zurückzulegen.

Die Herren machten Feuer an, holten aus ihren Jagdtaschen die Proviantreste hervor, reichten sich auch den großen rundbauchigen Weinkulacs umher und vergnügten sich prächtig, während draußen der Sturmwind wüthete. Der Eine von ihnen war ein ergrauter Mann, der Andere von athletischem Körperbau, der Dritte rund und dick, der Vierte dagegen ein schlanker junger Mann mit aufgewichstem Schnurrbarte. Jedes Gesicht zum Malen.

Wenn unser ungarischer Urahn, Almosch, der gerade zwischen jenen Hügeln seit tausend Jahren begraben liegt, erwacht wäre und die Viere so zusammen gesehen hätte, er würde sie gewiß im Tone der Sage von den sieben Heerführern als greisen Kund, als starken Huba, als beleibten Zuard und als geschmeidigen Leventa angesprochen haben.

Nachdem die Jäger sich im volksthümlichsten ungarischen Idiom die lustigsten Geschichten erzählt und durch kernige Anecdoten sich gegenseitig erheitert hatten, sagte der Eine:

„Nun, das ist brav, daß in dieser elenden rusnakischen Wüstenei sich durch Zufall vier solch' urechte eingeborene Ungarsleute zusammenfanden, welche die Heimathssprache so kräftig sprechen. ... Mögen sie nun auch unter sich ihre geehrten Familiennamen angeben.“

Der ergraute Mann sagte etwas zögernd:

„Ich heiße Brauenfels.“

Der Andere setzte nun schon aufgeheiterter hinzu:

„Mein Name ist Kahlenberg.“

Lächelnd erwiderte der Fragende:

„Sehr gut, ich bin Trautenau.“

Nunmehr konnte der junge Mann sich kaum noch halten.

„Mich nennt man Otto Siebelmann.“

Und ein allgemeines Gelächter erfolgte.

Die drei ersten waren schon längst in Ungarn bekannte Namen: ungarische Grundbesitzer seit einem vollen Jahrhundert, angesehene Familien, politische und nationale Parteiführer. Der Vierte freilich galt noch als neuer Mensch. Doch auch er hatte schon Wurzel geschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an Professor Thurwieser.
(Schluß.)

Die Aufschreibungen Thurwieser's sind streng sachlich gehalten, und selbst die kleinen Abenteuer, die ihm begegnen, werden ohne jeden Schein von Renommisterei erzählt. Auf der höchsten Kuppe des Jänners am Königssee hatte der „Gambspeter", wie ihn seine Freunde nannten, das Vergnügen, sechs Gemsen in selten erreichter Nähe aufzuschrecken. „Sie flohen", erzählt er, „links an dem Grat, unter dem Gipfel des Jänners hinaus. Wir eilten so still als möglich, und da ich über die Gipfel hinabschaute, waren sie kaum sechs Klafter unter mir. Plötzlich eilten sie über Latschen und Reiser hinab. Gleich Anfangs blieb ein kleines Kitz stecken; doch bevor einer von uns sich nähern konnte, kam die Alte zurück und half demselben aus der Gefahr. Sogleich verschwanden beide aus unsern Augen" (S. 49). Bei seiner Rückkehr von der „übergossenen Alp" machten zwei seiner Träger sich das groteske Vergnügen einer urgermanischen Rutschpartie, indem sie „über einen steilen Schneeabhang wenigstens 250 Fuß (in senkrechter Höhe gerechnet) sitzend hinabrutschten — eine schnelle, aber des Umwerfens wegen gefährliche Fahrt!" (S. 59.)

Bei der Besteigung des Großglockner im J. 1828 erörtert Thurwieser auch die geographische Streitfrage, ob der Glockner ein Kärtner, Tyroler oder Salzburger sei, und die Entscheidung muß seinem tyrolischen Herzen und Lokalpatriotismus nicht leicht geworden sein. Thurwieser meinte, man müsse die Zuständigkeit des Glockners nach dem Haupt-Zugangsthor bemessen, und das liege in Kärnten. „Bin ich auch ein guter Tyroler und noch mehr Salzburger, wahr bleibt wahr — der Glockner ist ein Kärtner" (S. 59).

Im Sommer 1834 betrat er zwei der gewaltigsten Bergeshäupter, den Dachstein und den Ortler. Die Berichte über diese beiden Besteigungen ließ er drucken, jenen über den Dachstein unter der Aufschrift: „Auch der Dachstein ist erstiegen!" Der andere, „die Ersteigung der Ortlerspitze im August 1834" erschien zuerst in der Zeitschrift des Ferdinandeums zu Innsbruck, dann auch separat, und diese Schrift namentlich fand wegen ihrer interessanten Resultate große Anerkennung. Schon damals gehörte Thurwieser, wie es in der Allgemeinen Zeitung hieß, „zu den berühmtesten Bergsteigern, der fast alle bedeutenden und merkwürdigen Höhen unseres Vaterlandes erstieg" (S. 61). Sein Führer war dort der weit berufene Josele Pichler, der mit ihm zum letzten Mal den oft gewagten lebensfährlichen Pfad zurücklegte; derselbe hatte seinen Sohn bei sich, um ihm den Weg zu zeigen, damit die Kunde davon mit ihm nicht absterbe. „Leider ist jedoch das heroische Genie des Vaters auf den Sohn nicht übergegangen, denn er hat bei der Rückkunft von der Spitze erklärt, nie wieder die Reise dahin zu machen, welche Belohnung man ihm auch bieten würde." Dagegen gab der alte Führer dem Muthe und der Entschlossenheit des Salzburger Gelehrten das beste Zeugniß, indem er behauptete, „nie, in Bezug auf seinen Gefährten, eine bessere und leichtere Reise gehabt zu haben." Das Gleiche sagt n von Thurwieser auch anderwärts seine Führer. Die glückliche und erfolgreiche Besteigung wurde nachher in Salzburg von seinen Kollegen und ehemaligen Schülern durch ein jocoses Fest gefeiert, wozu der verstorbene Domherr Stolz die Einladung erließ, die, wie das Fest selbst, in dem Ton gehalten war, wie es Thurwieser liebte*).

Nicht minder interessant ist die ausführliche Berichterstattung über „die Ersteigung und Messung des Fernerkogels im Jahre 1836", eines Gletschers, dessen höchste Spitze vor ihm kein Fremder betreten hatte. Es war eine der schönsten, aber auch gefahrvollsten und mühsamsten Unternehmungen, deren Furchtbarkeit selbst aus den trockenen und nüchternen Worten Thurwieser's herausklingt. Als er den höchsten Punkt des Kogels errungen, ließ er einen Freudenruf erschallen. „Freier fühlt sich auf solchen Höhen des Menschen Geist, laut äußert sich hier die innigste Empfindung, und das gerührte Herz sendet mit emporgerichtetem Auge seinen Dank zum Himmel" (S. 66). Das sind die wenigen wärmeren Worte, die er dem Ausdruck seiner innern Stimmung widmet. „Nun war mein Erstes, zu schauen, ob ich das — Keinem anvertraute — Barometer mit seinem Zugehör unverletzt hinaufgebracht habe. Da sich alles in Ordnung befand, wurde dasselbe an den längsten, zwischen Steinen geklemmten Stock, und dahinter, gegen die Sonne, Kofler's Jacke gehängt. Mein Rock, bisher nur eine Last für die Führer, diente jetzt ihnen selbst zum Sitzen; ich hatte Nöthigeres zu thun." Und nun ging es an das Messen seines 10,121 Fuß hohen Standpunkts auf einem Spielraum von 10 bis 12 Quadratklaftern, und an ein Zeichnen und Beschreiben der „ungemein großartigen und herrlichen Rundsicht."

Seine Erfolge belebten offenbar das Interesse für die Hochgebirgswelt in weiteren Kreisen. Im August 1841 bildete sich in Mittersill ein Comite für die Besteigung des großen Venedigers, und noch im selben Jahre wurde der Bergriese, welcher bis dahin „jungfräulich in seinem eisigen Schneegewande erglänzte, da noch keine menschliche Seele ihn erstiegen hatte", wirklich erstiegen. Diese siegreiche Thatsache ließ nun hinwiederum unsern unermüdlichen Thurwieser nicht schlafen. Er mußte es ihnen nachthun und stand bald darnach gleichfalls auf der Riesenpyramide des Venedigers, nach seiner Messung 11,622 W. F. hoch.

Mehrere Sommer nacheinander verweilte Thurwieser längere Zeit in den innersten Zweigthälern des Zillerthals, das ihm besonders lieb war. Ausführlich schildert er die Ahornspitze, von deren Höhe man „einen nicht unbeträchtlichen Theil vom eisgestickten Gürtel Europa's" überblickt, dann die Floite und die Gunkel, zwei Nachbarthäler, „beide ausgezeichnet durch Wildheit, berühmt wegen der (nun leider ausgetilgten) Steinböcke, ehemals sogar von eigenen Jägern bewacht" (S. 74).

Hatte er im Jahre 1820 in das Salve-Buch geschrieben: „Schön ist der Berg, noch schöner das Wetter, am schönsten die Aussicht am heutigen Tage, 14. Sept. 1820" — so verlebte er fünfunddreißig Jahre später, 21. Septbr. 1855, auf der Salve seine „schönste Salvennacht bei fast vollem Mond".

Die letzte Besteigung, von der die Aufzeichnungen reden, galt dem Hochfelln und der Hochplatte in der Kette der Chiemsee-Alpen, deren Aussicht im Verhältniß der mäßigen Höhe auch für verwöhnte Bergtouristen überraschend ist. „Besonders im Frühsommer ist hier der Blick auf die majestätischen Eiskolosse der Centralalpen — vom Großglockner bis zu den Zillerthaler Fernern, inmitten die mächtige Pyramide des Venedigers — davor die im frischen Grün prangenden Berge von Pinzgau und Tyrol und in nächster Nähe die sich schroff aufthürmenden Kalkalpenformen, von mächtigem Eindruck" (S. 76).

Das zunehmende Alter fesselte den kühnen Bergsteiger nun immer mehr an die Niederungen. Nur seinen lieben altvertrauten Gaisberg bei Salzburg stieg er noch zuweilen hinan, zum letzten Mal im Dezember 1861, ein Zweiundsiebziger. Als er von der Höhe in die Zistel zurückgekehrt war, wandte er sich um und schaute lange zum Gaisberg empor. Dann sagte er: „Nun lebe wohl für immer, ich werde dich nicht mehr betreten."

So war es, und nach wenigen Jahren war der Mann, der am liebsten in den lichten Regionen des Edelweiß athmete, aus den Niederungen der Erde in die ewig lichten Regionen entrückt. Die jetzt allwärts aufblühenden Alpenclubs und Alpenvereine aber haben in erster Reihe Ursache seinen Namen im Gedächtniß zu erhalten als einen der frühesten und eifrigsten Förderer der deutschen Alpenkunde.

Allerlei Speisen!

* Mit den nebeligen Herbstestagen und beim knisternden wärmenden Ofen stellen sich nebst den täglich kommenden Zeitungsblättern auch andere trauliche Freunde für die langen Abende ein, es sind die illustrirten Kalender. Man darf aber aufpassen! Viel Unkraut ist unter ihnen. Wir erinnern nur an den Lahrer „Hinkenden". Aber auch gute Hausfreunde befinden sich unter diesen Kalendern. Da ist einmal der Regensburger Marienkalender im Verlage von Pustet, zu ungemein billigem Preise. Der Kalender beginnt mit dem Neujahrsgruß und einem wirklich schönen Holzschnitt. Der letztere stellt den hl. Bonifacius

---

*) Die Einladung beginnt: „Die Höhe, zu welcher sich Herr Professor Thurwieser im August 1834 emporgeschwungen (nicht durch Ränke und Intriguen, wie so manche Günstlinge des Glücks und des Hofes, sondern durch ganz unschuldige Werkzeuge als: Eisen, Strick u. dgl., durch welch letzten zwar auch mancher Industrieritter auf nicht beneidenswerthe Höhe gekommen) und worüber er die aufrichtige Bewunderung aller Freunde der erhabenen Natur, aber auch den Neid aller minder gewandten und dennoch ruhmdürstigen geärndiet hat, ist uns ein angenehmer Anlaß zur Feier ꝛc."

bar, wie er das Christenthum predigt. Der Neujahrswunsch des Kalendermannes ist ein ächt christlicher. Was der heil. Bonifacius zuerst in's Land und zu den Vätern gebracht hat — den heiligen christkatholischen Glauben mit all seinen Segnungen für Leib und Seele, für Volk, für Schule, für Familie, für Zeit und Ewigkeit — das wünscht der Kalendermann jedem Leser! Neben anderen Aufsätzen kommen gute Erzählungen. So der „Mensch denkt, Gott lenkt". Die ebengenannte hat Bernhard Wörner geschrieben. Sie geht im letzten Kriege vor sich. Bernhard Wörner ist als Erzähler in Europa und in Amerika unter den Deutschen beliebt. Erst jüngst ist wieder eine zweite Auflage seiner Erzählung: „Fernes Leuchten" (als 2. Band von „Amt und Welt") erschienen. Die Landshuter Ztg. kömmt auf diesen Band eigens zurück. Was die Erzählung im Marienkalender betrifft, so wird darin gezeigt, wie Gott die boshaften Absichten der Menschen, die uns zu schaden suchen, zu Schanden macht und die Seinigen zu schützen weiß. Bernhard Wörner, mitten im Gewühle des Weltverkehres stehend — er ist Bahnamtsvorstand in Simbach am Inn —, hat sich ein gesundes frisches Herz bewahrt. Er greift hinein in's volle Leben um ihn und erzählt klar, natürlich und anziehend. Solche belletristische Schriftsteller thun uns noth. Eine zweite Erzählung im Marienkalender „Doppelter Sieg" ist ebenfalls ansprechend und ebenso wie die erste in den letzten Krieg verlegt. Eine dritte ächt volksthümliche Gabe ist wieder von Bernh. Wörner, die „Löffelkur", eine wahre heitere Dorfgeschichte, die in anziehender Weise Ruhe und Friede, Liebe und Freundschaft lehrt. Andere kleinere Sachen enthält der Kalender auch noch. Einige Holzschnitte sind nicht ganz glücklich gerathen. Aber es wird keine Familie gereuen, den Regensburger Marienkalender angeschafft zu haben. — Ein zweiter ebenfalls empfehlenswerther Hausfreund ist der Freiburger „Hausfreund, katholischer Kalender für 1872" (bei Herder). In hübschester Ausstattung und handlichster Form gewährt er außer dem Kalendarium gar Mancherlei, dazwischen die saubersten Holzschnitte und Bildchen. Wir zählen auf was in ihm zu lesen: „Der sakrilegische Gräuel gegen Rom am 20. Sept. 1870", von Pachtler, S. J.; Köhlers Töchterlein, ein Bild aus dem Walde, von J. B. Diel, S. J.; die päpstliche Unfehlbarkeit von Pachtler, S. J., eine populäre Abhandlung über den Gegenstand, der jetzt alle Welt bewegt; Gemeinnütziges; ein naturgeschichtlicher Aufsatz über das Wasser in den Naturprocessen, von L. Dressel, S. J."; dann „Erinnerungen aus den Alpen" von Th. Wolf, S. J., eine frische, anmuthige, interessante Schilderung aus den Alpen, — wer läse sie nicht gerne! Den Schluß des Kalenders macht Gemeinnütziges und Landwirthschaftliches! Fürwahr ein inhaltreiches, gediegenes Büchlein! — Ueber den wohlfeilen Sonntagskalender, der ebenfalls bei Herder in Freiburg erschienen, geben wir einfach statt eigenen Worten eine Beurtheilung aus der „Köln. Volksztg.". Sie lautet:

„Dieser Kalender gibt in seinem erzählenden Theile zuerst eine „Umschau in Europa", wo zunächst zwar des deutsch-französischen Krieges gedacht wird, dann aber auch eine recht gute kurze Schilderung über die Zustände in den verschiedenen übrigen Staaten Europa's gegeben wird. Daran schließt sich eine populaire, mit vielem Humor geschriebene Belehrung: „Von der Unfehlbarkeit des Papstes". — Unter der Ueberschrift: „Werke des Friedens" erzählt dann der Kalender, wie mitten unter dem Geräusche der Waffen und dem Getümmel des Krieges die beiden großartigen Eisenbahnen vollendet wurden: der Mont-Cenis-Tunnel, und die Gebirgsbahn bis auf den Rigi in der Schweiz. Diese interessanten Schilderungen sind zugleich durch einige recht schöne Holzschnitte veranschaulicht."

* * *

Zum vatikanischen Concil war und ist die Literatur sehr reichhaltig. Wer die hierüber erschienenen Schriften, Broschüren und Bücher sich anschaffen wollte und würde, könnte sich eine kleine Bibliothek anlegen. Immerhin wäre selbe sehr interessant! Eine noch größere Bibliothek aber bekäme derjenige, welcher alle neuen Bücher, Broschüren und Karten „zum Kriege wider Frankreich" kaufen wollte. Die Lesung würde begreiflich am Ende sehr ermüdend und langweilig, so hoh interessant der Gegenstand und Stoff! Was hat das deutsche Volk und das französische in Einem Jahre erlebt?! Im Uebrigen dürfte unter den über den genannten Krieg erschienenen Büchern und Broschüren auch viel Schund sein! Wer zählt sie nur alle auf. Der „literarische Handweiser" von Dr. Hülskamp führt Buch über sie. Es ist interessant, diese Aufzeichnungen durchzusehen. Die jüngste Nummer führt allein in einer Fortsetzung 58 solche neueste Erscheinungen und 59 Fortsetzungen und neue Auflagen derartiger Bücher auf.

* * *

Die „illustrirten Unterhaltungsblätter Deutschlands" in einer Uebersicht zu verzeichnen und auch zu beurtheilen, das wäre wirklich eine Riesenarbeit. Und doch wäre diese Riesenarbeit eine sehr verdienstliche. Die Einwirkung dieser illustrirten Unterhaltungsblätter auf die deutschen Familien in religiöser und sittlicher Beziehung ist eine unberechenbare und leider im Allgemeinen kaum heilsame und gute. Möchten doch einmal die Familienhäupter hierin einige Vorsicht beobachten und in ihren Familien nichts Schädliches zulassen! Der „literarische Handweiser", dieses ebenso empfehlenswerthe als wohlfeile literarisch-kritische Blatt für das katholische Deutschland, das nirgends fehlen sollte, wo man sich für Literatur interessirt und Bücher kauft, schrieb jüngst bezüglich der illustrirten Unterhaltungsblätter Deutschlands: „Noch heute glauben wir solchen Kreisen, für welche entweder wirklich oder nur vermeintlich die specifisch katholische Literatur nicht ausreicht, das Stuttgarter „Ueber Land und Meer" und das Leipziger „Daheim" als diejenigen illustrirten Blätter bezeichnen zu dürfen, welche bei sehr reichhaltigem und interessantem textlichem wie bildlichem Inhalte durch ihre verhältnißmäßig seltenen Angriffe und Verstöße gegen katholischen Glauben oder christliche Sitte relativ den wenigsten Schaden anrichten. Die illustrirte „katholische Monatsschrift zur Unterhaltung und Belehrung", welche bei Gebr. Benziger in Einsiedeln seit 5 Jahren unter dem Titel „Alte und Neue Welt" erscheint, aber hat sich immer besser entwickelt und kann allmählig insbesondere durch den Reichthum und die Schönheit ihrer Illustrationen — von den prächtigen Prämien in Farbendruck ganz abgesehen — mit den besten Blättern ihrer Art wetteifern. Die genannte Zeitschrift zählt, wenn wir recht berichtet sind, schon 25,000 Abonnenten; es gibt in Deutschland Buchhandlungen, welche für sich allein 2000, und einzelne Privatsammler, welche mehrere hundert, ja bis achthundert Abonnenten darauf gewonnen haben. Könnte der VI. Jahrgang, der so eben mit dem ungewöhnlich reich ausgestatteten ersten Hefte begonnen ist, in 50,000 Exemplaren verbreitet werden, so läge darin das beste Mittel und der wirksamste Antrieb für die Verleger, sowohl quantitativ als qualitativ für den Jahrespreis von $1^{1}/_{3}$ Thaler immer noch mehr zu bieten."

* * *

In Berlin ist mit dem 1. Oktbr. eine neue „Zeitschrift für die Arbeiterfrage" aufgetaucht, die sich den Namen „Concordia" beigelegt hat. Sie wird unter der Redaktion eines gewissen F. Nagel alle 14 Tage bei Enslin in 1 bis $1^{1}/_{2}$ Quartbogen zum Quartalpreise von 10 Gr. erscheinen. Als den „Kern der Aufgabe in der Arbeiterfrage" bezeichnet sie „die Christianisirung der Industrie". Wie wenig sie aber gesonnen ist, bei der Lösung dieser Aufgabe mit den kathol. Vorkämpfern derselben Hand in Hand zu gehen, mag aus den Worten erhellen, womit sie ihre wegwerfende Beleuchtung einer Moufang'schen Rede, in welcher für die Arbeiter in bestimmter Richtung eine Staatshülfe verlangt war, abschließt. Es heißt daselbst: „Die Ultramontanen pflegen es sehr übel zu nehmen, wenn man ihnen Hintergedanken zutraut. Allein jene ausschweifenden Forderungen sind ganz dazu angethan, den auch durch sonstige Inzichten erweckten Verdacht zu bestärken, daß es ihnen hiebei einfach darum zu thun ist, die Arbeiterfrage als Mittel für ihre Parteizwecke auszunutzen und in der Aushängung eines möglichst verlockenden Köders selbst der Socialdemokratie den Rang abzulaufen."

Da wollen wir doch lieber festhalten an den Aachener „Christlich-socialen Blättern", mit deren bisheriger Haltung sich die Mainzer katholische Generalversammlung auf den Antrag des Ausschusses für sociale Fragen einverstanden erklärte. Sie haben kürzlich wieder mehr als 500 neue Abonnenten gewonnen.

Aus dem Münchner Stadtgerichtssaale.

□ **München, 26. Okt.**

Vor hiesigem kgl. Stadtgerichte l. J. ward heute in Form einer Ehrenkränkungsklage ein Skandalproceß verhandelt, welcher in seiner Veranlassung schon seit einigen Wochen namentlich die Zungen unserer Theaterwelt in Bewegung setzte und diesen Nachmittag den Zuhörerraum des Sitzungssaales mit Neugierigen überfüllte. Der Sachverhalt ist in Kürze folgender: Seit ein paar Jahren erscheint dahier im Verlage und unter Redaction eines gewissen Napoleon Homolatsch ein nur von den Herren und Damen des Theaters, im übrigen Publikum aber kaum dem Namen nach gekanntes Wochenblatt: „Der neue Kunstfreund", welches sich besonders auch mit Theaterkritiken beschäftigt und das schon seit länger höchst animose Artikel über die Kunst und die Leistungen der Balletdirectrice am hiesigen k. Hoftheater, Frau Lucile Grahn-Young, enthielt. Im Anfang vorigen Monats brachte dasselbe die Anzeige von dem bevorstehenden Erscheinen einer „Original-Novelle" im genannten Blatte: „Die Ballet-Directrice", auf welche mit dem Bemerken aufmerksam gemacht wurde, daß dieselbe das Neueste und Pikanteste aus dem Theaterleben enthalten werde. Die Novelle erschien denn auch in fünf Fortsetzungen im „Neuen Kunstfreund" und zwar in Nr. 26 bis 30 desselben, von wo an die Fortsetzungen von der Redaction sistirt wurden. Diese „Original-Novelle" nun ist wirklich ein Original an Gemeinheit und schmählichem Verfahren gegen eine unbescholtene Dame. Sie beginnt mit der frühesten Lebensgeschichte der „Balletdirectrice" bis zur Anstellung als solche beim Hoftheater zu Madrid, verbreitet sich aber nicht etwa über deren Leistungen als Künstlerin, sondern enthält nichts als die Schilderung und zwar in der unsaubersten Weise über die lascivsten Scenen, welche zwischen dem Hoftheater-Intendanten zu Madrid und ihr stattgefunden haben sollen; dann werden noch andere Personen vom „Madrider" Ballet hineinverwebt, auch ein Kaufmann „Don Barbarino", welcher eine Liebschaft mit einer Schülerin der Directrice hat und von letzterer selbst wieder in's Garn gezogen wird — kurz eine Anhäufung von Scandal der niedrigsten Art. Dabei sind aber die Namen so plump verstellt, daß jeder im ersten Augenblick die Personen, die darunter verstanden werden wollen, mit Händen greifen kann; die Directrice heißt „Lucinde Grall", der Intendant „Duca Fallo", Balletmeister „Fenzo" u. s. w. Frau Lucile Grahn-Young ließ durch Herrn Adv. Dr. Gotthelf Ehrenkränkungsklage gegen Homolatsch stellen und waren zur heutigen Verhandlung als Zeugen geladen die Hofballettänzerinen Frl. Branitzka und Frl. Kiliani, Balletregisseur Fenzl, die Hoftheatertänzer Reithmayer, Nachreiner und Barsch, Bankier Ernst Fürther (Don Barbarino), die Schriftsteller Dempwolff und Jochner, Schauspieler Ottomayer und Hoftheater-Intendant Frhr. v. Perfall. Mit Ausnahme des letzteren, welcher die Novelle gar nicht gelesen hat, bezeugen sämmtliche Zeugen, daß nach ihrer festen Ueberzeugung mit „Lucinde Grall" nur Frau Lucile Grahn-Young gemeint sein könne und ebenso auch die Namenumstellung der anderen Personen derart sei, daß mit denselben nicht Madrider, sondern nur Münchner gemeint sein können. Nur Herr Homolatsch hat beim Durchlesen des Manuscriptes (er will dasselbe von einem Wiener Schriftsteller erhalten haben, den er um keinen Preis nennen will, aber dafür die volle Verantwortlichkeit übernimmt) nicht das Mindeste gemerkt haben, ihm ist die Novelle ganz unschuldig vorgekommen ꝛc.; sein Benehmen macht einen sehr widerlichen Eindruck. Hr. Dr. Gotthelf aber wies ihm in Begründung der Klage Schritt für Schritt seine niedrige Handlungsweise nach, daß dem Vertheidiger, Herrn Rechtsconcipienten Dietrich, nur die undankbare Aufgabe einer Mohrenwäsche blieb. Hr. Stadtrichter Frhr. v. Leonrod, welcher den Vorsitz führte, verurtheilte den ꝛc. Homolatsch nach Antrag des Klägers in 14tägige Arreststrafe, 50 fl. Geldbuße, Tragung sämmtlicher Kosten und Veröffentlichung des Urtheiles in den „Neuesten Nachrichten" und im „Neuen Kunstfreund". Das Urtheil ward vom anwesenden Publikum mit unverkennbarer Befriedigung aufgenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Nürnberg, 26. Okt. Eine Zufuhr von 600 Ballen und ziemlich angefüllte Lagerbestände veranlaßten am heutigen Hopfenmarkt ein starkes Ausgebot, namentlich der geringen Sorten. Dennoch ging der Umsatz bei lebhaftem Einkauf der Exporteure gut von Statten, und die seitherigen Marktpreise, — im Verhältniß zu Spalt u. Hallertau immer noch hoch genug — blieben in Prima Markthopfen konstant; geringere Marktwaare verkehrte in weichender Preisrichtung und wurde von 110 — 105 fl. abwärts gehandelt. Aischgründer, meist nur in II. Qualität vertreten, erzielte 118 bis 125 fl., Ausstichprima derselben in einzelnen Ballen 132 — 135 fl. Markthopfen, Prima 118 bis 130 fl., Sekunda 105 – 115 fl, Spalter Land, Mittellage 170 – 175 fl., leichte Lage 140 – 160 fl, gute Gebirgshopfen 136 — 145 fl., Hallertauer, Prima 166 — 170 fl., Sekunda 150 — 160 fl — Nachschrift 12 Uhr. Da Eigner zum Verkauf drängen, erfuhren die Preise der geringen Sorten seit einer Stunde eine Reduktion von 5—10 fl; auch gute Qualität wurde in Mitleidenschaft gezogen, bei starkem Einkauf jedoch der Markt nahezu geräumt. (Allg. Hopfenztg.)

Schrannen-Bericht.

Ort der Schranne.	Getreide-Gattung.	Voriger Rest.	Neue Zufuhr.	Gesammt-Summe.	Verkauf.	Im Rest blieben.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigster Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
		Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Landshut, vom 27. Oktbr. 1871.	Waizen	6	1586	1592	1389	203	26	30	26	22	25	9	—	31	—	—
	Korn	—	435	435	412	23	18	11	17	51	17	29	—	—	—	33
	Gerste	25	1879	1904	1894	10	14	51	14	22	13	—	—	19	—	—
	Haber	9	596	605	558	47	9	21	8	44	8	4	—	8	—	—
	Linsen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	Reps	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 28. Oktbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2350	913	28	25	27	27	26	19	—	15	—	—
Korn	2237	580	17	13	16	41	16	8	—	11	—	—
Gerste	2490	1450	16	10	15	42	15	2	—	1	—	—
Haber	2166	376	9	38	9	-	8	18	—	14	—	—

Nürnberg, 25. Oktbr. (Hopfenbericht.) Einen Tag mehr, einen Tag weniger lebhaft, im Ganzen eben recht schleppend: Das ist die Signatur des Geschäfts, wie es im Augenblick gelagert ist. Sind auch die Vorräthe unter Produzenten schon bedeutend gelichtet, so ist anderseits der Reinhandel um so reichlicher damit ausgestattet; eine bemerkenswerthe Aenderung im Gange des Geschäftes dürfte sohin für die nächste Zeit kaum in Aussicht zu nehmen sein. Die derzeitigen Preise sind: Spalter Stadtgut 190—200 fl. per Zollztnr., Spalter Landgut 160—205 fl. je nach Lage, Saazer Landgut 200—215 fl., in geringeren Qualitäten 185—195 fl. ö. W., Hollerauer 150—165 fl. hier am Platze, Aischgründer 115—130 fl., Markthopfen 108 — 125 fl. In dem im vorgestrigen Abendblatte des Korresp. v. u. f. D. enthaltenen Berichte wird die mattere Stimmung am hiesigen Markte u. A. auf die flauen Berichte aus Saaz zurückzuführen versucht und hiebei der Preis für Saazer Hopfen mit 170 fl. angegeben. Diese Notirung ist eine unrichtige; allerdings wurde am 18. ds. zu 170 fl., und zwar der denkbar schlechteste Hopfen, gekauft, an dem gleichen Tage aber kauften bayerische Händler auch bessere Hopfen zu 200—205 fl., am 19. zu 208—215 fl. und am 20. und 21. zu gleichen Preisen. (K. v. u. f. D.)

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. | № 45 | Den 6. November: Leonhard.

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von Maurus Jokai.

(Fortsetzung.)

In dieser Geschichte ist ein jedes Wort historisch wahr, wenn auch nicht trocken geschichtlich erzählt. Es liegt eine eigenthümliche Zauberkraft im Boden Ungarns, auf dem die Blumen im Sande des Freiheitsmärchens sprossen und, wenn abgeschnitten, vom Blute tropfen; im Händedrucke des ungarischen Mannes, im funkelnden Blicke der Ungarfrauen; in jener freien, großen Luft der unbegrenzten Haiden des Flachlandes; im allgemeinen Schmerz um die Vergangenheit, und in der Unverzagtheit energischer Hoffnung auf die Zukunft; im ungarischen Volksliede und in dem der Liebe.

Die oben angeführte Thatsache soll weder als Kompliment für Ungarn gelten, noch als solches an Ungarns Deutsche adressirt werden — sie ist einfach Statistik, und diese allein kommt bei vorliegender Geschichte in Betracht.

Nachdem die vier Jäger ausgelacht hatten, erzählten sie sich gegenseitig, wie sie hierher gelangt. Die Gutsbesitzer waren mit dem Dreschen bereits zu Ende, der Zuckerraffineur konnte mit der Arbeit noch nicht beginnen lassen, die Rübe war noch im Boden. Sobald es an deren Einholung gehe, dann habe er nicht Tag noch Nacht Ruhe; bis dahin aber sei ihm Zeit gelassen, auf Auerhähne zu lauern. Und er setzte hinzu:

„Freilich daheim bei mir im Flachlande, da hätte ich viel näher einen Wald, in dem die Auerhähne noch in ganzen Strichen zu finden sind!"

„Auerhähne? Bei Dir?" frug der alte Herr kopfschüttelnd. „Ich wüßte keinen solchen Ort, so genau ich unser großes Ungarn von einem Ende zum andern kenne. Wo wäre denn das?"

„Im Walde von Tschatart."

„Ah, das läßt sich hören!" riefen nun alle Drei auf einmal. „Ja, dort könnte es sogar auch noch Auerochsen geben!"

Dann erzählten sie sich, was sie vom Hörensagen über den Herrn des Waldes von Tschatard wußten. Mit dem dürfte es nicht gut sein, auf Büchsenschußweite zusammenzutreffen!

„Man sagt, er schösse Jedermann nieder, der seine Schwelle beträte. Er hungert lieber, als daß er einen Holzspan aus dem Walde verkauft. Er lebt nur von Waldfleisch, Brod ist nie im Hause. — Der Wein, denn er für Wildhäute umtauscht, ist nicht berauschend genug, er setzt ihn auf Körnern des schwarzen Bilsenkrautes an. Ein Glück, daß er stets allein ist, wenn er trinkt. Ein toller Mensch!" So sprachen Alle durcheinander.

„Trotz alledem muß ich den Wald von ihm bekommen!" bekräftigte Siebelmann. „Wenn durchaus nicht anders, so nehme ich seine Tochter zur Frau!"

Darauf erfolgte allgemeines Gelächter.

„Eine Hexe mit eisener Nase, wie's im ungarischen Märchen heißt. Ein Fräulein mit einem Rüssel!

„Was liegt mir daran! Ich heirathe sie dennoch! Ich bin Unternehmer. Ich muß einen Weg mitten durch den Wald von Tschatard haben!"

Die Jäger erwiderten hierauf, er sei ein Teufelsjunge. Dann legten sie sich auf ihre Bauernpelze, auf ihre Bunda, und der Eine überließ es dem Andern zu träumen, was ihm beliebe.

Eine Woche nach seinem Zusammentreffen in der Marmarosch ritt Otto Siebelmann dem geheimnißvollen Walde zu, und als er an den Grenzpfahl gelangte, band er sein Roß daran, gab einem der rübensammelnden Leute den Auftrag, er möge auf das Roß achten, und ging dann hinein, den Fußsteig entlang, in den Wald.

Als er so vorwärts drang unter den verwachsenen Bäumen, deren Zwischenräume Nachtschatten und Brombeersträuche ausfüllten und zusammenschlossen, kam ihm das auch in Ungarn so volksthümliche Märchen vom „Dornröschen" in den Sinn. Aus dem Laube guckten neugierig, aber ohne Furcht, Rehe und Hirsche nach ihm, auf den Zweigen gurrte die wilde Turteltaube, der Auerhahn balzte, indem er den Schweif wie einen Fächer ausbreitete und Goldfasane zogen ihre Schleppe lang dahin. Aus dem Astloch irgend eines morschen Baumes lugte, wie aus einem Fenster, eine ganze Familie von Wieseln heraus, und auf dem runden Rasenplatze lauschte mit gespitzten Löffeln der aufrechtsitzende Hase, als früge er: „Nun, wer ist denn das, der daher kommt?" Keines der Thiere schien vor dem Annähernden zu bangen.

Siebelmann war mit keiner andern Waffe versehen, als jenem Handbeil, dem ungarischen Fokosch, und auch das hatte er blos zur Wehr für den Fall mitgenommen, daß der Sonderling oder Hunde ihn angreifen würden.

Der Wald stand in der That in üblem Ruf. Sogar die rübelesenden Arbeiter winkten Siebelmann, er möge auf sich Acht haben, Graf Tibury Konday erschieße Jedermann, der seinen Wald betrete.

Er hätte freilich gerade auf das Haus zugehen können; doch that er dies nicht, weil er durch Leute, die den Grafen Tibury kannten, im Voraus war aufmerksam gemacht worden, daß derselbe das Thor schließe, sobald er Jemanden nahen sehe. Darum zog Siebelmann auf Umwegen durch den Wald, um von rückwärts an das einsame Haus zu kommen und gewissermaßen dort einzufallen.

Während er so durch die Irrwege des Waldes sich Bahn brach, war es Abend geworden. Jedoch der Mond schien prangend durch das Laub. Endlich gelangte Siebelmann in eine Waldlichtung und betrachtete das vor ihm liegende Haus.

An der dem Walde zurückgekehrten Front befand sich eine lange Veranda, völlig von wildem Wein umrankt, dessen Blätter der Herbst schon gelb und roth gefärbt hatte.

Unter dieser Veranda saß eine weibliche Figur. Vor ihr stand ein Tischchen, auf dem eine Zither lag und anscheinend ein Notenheft. Der Mond übergoß dieß Wesen mit seinem Silberglanze.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Brande von Chicago.

Aus Newyork, 12. Okt., wird dem „Korresp. v. u. f. Deutschland" geschrieben: Von dem Ereigniß in Chicago hat der Telegraph Ihnen längst Kunde gebracht. Allein selbst auf die Gefahr hin, Manches in meinem Heutigen zu wiederholen, will ich doch einen Rückblick auf das Ereigniß geben. Zuerst brach das Feuer am Samstag Nachts im westlichen Theile der Stadt aus und legte etwa einen Raum von 20 Acker von der Clinton, Adams und Van Buren Street bis zu dem südlichen Arme des Flusses in Asche, wobei mehrere Menschenleben zu beklagen waren. Das zweite Feuer brach am Sonntag Nachts 9 Uhr in einem Stalle in Farquhar-Street, man sagt durch das Umfallen einer Erdöllampe, im westlichen Theile der Stadt aus, und in wenigen Minuten war die ganze Westdivision ein Raub der Flammen. Die Witterung war in den letzten Tagen sehr trocken gewesen, ein starker Wind, ja ein Sturm, kam vom Südwesten und blies die Flammen nach dem Nordosten. Die Anstrengungen der Feuerwehr waren vergeblich, und nur zu bald wurde man gewahr, daß die Stadt zum Opfer der Flammen

geworden. Um das Unglück noch größer zu machen, ließ sich das Feuer nicht auf die bereits ergriffenen Stadtheile beschränken, sondern brach auch in der südlichen Division der Stadt über dem Flusse aus. Die Verwirrung war nun groß. Alles wurde zu flüchten gesucht und die zahlreichen Wagen, welche zur Rettung benützt wurden, sperrten den Verkehr der Fliehenden. Kranke und alte Frauen, Wöchnerinnen mit neugebornen Kindern und andere Hilflose wurden weggebracht. Obdachlose nahmen Besitz von verlassenen Wohnungen. Die Gaswerke wurden unter gewaltigen Explosionen zerstört. Gebäude um Gebäude, Häuserquadrate um Häuserquadrate wurden von dem wüthenden Element verschlungen. Die Flammen zogen nordwärts und südwärts, und all die schönen Paläste zwischen Harrisonstreet und dem Flusse wurden ein Raub der Flammen. Der ganze Raum vom Flusse bis zum Linkolnpark und vom nördlichen Arme des Flusses bis zum Ufer des Sees ist ein Schutthaufen einschließlich der Wasserwerke. Löschmannschaften kamen von Milwaukee, Indianopolis und Detroit — alle Hilfe war vergeblich. Mehrere Personen, welche angeblich Branddrohungen ausgestoßen, wurden auf der Stelle aufgehängt. Die Bürger bildeten freiwillige Patrouillen. Das Feuer wurde erst bewältigt, nachdem sich ein heftiger Regen eingestellt hatte. Bis heute sind 80 Todte aus den Trümmern hervorgeholt; die Zahl wird aber noch beträchtlich steigen. Die Stadtverwaltung hat ihr Bureau in einer Kirche aufgeschlagen. Bundestruppen sind zur Aufrechthaltung der Ordnung herbeigeeilt. Räubereien kamen sehr zahlreich vor, Exekutionen folgten denselben ohne Weiteres. Die im Gefängnisse befindlichen Gefangenen sind allesammt verbrannt (?). Die Schreckensscenen sollen furchtbar gewesen sein, und selbst die sensationssüchtige Presse schaudert, sie wiederzugeben. Das schreckliche Ereigniß griff in das ganze amerikanische Geschäftsleben ein. Doch da Chicago mehr Kreditor als Debitor gegenüber den Haupt-Geschäftsstädten und namentlich den New-Yorker Banken ist, beschränken sich die Hauptverluste mehr auf die westlichen Hypotheken und die betheiligten Versicherungs-Gesellschaften. Hilfe stand der hart betroffenen Stadt aus allen Theilen Amerikas sogleich zu Gebote. In New York allein zeichneten Bankiers mehr als eine halbe Million Dollars, worunter die 3 ersten Bankiers: Henry Clews, Jay Cooke, Fisk und Hatch je D. 10,000. Die Erie-Eisenbahn führte einen Extrazug mit Lebensmitteln und Kleidungsstücken in rasender Schnelligkeit nach der Unglücksstätte. Die Bereitwilligkeit, den Leidenden in Chicago wieder aufzuhelfen, ist eine allgemeine. Neben diesem großen Unglück in Chicago hören wir von anderen Feuersbrünsten in den Staaten Michigan, Illinois, Wisconsin &c. In Michigan ist der ganze westlich der Saginaw-Bai gelegene Theil des Staates Michigan und die Gegend, die nordwärts von einem 45 Meilen über Port Hudson gelegenen Punkte liegt, vom Feuer verheert, und viele Menschen sind in demselben umgekommen. Die blühenden Dörfer Forestville, White Rock, Elm Creek, Sandbeach, Manistee &c. sind mit großen Vorräthen von Winterfrüchten gänzlich zerstört. Das Feuer ist in den meisten Fällen von Mordbrennern angelegt worden. In Wisconsin sind die Brände ebenso furchtbar. In Pishtego sind 325 Menschen verbrannt, und ebenso viele werden vermißt. In Little Sturgeon Bai verbrannten 75 Personen; die Leiden der Bewohner sind furchtbar und übersteigen die der Chicagoer. Die belgische Ansiedlung Brüssel in Door-County ist gänzlich niedergebrannt. Aus dem Staate Minnesota, der ebenfalls jetzt schon Wochen lang unter Waldbränden litt, lauten die Nachrichten wieder etwas tröstlicher. Es ist leider zu befürchten, daß das Elend der Abgebrannten in Michigan, Wisconsin, Minnesota &c. durch das Ereigniß in Chicago übersehen und nur wenig für sie gethan werden wird.

Chicago.

Chicago, bis zu dem am 9./10. Oktober d. Js. stattgehabten großen Brande die fünftgrößte Stadt der Vereinigten Staaten Nordamerika's, einer der größten Handelsplätze und vielleicht das bedeutendste Korn-Depot der Erde, ist ein bemerkenswerthes Beispiel für die Schnelligkeit, mit welcher in Nordamerika sich Wohlstand und Reichthum in den Städten entwickeln. Vor 40 Jahren war die Stadt Chicago noch nicht vorhanden; bis 1833 bestand an diesem Platze nur ein Fort, Namens Dearborn, dann ein kleines Dorf, von welchem aus der Tauschhandel mit den benachbarten Indianern erfolgte. Schon 1840 hatten sich 4853 Einwohner dort angesiedelt, deren Zahl sich bis 1850 versechsfacht und bis auf 29,963 erhoben hatte. Die günstige Lage Chicago's am südwestlichen Ufer des Michigan-See und zu beiden Seiten des vielfach überbrückten, aber langsam strömenden Chicagoflusses machte Chicago sehr bald zur größten Stadt des Staates Illinois, sowie zu einer der bedeutendsten Handelsstädte der Vereinigten Staaten, so daß es 1860 schon 109,260 und jetzt bereits weit über 300,000 Einwohner zählte, von denen fast 80,000, also etwa der vierte Theil, deutscher Herkunft sind. Besonders bevorzugt durch seine natürliche Lage, stand Chicago auf allen möglichen Land- und Wasserwegen, durch Eisenbahnen wie Dampfschifflinien mit allen bedeutenden Orten Nordamerika's und allen Landungsplätzen an den Seen in direktem Verkehr: ein Kanal verbindet es mit dem Illinois-Flusse und stellt so die ununterbrochene Wasserstraße mit St. Louis und Neworleans her; mit den Staaten Milwaukee und Wisconsin ist es durch Eisenbahnen und mittels der Dampfschifffahrt über die kanadischen Seen verbunden. Alle diese Verhältnisse ermöglichten es, daß Chicago in wenigen Jahrzehnten sich so entwickelte, wie schwerlich ein anderer Ort der Erde. Die Lage der Stadt ist nicht nur vortheilhaft, sondern auch schön: 4 Meilen vom Südende des Michigan-See, wo sich der einzige gute Hafen desselben befindet, in einer weiten Ebene, nur etwa 560 Fuß hoch und auf der Wasserscheide zwischen dem Mississippi und St. Lorenzo gelegen, nahm die Stadt einen Flächeninhalt ein, von dessen Größe man am Besten einen Begriff erhält bei der Vorstellung, daß über 12,000 Gebäude auf einem Raum von 9 englischen Quadratmeilen durch die Feuersbrunst am 9./10. Oktober zerstört worden sind. Die hervorragenden Baulichkeiten der Stadt waren die Börse, das Marinehospital, die Akademie, das prächtige Stadthaus, 17 Banken, 20 Buchdruckereien und 14 methodistische, 10 katholische und etwa 60 presbyterianische Kirchen und Gotteshäuser anderer Sekten. Regierungsgebäude enthielt Chicago keine bedeutenderen, da ungeachtet der Größe der Stadt nicht diese, sondern Springfield Regierungssitz und Hauptstadt des Staates Illinois ist. Wohl aber trat der Reichthum Chicago's in zahlreichen kostbaren Neubauten zu Tage, die namentlich einzelne Straßen, wie die zwei englische Meilen lange Wabash-Avenue und die ebenso lang am Michigan-See sich hinziehende Michigan-Avenue, den schönsten Straßen von Newyork und Philadelphia zur Seite stellen. Besonders erwähnenswerth sind noch der für Wagen benutzbare, unter dem Chicago-Flusse erbaute 1000 Fuß lange Washington-Tunnel, sowie der von 1864 bis 66 mit einem Kostenaufwande von 400,000 Dollars zwei Meilen weit unter dem See hinausgebaute Aquädukt, dessen quellenreines Wasser alle Theile der Stadt mit dem bis dahin mangelnden Trinkwasser versorgt. Das reißende Wachsthum Chicago's gibt einen erheblichen Grund für die Schnelligkeit seiner Zerstörung. Eigentlich war die Stadt eine große Gruppe von hölzernen Schuppen und, in dem Augenblick, wo die Flammen dieser Herr wurden, in dem Uebergangsstadium vom Holz- zum Stein- und Ziegelbau. In den neuen Theilen der Stadt waren die riesigen Kolosse der Steingebäude ebenso glänzend und mächtig als nur je in Newyork, Paris oder London. Alle die großen öffentlichen Gebäude, die Kirchen, Theater und Hotels waren von Stein. Aber ein großer Theil der Stadt war noch aus Holz gebaut. Die steinernen Straßen — und selbst die besten unter ihnen — waren durchbrochen und untermischt mit hölzernen Hütten. Und nicht nur ein großer Theil der Häuser bestand aus brennbaren Stoffen, auch die Straßen selbst waren mit Holzblöcken gepflastert, und die Fußwege bestanden fast alle aus hölzernen Planken. Man hat ausgerechnet, daß nicht über 60 Meilen von den ungefähr 600 Meilen Gassen mit Stein gepflastert waren. Vor wenigen Jahren waren diese hölzernen Trottoirs durch die Feuchtigkeit des Sumpfbodens aus ihrer Lage buchstäblich herausgeschwemmt. Um einer Wiederkehr dieser Unannehmlichkeiten vorzubeugen, wurden sie in einer beträchtlichen Höhe oberhalb des Boden-Niveau's befestigt; die Folge davon war ein starker Luftzug unter ihnen, welcher unfehlbar den Flammen Vorschub leisten und eine blasebalgartige Wirkung in der ganzen Länge der Hausfluren hervorbringen mußte. Mehr noch, in einigen Fällen be-

fand sich zwischen den Grundflächen der Häuser und dem wirklichen Boden ein bedeutender Zwischenraum in Folge der künstlichen Erhebung der Gebäude, die in den letzten Jahren immer mehr Platz gegriffen hatte. Hotels und Magazine wurden unter Anwendung von Krahnen ohne die geringste Unterbrechung des gewöhnlichen Geschäftsganges oft mehrere Fuß hoch gehoben. Im Jahr 1856 traf man Anordnungen, die ganze Stadt von 2 bis zu 5 Fuß höher zu heben. Diese Thatsachen erklären einigermaßen den auf den ersten Blick staunenerregenden und fast unglaublichen Umstand, daß eine Stadt, gebaut am Rand eines großen See's und von drei Flußarmen durchschnitten, gänzlich den Flammen preisgegeben werden konnte. Der Handel Chicago's, den täglich 100 abgehende Eisenbahnzüge auf 13 Bahnlinien außer den Dampfschiffen vermittelten, besteht besonders in landwirthschaftlichen Produkten, in Holz, Vieh, vorzugsweise aber in Getreide, welches in sehr bedeutenden Speichern lagerte, in die es durch große Dampfmaschinen gehoben wurde. Während der Werth des Grundbesitzes 1849 etwa 7, 1850 schon 10 und 1857 bereits 30 Millionen betrug, hatte der Handel in letzterem Jahre einen Werth von fast 114 Millionen, 1868 aber von über 300 Millionen Dollars. Im Winter 1857 lagen im Hafen von Chicago 7 Dampfer, 20 Bugsirboote und 214 Segelschiffe; 1868 aber kamen bereits 13,165 Fahrzeuge von 2,983,500 Tonnen an, während 13,218 von 3,820,181 Tonnen abgingen. Die Einfuhr an Getreide betrug im Jahre 1857 etwa $10\frac{1}{2}$ Mill. Bushel Weizen (in jenen Gegenden gilt noch der Winchester-Bushel gleich $0_{,64118}$ preuß. Scheffel), $7\frac{1}{2}$ Mill. Bushel Mais, $1\frac{1}{2}$ Millionen Bushel Haber, 87,900 Bushel Roggen, 127,600 Bushel Gerste, fast 2 Millionen Bushel Weizenmehl, im Ganzen 21,856,406 Bushel, von denen etwa 18 Mill. wieder versendet wurden; im Jahre 1869 aber war der Getreideumsatz auf 25 Millionen Hektoliter gestiegen. Fast gleichbedeutend ist der Fleischhandel Chicago's; 1857 wurden über 10 Mill. Pfund gepökelt, während außerdem noch 25,502 Rinder und 220,702 Schweine versendet wurden; diese Ziffern waren 1863 bis auf 350,000 Stück Rindvieh und 1,840,000 Schweine gestiegen, so daß (seit 1865) die Errichtung eines großartigen Centralmarktes nothwendig wurde, welcher 547 preußische Morgen einnimmt, über 1 Million Dollars gekostet hat und im ganzen Nordwesten der Vereinigten Staaten unter dem Namen der Great Union Stock Yards bekannt ist. Fast noch mehr als Getreide- und Viehhandel ist der Holzhandel gestiegen: 1865 wurden zugeführt 614 Millionen laufende Fuß Bauholz, über 193 Mill. Schindeln, 64 Mill. Stück Latten; Ziffern, die 1865 — also 3 Jahre später — auf bezüglich 982, 521 und 146 Millionen angewachsen waren. Die Industrie ist zwar noch nicht ganz dem Handel gleichzustellen, hat sich aber mit diesem fortlaufend vermehrt; schon 1856 lieferten die Eisenwerkstätten und Dampfmaschinenbau-Anstalten für fast 4 und die Fabriken von Ackerbau-Geräthen für $1\frac{1}{2}$ Millionen Dollars Waaren, während bereits 1856 in 137 Fabriken mit Dampf gearbeitet wurde; von Bedeutung sind außer den eben angeführten die Leder-, Hut-, Zucker- und Tabakfabriken, sowie einzelne Brauereien und Brennereien der Stadt.

---

* Im Aufsatze „Allerlei Speisen“ im letzten Beiblatte ist ein Druckfehler zu berichtigen. Es muß nämlich Zeile 21, wo von Bernh. Körners neuesten Schriften die Rede ist, heißen: „Erst jüngst ist wieder eine zweite Auflage seiner Erzählungen: „Fernes Leuchten“ erschienen. Es sind ihrer in diesem Bande nämlich drei und nicht eine und zwar: „Conscribirt; Ausgestoßen; Geheime Gewalten.“

□ **Landshut**, 4. Novbr. Zweite öffentliche Sitzung des Landrathes von Niederbayern. Nach Verlesung des Protokolls der ersten Sitzung wurde der weitere Einlauf durch den Präsidenten bekannt gegeben. Hierauf erstattete der zweite Ausschuß Vortrag über die geprüften Rechnungen des Jahres 1870 und wurde denselben die Anerkennung ertheilt. Das Gesuch der Schulgemeinde Seibersdorf um Unterstützung aus Kreisfonds wurde dem zweiten Ausschusse überwiesen. Zur Herstellung einer Pferde- und Schweinstallung bei dem Ackerbauschulgute Schönbrunn wurde vorläufig eine Summe von 500 fl genehmigt. Aus dem Kreise der Landräthe wurden die Herren Münsterer von Altheim, Redlbacher aus Geiselhöring und v. Zabuesnig aus Landshut zur Beaufsichtigung der Kreisackerbauschule gewählt. Zur Kontrole des Immobiliar-Feuerversicherungswesens wurden die im vorigen Jahre damit betrauten Mitglieder wieder bestimmt. Dem Herrn Kaufmann **Deutter** dahier, welcher seit Jahren die Rechnung der Kreishilfskasse unentgeltlich verwaltet, wurde die dankbarste Anerkennung des Landrathes hiefür wiederholt ausgesprochen.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Nürnberg, 2. Nov. Hopfenmarkt. Die gestrigen Umsätze beziffern sich auf circa 150 Säcke, Marktwaare zu fl 95—112, Gebirgshopfen fl. 118, 34 Ballen Aischgründer zu fl. 120 und einige Pöstchen Hallertauer fl 139—148. Heute kamen 400 bis 500 Säcke zur Stadt und fanden in der Hauptsache Nehmer: bayerische Landhopfen zu fl. 100 bis 116 und 118, Aischgründer fl. 110—128, Hallertauer in Pöstchen zu fl. 135—138. Grüne Landwaare war begehrt und einige Gulden höher bezahlt als am letzten Dienstag. (K. v. u. f. D.)

Telegraphischer Schiffsbericht, 3661
mitgetheilt von
F. J. Bothof, Mainz u. Aschaffenburg.

Das Hamburger Post-Dampfschiff **Silesia** Capt. Trautmann von der Linie der **Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft**, trat am 1. Novbr. wiederum eine Reise via Havre nach New-York an und hatte außer einer starken Brief- und Packetpost volle Ladung, 80 Passagiere in der Cajüte und 668 im Zwischendeck an Bord.

Todes-Anzeige.



Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, unseren geliebten Bruder, Schwager und Onkel,

Herrn

August Frhrn. v. Lobkowitz,

kgl. bayer. pens. Hauptmann,

Inhaber des griechischen Denkzeichens für Freiwillige und des Dienst-Alterszeichens für 24 jährige Dienstzeit,

gestern Abends 6¾ Uhr, versehen mit den heiligen Sterbsakramenten, in einem Alter von 63 Jahren, aus diesem Leben abzuberufen.

Diese so traurige Kunde allen Verwandten, Freunden und Bekannten des Verstorbenen bringend, bitten um stille Theilnahme

Landshut, München und Tölz, den 4. November 1871.

Die tiefbetrübt Hinterbliebenen.

Das Leichenbegängniß findet Montag den 6. d. Mts. Nachmittags 3 Uhr vom Leichenhause aus statt. Der hl. Seelengottesdienst ist Dienstag den 7. d. Mts. Vormittags 10 Uhr in der St. Martinskirche. 3651

Todes-Anzeige.



Gott der Herr über Leben und Tod rief nach seinem unerforschlichen Rathschlusse die ehrengeachtete

Frau Maria Fuchs,

geb. Geltinger,

Privatiers-Wittwe in Geisenhausen,

gestern Abends 11 Uhr nach längern Leiden und öfterem Empfang der hl. Sterbsakramente im 90. Lebensjahre zu sich in die Ewigkeit ab.

Indem wir diesen Trauerfall den Verwandten und Bekannten hiemit zur Kenntniß bringen, bitten wir für die Verblichene um ein frommes Gebet.

Geisenhausen, den 3. November 1871.

Michael Schandl, Bäckermeister, als Schwiegersohn, im Namen der sämmtlichen Verwandten.

Die Beerdigung mit dem ersten hl. Gottesdienst fand Samstag den 4. November statt. Die weiteren hl. Gottesdienste werden am Montag den 13. und Dienstag den 14. November jedesmal Früh 8 Uhr in der Pfarrkirche zu Geisenhausen abgehalten. 3652

Für die so sehr berühmte

Mechanische Spinnerei Babenhausen

nimmt **Flachs, Hanf** und **Abwerg** fortwährend zum Lohnverspinnen an und sichert prompte und beste Besorgung zu.

Ablage in der Stadtwaage, Grasgasse.

Jakob Staller,
städt. Waagmeister, Landshut.

3653 (3a)

Schrannen-Bericht.

Ort der Schranne.	Getreide-Gattung.	Voriger Rest.	Neue Zufuhr.	Gesammt-Summe.	Verkauf.	Im Rest blieben	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigster Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
		Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Landshut, vom 3. Novbr. 1871.	Waizen . . .	203	1072	1275	1091	184	26	24	25	39	24	11	—	43	—	—
	Korn	23	445	468	380	88	17	58	17	27	17	3	—	24	—	—
	Gerste	10	1425	1435	1300	135	14	59	14	35	14	—	—	—	—	13
	Haber	47	380	427	405	22	9	30	8	50	8	23	—	—	—	6
	Linsen . . .	—	3	3	3	—	10	—	9	52	9	48	—	—	—	—
	Reps	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 4. Novbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2355	1217	27	47	26	54	25	40	—	33	—	—
Korn	2421	460	17	11	16	33	16	4	—	8	—	—
Gerste	2887	2296	15	55	15	29	14	43	—	13	—	—
Haber	1753	344	9	48	9	11	8	34	—	—	—	11

Veteranen- und Krieger-Verein Landshut.

Morgen Sonntag den 5. November Vormittags 10 Uhr wird in der hl. Geistkirche für das verstorbene Vereinsmitglied

Hrn. Melchior Reitter

eine hl. Seelenmesse abgehalten.

Nachmittags halb 4 Uhr:

General-Versammlung

im Fischerbräusaale. Der Ausschuß. 3654

Unterzeichneter empfiehlt sein ausgezeichnetes

Roggenbrod in Wecken

zu 9 und 18 kr. und das Pfund zu 4 kr. zur geneigten Abnahme, Achtungsvollst!

3655 **Johann Moosmüller.**

Bekanntmachung.

Unterzeichneter beehrt sich bekannt zu geben, daß von jetzt an nur mehr **Mittwoch, Samstag** und **Sonntag** jederzeit warme Bäder zu haben sind.

Zugleich erlaube ich mir mein

gutes altes Flaschenbier

in gefällige Erinnerung zu bringen.

Es ladet hiezu ergebenst ein

3656 (2a) **Joseph Heigl**, Badinhaber.

Ein meublirtes Zimmer

sowie eine Schlafstelle für einen Herrn sind sofort zu vermiethen bei

Buchbinder Jung
am Regierungsplatz.

Daselbst ist auch eine größere

Werkstattlampe mit Blechschirm

zu verkaufen. (2b) 3657

Wirthschaftsanwesens-Verkauf.

In einer der lebhaftesten Straßen und Lage der Stadt München wird Familienverhältnisse wegen ein **Gastwirthschaftsanwesen** sammt Inventar mit einem Bierabsatz von monatlich 130 Eimer, gegen Erlag von 6000 fl., unter vortheilhaften Bedingungen, an einen soliden Käufer abgetreten. Näheres unter P. A. Ablage bei Herrn Kaufmann Schmittinger in München. (2b) 3641

Dünger 3658

ist zu verkaufen zwischen den Brücken Hs.-Nr. 722.



Heute Nacht wurde in Dürnau, Gemeinde Wolfsbach, eine

rothscheckige junge Kuh

entwendet. Wer über dieselbe Aufschluß ertheilen kann, wolle sich bei dem Eigenthümer Michael Rauch melden.

Zugleich wird vor Ankauf gewarnt. 3659

Stadttheater in Landshut.

12. Vorstellung im ersten Abonnement.

Sonntag den 5. November 1871.

Zweites Auftreten der Gesangs-Soubrette Fräulein Minna Grund vom Stadttheater in Augsburg.

Zum Erstenmale:

Ein Soldat von 1870.

Neuestes Lebensbild mit Gesang in 3 Abtheilungen und einem Vorspiel in 1 Akt:

„Die feschi Sali",

von Anton Langer.

Die feschi Sali: Fräul. Grund als zweite Auftrittsrolle.

☛ Die sehr verehrl. P. T. Abonnenten werden freundlichst ersucht, die Abonnementsbillete heute sämmtlich einzubringen, indem dieselben sonst ihre Giltigkeit verlieren.

Zugleich erlaubt sich zum zweiten Abonnement ganz ergebenst einzuladen:

J. Heiderer, Direktor.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. №. 46 Den 13. November: Stanislaus.

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von Maurus Jokai.

(Fortsetzung.)

Siebelmann begann wieder an das Märchen vom „Dornröschen" zu denken. Die Waldfee, in schneeweißem Kleide, welcher das Blondhaar wie flüssiges Gold auf die Schultern floß! Ihr zauberisch-bleiches Antlitz schwelgte im Mondlicht. Ihre feinen, weißen Finger entlockten den Saiten der Zither ein schwärmerisches Lied. Sie sang weichen, sympathischen Tones dieselbe Melodie oder deren Variationen ... dann fuhr sie mit den Fingern tastend über das Notenblatt dahin und schien Etwas darauf zu notiren, doch ohne darauf zu sehen, was sie notirte. Vielmehr sah sie mit halbgeöffneten Lippen zum Monde empor, während sie schrieb, als wollte sie das leise Klirren seiner Lichtstrahlen zu Papier bringen.

Und was für Otto das Erfreulichste war, jenes weibliche Wesen schien seine Annäherung gar nicht zu bemerken. Zwar dämpfte das hohe Gras das Geräusch seiner Schritte, doch seine Gestalt hob sich voll im Mondschein hervor. Sie konnte sie nun wohl sehen.

Mit lautem „Guten Abend" beeilte er sich, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Bei diesem Laute schreckte das weibliche Wesen auf, und nun dem Nahenden sich zukehrend, erwiderte sie freundlich den Gruß.

Otto hatte sich die „Hexe mit der Eisennase" anders vorgestellt. Doch vielleicht war sie nicht die Rechte.

„Ich bin Otto Siebelmann, der Nachbar, und suche den Herrn Grafen", sagte er höflich.

„Mein Vater ist nicht daheim", entgegnete die junge Dame in sanftem Ton.

Siebelmann kam es vor, als schaute das holde Wesen ihn lächelnd an, so, wie man nur Bekannte zu empfangen pflegt. Er mußte also irgend ein Gespräch beginnen.

„Comtesse genießen den schönen Mondscheinabend?"

„Mondschein?" erwiderte sie staunend, „wo ist er?"

„Ach!" entfuhr unwillkürlich dem erstaunten jungen Mann.

„Ich sehe nichts davon", setzte das junge Mädchen die Rede fort — und lächelte dabei wieder.

Otto schreckte zurück. Diese Augen, so voll von schönem Ausdruck, sahen nicht! Dies Mädchen war blind. Und das macht sie nicht einmal traurig. Sie lächelt, indem sie dies zugesteht.

„Doch nur die Außenwelt sehe ich nicht", sprach das Mädchen tröstend, als wolle sie Jemand erheitern, den sie durch ihre Worte betrübt habe. „Ueber die Außenwelt hinaus ersehe ich um so klarer eine ganze innere Welt!"

„Wohl eine sehr schöne?"

„Sehen auch Sie diese Welt, die ohne Sonne und Mond doch voll von Licht, und in der es lebt, ohne daß sich Gestalten zeigen? Ich denke mir, wenn man das Auge schließt und allein bleibt, so muß Jedermann sie sehen."

„Comtesse sind hier in der That ganz einsam."

„Wenn mein Vater nicht daheim ist, dann bin ich allerdings völlig allein."

„Und fürchten Sie sich nicht?"

„Weshalb? Ich thue ja Niemanden Etwas!"

„Aber bangt Ihnen nicht vor schlechten Menschen?"

„Also gibt es schlechte Menschen in der Welt?"

Diese Frage war von einem so unschuldig aufrichtigen Blick begleitet, daß Otto die Jungfrau zu beneiden begann, die offenbar so sehr blind war!

„Und wird Ihnen, Comtesse, die Zeit nicht lang, wenn Sie so ganz allein sind?"

„Nein. Den ganzen Tag über habe ich die Arbeit für's Haus, und wenn es ringsum still wird, dann weiß ich, daß es Abend ist; ich nehme mein Instrument und so sind wir zu Zweien. Es spricht mit mir, ich spreche mit ihm. Ich spreche ihm Gedichte, es gibt die Melodie hinzu und aus Beiden wird Eins. Das macht mir große Wonne."

Und dann, um sich in ihrem Vergnügen nicht stören zu lassen oder damit auch der Fremde die Wonne theile, griff sie in die Saiten der Zither und spielte ein Lied darauf, daß sie selbst ersonnen, und sang dazu in sanftem Mollton die Worte des tiefsinnigen Gedichts.

Otto schaute sich staunend die noch kinderhafte Erscheinung an, die Niemand hier behütete, als einzig die Sterne. Er hätte ihr bis in den Morgen hinein zuhören können!

Jedoch nahende Schritte unterbrachen den Genuß. Das Mädchen kannte die Schritte wohl, denn freudig sprang sie auf, und als ob sie sehen könne, als ob sie nicht blind wäre, lief sie mit sicherm Schritt dem Kommenden entgegen. Und diesen umhalsend, stotterte sie: „Mein Vater!"

Der Anlangende war ein noch junger, gleichfalls blonder Mann, den man eher für den Bruder, als für den Vater des Mädchens gehalten hätte. Er hatte schöne, regelmäßige Züge; nur seine Augen schielten etwas, wie eben bei allen männlichen Nachkommen der Familie Konday.

Er hatte ein langes, ledernes Futteral in den Händen. Gewiß ein Pistolenkästchen!

„Nun, jetzt geht es an mein Ende", dachte Otto bei sich. Er harrte an der Veranda des Nahenden und trat dann vor.

„Herr Graf, ich bin Ihr Nachbar, Otto Siebelmann. Ich wollte mit Ihnen zusammentreffen und brach in Ihren Park ein, auf die Gefahr hin, daß Sie mich etwa als Jäger erschießen."

„Ich? Schießen?" frug erstaunt Graf Tibury. „Mein Herr, in diesem Hause gibt es keine Schießwaffe!"

Das war mit offener, aufrichtiger Miene gesprochen. Der Graf reichte seinem Gast die Hand dar.

„Zur Wehr gegen Räuber dürfte wohl in so einsamer Wohnung eine Büchse nicht überflüssig sein!"

Graf Tibury zuckte mit den Achseln.

„In meinem Hause gibt es kein Geld. Ich sage das ohne alle Bitterkeit."

Diese Aeußerung gab Siebelmann die gewünschte Gelegenheit, um auf den Zweck seines Besuches hinüberzuleiten.

„Und ich besuche Sie doch in einer Geldangelegenheit", sagte er.

„Ich ahne es! Doch wir sprechen später davon. Zuvor nehmen Sie das Abendbrod mit uns."

Der Graf flüsterte seiner Tochter einige Worte in's Ohr, worauf diese sich entfernte.

Wieder dachte Otto bei sich: „Nun werde ich von dem Bilsenkrautwein trinken müssen!" und es lief ihm kalt über den Rücken.

Der Graf führte seinen Gast in die Stube und bat ihn Platz zu nehmen.

Es war ein einfach möblirtes Zimmer. Der Graf öffnete einen altväterischen Schrank und nahm aus dem mitgebrachten Futteral allerlei kleine Phiolen, die er in den Schrein ordnete, worauf er dessen Flügel schloß.

„Gestatten Sie, daß ich mir vorher die Hände spüle; ich halte mit allerlei Gift zu thun."

Otto horchte erschrocken auf: „Allerlei Gift?"

Doch diesmal sollte Siebelmann nicht lange in der bänglichen Erwartung bleiben, ob man ihm dies Gift zum Trinken reichen würde.

„Ich bin Homöopath", fügte der Graf hinzu. „Doch bitte ich Niemanden davon zu sagen. Denn wenn es die Behörde erfährt, so verbietet sie es mir. Ich habe ja kein Diplom!"

„Aber die Kranken, die Sie curiren, verrathen diese Sie nicht?"

„Das sind Bauern, also gute Bewahrer von Geheimnissen. Zudem curire ich meistens nur Kinderkrankheiten und Viehseuchen. Es sind dies die beiden schwersten Geißeln der Gegend. Im vorigen Jahr rettete ich in drei Dorfschaften die Kinder vom Scharlach. Es wird drei Jahre sein, daß ich die orientalische Rinderpest von hier abwendete. Doch — Sie kommen nicht deswegen zu mir. Es war irgend eine Geschäftsache, die Sie zu mir führte. Es ist eine Seltenheit, daß ein Mensch im ordentlichen Rock hier hereintritt. Ihnen bangte wohl, als Sie hierher kamen, nicht wahr?"

„Ich leugne es nicht. Ihre Abgeschlossenheit gibt zu vielen Gerüchten Anlaß. Ich komme in jener Angelegenheit zu ihnen, Herr Graf, in Betreff welcher mein Vater schon mit Ihnen korrespondirte — jedoch erfolglos. Ich sagte mir: Ei was! ich gehe selbst zu ihm hin, wir wollen miteinander sprechen. Ich liebe es, Aug' in Auge mit Jedem zu sein, mit dem ich eine Sache abzumachen habe. Ich wiederhole daher meinen Antrag. Könnte ich den ganzen Wald von dem Herrn Grafen erwerben, so gäbe ich 120,000 Gulden dafür. Wollen Sie ihn nicht verkaufen, dann bäte ich, einen Weg durch den Wald legen zu dürfen bis an die Eisenbahn, sechs Klafter breit. Für diese Abtretung mögen der Herr Graf einen Preis bestimmen, wie Ihnen ein solcher beliebt. Kein Preis wird mir zu hoch sein; denn ich bedarf des Weges für mein Geschäft."

„Mein junger Herr Nachbar!" erwiderte der Graf Tibury, indem er den Angeredeten einlud, ihm zur Seite Platz zu nehmen. „Sie waren aufrichtig gegen mich. Ich werde noch aufrichtiger gegen Sie sein. Die, welche Ihnen gerathen, nicht zu mir zu kommen, weil in mir ein toller Wüthrich hause, sagten Ihnen die Wahrheit. Er haust in mir. Ich bin es selber. Aber ich halte diesen Dämon mit erzenen Händen in mir nieder. Ich habe meine Ferse stets auf seinem Kopfe. Manchmal will er mich abwerfen, doch ich lasse es nicht zu, ich trete ihn hinab. Mich quält Durst nach Wein, jedoch außer Wasser ist niemals etwas Trinkbares auf meinem Tisch. Ich bin eine erbarmungslos beschlüchtige Natur, ich vergönne mir jedoch kein Gesinde, ich und meine Tochter richten Alles allein aus. Ich bin ein leidenschaftlicher Jäger, mein Wald, mein Park sind voll des prächtigsten Wildes und ich habe keine einzige Waffe im Hause, esse auch niemals Speise, an der Blut klebte. Ich sehe jeden Tag den verhängnißvollen Besitz, auf dem einst meine Ahnen schrankenlos herrschten, vertheilt unter die Bauern, von Einwanderern in Beschlag genommen, und ich besuche tagtäglich die Hütten der Dorfbewohner, der Ansiedler, um ihre kranken Kinder zu kuriren. Ich bin noch der Besitzer eines Urwaldes, für dessen Werth ich wieder ein großer Herr werden könnte, und ich dulde bei mir im Hause keinen Groschen, greife nicht nach Geld, das man mir aufdringt, und lebe arm genug, entbehre Vieles!"

Otto Siebelmann zuckte nun seinerseits die Achsel über all' Das, was ihm sicher als ein noch zurückgebliebenes Symptom von Narrheit erschien.

„Ich gestehe Ihnen noch mehr. Sie werden sehen, daß ich nichts hinzusetze, nichts verschweige, und Sie selbst müssen dann sagen: dies Besitzthum ist in der That nicht verkaufbar. Ich bin der letzte Nachkomme einer fluchbeladenen Familie. Das weiß Jedermann. Längst ist es Eigenthum der Volkssage, daß mein Geschlecht es ist, dessen Ahn einstmal Gott zum Zweikampfe herausrief! Er forderte ihn seines sterbenden Sohnes wegen heraus. Ein gräßlicher Gedanke; doch ihm liegt ein Vaterherz zu Grunde. Er büßte dafür. Der Sohn, als er erwachsen war, und um seine eigenen Kinder gegen die Hartherzigkeit ihres Großvaters zu schützen, erschoß seinen Vater. Ein noch entsetzlicherer Gedanke; doch auch diesem liegt ein Vaterherz zu Grunde. Sie köpften den Vatermörder und dann begruben sie ihn hier in diesem Walde. Sie vergruben ihn im Geheimen, ohne Wahrzeichen; nur die Rinde eines alten Baumes bewahrte seinen Namen auf einem silbernen Schildchen. Die Rinde wuchs über dieser Platte längst schon zusammen; Niemand weiß, wo mein zweitältester Ahne ruht. Und so könnte es kommen, daß der erste Baum, den Sie hier im Walde fällen ließen, an seinen Wurzeln den Todtenkopf hängen hätte, der mir zuriefe: „Ich mordete, ich starb, ich verfluchte mich Deinethalb und Du läßt mich nicht einmal in der Erde ruhen!" Lachen Sie mich nicht aus! Ich fürchte mich vor keinerlei Schreckensspuck, aber ich fürchte mich vor mir selber! Jenen Zweikampf, den mein Ahn gegen Gott begann, seine Nachkommen führen ihn noch fort! Es kam ein Schlag nach dem andern. Gott schlug sie mit eigenen Händen. Bereits in der Geburtsstunde fanden sie in ihrer Wiege das „Cartell" und mußten ihm Folge leisten. Nie zuvor ist in unserer Familie ein Mädchen geboren worden, stets waren es nur Männer. Ich bin der letzte meines Stammes. Doch der Zweikampf dauert noch fort. Jetzt bereits nur noch von der einen Seite. Denn ich wehre mich nicht, ich schlage nicht zurück. Ich ertrage mit Geduld, mit müden Armen mein Geschick, ich halte mein Haupt dem Streich entgegen. „Er" aber schlägt fort. Es wird vielleicht bald enden." — Mein Kind ist ein Mädchen. Gott wird nicht mit einem Mädchen weiter kämpfen. Und noch dazu mit einem blinden Mädchen!"

Siebelmann wendete sein Antlitz ab.

„Nun wissen Sie, weßhalb ich den Wald nicht verkaufe. Käme Geld in meine Hände, ich würde zum eben solchen Verschwender, die Menschen und Gott empörend, als die andern vor mir waren, ich würde den letzten Tausender verzetteln, wie sie die Millionen verzettelt haben, und meine Tochter würde zur Bettlerin — zur blinden Bettlerin! Nun wissen Sie, mein Herr, daß man von mir aus diesem Walde nicht einen Strauch kaufen kann, nicht ein Vogelnest, am wenigsten ein faustgroßes Stück Boden!"

Siebelmann war besiegt.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Erinnerung an den Genremaler Heinrich Marr*).

München. In den ehedem vielgerühmten, nun aber längst verschollenen „Aquarellen aus dem Leben", welche auch sonst trefflichen Stoff für die frühere Zeitgeschichte enthalten, hat uns Aug. Lewald das hübsche Bild eines niederdeutschen Gastwirths aus dem zweiten Decennium dieses Säculums gezeichnet. Das war Hr. Marr, Eigenthümer des nicht absonderlich illustren Speisehauses „Zum König von England" in Hamburg; ein Mann vom alten ausgestorbenen Schlage, der einem das Reisen noch nicht sauer machte, sondern überall selbst die Hand anlegte, wenn Gäste kamen, und ihnen zu Ehren jedesmal die Küchenschürze umband, um ein Mock-Turtle oder ein Beefsteak selbst zu bereiten. Leute, die er mehr als einmal gesehen hatte und die ihm gefielen, redete er gern, wenn sie's ihm erlaubten, mit dem traulichen Du an. Und dann blieb er auch gewöhnlich nicht lange mehr mit seiner Lieblingsmarotte im Hinterhalt: ihnen eines seiner — Stücke vorzulesen!

Der Mann, der mit dem Wein trefflich zu hantiren wußte, der den ganzen Tag zapfte, Speisen bereitete, Rechnungen schrieb, hin- und herlief um einzukaufen und alles zu schaffen, der oft bis nach Mitternacht von Gästen umlagert wurde und selbstthätig als Wirth und Mitgast in doppelter Eigenschaft bei ihren Gelagen wirkte: diese Perle einer mustergültigen Wirthschaft zündete, wenn alles ringsumher sich der Ruhe überließ, seine Studierlampe an, legte sein Papier zurecht, schnitt seine Feder und schrieb mit der dicken zitternden Hand, mit seiner Wirthsfractur Dramen, rührende, zärtliche, ergötzliche, erschütternde Stücke, die von den Schauspielern des sog. „zweiten Theaters" unter dem Beifall der Menge aufgeführt wurden. Hier, in dem Tivoli der Vorstadt St. Georg, wo bei hellem Tage gespielt wurde, sahen die lieben Hamburger bei einer Tasse Thee und beim Grog, rauchten und ließen sich Komödie vorspielen; der Eifer der Zuschauer ging so weit, daß bei dem größten Regenwetter die Schirme aufge-

*) Aus der allg. Ztg.

spannt wurden, vom Platze wich Niemand*). Sein bestes Stück, „Der Schlachtergesell auf Reisen“, mag wohl einiges aus seinem eigenen Leben zur Anschauung gebracht haben, denn Marr war ursprünglich ein Metzgergesell aus Niedersachsen, der sich zu Hamburg als Meister seines Gewerks und speisebereitender Gastgeber etablirt hatte.

Das waren des Mannes glücklichste Stunden, die ihn in seinen alten Tagen noch wunderbar erfrischten. Er war kein außerordentlicher Geist, hatte keine eigentliche Bildung, war kaum im Stande, in seiner Muttersprache sich bequem auszudrücken, und doch wußte er eine Fabel zu erfinden und sie dramatisch zu gestalten.

Aus dieser Familie, die außerdem durch einen zweiten Bühnendichter und einen Schauspieler berühmt geworden, stammte unser Maler Joseph Heinrich Ludwig Marr, welcher 1808 oder 1809 zu Hamburg geboren wurde — ein neuer Beweis für Levin Schücking's geistvolle Conjekturen, wie die Fähigkeiten in einer Familie sich entwickeln, springen und, um ein architektonisches Gleichniß zu gebrauchen, sich verschneiden. Es ist ungewiß, aber ziemlich gleichgültig, ob unser Heinrich Marr, wie er sich des kurzern Hausbedarfs wegen nannte, der Sohn oder vielmehr der Neffe des nachmaligen „König von England“ gewesen sei. Die Väter waren eben Brüder und von einerlei Hantirung. Jedenfalls aber war es die hier eingeathmete Luft, die sein Genre bedingte, dem er Zeitlebens treu blieb. Ueber die Tradition seines Hauses ging er nicht hinaus; der hochmüthige Dünkel der Historienmaler verführte ihn nie; er verstieg sich nie in die transcendentalen Höhen artistischer Speculation, seine „Ideen“, wie man angekränkelt von der Terminologie der frühern Philosophenschule und mit poetischer Licenz die malerischen „Vorwürfe“ nannte, blieben alltägliche „Stoffe“, die er am liebsten im altbayerischen oder Tiroler Dialekt reden ließ. Die Hauptpersonen, unter denen sich sein Pinsel am sichersten amüsirte, waren Viehhändler und Schlächter, Kornwucherer und Hochzeitlader; eine anständige Wirthshausprügelei gelang ihm mit echtem Niederländer Humor; Pferdehändler, Fuhrknechte, Postillone, bettelnde Mönche und Karrenführer blieben seine beste Gesellschaft auf der Leinwand, auf welche er auch das Alpenleben mit seinen Freuden hinzauberte, aber nur selten und beinahe ausnahmsweise an die Küsten seiner nordischen Heimath und an Italiens sonnige Rebengelände sich herabwagte. Seine besten Bilder sind echte Wirthshaus-Dorfgeschichten, Bambocciaden ersten Ranges, die selbst dem Erfinder dieses Genre's, dem buckeligen Peter van Laar, zur Ehre gereichten.

(Schluß folgt.)

Eine glückliche Fabrikstadt in Holland**).

Die Stadt Tilburg in Holland zählt etwa 12,000 Fabrikarbeiter, eine Menge von Handwerkern, Winkeliers, Garten- und Ackerbautreibenden und als ein noch ziemlich fremdes Arbeiter-Element etwa 600 Personen, die in der hier placirten Central-Werkstätte des Eisenbahnbaues beschäftigt sind. Es ist ein rasch aufblühender Ort mit stets sich mehrenden Fabriken, neuen Straßen und Häusern, ungemeiner Betriebsamkeit und was am meisten sagen will, seltener Ruhe, Zufriedenheit und Sittlichkeit unter der zahlreichen Arbeiterklasse, die in diesen Eigenschaften jedoch nur ein Abbild ihrer Herren und Meister, der Fabrikanten, Kaufleute und Gewerbetreibenden ist. Diese aber wirken vereint mit einem seeleneifrigen Klerus dahin, den christlichen Glauben mit den aus demselben erblühenden sittlichen Tugenden unter ihren Leuten zu erhalten und zu fördern. Sie finden daher hier die größte Anhänglichkeit an die von den Vätern ererbte katholische Religion, einen überaus fleißigen Kirchenbesuch von Seiten der Arbeiter, vor, und wenn dazu Gelegenheit ist, auch nach den langen Arbeitsstunden, nicht minder jedoch auch von Seiten der Vornehmeren, ferner die fleißigste Benützung der kirchlichen Gnadenmittel, große Opferwilligkeit für religiöse und wohlthätige Zwecke, Ordnung und Reinlichkeit in den meist nach einem und demselben Style gebauten Wohnungen, die sich überall in der Stadt zwischen den Häusern der Vornehmeren zerstreut befinden, Sparsamkeit und Genügsamkeit bei dem eben nicht hohen Taglohn von 7—8 Cents per Arbeitsstunde und endlich eine Moralität in puncto puncti, die kaum allgemeiner sein kann; denn es ist etwas Aufsehen Erregendes, wenn einmal eine uneheliche Geburt vorkommt. Auch der in Holland überall so beliebte, jedoch reine und darum minder nachtheilige „Jenever“ (Kornbranntwein) wird hier weit mäßiger genossen, als anderswo, kostet jedoch auch ein Gläschen 5 Cents; von Kartoffel-Fusel kann hier bei der hohen Steuer keine Rede sein. (1 Faß kostet z. B. fertig an sich 35 Gulden, steigt aber mit der Steuer auf den bedeutenden Preis von 148—150 Gulden.)

Die eben genannten erfreulichen Erscheinungen unter den Arbeitern verdankt Tilburg besonders einem Vereine, der ihnen für das Leben ihres Standes das schönste Musterbild aufstellt: es ist ist dies der „Verein von der heil. Familie“. Er versammelt seine Mitglieder an Sonn- und Festtagen nach dem allgemeinen Gottesdienste in der Kirche, ein Geistlicher hält ihnen in populärer Sprache die für ihren Stand passendsten religiösen Vorträge, es werden geistliche Lieder gesungen und gemeinschaftlich gebetet; es wird der Kranken im Gebete und durch Unterstützungen gedacht, die Verstorbenen werden von den Mitgliedern anständig beerdigt, nachdem für selbe auf Veranlassung des Vereines das heil. Opfer dargebracht ist, und alle Mitglieder bestreben sich, sowohl zu Hause als bei der Fabrikarbeit, in Allem das Bild der heil. Familie in ihrem Thun und Lassen auszuprägen. Daher hört man am Abende in den Familienkreisen, sowie über Tag in den Fabriken und Werkstätten während der Arbeit häufig den Rosenkranz beten, ein Lied singen und dagegen — kein unanständiges Gespräch, keine Zoten; — Kinder werden nur dann zur Arbeit angenommen, wenn sie zu ersten heil. Kommunion gewesen und den nöthigen Unterricht genossen haben; auch Unterstützungen werden nur verabreicht, wenn die Eltern nach allen Richtungen hin ihre Verpflichtungen gegen die Kinder erfüllen; diese unterstehen übrigens bis zum 15. Lebensjahre der Kontrole durch die Geistlichkeit, wie die Kinder unter dem 12. Jahre. Unter den Arbeitern haben sich auch noch als nicht zu übersehendes christlich bildendes Element Spuren der ehemaligen Gilden erhalten. Der Tag des Schutzheiligen einer jeden wird von der ganzen Zunft Morgens durch einen feierlichen Gottesdienst gefeiert; alle Mitglieder mit ihren Frauen erscheinen im Sonntagsstaate, gearbeitet wird an diesem Tage nicht, man hält von Seiten der Männer Zusammenkünfte, bespricht die Interessen des Standes und geht mit den Familien Nachmittags zu einem von der Gilde dafür gemietheten, entsprechend dekorirten Lokale, läßt sich bei Speise und Trank und Musik wohl sein, und macht bis zum Dunkelwerden auch ein Tänzchen; Abends bei Licht wird hier überhaupt nicht getanzt und keine Person des anderen Geschlechts in einem Vergnügungslokal gefunden, nicht einmal bei einem Concert. — Den Unterricht von etwa 2300 Kindern der Arbeiterklasse besorgen Brüder und Schwestern der christlichen Liebe unentgeltlich in großartigen Schulgebäuden, die aus freiwilligen Beiträgen errichtet und unterhalten werden. Der Vinzenzverein sorgt für den Besuch und die Unterstützung der Hausarmen, und das von „zustirs der liefde“ verwaltete ansehnliche „gasthuis“ nimmt die Kranken unentgeltlich auf. Viele, ja die meisten dieser christlichen Veranstaltungen zum leiblichen und geistlichen Wohle der Arbeiter verdankt Tilburg dem unermüdlichen Eifer und der Umsicht des hochwürd. Herrn Erzbischofs, Mons. v. Zwysen, Bischofs von Hertogenbosch, der in früheren Jahren hierselbst Pfarrer war und jetzt dafür Sorge trägt, aus dem Klerus seiner Diözese die geeignetsten Personen für die Pastorirung eines so wichtigen Theiles seiner Heerde zu wählen. So lange in seinem Geiste und in wohlverstandener Eintracht der Fabrikherren mit dem Klerus einerseits und den Arbeitern andererseits das christlich-sociale Leben hier geleitet wird, mag der falsche Liberalismus über Priesterzwang, Verdummung und Kopfhängerei schimpfen; allein dem materiellen und sittlichen Wohlergehen der Tilburger Bevölkerung wird er nichts anhaben können und mit dem Schrecken eines verderbten, theils „gebildeten“, theils rohen, immer aber gefährlichen Proletariats werden wir auch ferner verschont bleiben.

---

*) Vergl. Ludw. Wollrabe's Chronologie sämmtlicher Hamburger Bühnen. Hamburg 1847. S. 185.

**) Aus den christlich-sozialen Blättern.

Von Dante's „Göttlicher Komödie" erscheint gegenwärtig bei Teubner in Leipzig eine zweite Auflage in der trefflichen Uebersetzung des Königs Johann von Sachsen, der unter dem Namen Philalethes als einer der besten und tüchtigsten Kenner jenes großen Dichters bekannt ist. Ueber die Bedeutung der Uebersetzung des Königs von Sachsen schreibt eine berufene Feder, Geh. Rath v. Witte in Halle, der Leipziger Zeitung 1866, Nr. 1: „Im Jahre 1828 veröffentlichte ein Fürst, dem schon, als er dem Throne der Nächste war, im vollsten und schönsten Sinne der Name eines „gelehrten und weisen Prinzen" gebührte, in demselben schönen Sachsenlande, dessen Krone ihm vorbehalten war, die ersten zehn Gesänge des unsterblichen Gedichtes in metrischer Uebersetzung, als Erstlingsfrucht seiner dem großen Florentiner zugewandten Studien. Unermüdet wurde die Arbeit 20 Jahre lang fortgeführt, und die Vorrede zum dritten, sie abschließenden Bande datirt aus den Tagen, in welchen die sturmbewegten Wellen des Jahres 1848 am höchsten gingen. Begeisterte Liebe zu dem erhabenen christlichen Dichter, tiefsinnige Forschung und seltene Fülle des Wissens hatten bei rastlosem Fleiße ein Werk vollendet, durch welches das Verständniß der Divina Commedia in einem Maße erschlossen ward, wie zuvor niemals und nirgends, namentlich auch nicht in der Heimath des Dichters, obwohl während mehr denn fünfhundert Jahren dort zahllose Erklärer aufeinander gefolgt waren. Wer seitdem in den tieferen Sinn der Göttlichen Komödie eindringen will, ist mit Nothwendigkeit vor andern an diese Arbeit gewiesen, wie dies nicht nur von allen deutschen Danteforschern anerkannt und bethätigt ist, sondern wie auch die Ausländer den hier gebotenen Reichthum in immer weiterem Umfang zu verwerthen lernen. .... Die Treue der Uebersetzung läßt auch von den feinsten Nuancen des Originals nicht Eine vermissen; keine der Schwierigkeiten ist umgegangen, keine der unzähligen Streitfragen über den Sinn einzelner Stellen unbeachtet geblieben. Es ist, als ob der Leser auf eine Photographie der Divina Commedia blickte. Dennoch hat dies genaue Anschließen an den Urtext durchaus nichts Aengstliches, die Sprache bewegt sich frei und wer selbst gar manches Mal im Falle war, für diese oder jene Wendung des Dichters den angemessenen Ausdruck zu suchen, weiß am besten, wie oft ihm beim ersten Blicke klar ward, daß eben nur Philalethes das treffende Wort gefunden habe. Es sei gestattet, hier auf das Urtheil eines der gründlichsten Danteforscher, des Professor Wegele in Würzburg, Bezug zu nehmen. In der Vorrede zur eben erschienenen zweiten Ausgabe seines Lebens des Dichters sagt er, nachdem er einiger Uebersetzungen neuerer Zeit gedacht hat: „Nach meinem Urtheil und Geschmack ist die Philalethes' — schon der meisterhaften Behandlung der Sprache wegen — unbedingt allen anderen vorzuziehen."

Die zweite starke Auflage dieser Uebersetzung (Prachtausgabe à 8 Thlr. 10 Ngr), welche 1866 erschien, fand einen so reichen Absatz, daß sich der Verleger schon im Jahre 1868 veranlaßt sah, von dem hohen königlichen Herausgeber sich die Erlaubniß zur Veranstaltung einer wohlfeilen Volksausgabe zu erbitten, welche in 2500 Exemplaren gedruckt wurde und schon jetzt so vollständig vergriffen ist, daß ein neuer Abdruck (die 4. Auflage) nöthig wurde, welche in gleicher Anzahl wie die vorige soeben die Presse verlassen hat. Trotz der eleganten Ausstattung ist der Preis dieser neuen Ausgabe so gering, daß sie Jedermann zugänglich ist; für Freunde von Prachtausgaben ist jedoch auch noch eine geringe Zahl von Exemplaren der 1866 erschienenen berichtigten Auflage vorhanden, deren Inhalt mit dem der neuesten Abdrücke genau übereinstimmt. Der Preis des ganzen Werkes beträgt 3 Thlr., eleg. gebunden mit Goldschnitt 3 Thlr. 25 Sgr.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Plazer.

Telegraphischer Schiffsbericht, 3737
mitgetheilt von
F. J. Bothof, Mainz u. Aschaffenburg.

Das Hamburger Postdampfschiff **Westphalia** Capt. Schwensen, von der Linie der **Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft**, welches von Newyork am 24 Okt. abging, ist nach einer schnellen glücklichen Reise von .0 Tagen 20 Stunden wohlbehalten in Plymouth angelangt, und hat, nachdem es daselbst die für England bestimmten Passagiere und Posten gelandet, unverzüglich die Reise via Cherbourg nach Hamburg fortgesetzt.

Dasselbe bringt 152 Passagiere, 1250 Tons Ladung, 34366 Dollars Contanten und 99 Brief-Säcke.

Das Hamburger Postdampfschiff **Hammonia** Capt. Meyer von der Linie der **Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft**, trat am 4 Nov. wiederum eine Reise via Havre nach New-Orleans an und hatte außer einer starken Brief- und Packet-Post 300 Tons Ladung, 21 Passagiere in der Cajüte und 220 im Zwischendeck an Bord.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 11. Novbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2359	787	27	23	26	14	25	5	—	40	—	—
Korn	2143	516	16	53	16	20	15	46	—	13	—	—
Gerste	2500	2615	15	40	15	6	14	19	—	23	—	—
Haber	2261	777	9	27	8	44	8	3	—	27	—	—

Erdinger Schranne vom 9. November 1871.

	Waiz.	Korn.	Gerste	Haber
Voriger Rest	6	—	105	—
Neue Zufuhr	449	205	1619	379
Schrannenstand	455	205	1724	379
Heutiger Verkauf	447	205	1500	377
Rest	8	—	224	2

	Waiz. fl.	Waiz. kr.	Korn. fl.	Korn. kr.	Gerste fl.	Gerste kr.	Haber fl.	Haber kr.
Höchster Preis	25	34	16	56	15	2	8	6
Mittlerer „	24	51	16	12	14	20	7	42
Niedrigster „	23	56	15	37	13	30	7	7
Gefallen	2	52	—	—	—	29	—	17
Gestiegen	—	—	—	1	—	—	—	—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. | № 47 | Den 20. November: Korbinian.

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.

Von Maurus Jokai.

(Fortsetzung.)

„So erlaube der Herr Graf wenigstens mir persönlich, einen Fußweg — bis an dieses Haus hier!"

Der Graf reichte ihm die Hand.

„Wir werden Sie stets herzlich gern sehen."

Ein anmuthig rufender Ton unterbrach das Gespräch.

„Meine Tochter Cäcilie", lächelte der Vater mit wonnestrahlendem Auge.

Comtesse Cäcilie rief sie zum Abendtische. Es war auf der Veranda gedeckt. Ein Festmahl, zu dem man bei Ovid die auf Erden wandelnden Götter erharrte:

Honig, Brod, dicke Milch.

Jegliche Speise, an der jemals Blut geklebt, und jeglicher Trank, in dem Feuer schlummert, war von diesem Tische verbannt.

Vater und Tochter saßen nebeneinander auf einer schmalen Bank mit Rückenlehne. Otto sah, wie sehr sie sich liebten, wie glücklich eines durch das Andere sei. Er beneidete sie.

Cäcilie ließ kindlich schmeichelnd die feinen Finger über ihres Vaters Antlitz gleiten.

„Ich sehe hier innen in mir. Ich sehe Dich so gut, daß es mir wohl gelänge, Deine Büste zu modelliren, wenn ich Wachs hätte."

„Nun, Comtesse, ich will Ihnen solches Wachs, wie man es zum Bossiren zu benutzen pflegt, bringen" sagte Otto.

„Schönsten Dank!"

Der Abendtisch war zu Ende, es war spät geworden. Der Gast nahm Abschied und bereitete sich zum Gehen. Als der Graf erfuhr, daß Siebelmann sein Pferd am fernsten Ende des Waldes zurückgelassen hätte, bot er sich selbst zum Führer an. Nachts konnte man sich leicht in den Irrgängen verlaufen.

Doch kaum hatten sie sich dem Parkende zugewandt, als ein kleines Bauernmädchen ihnen verzweifelnd nacheilte und schweren Athems den Grafen bat, er möge ihm irgend eine Medizin für sein Brüderchen geben, das am Ersticken sei.

Otto tröstete den Grafen, er möge nur zurückgehen, er selber dürfte den Weg, auf dem er hierher gekommen, nun auch wieder leicht zurückfinden. Er erinnere sich, es komme ein Bächlein, dann eine Brücke und von da ab lasse sich nicht mehr irre gehen.

Damit wünschten sie einander gute Nacht; der Graf ging nach seinem Hause zurück; Otto in den Wald hinein.

Aber dort, mitten unter den Bäumen, machte er doch die Erfahrung, daß der Mensch um Mitternacht sich nicht so gut orientiren könne, wie bei Tage. Er ward gewahr, daß er sich in dem Waldlabyrinth derartig verirrt habe, um zuletzt gar nicht mehr zu wissen, wohin es nach vorwärts gehe. Schließlich gelangte er an den Bach. Er brauchte jetzt nur noch die Brücke zu finden. Aber die Brücke kam nicht. Der Bach floß noch immer dahin. Otto dachte, daß es noch das Klügste sei, dem Laufe des Baches zu folgen. Aber trotzdem kam die Brücke nicht, und der Bach hörte nicht auf zu fließen. Dann plötzlich wurden die Bäume seltener. Otto betrat eine Lichtung, und da erst sah er, daß er zu jenem Haus zurückgelangt war, von dem er Abschied genommen.

Die Situation war lächerlich. Nun hineinzugehen, gestehen zu müssen, daß er nach halbstündiger Wanderung wieder dahingekommen sei, von wo er ausgegangen! Im Hause wird man sich überdies vielleicht schon zur Ruhe begeben haben. Trotzdem ging er näher. Er hatte keine andere Wahl.

Gelehnt an eine Säule der Veranda stand, von einem Nachtglanze überstrahlt, die feenhafte Tochter des Hauses — bewegungslos. Mit gesenkten Augen. Sie schoute ja jetzt ihn ihre eigene Welt! Wie bedauerlich durch eine Anrede sie daraus zu verscheuchen!

„Verzeihung Comtesse!"

„Ah, Sie sind es wieder!" Sie kannte bereits den Ton seiner Stimme.

„Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß ich mich nicht aus dem Walde zu finden weiß. Ich kehrte, gegen meine Absicht, zurück und jetzt bin ich gezwungen, des Grafen Güte in Anspruch zu nehmen, daß er mich wenigstens bis zum Bache geleite."

„Mein Vater ist nicht daheim", sagte das Fräulein, „er ist zu dem kleinen kranken Kinde gegangen und das Dorf liegt weit von hier ab. Ich aber werde Sie bis an jenen Scheideweg führen."

„Sie, Comtesse?" frug betroffen der Jüngling.

„O wohl, ich kenne ja jeden Pfad und Gang unseres Waldes so gut; ich kenne jeden einzelnen Baum."

„Aber in so später Nacht!"

„Welch' ein Unterschied ist es für mich, ob es Nacht oder Tag sein mag? Folgen Sie mir nur, ich will Sie geleiten."

Damit wand sie sich einen schmalen weißen gestrickten Shawl um, eilte von der Veranda herab und ging dem Waldwege zu. Otto folgte ihr.

Das Mädchen schwebte vor ihm mit so sicherer Ortskenntniß, so feenhaft leichten elastischen Schrittes dahin, als sähe sie durch das Dunkel hindurch; alle die Stellen, an denen man vorbei mußte, nannte sie im Voraus.

„Hier ist ein Jasminstrauch, welcher dies Jahr schon zum zweiten Male blüht; dort kommt der hohle Baum, in dem eine ganze Familie von Hauswieseln wohnt; sie erkennen mich sofort, wenn ich hier des Weges gehe; hören Sie sie fein pfeifen? Hier schlug eine große Linde die Wurzeln quer über den Weg; achten Sie gut, daß Sie nicht darüber stolpern!"

„Aber fürchten Sie sich nicht?"

„Vor was?"

Otto staunte dies holde Wesen an, das nicht wußte, was es heißt, sich Nachts zu fürchten, im einsamen Walde, allein mit einem Manne!

„Hier nun kommt das Brücklein. Gott mit Ihnen! Von hier finden Sie sich schon weiter, bis an die Pfähle der Umzäunung."

„Aber wie werden Sie zurückgelangen von hier durch den dunklen Wald allein?"

„Für mich ist der Wald stets gleichmäßig hell, und allein bin ich immer."

„Doch mir bangt um Sie, daß Ihnen irgend ein Leid zustoßen könnte, bevor Sie das Haus erreichen."

„Nun wohl, dann will ich irgend ein Lied singen bis ich an unser Haus komme, und Sie bleiben hier an der Brücke, so lange Sie das Lied hören. Wollen Sie?"

Otto war durch den Vorschlag ganz bezaubert. So ging denn das Mädchen zurück in den dunkeln Wald, ein Lied voll Gefühl singend. Otto an das Brückengeländer gelehnt horchte, und sah ihr nach, wie die Willigestalt im Walde verschwand. Der Sang tönte noch lange fort und endete mit einem fröhlichen kinderhaften Auflachen. Dies Gelächter war das Zeichen, daß die Sängerin das Haus erreicht hatte.

(Schluß folgt.)

Zur Erinnerung an den Genremaler Heinrich Marr.

(Schluß.)

Wie sein angebornes Ingenium sich zeigte, ist nicht bekannt, wohl aber, daß es bald hervorleuchtete; also kam der Knabe zu dem alten Professor Christoph Suhr († 1842), der Porträte, Kosmoramen und komische Genrebilder malte, und dann zum Landschafter Rosenberg nach Altona, von wo aus Marr zur weitern Ausbildung nach Kopenhagen ging. Aber schon 1825 (wenn uns überhaupt die frühe Jahrzahl nicht trügt) kam er nach München, wo er zwar die Akademie besuchte, aber das Studium des durch Wagenbauer, Peter Heß, E. Neureuther, Heinrich Bürkel und Jos. Petzl neuentdeckten Volkslebens betrieb. So zog er denn durch die Berge und sammelte die Studien zu seinen von köstlichem Humor belebten Bildern, wetteiferte mit Sennen und Almerinnen im hellstimmigen Jodler und Schelmensang, und verbreitete die edlere Gesittung einer feineren Kochkunst — ein Thema, in welchem er seinem väterlichen Namen Ehre machte, so daß heutzutage noch Fritz Lentner's „Chronika der vielgelobten Malerherbergen auf Frauen-Chiemsee" mit dankerfülltem Gemüthe jenes Jahrs (1835) gedenkt, wo ein „Hamburger Ritter" die schätzbare Erfindung der Beefsteaks „von den Engelländern anhero gebracht und die wild Köchinnen darin unterrichtet". Als dann in der Folge zwei der schönen „Meerfräulein, so schon bei Entdeckung der Insul lieblich in die Augen gefallen," mit Meister Ruben und Max Haushofer Hochzeit hielten und mit ihren Männern „weit in die Welt fuhren," zog Marr einsam weiter nach Brannenburg, wo er gern in Sommerfrische lag; von da pilgerte er gelegentlich einmal nach dem gepriesenen Italia hinab,

„Lernte man ein Kunstwerk kennen,
Manchen schlechten Vetturino,
Und manch' südlich heißen Flohstich.
Doch des Lotos süße Kernfrucht,
Die der Heimath Angedenken
Und der Rückkehr Sehnsucht austilgt,"

fand er ebenso wenig wie unser Freund der „Trompeter von Säkkingen" auf den wälschen Pfaden. Marr ging an die Isarstadt zurück, wo er sich so heimisch fühlte, daß er von da nur einmal nach Hamburg verlangte, von wo er nach Helgoland überfuhr, um alsbald nach München, und zwar, mit Albrecht Dürer zu reden, „wie ein Gentilom" zurückzukehren.

Im Jahre 1831 war Marr unseres Wissens zuerst im Münchener Kunstverein erschienen, und zwar mit einer betenden Sennerin, welche an den Ruinen ihrer eben erst abgebrannten Sennhütte, von ihrer Heerde umgeben sitzt. Von da an blieb er volle 40 Jahre dieser Anstalt getreu, nahm es wohl vorübergehend übel wenn der erbarmungslose „Ausschuß" oder das hartherzige „Schiedsgericht" eine schwächere Arbeit durchfallen ließen, trachtete aber weislich dieser Krondomäne seiner Kunst sich nicht zu entfremden. Hier stellte er die neuesten Erzeugnisse seines launigen Pinsels immer zuerst aus. So kam, um nur einzelnes in Erinnerung zu bringen, der mit seinen Pferden bei stürmischem Wetter zurückreitende Postillon (1832); ein Bauer mit Pferden (1833); ein junger Bursche führt zwei Mönche auf einem Karren am Ufer des Garda-Sees (1834); dazu der erste große „Viehmarkt;" 1835: eine italische Weinschenke (Copie nach Peter Heß) und ein Tiroler Pferdehändler; 1836 die „verunglückte Schlittenfahrt im Walde:" ein dummer Junge als Fuhrmann hat den mit einem Bauern, einer drallen Bäuerin und einem dicken geistlichen Herrn beladenen Schlitten ganz kunstlos von der Straße herab in einen Graben gestürzt (vgl. Kunstblatt 1837, Nr. 37). Das Jahr 1837 brachte u. a. eine „Kirchweihe bei Lenggries," den Morgen auf der Alpe und die Arena in Verona; 1838 kam eine Heuernte bei Sturm und die „schwergeladene" Rückkehr vom Jahrmarkt. Jedes Jahr brachte ein wohlgezähltes Halbdutzend neuer Bilder, ungerechnet die zahllosen Dinge, welche nach allen Gegenden der Windrose hinausflogen, und willige Freunde und gute Aufnahme fanden. Vieles davon wurde durch die Lithographien Hohe's und anderer weit verbreitet und im eigentlichen Sinne so populär, daß Krugdeckel- und Pfeifenkopfstücke daraus wurden; einen terminirenden Mönch erwarb König Ludwig I. für die Pinakothek (1843).

Dasselbe Motiv kehrte übrigens auch in Düsseldorf wieder, ebenso jene Wirthshausprügelei, welche zwar keinen der Streitenden zeigt, sondern sich nur durch einen, sein Ziel verfehlenden, durch das Fenster fliegenden Krug kund gibt. Ist es ja doch nach Goethe's vollgewichtiger Erfahrung von jeher das Vorrecht der Geister gewesen, daß sie von den entlegensten Punkten gleichzeitig Zeugniß geben für eine große Thatsache. Ganz originell war die damals wirklich epochemachende „Heimkehr von der Hesseloher Kirchweihe," welche herkömmlicher Weise jedesmal am Pfingstmontage die Münchener mit einem anständigen Gewitter heimzuleuchten pflegte. Das Bild, welches lange Zeit durch seinen lustigen Humor ordentlich Furore machte, wurde damals (1844) mit 330 fl. bezahlt — ein Spottpreis, welchem nach dem heutigen Stand der Dinge wohl eine weitere Null angehängt werden müßte. In genialer Weise kamen dann die Illustrationen zu Kobells Gedichten in oberbayerischer Mundart: „das Liedl" und „das schlafende Diendl;" auch eine Affenkomödie (1845), die plaudernden Mädchen am Brunnen, die scheugewordenen Rosse und die Erinnerungen an Helgoland (1846), Fischer Scenen und Kindtaufen, die Heimkehr von der Kirchweih und der „Morgen" darauf. Wer vermag die Sächelchen alle aufzuzählen? Seine Zeichnung erreichte freilich nie die Feinheit eines Peter Heß oder Heinrich Bürkel, dagegen hatte er mit ihnen, wie E. Förster*) rühmend erwähnt, den leichten malerischen Vortrag gemein. Dafür fehlte ihm der seinen Lehrmeistern in hohem Grad eigene finanzielle Sinn gänzlich. Marr war ein Krösus an Bildern, sein Fleiß sendete sie auf allen Eisenbahnen in die Lande, und mit den Dampfern auch über das Meer, keine Exposition des In- und Auslandes blieb unbeschickt, kein Kunstverein wurde übersehen; dessenungeachtet floß das Budget der einzelnen Finanzperioden ineinander, und der Künstler zehrte nicht selten im Voraus von den keimenden Früchten seines Fleißes. Somit verfolgte ihn auch jener Dämon, daß er lieb- und handsam gewordene Stoffe wiederholte, daß er sich selbst zu kopiren begann, daß er flüchtiger und flauer malte, und überhaupt länger und mehr arbeitete als es gut war. So erlosch, in der Weise wie die lieblos ausgeführten und noch weniger durchgeführten Bilder zunahmen, die Neigung des Publikums für seine Arbeiten, welche vor der neuaufkeimenden Realistik der neueren Schule von selbst in den Hintergrund traten, und eine unlösbare Verstimmung des sich nun doppelt verletzt fühlenden Künstlers begründeten. Zwar half ihm sein Witz und leichter Sinn bald wieder hinweg, er raffte sich zu neuen Anstrengungen empor, er dachte daran mit dem undankbaren Genre ganz zu brechen und völlig zur Landschafterei überzugehen — da warf ihn die heillose Krankheit der Wassersucht auf das Lager, von welchem er am 28. Oktober durch den Tod erlöst wurde. Seine Bekannten hatten in rührender Weise Anstalt getroffen, daß die Sorge seinem Krankenbett ferne blieb; so behielt er in den lichten Intervallen seinen Witz und Humor, welcher selbst in den Delirien noch mit breiter echt breughelhafter Phantastik spielte. Ein zahlreiches Geleite von Kunstgenossen und Bekannten stand an seinem Grabe, Freunde im eigentlichen Sinn hatte er keine, auch keine Frau und kein eigenes Heim.

Seine Blüthezeit fiel in die dreißiger und vierziger Jahre, und wird ihm immerdar einen ehrenhaften Namen im Bereich der Kunstgeschichte sichern.

Bernhard Wörner und seine Schriften.

* Landshut, im Nov. 1871.

G. Brugier schreibt in seiner trefflichen „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (Freiburg bei Herder, 1871, 3. Auflage) Seite 582: „Zwei gute Novellendichter fanden rasch eine größere Leserzahl: der in Berlin geborene, in München als Professor angestellte Paul Heyse, welcher bereits sechs Novellensammlungen, außerdem „Urica" (eine Geschichte aus der französischen Revolutionszeit), „die Brüder" (eine chinesische Erzählung) und „die heil. Thekla" (ein Legendenepos in Hexametern) erscheinen ließ; und Bernhard Wörner, königl. Official in Bamberg, von dem zwei Novellensammlungen („Lust und Leid" und „Amt und Welt" betitelt) erschienen. Heyse ist viel feiner als Wörner, „seine Novellen sind Schöpfungen höherer Art, welche der Genius eines Dichters reich erfaßt und

*) Gesch. der deutschen Kunst. V A. S. 197.

entworfen, die Meisterhand eines Künstlers mühsam und sorgfältig ausgeführt hat" (Hagemann). Aber Wörner ist in religiös-sittlicher Beziehung viel korrekter. Heyse's sittliche Grundsätze harmoniren nicht immer mit den christlichen. Und so bieten denn also Wörner's Novellen, wenn auch keinen so feinen, so doch gesünderen Genuß, als jene Heyse's."

* * *

„Wörner ist in religiös sittlicher Beziehung viel korrekter", mit diesen eben angeführten Worten G. Brugier's ist der eigentliche Werth der Wörner'schen Schriften — Erzählungen ausgesprochen. Wir haben so eben seine Erzählungen „Fernes Leuchten", die in zweiter Auflage (zugleich als 2. Band von „Amt und Welt") bei Fr. Pustet in Regensburg erschienen sind, gelesen und finden: Gerade der sittliche Hauch und die edle Gesinnung, die diese Erzählungen durchziehen, lassen sie wie „Fernes Leuchten" auf den Leser wirken. Sprache und Tendenz sind von sittlichem Geiste getragen. Die Lektüre der Novellen Wörner's erwärmt und erhellt. Das Herz schlägt reiner und edler. Wir möchten jeden einigermaßen empfänglichen Menschen sehen, der sich, wenn er eine Wörner'sche Erzählung gelesen, nicht gehoben, nicht sittlich angeregt fühlte. Anfangs wollen seine Erzählungen fast gar zu einfach erscheinen, zu wenig poetisch. Sie beginnen mit einer Schilderung aus dem Alltagsleben. Aber man geräth, man weiß nicht wie, in Spannung, kann nicht mehr aufhören bis zu Ende und schließlich ist die Brust mit edler, poetischer Wärme erfüllt. Es ist klarer, heller, goldener Wein in ein'achstem silberglänzenden Becher, den man getrunken. Eigenthümlich, B. Wörner sucht das wirkliche Leben um ihn zu schildern. Zeitgeschichtliche Lebensbilder, das Dienst- und Berufsleben bis in die untersten Schichten der Bedienstung und der Arbeit will er fassen, — das klingt nüchtern und prosaisch. Aber der sittliche Gedanke und Sinn, der wie ein rother Faden durch die Erzählung sich zieht und bis ins Kleinste die Darstellung und selbst den Styl durchdringt, macht die einfache, nüchterne Geschichte doch interessant. Man sieht wohl, der Verfasser lebt in der neuesten Zeit ganz und gar; während er in seinen Mußestunden schreibt, mag die Lokomotive draußen pfeifen und der Weltverkehr vorüberpusten, aber um seine Feder webt die Wärme eines edlen sittlichen Herzens. Darum begrüßen wir B. Wörner's Schriften freudig. In der gedachten Beziehung erinnern sie an Hendrik Consciences Erzählungen, die außerdem freilich noch den poetischen Zauber meist vergangener Zeit erglänzen lassen und mit aller epischen Behaglichkeit und Meisterschaft gegeben sind. Wie das so süß erzählt! Man glaubt am flämischen Kaminfeuer zu sitzen und die stilllauschenden Gesichter zu sehen! Aber auch B. Wörner kann spannend erzählen und das Herz ergreifen. Lest nur in seinem „Fernen Leuchten" die Novelle: „Conscribirt", noch mehr „Die Ausgestoßenen". In „Conscribirt" führt er uns das Loos einer Beamtenfamilie, deren Haupt gestorben — ein Bild, das so oft vorkömmt, den braven strebenden Sohn, das Wehe beim Bluzehent, der Conscription, und die oft geübte Schurkerei der Bestechlichkeit vor; eine glückliche Lösung schließt. In den „Ausgestoßenen" — der besten Novelle des Bandes — muthet es uns fast romantisch an. In das stille, geheimnißvolle Leben und Wirken einer Familie, deren Stand vor Jahrzehnten noch geächtet, in ein vom Unglück umnachtetes Leben werden wir eingeführt. Auch die Mysterien einer Kunstreitergesellschaft sind in die Erzählung verflochten. Als schönes Lichtbild und als Kern der Erzählung tritt aber vor den Leser das Leben des Arztes. Wie der Arzt mit Menschen Weh und Leid vertraut wird, wie ihm gar manches Menschenschicksal offenbar wird, wie er helfend auftritt, als rettender Freund in der trostlosen Familie erscheint, oder doch dem Sterbenden gleich dem Priester wenigst noch lindernd naht, wie ist das so ergreifend! „Poche kein Unverständiger auf den materiellen Gewinn, den der Arzt erntet! In der Hütte der Armuth gibt's nur Thränen zu trocknen. Eine stummer Aufblick zu Gott, ein herzinniges „Vergelt's Gott!" dankt dem edlen Wohlthäter." Welch ein schöner, erhabener Beruf, der eines menschenfreundlichen Arztes! — In der dritten Erzählung des Bandes „Fernes Leuchten", die den Titel führt „Geheime Gewalten", schildert der Verfasser willkührliches Polizeiregiment und das Protektionswesen. Die trocknen Bureauscenen, die bureaukratischen Gänge und Verwicklungen sind nun allerdings gefährliche Klippen; aber das Kapitel, welches das Stillleben in den abgeschiedenen, unbeachteten Regionen der großen Stadt schildert, ist reizend; auch manches Natur- und andere Bild in die Erzählung verwoben. Am Schluß löst sich die ganze Verwicklung wie mit einem Zauberschlag zu Harmonie und Glück. Im gewöhnlichen Leben macht sich's leider selten so schön und befriedigend, wie im Roman. Die Sprache handhabt der Dichter auch in dieser Erzählung mit Meisterschaft. Wörner's Styl ist rein, tadellos und „durchgeistigt". Schließlich möchten wir noch seine bis jetzt erschienenen Schriften verzeichnen: Lust und Leid, Geschichten aus unseren Tagen, 2. Auflage, 3 Bände (wird so eben in dritter Auflage gedruckt); Lebende Bilder, zum Beschauen für das Volk, 2 Theile; Amt und Welt, Erzählungen aus dem deutschen Dienstleben, 3 Bände. Und dann sei auch noch angefügt, daß der Dichter nun in unserem Niederbayern lebt und zwar als Post- und Bahnamtsvorstand in Simbach am Inn. —

Johann Michael Sailer.

* Landshut, im November 1871.

Johannes v. Müller, der berühmte Historiker, pflegte, wenn es um ihn recht trüb war, nach den Werken des biedern Wandsbecker Boten, des Matthias Claudius, zu greifen und es wurde ihm heiter und licht. In unsern Tagen des religiösen und politischen Haders, namentlich inmitten der Hetze einer verwilderten und verwildernden Tagespresse wird es auch oft edleren Menschen wohl trübe und düster und sie möchten nach einem aufheiternden und tröstenden Buche greifen. Nebst den „Erinnerungen aus meinem Leben" von Christoph Schmid dürfte ein solches Buch vorzugsweise sein: „Johann Michael Sailer, Bischof von Regensburg. Ein biographischer Versuch von Georg Aichinger, Freiburg bei Herder, 1865." Das Buch ist, wie so eben bemerkt, schon vor sechs Jahren erschienen. Es hat, scheint es, nicht jene Beachtung gefunden, die es verdient. Ein solches Buch sollte Gemeingut werden. Die Gebildeten sollten es kennen, Studierende es lesen und der Klerus es fleißig zur Hand haben. Sailer und seine Zeit gehören allerdings der Vergangenheit an. Aber sein Geist, seine Milde, seine Liebe, die Wahrheit, der er zugethan, sie leuchten unvergänglich! Liebe und Milde, sie thun gerade in unserer Zeit so dringend noth. Nicht die strenge Form, nicht der Eifer und die Energie allein genügen! „In verhängnißvoller Zeit glänzte Sailer wie ein leuchtender Stern aus dunklen Wolken, denn er war damals einer der vornehmsten Grundpfeiler christlicher Wahrheit und christlichen Lebens." Wir leben wieder in verhängnißvoller Zeit. Wieder handelt es sich um die katholische Sache im alten katholischen Bayerlande. Mögen daher Viele in Sailer's Leben Muth, Trost, Belehrung und Antrieb zur Thatkraft im jetzigen Kampfe der Zeit suchen und finden. Doch davon abgesehen, ein getreues Lebensbild Sailers, des von Gott in der traurigsten Zeit der deutschen Kirche gesandten Mannes, muß unter allen Umständen und zu jeder Zeit den Katholiken erwünscht sein. Wie belehrend, anregend, sittigend und veredelnd wirkt nicht die Lektüre einer Biographie Sailers! Ein solches Buch hat über Sailer Georg Aichinger geliefert. Er ist bis jetzt der einzige eigentliche Biograph Sailers. Ein protestantischer Pastor hat eine völlig werthlose Schrift über Sailer geschrieben. G. Aichinger aber hat gesammelt, was zu sammeln, und es in klarster, edler Sprache und Darstellung erzählt. Ehre seinem Verdienste als Biograph Sailers! Die Landsh. Ztg. hat schon 1865 nach dem Erscheinen des gediegenen Buches auf dasselbe aufmerksam gemacht. Sie will dasselbe in jetziger Zeit wieder in Erinnerung bringen. Herr Aichinger wirkt zur Zeit auch auf einem anderen Felde, auf dem journalistischen. Er redigirt in trefflichster Weise das Straubinger Tagblatt, während sein alter Freund J. Lukas in genialer Weise die publicistische Feder in einem anderen bekannten Blatte führt. Herr Aichinger könnte in ruhiger, behaglicher Lebensstellung seine Mußezeit der Wissenschaft widmen, allein er opfert Ruhe und Zeit, um eine Stadt und eine weite Gegend vor der Verderbniß der liberalen Presse zu wahren und der gelehrte Biograph J. M. Sailers erwirbt sich dadurch ein neues Verdienst — ganz im Geiste Sailers!

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Die Vereinsbank in Nürnberg

emittirt von heute an neben den bisherigen 5%igen auch zu 4½% verzinsliche Bodenkredit-Obligationen.

Hienach mindert sich der Zins der Hypothek-Kapitalien auf **5 vom Hundert**. Die Größe der neben den Zinsen zu bezahlenden Kapitalstilgungsquoten bleibt der Wahl der Darlehensnehmer überlassen.

Nürnberg, am 6. November 1871.

Die Direction. (2b) 3719

Sonntag den 26. November l. Js. Nachmittags halb 2 Uhr wird im Gasthause zur Post in Vilsling eine

Wanderversammlung

des bayerisch-patriotischen Bauern-Vereins

durch die Ausschußmitglieder Frhr. von Hafenbrädl und Dr. Pfahler abgehalten werden, wozu auch die Freunde des Vereines geladen sind.

Die Vorstandschaft.
Frhr. von Hafenbrädl. 3828

3829

Todes-Anzeige.



Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, unsere liebe Mutter, Schwester, Tante und Schwägerin,

Frau Johanna v. Peter,

geborne Geiger,
k. Oberförsters-Wittwe,

versehen mit den hl. Sterbsakramenten, in einem Alter von 72 Jahren aus diesem Leben abzurufen.

Indem wir diese Trauerbotschaft allen unseren Verwandten und theilnehmenden Freunden zur Anzeige bringen, bitten wir, der theueren Verblichenen ein frommes Andenken, und uns ferneres gütiges Wohlwollen zu bewahren.

Landshut, Amberg und München, den 18. November 1871.

Die trauernden Hinterbliebenen.

Der heil. Seelengottesdienst findet Montag den 20. November Vormittags 10 Uhr in der Stadtpfarrkirche St. Martin und hierauf die Beerdigung vom Leichenhause aus statt.

Essenzial-Melissen-Balsam

von

Wilderich Lang

approbirt vom kgl. bayer. Obermedicinal-Collegium

Fabrik: Rorschach Schweiz. **Haupt-Spedition: München** Neustrasse Nr. 20.

Dieser Balsam belebt mit wunderbarer Kraft alle Diejenigen, welche durch Arbeit, Krankheit, Blutverlust, hohes Alter erschöpft sind.

Besonders wirksam zeigt er sich bei nervösen Anfällen von Schwindel, — Herzklopfen, — Windkoliken, — bei Menstrual-Krämpfen, — bei Ueblichkeiten und Erbrechen der Schwangeren, wo die Grundlage eine nervöse ist, — bei Ohnmachten der Kreisenden.

Gegen die hartnäckigsten und schmerzhaftesten Beschwerden des Magens, gegen Schwäche und Krämpfe desselben leistet er Vorzügliches.

In frische Hieb- und Stich-Wunden eingeträufelt, heilt er diese schnell durch erste Verwachsung.

☛ **Dieser Balsam sollte in keiner Haushaltung fehlen**; fast täglich kommen Fälle vor, von seiner Heilkraft Gebrauch zu machen.

Das große Glas wird à 48 kr., das kleine à 24 kr. abgegeben (2) 3762

in der Apotheke von M. Oeschey vormals Hofpauer in Landshut.

Der Unterzeichnete eröffnet mit dem Heutigen seine

ärztliche Praxis

in Landshut und empfiehlt sich ganz besonders auf dem Gebiete der Chirurgie, Augen- und Ohrenheilkunde, Geburtshilfe und Frauenkrankheiten.

Arme werden umsonst behandelt.

Wohnt Neustadt bei Herrn **Bankier Böhm 2 Stiegen.**

Sprechstunden Morgens 7–8, Nachmittags 1–3 Uhr.

Dr. Joseph Regler,
praktischer Arzt.

3750 (8b)

Veteranen und Krieger-Verein Landshut.

Morgen Sonntag den 19. d. Mts. Nachmittags 3 Uhr Zusammenkunft bei Herrn Marzelsberger. 3831

Karl Retter's Haarwasser.

Die Waschessenz von Carl Retter in München hat mir zur Vertreibung der **Gesichtsfinnen und eines flechtenartigen Hautausschlages die besten Dienste geleistet.** Solches bezeugt zur Empfehlung obiger Erfindung Berlin, den 24. October 1869.

Gustav Wyse, Rentier.

Niederlage bei Hrn. J. Simmet, Kaufmann, und Zeemerich Friseur. (1) 3534

Stiefelschmiere,

ausgezeichnet und billig, empfiehlt

J. Jan. Schneider
in Landshut.

3755 (3c)

In Achdorf bei Landshut ist ein



Haus

mit 5 Tagwerk 37 Dez. Grund, darunter ein Hausgarten zu 68 Dez., nebst dem nöthigen Inventar hiezu, um 4200 fl. zu verkaufen. Anzahlung 2000 fl. Näh. Hs.-Nr. 9 in Achdorf. (2a) 3833

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 18. Novbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2150	1057	26	51	25	52	24	33	—	22	—	—
Korn	2279	486	16	42	16	2	15	33	—	18	—	—
Gerste	2618	2390	15	24	14	42	13	36	—	24	—	—
Haber	776	—	9	1	8	14	7	34	—	30	—	—

Erdinger Schranne vom 16. November 1871.

	Waiz.	Korn.	Gerste	Haber
Voriger Rest	8	—	224	2
Neue Zufuhr	454	165	1436	369
Schrannenstand	462	165	1660	371
Heutiger Verkauf	453	165	1468	366
Rest	9	—	192	5

	Waiz. fl.	Waiz. kr.	Korn. fl.	Korn. kr.	Gerste fl.	Gerste kr.	Haber fl.	Haber kr.
Höchster Preis	25	3	16	12	14	23	7	43
Mittlerer "	24	26	15	54	13	35	7	22
Niedrigster "	23	14	15	24	12	45	6	49
Gefallen	—	25	—	18	—	45	—	20
Gestiegen	—	—	—	—	—	—	—	—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 48 Den 27. November: Virgilius.

Ein Zweikampf mit Gott.

Erzählung nach ungarischen Familien-Ueberlieferungen.
Von Maurus Jokai.
(Schluß.)

Otto gelangte in Sinnen verloren zu seinem Rosse. Diesem zu Füßen schlief der Rübensammler; er mußte schon lange so geschlafen haben. Am andern Tage ging Siebelmann wieder nach dem Haus im Walde, ebenso am nächsten Tage, überhaupt Tag für Tag. Er fand stets irgend einen neuen Anlaß.

Cäcilie versuchte die Modellirung in Wachs, diese den Blinden so liebe Beschäftigung. Sie knetete ihres Vaters Büste. Die Macht der Phantasie, welche ihre Finger lehrte, Züge wieder zu geben, die ihre Augen nie gesehen, war erstaunlich. Die Fingerspitzen der Blinden sind sehend.

Otto ging jeden Tag hin, und Cäcilie fürchtete sich immer noch vor Nichts und Graf Tibury fürchtete sich gleichfalls noch vor Niemandem, als vor sich selber.

Eines Nachmittags verweilte Otto wieder einmal dort unter der Veranda. Seinethalb mochte man den Zucker sieden, wie man's konnte: die Süßigkeit Einer Stimme hätte er jetzt für keine Welt voll Syrup vertauscht!

Cäcilie war mit dem Büstchen zu Ende.

„Sehen Sie doch!" sagte sie und hielt ihm in der Hand das Wachsmodell entgegen. „Ist es so gut? Was sagen Sie dazu?"

„Vortrefflich!" erwiederte Otto; und wie wenn es die Aufgabe seiner Augen gewesen wäre, zu sprechen, und die seiner Lippen zu schauen, drückte er einen glühenden Kuß auf die ihm ohne Mißtrauen hingestreckte Hand.

Darauf stieß das Mädchen einen leichten Schrei aus und im Schreck entglitt ihrer Hand das Wachsbüstchen. . . .

Am selben Abend, als Graf Tibury von seinem ärztlichen Rundgange heimkehrte, sagte ihm Cäcilie:

„Vater, ich fürchte mich, so allein zu Hause zu sein!"

Sie hatte bereits gelernt, sich zu fürchten!

Andern Tags kam Otto wieder dahin; schon früh am Morgen.

Doch kaum erblickte er Cäcilie, als er vollständig in Verwirrung gerieth. Die Comtesse trug an diesem Tage nur ein Ohrgehänge. Siebelmann sprach sie in einem Tone an, der durch sein Beben die ganze Aufregung seines Innern verrieth.

„Comtesse haben den andern Ohrring verloren?"

In Cäcilien's Ohr glitzerte jener Talisman mit der schwarzen Perle, die von einem Diamantring umschlossen war.

„Nein. Dieser Ohrring ist eine Familienreliquie, die wir als ein Vermächtniß behüten; die weiblichen Mitglieder unseres Geschlechtes sind verpflichtet, ihn alljährlich an einem bestimmten Tage zur Erinnerung zu tragen. Und heute ist jener Tag. Einst trug meine Mutter das Gehänge!"

Otto beeilte sich, so rasch als thunlich Abschied zu nehmen.

Doch am Nachmittage bereits kehrte er wieder zurück. Er fand den Grafen Tibury zusammen mit Cäcilien.

„Mein Herr, Sie waren bisher so gut gegen mich, daß Sie mir jegliches Geheimniß anvertrauten. Ich that nicht desgleichen. Jetzt erbitte ich Eines von Ihnen: sagen Sie mir, was hat es mit dem Einen Ohrring, in welchem die schwarze Perle sitzt, für eine Bewandtniß?"

Das Antlitz des Grafen Tibury verdüsterte sich. Einige Sekunden schien er mit sich zu kämpfen, dann begann er:

„Wohl, mein Herr! Mögen Sie auch Das noch wissen. Mein Urahn, im siebenjährigen Kriege, war der Anführer eines Freikorps. Im Kriegswüthen erstürmten sie Schönhausen, bei Berlin, in Preußen. Dort waren die königlichen Schätze verborgen. Der Schloßhauptmann wollte den Platz nicht verrathen, an dem sie sich befanden; da riß mein Urgroßvater der Tochter des Schloßhauptmannes jenes Eine Gehänge aus dem Ohr, um sie zum Geständniß zu zwingen. Die Entsetzte suchte in Verzweiflung den Tod am Grunde des Sees. Seidem trägt jedes weibliche Glied der Familie Konday, welche Herrin des Geschlechtes war, bei der jährlichen Wiederkehr jenes Tages dies vereinzelte Ohrgehänge, vormals aus Trotz gegen das Schicksal, jetzt aus Buße dafür. Das ist die Geschichte des Ohrgehänges mit der schwarzen Perle."

„Ich danke Ihnen!" sagte Siebelmann. „Ich werde diese Geschichte ergänzen. Das andere Stück zu diesem vereinzelten Ohrgehänge ist in meinem Besitze. Meine Urgroßmutter war jene junge Frau, die Tochter des alten Brandt, die im Teiche von Schönhausen ihren Tod fand. Hier habe ich das zweite Stück der Reliquie!"

Damit zog er aus der Brusttasche hervor eine Marroquinkapsel, in welcher der zweite jener Ohrringe lag, das Gegenstück zu dem, welchem die Comtesse trug.

„Und jetzt, Hr. Graf, nachdem sich die beiden Stücke des Schmuckes zusammengefunden, mögen sie vereinigt bleiben. Da Sie aber kein Geschenk anzunehmen pflegen und jenes Eine Ohrgehänge nach allem Rechte mir gehört, so bitte ich, geben Sie mir das ganze Paar — und deren Trägerin dazu!"

Der Graf ergriff die Hand seiner Tochter.

„Verstehst Du Etwas davon?"

Das Mädchen schluchzte und zitterte.

„Ah, also Das war's, vor was Du Dich gefürchtet?"

Siebelmann neigte sich der reizenden Erscheinung entgegen.

„O Cäcilie, sehen Sie doch nun auch mich!"

Cäcilie fuhr zart mit den Spitzen ihrer feinen Finger dem Jüngling über's Antlitz. Und vielleicht hörte es wirklich sonst Niemand als die Geister und der Geliebte, als sie flüsterte:

„Ich sehe Dich!"

Und dann schlug sie die Augen nieder und endete nicht, ihn anzusehen in jener innern Welt, in der Alles so schön ist, Alles so glänzend, obgleich in ihr weder Sonne noch Mond leuchten.

Das Tagesgestirn sank am Himmel hinab; es spann sich über ihnen im Bogen der reine, heitere goldige Himmel aus, ohne Wolken.

Tibury von Konday, die Hände faltend, sah nassen Blickes empor zum Firmament.

Aus goldigem Abendhimmel funkelte ein heller Stern auf ihn hernieder, wie des Himmels waches Auge, wie ein Leitstern unendlicher Barmherzigkeit.

Der Zweikampf mit Gott hatte sein Ende erreicht!

Bienenzucht in Bayern*).

München, im November. Ehe der erobernde Römer seinen Fuß in unsere Gegenden setzte, war die Bienenzucht von den Germanen geübt. Der Meth war ein bekanntes Lieblingsgetränk der alten Deutschen, während das Wachs als ein wichtiges Hilfsmittel für römische Kunst und Wissenschaft diente. Bildwerke, sowohl Modelle als bleibende Darstellungen, wurden von Wachs gefertigt; dasselbe diente zu den Schreibtafeln, zu Siegeln und Salben. Der Verbrauch zu Lichtern war ein unvollkommener; und man gab der Lampe den Vorzug. Auch war der Gebrauch des Lichtes, dieses Sinnbildes für verschiedene religiöse Empfin-

*) Aus dem K. v. u. f. Deutschl.

bungen, aus dem jüdischen und römischen Alterthume in das Christenthum herübergenommen. Der Gebrauch des Wachses beim Gottesdienste sicherte der Biene selbst eine Art Verehrung. Die Wachslichter im häuslichen Gebrauche waren aber bis zum 13. Jahrhundert unbekannt und bildeten selbst bis Ende des 14. Jahrhunderts noch einen kostspieligen Beleuchtungsstoff. Unter Karl dem Großen gab es bereits eine wilde und eine zahme Bienenzucht. Nicht blos im Walde wurden Bäume als Zeidelbeuten bestimmt, sondern man baute schon bedeckte Bienenhäuser, die aber von Städten und Dörfern entfernt liegen mußten. Die alten bajuwarischen Gesetze schreiben strenge Strafen gegen Diebstahl sowohl für Freie als auch für Leibeigene vor. Von den Beuten (piutta, Bienenstock) mußte Honig und Wachs an den Hof abgeliefert werden; es gab Zehnten und Zinsen aus den Bienenerzeugnissen. Als aber Wald, Jagd und Fischerei aus der Gemeinheit gezogen und unter Bann gethan wurden, kamen die Zeidler (zidalari, zidelaere; zidele, zeideln, d. h. die Honigtafeln ausschneiden). In allen Urkunden, wo Güter an Klöster geschenkt wurden, sind die Zeidler und die Zeidelweide besonders benannt. Es gestalteten sich sogar Honiglehen. Kaiser Karl IV. bestätigte bereits 1350 urkundlich die „Freiheiten der Zeidler im Reichswalde zu Nürnberg", und Burggraf Johann verlieh 1398 die „Rechte der Zeidler". Je mehr die wilde Bienenzucht dem sich erweiternden Forstbetriebe weichen mußte, desto mehr hob sich die zahme. Nürnberg stand schon im zehnten Jahrhundert mit Italien in Verbindung und besorgte, nachdem Venedig den levantinischen Handel an sich gerissen, vollständig den Zwischenhandel über Tirol; der Handel an der Donau herauf war in Abgang gekommen. Es wurde Nürnberg der Lagerplatz für die Gewürze, die man damals unter dem Sammelnamen Pfeffer zusammenfaßte, weßhalb die Gewürzhändler Pfefferkrämer hießen. Verlor auch Nürnberg durch Auffindung des Handelsweges um das Kap der guten Hoffnung diese Stelle und trat Antwerpen an seinen Platz, so blieb doch immer der Gewürzhandel nach Bayern, Böhmen, Oesterreich und Ungarn in seinen Händen. Meth war immer noch ein Lieblingsgetränke der Städter; große Lieferungen gingen von Nürnberg an die Donau und von da bis nach Konstantinopel, Smyrna und Palästina. Honigreichthum und Gewürzhandel machten Nürnberg zur Heimath der Lebkuchen. Die Lebzeltner zählen zu den ältesten Gewerben dieser Stadt. Roggenmehl wird mit Gewürzen durchknetet, mit Honig versetzt und mit Mandeln und Zitronat belegt. Mit der Einführung des Rohrzuckers schränkte sich auch der Gebrauch des Honigs zu Lebkuchen ein; man nahm Syrup zu den geringen braunen und Zucker zu weißen, so daß der Honig nur für die feinern braunen Verwendung fand. Die Reformation gab dem Wachsverbrauche einen bedeutenden Stoß; auch der Meth hörte allmählich auf, beliebtes Getränke zu sein. Die Bienenzucht verfiel für immer und verlor durch die Klosteraufhebung die letzten schützenden Mauern. Vor fast 100 Jahren gab es zwar im Frankenlande einen Bienenmeister, und es erschienen 1770—1772 selbst Abhandlungen einer Bienengesellschaft in Ansbach; Josef Pößl gab in München 1784 Unterricht in der Bienenzucht. Nach längerer Zwischenzeit widmete der landwirtschaftliche Verein der Bienenzucht seine Aufmerksamkeit; eine Bienengesellschaft stellte in der Thierarzneischule zu München Musterstöcke auf und ließ daselbst öffentlichen Unterricht durch den Chorvikar Hiernle ertheilen. Zu den weiteren Förderern dieses landwirthschaftlichen Nebenzweiges zählten der rechtsk. Magistratsrath Dr. Radlkofer und Maler Ad. Seltenhorn in München, Lehrer Vizethum in Moosburg, der vom Jahre 1838 bis zu seinem Tode 1844 ein Monatsblatt herausgab, Dr. Barth und Seminarlehrer Andr. Schmid in Eichstätt. Letzterer gab eine Bienenzeitung heraus, welche der deutsche Bienenzuchtverein zu seinem Organe erhob. Ein vom Rechtsrathe Heim in Erlangen 1839 zu Bruckberg gegründeter Verein ging wegen ungünstiger Bienenjahre wieder ein. Ein anderer Verein bildete sich zu Hohentrüdingen, B.-A. Gunzenhausen, durch den Lehrer Ganser. In den beiden letzten Jahrzehenten erhielt die Zucht der Biene in Unterfranken durch die Pfarrer Schmitt zu Erlach, Fick zu Zeubelried, B.-A. Ochsenfurt, den Dekan Röder zu Gerolzhofen, Landrichter Steinbach in Dettelbach und Lehrer Weiß in Michelfeld, B.-A. Kitzingen kräftige Anregung. Aus dem 1854 zu Marktsteft gegründeten Vereine wurde 1855 ein Kreisverein, der 1857 ein eigenes Blatt herausgab. Das letzte Jahrzehnt sah die Zeidlervereine auf der alten Zeidelweide in und um Nürnberg wiedererstehen und blühen.

Der fränkische Honig war immer ein beliebter in Bezug auf Zuckergehalt, Farbe, Beständigkeit und Blume; vorgezogen wird er unter den deutschen Erzeugnissen dem Thüringer Kraut- und dem norddeutschen Haidehonig. Außer dem Methe findet der Honig heutzutag Verwendung zu Alkohol, Liqueur, Essig, zur Verkünstelung des Weines, zu Firniß, Leim, Arzneien, Seife und anderen Schönheitsmitteln. Für Lebzeltner hat längere Zeit der „römische Honig" das Feld behauptet, der aber nur aus Feigenauszug und Rohrzucker besteht. Die gegenwärtige Verwendung von Seife statt Pottasche und von salzsaurem Zinn zur Bleichung des Honigteiges, wenn schwarzer Zuckersyrup verwendet wird, ist kein Geheimniß mehr. Der Kreis des Wachsverbrauches wird täglich erweitert: Kerzen, Kitt, Leinwand, Tuch (Parktuch), Mousselin, (Ledertuch), Papier (Kalquirpapier), Blumen, Früchte, Larven und Figuren nehmen eine große Menge Wachs in unserem gewerblichen Leben in Anspruch. Der Minderverbrauch wegen des Leuchtgases, Paraffins, Kamphins, Stearins, der Stearinsäure und des Petroleums ist durch andere gewerbliche Fortschritte längst ausgeglichen. An den 35,563 Zentnern Honig, die jährlich in Deutschland eingeführt werden, nimmt Bayern mit 6559 Ztr. Theil. Größer ist verhältnißmäßig die Einfuhr von Wachs, von den 6841 Zentnern treffen 3439 auf Bayern. Levantinischer Honig kommt über Triest, steierischer über Salzburg, polnischer über Danzig, französischer über Hamburg herein. Die Einfuhr von Cuba- und Havannahonig über letztern Platz ist gleichfalls nicht gering. Württemberg, Sachsen, Baden, Hessen und Oldenburg besitzen auf Einwohner- und Tagwerkezahl eine größere Menge Bienenstöcke als Bayern, das bei der letzten Zählung 233,139 Stöcke, und zwar 50 auf je 1000 Einwohner und 10 auf je 1000 Tagwerk aufwies. Es lassen sich aber auf einer Fläche von 1 □-Stunde leicht 200 Bienenstöcke aufstellen. Rechnet man aber nur 60 Hunderttheile des Flächeninhalts Bayern als für den Bienenbetrieb taugliches Land, so können in Bayern nahezu 300,000 Stände unterhalten werden. Gilt ein Reinertrag von 10 Gulden als Durchschnitt, so können mit der Bienenzucht 3 Millionen Gulden jährlich gewonnen werden. Die diesjährige Ausstellung von Bienen und Bienengeräthen gab ein vollständiges Bild der fortschreitenden Entwicklung auf diesem Gebiete. Sie war bei Weitem reichhaltiger als die dießjährige deutsche Ausstellung in Kiel. Folgen wir der Anordnung nach Kreisen. In der Oberpfalz ist die Bienenzucht trotz mannigfacher Hindernisse sehr ausgedehnt. Amberg, Hilpoltstein, Kemnath, Neumarkt, Sulzbach, Stadtamhof und Weiden zählen eine Reihe von Bienenstöcken, der ganze Kreis besitzt 22,861 nach letzter Zählung und die Zahl ist immer noch im Zunehmen begriffen. Schullehrer B. Vogt in Kulmain (Kemnath) stellte die aus Stroh gefertigten Glocken-, Walzen- und Zylinderstöcke aus, welche auch dort im Betriebe stehen; der ausgestellte Strohpring ist eine eckige, theilbare Strohlagerwohnung im Dettl'schen Sinne. Dessenungeachtet findet die Dzierzon'sche Form allenthalben Eingang. Der Bezirk Weiden führte bereits einfache Dzierzonbeuten und Berlep'sche Doppelbeuten mit Honigarbeit und leeren Waben auf. Ein Strohaufsatz mit heuriger Arbeit wog 32 Pfund und hatte fast 10 Liter Honig. Der Bezirk Sulzbach brachte neben einer angefüllten und vollständig zugedeckelten Wabe ein Glas Honig, der aus Lindenblüthe gesammelt und durch eine Schleudermaschine rein gewonnen wurde. Von Sulzbach bis Hilpoltstein stehen noch prächtige Linden; der Lindenhonig ist sehr süß und angenehm. Der größere Theil der anderen Bäume liefert zwar einen würzigen, aber herben Honig. Schwaben war weniger vertreten, besitzt aber 34,874 Stöcke. Der Bezirk Oberdorf ist außer einem beweglichen Zwillings-Lagerkasten durch einen beweglichen Strohbogenstock mit theilweisem Wachsbau vertreten. Dieser Thorstock hat Aehnlichkeit mit einem gewölbten Thorwege und hat an beiden Enden einen abnehmbaren Deckel. Der Klosterfrauen-Beichtvater Kneipp besitzt Beobachtungskästen. Unterfranken sieht trotz vieler Mühen und Geldopfer seine Bienenzucht fast zurückgehen. Es besitzt aber immer noch 26,503 Stöcke. Vereine suchen das Dzierzon-Berlep'sche Verfahren immer mehr einzubürgern. An der Spitze der Aufmunternden standen schon vor 10 Jahren die Pfarrer Schmitt und Fink; Letzterer führte sogar die italienische Biene ein. Königshofen, Mellrich-

stadt, Bischofsheim, Marktheidenfeld, Miltenberg, Ebern, Schweinfurt, Aschaffenburg und selbst die Gebirgsorte von Gemünden sind Beweise von immer größerer Verbreitung der beweglichen Wohnungen. Die späten Fröste im Spessart und in der Röhn mögen manches Unternehmen stören. Ausgestellt hat Unterfranken nicht. Oberfranken betheiligte sich gleichfalls nicht, obwohl Verbesserungen von Bienenwohnungen dort Platz greifen. Seinerzeit waren Doppelstöcke mit Zinkbeschlägen am Fuße vielfach im Gebrauche. Das Fichtelgebirg im Osten, der Frankenwald im Norden, Zweige des Steigerwaldes im Südwesten und der Jura im Süden liefern sicherlich nicht die nöthige Bienennahrung, wenn auch der nördliche Theil des Jura und das Aurachthal eine Ausnahme machen. Der Bezirk Thurnau, wo Obstbau getrieben, Johannis- und Stachelbeeren gezogen werden, hat auch die meisten Bienenliebhaber. Im Ganzen zählt Oberfranken 16,100 Stöcke. Herr Baumgärtl aus Hof stellte mehr als Gewerbsmann, wie als Bienenzüchter eine Honigschleudermaschine aus. Kulmbach und Kronach hatten früher Zeidelgerichte.

(Schluß folgt.)

Ein neuer Kampfplatz für die kathol. Sache.

(Eingesandt.)

Es ist immer gut, die Augen weit offen zu halten, um von seinen Gegnern zu lernen, zumal unsere Gegner Leute sind, die ganz fein auszuklügeln verstehen, wie man Einem auf's Leder steigen kann. Wie lange hat es nicht gedauert, bis wir auf dem Gebiete der Zeitungspresse den Kampf nur aufzunehmen gedachten! Die Liberalen hatten da einen großen Vorsprung, und es kostet uns recht viele Mühe, das einzuholen, was wir Anfangs versäumt. Wie lange machten unsere Gegner ganz einfach die Geschichte, nicht bloß in Geschichtswerken für den gelehrten Nachwuchs, sondern auch in sogenannten historischen Romanen und Theaterstücken für das Volk. Was haben wir jetzt nicht für Arbeit, um mit sehr mühsamen Forschungen all' die Geschichtslügen aufzudecken, welche liberale Professoren der katholischen Kirche angehängt! So sehen wir jetzt endlich auch mit Vergnügen, wie unsere Leute den Kampf auf dem Gebiete des Volksromans aufgenommen haben. Es ist das ein Verdienst, das Conrad von Bolanden gebührt. Seither sorgte ausschließlich Berlin für das Bedürfniß volksthümlicher Lektüre, und warf das schwulstige, verlogenste Zeug auf den Markt, verdarb die Sitten mit unzüchtigen Schilderungen, überreizte die Phantasie, und ließ seine Leser sich förmlich in dem Schmutze wälzen, womit diese Literatur jede positive Religion überhäufte. Da ist nun plötzlich dieser Conrad von Bolanden zuerst mit seinen Unfehlbaren und dann mit seinem neuen Gott und seinem alten Gott drunter gefahren, daß es ein wahres Vergnügen ist. Wie dringend das Bedürfniß solcher gediegenen und sittigenden Volksromane ist, zeigt der Absatz, den die letzten beiden Werkchen gefunden*). Sie kosten freilich auch nur 9 kr., damit ist aber auch gerade die Möglichkeit einer großen Verbreitung gegeben. Vom „neuen Gott“ sind bereits 14 Auflagen erschienen, und sind 70,000 Exemplare**) hinausgeschleudert, der „alte Gott“ hat in acht Tagen 4 Auflagen erlebt, und 35,000 Exemplare abgesetzt. Aber das ist noch lange nicht genug. Die so höchst gefährliche „Gartenlaube“ zählt weit über hunderttausend Abonnenten, und ihre Colporteure dringen überall hin. So müssen es die Katholiken auch machen. Es ist nicht genug, daß solche Volkswerke, wie die von Bolanden, geschrieben werden, es muß nun auch jeder Katholik darauf sehen, daß sie gelesen werden. Das können die Schriftsteller nicht besorgen. Das ist vor Allem Sache des katholischen Buchhandels, es ist aber auch Sache des katholischen Klerus, für Verbreitung solcher Schriften in den Gemeinden zu sorgen. Auf anderem Wege lassen sich die Erzeugnisse der schlechten Presse nicht bekämpfen. Das Volk will einmal lesen, und liest es nichts Gutes, so liest es Schlechtes. Wer aber nicht will, daß es schlechte Bücher lesen soll, der muß ihm gute zugänglich machen. Und nicht allein der katholische Klerus ist dabei interessirt, es ist's am Ende jeder brave Katholik. Wenn wir uns heute so vielfach über Mißachtung unserer Rechte zu beklagen haben, so liegt dieß daran, daß wir unseren Gegnern so vielfach das Feld eingeräumt haben, und statt selbst Hand anzulegen, Schutz und Wohlwollen von Anderen erwartet haben. Nur diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß eine schlechte Literatur so gewaltig überwuchern konnte. Jetzt haben wir aber Conrad von Bolanden, einen Volksschriftsteller, der sich wahrlich vor keinem Liberalen zu schämen braucht*), und so ist es eine Gewissenssache für jeden Katholiken, mit Hand anzulegen an der Verbreitung seiner Werke. Namentlich machen wir aufmerksam auf die ganz billige, mit Bildern geschmückte Volksausgabe, welche in jeder Buchhandlung zu haben ist. Dringen Bolanden's Werke unter die Massen, dann werden sie in sittlicher und religiöser Beziehung gerade die umgekehrte Wirkung haben, wie die massenhaft verbreiteten Werke antichristlicher Novellisten und Romandichter. Und das wollten wir hiermit auch unseren Lesern recht sehr an's Herz gelegt haben.

*) Vom ästhetischen und poetischen Standpunkte aus können wir derartigen Tendenzerzählungen weniger Geschmack abgewinnen. Die Red. der Landsh. Ztg.

**) Inzwischen ist bereits eine 15. Auflage erschienen.

*) G. Brugier schreibt in seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ 3. Auflage Freiburg, 1871, über C. v. Bolanden: „Ein überaus fruchtbarer Romandichter ist Conrad von Bolanden (pseud.), ein Pfarrer in der Rheinpfalz, ein bedeutendes Talent. Seine ersten Romane („Brautfahrt“ 2c.) sind auch katholischerseits als zu konfessionell polemisch getadelt. Bei seinen übrigen Romanen „Königin Bertha“, „Barbarossa“, „Angela“, „Die Aufgeklärten“, „Die Schwarzen und die Rothen“, „Die Unfehlbaren“ fällt dieser Tadel weg.“ Die Red. d. Landsh. Ztg.

Das Haydn-Stübchen in St. Peter in Salzburg**).

Dieses allgemein von Freunden und Verehrern des gemüthvollen Tondichters Michael Haydn besuchte Stübchen ist wieder, wenn auch nicht als Zechstube, sondern, wie die alten Salzburger sagen, als „gefeiertes Zimmer“ Jedermann zugänglich, obgleich die vorgenommene Restauration nicht vollkommen zu Stande kommen konnte. Leider fehlten noch 38 Verse, welche mit vielen anderen im Kreise der einstigen „Tafelrunde des Haydn-Stübchens“ in begeisterter Stimmung gedichtet und von M. Haydn in Musik gesetzt wurden. Dieselben können erst nach und nach ersetzt und in die bereits dekorativ angebrachten fliegenden Schriftrollen eingefügt werden.

Diese schriftliche Vorführung sämmtlicher 96 Texte ist dann dem großmüthigen Geschenke des Lithographen und Gesangsfreundes Herrn Kränzl zu verdanken. Leider hat eine andauernde Obdachlosigkeit seines Ateliers an der raschen Ausführung seines erfreulichen Vorhabens ihn gehindert.

Die sinnige Idee, mit diesen allbekannten Tonsätzen M. Haydn's am Gewölbe und an den Wänden des Stübchens den Eintretenden entsprechend zu begrüßen, wurde zuerst vom k. k. Rechnungsrathe Herrn Kaubetzky angeregt.

Anderseits ist aber auch die schöne Schenkung von alterthümlich imitirten Ledertapeten zum harmonirenden Schmucke der Wände im Einklange mit den alten Geräthschaften, welche aus Hochachtung für den Tonmeister von Seite des Herrn Julius Ritter v. Schwarz und Fräuleins Bertha v. Schwarz als ausschlaggebende Förderung dieser Herstellung gespendet wurde, dankbarst zu begrüßen.

Das städtische Museum Carolino-Augusteum bewahrt aus dem Nachlasse des Herrn Domprobstes Grafen von Daun noch eine Liste der „Tafelrunde im St. Peter-Haydnstübchen“, welche bei dieser Restaurationsgelegenheit verdient in Erinnerung gebracht zu werden.

Mehrerer dieser gefeierten Namen ist auch in den in Musik gesetzten Dichtungen an den Wänden des Haydnstübchens gedacht.

Ueber den Inhalt des im Stübchen aufgestellten alten Schreibkastens, bestimmt für Manuskripte M. Haydn's und seiner Schüler, wozu noch neuerster Zeit der Domchordirektor Herr Innocenz Achleitner achtungsvolle Beiträge geliefert hat, ebenso über die beiden der Huldigung Haydn's gewidmeten Ehrenbücher mit Notizen seiner Schüler und Zeitgenossen, wie der Herren Chorregent Keller, k. k. Lieutenant Schlier, Lehrer Pfitzer und Pflauder und Professor Schaafhäutel, Bericht zu erstatten, ist einer musikkundigen Feder vorbehalten.

Im künftigen Jahre werden dem Vernehmen nach am 10. August, als dem Sterbetage und am 14. September, als

**) Aus der Salzburger Zeitung.

am Geburtstage M. Haydn's, musikalische Produktionen dieses Meisters zur Ausführung kommen, wozu auch auswärtige Einladungen erfolgen werden.

Ueber den Wälderbrand in Michigan

in den Vereinigten Staaten theilt die N. Zür. Ztg. aus dem Privatbrief eines Schweizers Folgendes mit:

„Wenn man auch in der Schweiz eine Idee haben könnte von einem Brande, welcher einen Flächeninhalt von 100 Quadratmeilen und mehr umfaßt, so könnte man sich doch keinen Begriff machen, von der Schnelligkeit seiner Verbreitung und der entsetzlichen Verheerung, die nicht nur mehr als zwanzig Ortschaften und unzählige Gehöfte, sondern auch mehr als tausend Menschenleben betroffen hat, so daß zum Beispiel in der Ortschaft Pishtego allein 400 Personen umgekommen sind. Seit mehreren Monaten regnete es nicht, Quellen und Cisternen waren meist ausgetrocknet. Plötzlich geht das Gerücht, daß nahe beim Ufer der großen Seen Waldbrände wüthen. Die Atmosphäre ist dick und rauchig, verbreitet eine Art Finsterniß, bei welcher die Sonne wochenlang nicht mehr gesehen wird. So in Pishtego. Man tröstet sich mit dem Gedanken, daß die Gefahr noch ziemlich weit weg sei, und daß, wenn sie näher kommen sollte, die gesammte Mithilfe aller Einwohner im Stande sein werde, das Feuer von den Wohnungen der Stadt abzuhalten. Am Samstag vor dem verhängnißvollen Tage gehen sie zu Bette. Eine Windsbraut erhebt sich, und fernes, fürchterliches Tosen und Prasseln mahnt wie die Posaune des Gerichtes. Plötzlich wird der Raum gelichtet, von einer fürchterlichen Hitze erfüllt, und ein Schrei des Entsetzens tönt durch die Stadt. Die Bewohner springen aus den Betten und erblicken ein Bild der Hölle. Der rasende Sturm (hurricane), per Stunde 20 bis 30 englische Meilen zurücklegend, hat den Gluthstrom der brennenden Bäume bis zur Stadt getrieben, so daß sie von hinten, rechts und links wie von einem Feuermeere umgeben ist. In wenigen Minuten sind alle Häuser in Flammen. Die unglücklichen Bewohner stürzen fast sinnlos heraus und sinken meistens, von Hitz und Qualm überwältigt, zu Boden. Einem Theil gelingt es, den Fluß zu erreichen, und bis an den Kopf in's Wasser zu gehen. Aber die Hitze ist unerträglich, und manche werden bei lebendigem Leibe gebraten und gesotten. Nur wenigen gelingt's, sich mit einer Decke zu schützen und dieselbe beständig mit Wasser zu benetzen. Stelle sich der Leser die Qualen der Ueberlebenden vor, die ihr Alles, vielleicht die meisten ihrer Lieben elendiglich verloren haben, und die nun halb nackt und mit beschädigten Leibern das Weite suchen müssen über unabsehbare Strecken verheerten Waldes, über heiße Asche, gequält von Hunger und Durst, bis sie endlich zum Steuser gelangen, wo sich schon Hunderte von Leidensgefährten befinden, die ebenfalls — im Wasser stehend — qualvolle Tage und Nächte durchgebracht haben. Nach und nach kommen einige zur Hilfe ausgesandte Boote, welche die schwergeprüften Dulder aufnehmen und sie wohlthätigen Menschen zuführen.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Nürnberg, 23. Nov. Trotzdem unsere fränkischen Distrikte nur noch kleine Vorräthe besitzen, kamen heute doch wieder 300 Ballen auf den Hopfenmarkt, von denen in Farbe und Qualität nur ein kleiner Theil entsprach und gute blonde Sorten zu vollen Preisen von 120—130 fl. übernommen wurden. Für die geringeren, meistens gelbe und mißfarbige, Qualitäten wurden so hohe Preise gefordert, daß Käufer zurückhielten, weßhalb das Geschäft ziemlich schleppend blieb. Abschlüsse in denselben weisen 112 — 118 fl. nach, dennoch blieb die Stimmung fest. In feinen Sorten war Spalter Land begehrt; je nach Siegel und Wagschein wurde der letzte Preis gerne bezahlt. Ueberhaupt sind Primaqualitäten selten, weßhalb Spalt, wo über 1300 Nummern gezeichnet und nur noch 4—500 vorräthig sind, schwer zu kaufen ist. Hallertauer Prima 150—170 fl., Sekunda 140—150 fl., Spalt Stadtgut daselbst 200 — 210 fl., Spalter Land Mittellage 170 — 175 fl., leichte Lage 140 bis 160 fl., Gebirgshopfen 130 — 140 fl., Aischgründer 115—136 fl., Würtemberger 135—140 fl. (Allg. Hopfenztg.)

Frankfurter und Münchener Cours.

23. November 1871.

	Stücke.	Geber.	Nehmer.
3 1/2 % Bayr. Obligat. à fl.	1000	89 3/4	88 7/8
4 % " "	" 1000	95 1/4	—
4 % Grundrenten	" 1000	95 1/4	—
4 1/2 % Bayr. Obligat.	" 1000	100 1/4	—
5 % Obligationen 1856	" 1000	—	—
5 % " 1870	" 1000	100 3/8	100 3/8
4 % Münch. Stadtanl	" 1000	94	—
5 % " "	" 1000	102 3/4	102
4 1/2 % bayr. Ostbahn alte Emiss.		145 3/4	—
4 1/2 % dto. neue Emiss. voll		127 1/2	126 3/4
4 1/2 % dto. 40 % Einz.		126 1/4	125 3/4
4 % Pfandbr. d. bayr. Hyp. u. Wechselbank à 1000		96 3/8	96 1/8
4 1/5 % Oesterr. Silberrente		58	57 3/4
6 % Amerikaner 1882er Bonds		97 5/8	97 1/4
4 % bayr. Präm.-Anl. à 100 Thl.		113	—
Ansbach Gunzenhäuser Loose		12 1/4	—
Augsburger Loose		6 3/8	—
Pappenheimer Loose		5 3/4	—
Oesterreichische Banknoten		100 1/2	100 3/4
Preußische Friedrichsdor		9 59	9 58
Napoleons		9 20	9 19
Englische Sovereigns		11 49	11 47
Russische Imperiales		9 44	9 42
Ducaten		5 36	5 34
Pistolen		9 42	9 39

Die Börse eröffnete zu schwächeren Coursen und schloß ohne Animo.

Amerikaner bleiben gesucht, für österr. Prioritäten war die Stimmung recht günstig und die Umsätze darin waren von ziemlich großer Ausdehnung. Vorarlberger Aktien begehrt.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 25. Novbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2609	804	26	36	25	32	24	25	—	20	—	—
Korn	2474	621	16	27	15	53	15	16	—	9	—	—
Gerste	2279	2458	15	3	14	19	13	27	—	23	—	—
Haber	2072	952	8	33	7	55	7	12	—	19	—	—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 49 Den 4. Dezember: Barbara.

Der verhängnißvolle Schuß.*)

Erzählung.

„Es ist eine lange Geschichte, Herr, und eine sehr traurige obendrein; aber wenn Sie dieselbe zu hören wünschen, so will ich sie Ihnen, so gut ich kann, erzählen."

„Allerdings möchte ich sie sehr gern hören, Sutton," entgegnete ich. „Legen Sie noch ein tüchtiges Scheit Holz in das Feuer, rücken Sie näher an den Kamin heran, und dann frisch an's Werk!"

Der Wirth „zur Waizengarbe" erfüllte meine Bitte. Er war ein ordnungsliebender, höflicher alter Mann, der einst die erste Dienerstelle in meiner Eltern Hause bekleidet und dieselbe noch vor fünfundzwanzig Jahren inne gehabt hatte, als ich, ein junger Cadett in der ostindischen Compagnie, meine erste Reise nach Indien antrat. Ich war erst vor kurzer Zeit vom Osten zurückgekehrt und hatte natürlich nicht allein in meiner Eltern Hause, sondern auch auf dem Gute, wo ich meine erste Jugend verlebt, Vieles, ja ich könnte sagen, Alles verändert gefunden; kleine Mädchen waren zu Müttern herangewachsen, Mütter waren Groß- und Urgroßmütter geworden, die einst Jungen fand ich alt, und die Alten hatten längst das Zeitliche gesegnet.

„Also Sie entsinnen sich noch des James West, Herr? Es war ein schöner, junger Bursche, wie nur einer im Dorfe."

„Ja wohl, entsinne ich mich seiner, Sutton, d. h. wie er damals aussah, als ich von Euch Allen Abschied nahm. Ich würde aber nie in dem armen, alten, gebrochenen Manne, der eben hier zur Hausthür hinausging, und in dessen Zügen Verzweiflung und Stumpfsinn liegen, den lebensfrischen und lebensfrohen James West wieder erkannt haben."

„Und doch war er es, Herr, aber er ist gar nicht so alt. Ich muß es einmal berechnen. Nun — James West kann kaum fünfzig alt sein, obgleich nicht viel daran fehlen wird."

„Ja, ja, Sutton, so ungefähr wird es sein. Denn als ich vor fünfundzwanzig Jahren von England fortging, war James ein Bursche von neunzehn oder zwanzig Jahren. Er kann daher jetzt höchstens ein Mann von fünfundvierzig Jahren sein, und das arme Geschöpf, das hier eben hinausging, sah wie ein Greis von mindestens siebenzig aus."

„Sie haben Recht, Herr, so alt ist er erst. Er kann nicht über fünfundvierzig sein. Aber wenn Euer Gnaden seine Lebensgeschichte hören, werden Sie sich nicht mehr wundern, daß er wie ein Greis aussieht."

„Wohlan denn, Sutton, beginnen Sie Ihre Erzählung. Ich bin schon ganz gespannt und verspreche, Sie nicht wieder zu unterbrechen."

„Ach, Herr, Sie unterbrechen mich ja durchaus nicht."

„Es ist ganz gut, wenn man sich die Thatsachen erst wieder recht in's Gedächtniß ruft. Aber, wie ich sagte, James war vor jenen fünfundzwanzig Jahren ein so schöner, kräftiger und dabei schlank gewachsener, frisch aussehender junger Mensch, wie man sie nicht täglich antrifft, und was mehr ist als das, er war ein guter Junge obendrein, Herr; fleißig, solid, von guten Grundsätzen, wie nur Einer in der ganzen Nachbarschaft, und als solcher war er auch bekannt weit und breit. Er arbeitete für Ihren Herrn Vater, in Gemeinschaft mit seinem Vater, dem alten Giles West. Beide waren Forstleute, vielleicht entsinnen Sie sich dessen, Herr?"

Ich nickte zustimmend.

„Gewiß können Sie sich auch der beiden Birds erinnern, Dick und Tom Bird, Herr."

„O, sehr wohl. Sie waren die berüchtigtsten Wilddiebe der ganzen Gegend. Sutton, was ist aus ihnen geworden?"

„Sie werden Alles zur Zeit hören, Herr! Diese beiden Birds arbeiteten für den Pächter Perkins. Sie waren faule, nichtsnutzige Gesellen, aber gutmüthige Kerle dabei, die manch' heiteres Lied singen konnten, wenigstens Tom, der jüngere, verstand das vortrefflich. Beide waren älter, als James West, und wie er mir erzählte, pflegten sie über ihn zu spotten und ihn auszulachen, daß er immer im Walde bei seiner Arbeit stecke. Sie meinten, warum er nicht lieber den Hasen und Kaninchen Fallen stelle, statt den Tag über Bäume zu fällen, Holz zu spalten und sich abzuquälen? Da wäre mehr Wild in den Wäldern, als der gnädige Herr gebrauchen könne, ja der wisse kaum, was damit anfangen, das wäre doch klar. In der Weise pflegten sie stundenlang in James hinein zu reden, so oft sie des Abends gemeinsam heimkehrten. Und dann tranken sie wohl auch ein Glas Bier zusammen und rauchten hier zur „Waizengarbe" eine Pfeife, wenn sie James überreden konnten, mit ihnen hineinzugehen, was nicht oft geschah, denn James liebte weder Wirthshäuser, noch Bierstuben. James war nicht vom rechten Wege abzubringen. Er sagte das auch den Birds rundweg und noch obendrein, daß er nie zum Wilddieb werden wollte und sie sogar, wer es auch von ihnen sei, beim gnädigen Herrn anzeigen würde, falls er sie erwischen sollte. So habe ich ihn selber mit eigenem Munde sprechen hören in diesem Hause. Denn ich verließ des gnädigen Herrn Dienst etwa ein Jahr, nachdem Sie nach Indien gegangen waren, und übernahm hier die Gastwirthschaft, die ich seitdem immer geführt habe. Ja, Herr, wie gesagt, oft war ich Zeuge, wie diese beiden Birds dem James West zugesetzt haben, daß er dem Wilde Fallen stellen solle, und dergleichen mehr. Merkten sie aber, daß ich ihnen zuhörte, so thaten sie schnell, als hätten sie nur gescherzt. Ich habe ihnen aber mehr als einmal gesagt, wie unrecht sie thäten, und den James West gewarnt, worauf er lachend zu antworten pflegte: „I, meint Ihr vielleicht, ich werde mich überreden lassen, ein Wilddieb zu werden? Nach meiner Ansicht ist das nicht viel besser, als stehlen."

„Verzeihung, Sutton, daß ich Sie unterbreche, aber wie kam es, daß James West ein so häufiger Gast des Bierhauses wurde? Das soll keine Beleidigung gegen Sie sein, aber Wirthshäuser sind nicht die besten Orte für junge Leute."

„Gewiß nicht, Herr, gewiß nicht; aber James West ist meiner Frau Vetter. Bevor ich die „Waizengarbe" übernahm, hat er wohl kaum deren Schwelle betreten. Nachdem ich hier Wirth wurde, pflegte er allerdings oft zu kommen; indeß trank er fast nie, Herr; vielleicht hin und wieder ein Glas Ale, gewöhnlich aber nur eine Tasse Thee mit mir und meiner Frau. Wir freuten uns stets über den guten Jungen. Armer James! Damals dachte ich nicht, daß diese Besuche dich in Versuchung führen würden, aber nun fürchte ich doch, daß es leider der Fall war. Denn hier traf er am Häufigsten mit den beiden schlechten Menschen zusammen — ja, ja, so war es und es kann nicht abgeleugnet werden. Ich bin oft tief niedergeschlagen, wenn ich des armen James gedenke, und schelte mich, daß ich nichts that, ihn vom schlechten Wege abzubringen, und doch weiß ich kaum, was ich dagegen hätte thun können."

„Ich glaube nicht, daß Sie Ursache haben, nach dem bisher Mitgetheilten, sich Vorwürfe zu machen, Sutton. Fahren Sie nur fort in Ihrer Erzählung, denn ich bin wirklich gespannt, zu hören, was eigentlich den armen West in's Unglück stürzte."

„Also ich sagte eben, fuhr der Alte fort, daß James oft zu uns zum Thee kam. Seine Eltern gingen früh zu Bett, es waren alte, sparsame Leute und wollten nicht mehr Licht ver-

*) Aus den „Rheinischen Blättern" zum Mainzer Journal.

brennen, als gerade nöthig war; James hingegen war ein kräftiger, starker Mensch und brauchte nicht so viel Schlaf als seine Eltern, weßhalb er die Abende gern bei uns zubrachte. Und als meine Nichte, meiner Schwester Kind — ein so hübsches Mädchen, als man nur sehen kann — zu uns in's Haus kam, blieb James unser Gast so oft als ehedem, das werden Sie gern glauben, Herr. Mary Banks war eine Waise und hatte schon früh Vater und Mutter verloren. Sie zählte kaum siebenzehn Jahre, als wir sie zu uns nahmen. James verliebte sich in sie, und nachdem sie einander ungefähr zwei Jahre gekannt hatten, heiratheten sie sich. Etwa eine Woche vor ihrer Hochzeit starb sein Vater, der alte Giles West, und der gnädige Herr gab dem jungen Ehepaar des alten Giles Haus, und die Mutter wohnte bei ihnen. Die jungen Leute und James Mutter lebten ruhig und ungestört so ihre zehn, zwölf Jahre. Sie hatten nur ein Kind und zwar ein Mädchen von so strahlender Schönheit, als je die Sonne beschienen hat. Große blaue Augen, Wangen, so roth und rund wie die Kirschen, und langes, blondes, lockiges Haar, das bis auf den Nacken herabfiel und wie Gold glänzte, wenn die Sonne darauf schien. Gott, ich sehe das Kind lebhaft vor mir! Im ganzen Lande gab es keine vornehme Dame, die ein schöneres Kind aufweisen konnte, als die kleine Mary West. Nein, sicherlich keine. Die Augen gehen mir über, wenn ich an das Kind denke."

Des Greises Thränen flossen reichlich, er stützte seinen Kopf auf den Arm und seufzte tief. Ich achtete des alten Schmerz zu sehr, um ihn zu unterbrechen. Bald aber trocknete er die Thränen und fuhr fort:

„Ich hätte Ihnen schon erzählen sollen, Herr Harry, daß Dick und Tom Bird seit Jahren unser Dorf verlassen hatten. Niemand wußte, was aus ihnen geworden war. Plötzlich aber erschienen sie wieder und zwar in Jägertracht, mit Sammtjacken, hohen ledernen Gamaschen u. s. w. und mietheten ein Haus nahe bei der Gemeindewiese. Sie müssen es kennen, Herr, es liegt drüben am Teiche, und Andrews wohnte früher dort."

Ich nickte bejahend.

„Also das Haus mietheten sie. Es gehörte nicht Ihrem Herrn Vater, denn sonst würden sie es nie bekommen haben. Es gehört der Kirche von S—, und der Gemeinde ist es gleich, wer drinnen wohnt, wenn der Zins nur regelmäßig gezahlt wird. Die beiden Birds wohnten also in jenem Hause, gaben sich als Hundezüchter aus, und das ist wahr, sie hielten Hunde die schwere Menge. Es war ungefähr um diese Zeit, daß Ihr Vater, der gnädige Herr, das Treibjagen einführte, wie sie es nennen. In unserer Gegend hatten wir nie dergleichen zuvor gesehen, und ich will Sie nicht kränken, Herr Harry, aber ich wünsche, wir hätten es auch heut' noch nicht gesehen. Verlassen Sie sich auf mein Wort, Herr, solches Treibjagen macht mehr Männer zu Wilddieben, als man an einem Tage bestrafen kann. James West war ein solcher Treiber, und oft pflegte er mir zu erzählen, welche Lust ihm das Treiben sei. Eines Tages sagte er zu mir: „Herr Sutton, ich weiß ebensogut, wo die Hasen und Kaninchen und die Fasanen in Burrwood zu finden sind, wie Sie wissen, wo Sie nach Ihren Hühnern zu suchen haben. Und ich könnte mir solches Wild jede Nacht zu Dutzenden holen, gerade so leicht, wie Sie Ihre Hähne oder Ihre Hennen von der Hühnerstange." Nun, Herr Harry, gestehen Sie selbst, war das nicht eine Versuchung? Und war er nicht einzig und allein durch das Treiben in diese Versuchung gebracht?"

Wieder gab ich schweigend meine Zustimmung.

„Aber, James," sage ich, „die Fasanen sitzen in der Nacht nicht auf der Erde, sondern sind aufgeflogen in die Zweige der Bäume, also könntest Du sie doch nicht finden, selbst wenn Du es wolltest, was aber natürlich nicht der Fall ist." Darauf wurde er ganz roth. „O," antwortete er, „natürlich nicht, mir können sie zu Nichts dienen; aber das ist eine Kleinigkeit, sie aus den Bäumen zu locken." „Dazu muß man sie doch schießen?" frage ich. „Durchaus nicht", sagt er wieder und sah sehr roth und verlegen aus, wenigstens kam es mir so vor. Das gefiel mir nicht, und ernst rief ich: „James, ich hoffe, daß Du nur so sprichst, um zu sprechen, und daß Du nicht so viel weißt, als Du Dir den Anschein gibst." „Was," gibt er zur Antwort, „es ist doch keine Sünde, zu wissen, wie man einen Hasen auf den Kopf schlägt, oder einen Fasan herunterlockt? Wissen und Thun sind zweierlei, Herr Sutton." „Mir thut es leid, James, daß Du es weißt. Du bist ohnedem mit den beiden Birds mehr zusammen, als Dir taugt." „Die Birds sind nicht schlecht", entgegnete er, „sie sind gutmüthige Menschen, besonders der Tom. Er singt prächtig und kennt die berühmtesten Lieder von Jägern und Wilddieben. Sie sollten ihn nur einmal hören, den Tom Bird." Ich schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „James, James, das will mir nicht zu Sinn; es wird Dich noch in's Unglück stürzen, glaube mir." Er lachte und sprach: „Seien Sie außer Sorge, ich werde nicht in die Klemme kommen, Herr Onkel", und damit ging er fort. Als wir das erste Mal zusammentrafen, war James West —"

Wieder hielt der Greis inne, sein Kopf sank auf die Brust wie zuvor, und Thränen füllten seine Augen.

„Sutton", fiel ich ein, „die Erinnerung überwältigt Sie. Wir wollen es für heute Abend genug sein lassen, und morgen früh fahren Sie in Ihrer Erzählung fort, wenn Sie der Schlaf gestärkt hat. Sie sind in der That erschöpft und —". Er unterbrach mich.

„Herr Harry", sprach er mit zitternder Stimme, indeß er von Kopf bis zu Fuß erbebte, „verzeihen Sie, aber ich bin alt, und das ist zu viel für mich. Ich glaube nicht, daß ich je das Ende erzählen könnte, doch dieses hier wird Ihnen Alles besser berichten, als ich es im Stande wäre, selbst wenn ich die Kraft dazu hätte." Dabei überreichte er mir eine Rolle Papier.

„Diese Papiere", sagte der alte Sutton, „enthalten das Bekenntniß dessen, was sich in jener entsetzlichen Nacht zutrug, Herr Harry. Tom Bird, der als Knabe was Tüchtiges lernte, hat es aufgesetzt. Sie finden einen wahren und genauen Bericht, just so, wie Alles geschah, und besser erzählt, als ich in meiner schlichten Weise zu Stande brächte, obgleich jedes Wort dieses Berichtes in mein Gedächtniß eingebrannt ist, aber ich kann mit der Sprache nicht so heraus."

Ich dankte ihm und nahm das Papier.

„Aber nun, Sutton, ist es für Sie Zeit, zu Bette zu gehen. Ich werde, wie gesagt, hier schlafen, und daher können Sie das Haus schließen, sobald Sie wollen."

„Wir wollen es Ihnen so bequem als möglich machen, Herr Harry; natürlich wird es doch nicht wie im Schlosse sein, aber wenn Sie wirklich uns die Ehre anthun wollen —"

„Ja, Sutton, ich übernachte bei Euch. Da meine Familie noch nicht gekommen ist, würde es mir im Schlosse zu leer und einsam sein. Ich glaube fast, ich würde Geister hinter den Bildern der Gallerien hervorlugen sehen auf dem Wege in mein Schlafzimmer. Und wenn Ihr mich beherbergen könnt —"

„Mit großem Vergnügen, Herr, wie es meine Schuldigkeit ist."

„Schönen Dank denn, Sutton, und gute Nacht", sagte ich, als ich dem Alten herzlich die Hand drückte.

„Gute Nacht, Herr Harry. Sie sind doch immer noch derselbe gute und herablassende junge Herr, wie vor jenen fünfundzwanzig Jahren." Mit diesen Worten verließ der brave Greis das Zimmer.

„Junge Herr!" lächelte ich vor mich hin, indem ich meine von der Sonne gebräunte Gesichtsfarbe und mein graues Haar im Spiegel betrachtete. Seit vielen Jahren war mir ein solches Compliment nicht gemacht worden. Armer, alter Sutton! Einen ehrlicheren, gutmüthigeren und treueren Diener hat es wohl nie in der Welt gegeben. Er gehörte noch einem Schlage an, der heutzutage fast ausgestorben ist.

(Fortsetzung folgt.)

Bienenzucht in Bayern.

(Schluß.)

Oberbayern steht in Ingolstadt die Bienenzucht besonders gehoben. Dieser Kreis bietet die meiste Zeidelweide und tritt auch mit der größten Anzahl von Bienenstöcken auf. Von den 52.665 Stöcken treffen 68 auf 1000 Seelen und 16 auf 1000 Tagwerk Land (mit Ausschluß des Waldes). Der Ingolstädter „Verein zur Hebung der Bienenzucht" sucht die Dzierzonwohnungen besonders zu verbreiten. Außer manchen sehr empfehlenswerthen Geräthen sandte Ingolstadt auch gute Erzeugnisse ein. Honig und Rohwachs wurden von Kennern gerühmt. Eine

** München, 2. Dezember. (Tel. d. Landsh. Ztg.) Die Auflösung des Handelsministeriums erhielt gestern die Allerhöchste Genehmigung. Die Neuformirung tritt mit Neujahr in's Leben. Dem Ministerium des Aeußern wurde zugewiesen: die

Flasche mit Honigwein fand reichlichen Zuspruch. Wir wollen bei dieser Gelegenheit die Unterschiede von Meth und Honigwein auseinander halten. Der Meth wird aus Honig, der mit Wasser verdünnt ist, oder aus dem Spülwasser, mit dem die Honigtafeln ausgewaschen, bereitet. Hopfen mit Koriander, Kalmus, Zimmt u. s. w. werden in einem Säckchen in das Gährungsfaß gehängt. Der Honigwein wird aus einer Mischung von konzentrirtem Meth und Wein erzeugt. Der Honigwein macht bald betrunken; allein der Rausch ist angenehm und von kurzer Dauer. Der Bezirk Aichach hat die größte Anzahl von Bienenstöken, über 2000, in ganz Bayern. Der Pfarrer und Distriktsschul-Inspektor A. Haindl in Oberbernbach schickte den von einem sogenannten Jungfernschwarm (Schwarm eines heurigen Jungen) verlassenen Bau mit gedeckelten und ungedeckelten Waben in einer gläsernen Zierglocke ein. Oekonom Weigl in Halmsried verbesserte die Hruzka'sch Honig-Extraktionsmaschine sehr zweckmäßig. Der k. k. österreichische Platzmajor Hruzka in Legnago benützte die Zentrifugalkraft, um gefüllte Honigwaben zu entleeren. Der „Kreisel" wirft den Honig aus den Wabenrähmchen, die hinter ein Netz gestellt sind, heraus. Für Züchter, welche viel Tafeln zu entleeren haben, oder für Bienennossengeschaften erfüllt dieses Schlendergeräthe den Zweck. Der kleinere einzelne Züchter erfährt aber durch vieles Reinigen des Geräthes einen ziemlichen Verlust an Honig. Voran in der Ausstellung steht der Kreis-Bienenzucht-Verein in Niederbayern. Schon im Jahre 1839 hatte sich ein Aktien-Verein gegründet, der aber nach 5 Jahren wieder einging. Später blühte die Bienenzucht nur mehr in den Bezirken Mitterfels, Passau und Regen. Man schrieb vielfach dem Gypsen der Kleeäcker, der Arrondirung und den niederen Honigpreisen diesen Rückgang zu. Der neue Kreisverein gibt aber in der Ausstellung ein schlagendes Zeugniß von seiner Lebensfähigkeit und seinem Einflusse. Der Sekretär des landwirthschaftlichen Kreiskomitee's, Hr. Leickert, tritt nach allen Richtungen hin belehrend, ermunternd und organisirend auf.*) Die denkbar vollkommenste Bienenwohnung ist jene, in welcher der Imker die Bienen willkürlich in seiner Hand hat. Er muß veranlassen können, daß die Bienen in der von ihm vorgezeichneten Richtung weiter bauen, daß die Waben ohne Schädigung zu jeder Zeit herausgenommen und in dieselbe oder in eine andere Wohnung eingestellt werden können. Der katholische Pfarrer Johann Dzierzon in Karlsmarkt (Regierungsbezirk Breslau) genügte 1853 diesen Anforderungen dadurch, daß er verschiebbare Holzstäbchen mit Wabenanfängen beklebte, welche die Bienen dann weiter bauten. Der Wissenschaft war es nun gegönnt, Einsicht in den Bienenhaushalt zu gewinnen, Grundsätze und Erfahrung mit einander in Einklang zu bringen. Je nachdem die besonderen Beute- und Winterlager, die Niederlagen an Honig für den Züchter senkrecht oder wagrecht den Bienen angewiesen werden, unterscheidet man Ständer- oder Lagerstöcke. Der Zwillingsstock ist ein Uebergang zum eigentlichen beweglichen Bau. Der Beuteraum ist in der Mitte; links und rechts sind die Honigräume mit durchlöcherten Brettchen geschieden. Niederbayern ist mit Modellen aller Art versehen, wir sehen Zwillingsstöcke, Ständerstöcke und Lagerstöcke. Frhr. v. Berlepsch, Gutsbesitzer auf Seebach (Regierungsbezirk Erfurt), nach Dzierzon der erste deutsche Imker, verbesserte den Mobilbau dadurch, daß er statt Stäbchen viereckige Rähmchen einsetzte. Ein solcher Rähmchenbau stand mit Krainer Volk besetzt in der Ausstellung. Die Krainer Biene ist so groß, wie die deutsche, an der Behaarung der Hinterleibsringe sehr weißlich gefärbt, hat einen rauhen Flugton, soll sich aber besonders durch die Fruchtbarkeit der Königinnen vor allen andern Arten auszeichnen. An Fleiß und Honigreichthum steht sie der italienischen gleich. Auch die vollständigste Sammlung kleiner Geräthe findet sich in Niederbayern, als: Drohnenfallen, Weiselhäuschen, Wabenmesser, Wabenzangen und Gabeln, Rauchpfeifen für Tabak und Lunten, Bienenhüte und Schleier, Trankfläschchen und Refraicheurs. Die Zahl von 31.435 Stöcken ist in den letzten zwei Jahren weit überstiegen worden. Mittelfranken ringt mit Niederbayern um den Preis. Die Zeidlervereine von Nürnberg, Fürth und Gebersdorf sind die würdigen Nachkommen der alten Zeidlergilde in des deutschen Reiches Bienengarten. Rektor Dr. Kellermann, Vorstand des Nürnberger Vereines, zog die allgemeine Schaulust auf den vom Zeidlerverein für Nürnberg und Umgebung ausgestellten Beobachtungsstock, der zahlreiches Volk und eine echte italienische Königin beherbergte. Die italienische Biene ist gelb an den obern und hintern Leibringen. Die vom Nürnberger Verein ausgestellte war an dem vordern Theil gelb und orangefarbig, nur die Schwanzspitze ging in's Schwärzliche über. Ueber die Vortheile der gelben Italienerin gegenüber der schwarzen Deutschen streiten sich die Imker; so will Berlepsch jene Vorzüge nicht finden, die Dzierzon rühmt. Diese Bienenart wohnt in Oberitalien, Graubündten und einem Theile von Tirol. Herr v. Baldenstein machte 1843 zuerst auf dieselbe aufmerksam, und Dzierzon bezog 1853 das erste Volk, von welchem wohl ein großer Theil der Italiener in Deutschland abstammt. Man schreibt der italienischen Biene größeren Fleiß und mehr Sanftmuth zu. Jedenfalls hat sie zu großartigen wissenschaftlichen Untersuchungen durch die Physiologen Siebold in München und Leuckart in Gießen Veranlassung gegeben und die Wissenschaft bereichert. Die Jungferngeburt (Parthenogenesis) der Drohnen erhielt dadurch ihre Grundlage. Der Zeidler-Verein in Fürth sucht den alten Strohbau mit allen Verbesserungen der Beweglichkeit in Verbindung zu setzen. Stroh bleibt als schlechter Wärmeleiter immer das tauglichste und billigste Material zu Bienenwohnungen. Die Herren Dr. Fronmüller, Kimmel, Körber, Schmidtkunst, Dachlauer und Jordan suchen überall auf das Gründlichste voranzugehen. Gut gebaute Kästen von Fronmüller, Gießwein und Schmidtkunst wetteifern mit sehr tauglichen Geräthen von Körber, Jordan und Dachlauer. Glasglocken enthielten feinen würzigen Honig; das Wachs Kimmel's zählt zu den besten. Mittelfranken ist im Besitze von 26.724 Stöcken. Die Pfalz ist durch einen sehr denkenden Imker, den Tischlermeister J. Mehring aus Frankenthal, vertreten. Bisher theilte man den Bienenstaat in Königin, Arbeiter und Drohnen ein. Diesem „Dreiwesen" stellt Mehring nun sein System des „Einwesens" gegenüber. Bienen und Waben bilden nach seinen Grundsätzen nur Ein Thier, der „Bien" genannt. Die Waben sind das Knochengerüste; der „Bien" ein Zwitter und die Königin der weibliche, die Drohnen der männliche Geschlechtstheil an diesem Körper. Die Trachtbienen stellen die einheimsenden Hände, die den Rohstoff umwandelnden jüngeren Bienen die Eingeweide dieses Gesammtkörpers vor. Aus diesen Aufstellungen leitet Mehring eine Reihe von Sätzen für den Betrieb ab und ist schließlich der Erfinder eines neuen Nahrungsmittels, des Malzsyrups. Wenn auch Mehring über die alte „Dreiwesens"-Schule fortwährend loszieht und selbst Siebold und Leuckart belehrt, so zählt dieses merkwürdige Männlein doch sicher zu den begabtesten und gebildetsten Bürgern der Rheinpfalz. Wir lassen ihm gerne seinen Dünkel, wenn wir seine klaren, volksthümlichen Erklärungen mancher sehr schwer faßbarer wissenschaftlicher Sätze vernehmen. Es ist schwer, eine Ausstellung mit lebenden und arbeitenden Völkern zu veranstalten. Die Beförderung ist gefährlich, und ein einzelner Stoß kann leicht den ganzen Inhalt zertrümmern. Nicht lange können Stöcke verschlossen bleiben, und dem Volke muß bald ein Ausflug gewährt werden. Die regnerisch-kühle Witterung, welche im Ganzen das Zentralfest stark schädigte, kam dem Gelingen der Bienenausstellung zu Gute. Dem gegenwärtigen Standpunkte der Naturwissenschaften, die über das Leben und Wirken der Bienen die besten Aufschlüsse gaben, wird eine immer allgemeinere Verbreitung der rationellen Bienenzucht auf dem Lande sicher folgen.

Nach der amtlichen „Leipziger Zeitung" ist dem frühern Redakteur des „Bürger- und Bauernfreund" in Crimmitschau, Herrn Karl Hirsch, (früher Redakteur am Nürnb. Anz.), von der sächsischen Regierung ein Patent für die Erfindung einer **Schriftsetzmaschine** ertheilt worden.

Verantwortlicher Redakteur: **Joh. Bapt. Planer.**

---

*) Vergesse man doch nicht den Bienenvater von Niederbayern, Hrn. Benefiziaten **Buchner** in Gerzen? — Wer in unserer Nähe sich noch besonders über Bienenzucht unterrichten will, der findet in Hrn. Handelsgärtner Mayerhofer dahier einen intelligenten Sachverständigen und wer ein hübsches Bienenhaus sehen will, der besichtige das Bienenhaus auf **Siebensee**, wo die Herren v. Zabuesnig sen. und jun. mit Eifer Bienenzucht betreiben und würzigen Honig erzielen. Die Red. d. Landsh. Ztg.

ministerium kommt das gesammte technische und landwirthschaftliche Unterrichtswesen nebst den Vorbildungsschulen und der Thierarzneiunterricht.

Der Unterzeichnete eröffnet hiemit seine

Privatheilanstalt

für solche Kranke, die eines **chirurgischen** oder **electrischen** Eingriffes bedürfen, oder für **Ozonkuren** sich eignen. (Letztere vorzüglich für Folgezustände schwerer septischer Krankheiten und chronischer Säfteentmischungen, wie Scrophulose, Tuberculose, Gicht 2c. 2c.)

Landshut, den 3. November 1871.

3634 (12f) **Dr. med. Weln jun.,** pract. und Augenarzt.

Essenzial-Melissen-Balsam

von

Wilderich Lang

approbirt vom kgl. bayer. Obermedicinal-Collegium.

Fabrik: Rorschach Schweiz. **Haupt-Spedition: München** Neustrasse Nr. 29.

Dieser Balsam belebt mit wunderbarer Kraft alle Diejenigen, welche durch Arbeit, Krankheit, Blutverlust, hohes Alter erschöpft sind.

Besonders wirksam zeigt er sich bei nervösen Anfällen von Schwindel, — Herzklopfen, — Windkoliken, — bei Menstrual-Krämpfen, — bei Ueblichkeiten und Erbrechen der Schwangeren, wo die Grundlage eine nervöse ist, — bei Ohnmachten der Kreisenden.

Gegen die hartnäckigsten und schmerzhaftesten Beschwerden des Magens, gegen Schwäche und Krämpfe desselben leistet er Vorzügliches.

In frische Hieb- und Stich-Wunden eingeträufelt, heilt er diese schnell durch erste Verwachsung.

Dieser Balsam sollte in keiner Haushaltung fehlen; fast täglich kommen Fälle vor, von seiner Heilkraft Gebrauch zu machen.

Das große Glas wird à 48 kr., das kleine à 24 kr. abgegeben (5) 3762

in der Apotheke von M. Oeschey vormals Hofpauer in Landshut.

Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft.

Directe **Post-Dampfschifffahrt** zwischen

Hamburg & New-York

Havre anlaufend, vermittelst der Post-Dampfschiffe

Cimbria, Mittwoch 6. Dezember Morgens.		**Westphalia,** Mittwoch, 27. Dezember Morgens.	
Silesia, do. 13. do. do.		**Holsatia,** do. 3. Januar do.	
Allemania, do. 20. do. do.		**Thuringia,** do. 10. do. do.	

Passagepreise: Erste Cajüte Pr. Crt. Thlr 165, Zweite Cajüte Pr. Crt. Thlr. 100, Zwischendeck Pr. Crt. Thl. 55.

Zwischen **Hamburg-Havana** und **New-Orleans,**

Havre und Santander anlaufend.

Von Hamburg:	Von Havre:	Von Santander:	Von New-Orleans:
Germania, 16. Dezember.	19. Dezbr.	22. Dezbr.	24. Januar.
Saxonia 13. Januar.	16. Jan.	19. Jan.	21. Febr.

und ferner alle 4 Wochen Sonnabends.

Passagepreise: I. Cajüte Pr. Crt. Thl. 180, Zwischendeck Pr. Crt. Thl. 55.

Näheres bei dem Schiffsmakler **August Bolten,** Wm. Miller's Nachfolger, Hamburg, sowie dem alleinigen Generalagenten für das Königreich Bayern.

F. J. Bothof in Aschaffenburg. (25) 25

Für die bestbekannte (6j) 3432

mechanische Spinnerei Bäumenheim

nimmt **Flachs, Hanf** und **Abwerg** fortwährend zum Lohnverspinnen und Weben an:

Jos. Hinterholzner, Seilermeister in Ganghofen.

Das Garn kommt in 3 — 4 Wochen zurück.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 2. Dezbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2231	603	26	17	25	26	24	23	—	6	—	—
Korn	2291	932	16	31	15	47	15	18	—	6	—	—
Gerste	2266	1771	15	—	14	27	13	33	—	—	—	8
Haber	1608	917	8	31	7	55	7	16	—	—	—	—

Med. Dr. Herbst's Haus-Balsam!

das seit Jahren beliebteste und nach übereinstimmenden ärztlichen Gutachten „entschieden gediegenste" aller ähnlichen Präparate — besonders für functionelle **Verdauungs**-Störungen und deren **Folgen** (Blähungen, Appetit- und Schlaflosigkeit, Erbrechen, **Diarrhoe,** Magenkrampf, Ohnmachtsanfälle 2c.), desgl. auch äußerlich für **Wunden** und Krämpfe — in Original-Flacons zu à 24 kr. und à 16 kr. nebst Gebrauchsanweisung für Niederbayern **allein ächt** zu beziehen durch Herrn Apotheker **M. Oeschey** in Landshut, desgleichen durch die Herren:

Dingolfing:	Apotheker	Sonner,	Pfarrkirchen:	Apotheker	J. Streng,
Eggenfelden:	„	J. Stegmüller,	Pfeffenhausen:	„	Fürst,
Eichendorf:	—	F. X. Westermeyer,	Reisbach:	„	J. Engel — J. Seidl,
Frontenhausen:	—	C. Lutz,	Simbach a./J.:	„	Schmidtbauer,
Mainburg:	Apotheker	Reck,	Straubing:	„	Max Weinreich,
Mallersdorf:	„	Fr. Greil,	Vilsbiburg:	„	A. Harmayr,
Osterhofen:	„	L. Sell,	Wallersdorf:	„	Gg. Füßl Wu,

sowie durch die in den beiden **Passauer** Zeitungen speziell aufgeführten weiteren Niederlagen.

2485 (3) **Med. Dr. Herbst's Relikten — Augsburg.**

Die Mech. Flachs-, Hanf- und Abwerg-Spinnerei von F. Kerler & Cie. in Memmingen (Bayern)

empfiehlt sich zum Spinnen von **Flachs, Hanf** und **Abwerg** im Lohn. — Der Spinnlohn beträgt per Schneller 4 Kreuzer. — Prompte Bedienung und vorzügliche Qualität der Garne wird zugesichert. — Rohstoffe zur Besorgung übernehmen die Agenten: 3494 (6b) Hr. **Joh. Hofbauer** in Geiselhöring.

In der Jos. Thomann'schen Buchhandlung in Landshut ist zu haben:

Geistlicher

Krippenbau.

Eine Advent- und Weihnacht-Andacht.

Dem Verein der Kindheit Jesu gewidmet

von einem Kinderfreunde.

Preis 2 kr.

Stiefelschmiere

in Steintöpfchen à 9 kr. und offen nach Gewicht empfiehlt 3973 (3c) **J. Jgn. Schneider.**

4 Schlittenböcke

sind zu verkaufen und können beim Hausknecht beim Silbernagel in Landshut erfragt werden. 4021

Erdinger Schranne vom 30. November 1871.

	Waiz.	Korn.	Gerste	Haber
Voriger Rest . . .	—	—	95	17
Neue Zufuhr . . .	378	141	1185	234
Schrannenstand . .	381	141	1280	251
Heutiger Verkauf . .	381	141	1184	243
Rest	3	—	96	8

	Waiz. fl.	kr.	Korn. fl.	kr.	Gerste fl.	kr.	Haber fl.	kr.
Höchster Preis . . .	24	59	15	48	14	6	7	12
Mittlerer „ . . .	24	20	15	16	13	18	6	44
Niedrigster „ . . .	23	9	14	25	12	21	6	17
Gefallen	—	2	—	—	—	—	—	14
Gestiegen	—	—	—	11	—	23	—	—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 50 Den 11. Dezember: Damasus.

Der verhängnißvolle Schuß.

Erzählung.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ich schürte das Feuer an, legte ein neues Scheit Holz darauf, steckte mir eine Cigarre an und nahm das Manuskript mit Spannung in die Hand. Die Ueberschrift lautete: „Das Bekenntniß des Thomas Bird.“ Die Handschrift war klar, fest und frei, wie auch der Styl, wenn man des Mannes Stellung in der Welt bedenkt, wirklich vortrefflich genannt werden mußte. Als ich mich später nach ihm näher erkundigte, erfuhr ich, daß er zum Schullehrer erzogen worden und auch kurze Zeit als solcher fungirt hatte. Also das Bekenntniß des Thomas Bird:

Es gehört nicht zur Sache, welche Mittel mein Bruder Dick und ich anwandten, um James West zur Wilddieberei zu überreden. Es genügt, wenn ich sage, daß wir es thaten, und daß es uns viel Mühe kostete, seine Scrupel zu beseitigen, denn James West war ein ehrlicher Mensch und hatte sehr strenge Begriffe über Recht und Unrecht. Uebrigens bin ich überzeugt, daß das Treibjagen ebenso viel dazu beigetragen hat, den West zu Falle zu bringen, als wir, und daß er nie dahin gekommen wäre, hätte man ihn nicht zum Treiben erwählt. Also das steht fest, er wurde ein Wilddieb, aber nie ein herzhafter. War es doch immer, als ob er sich seines Thuns schäme, wenigstens erschien es mir so. Er war vielleicht sechsmal mit Dick und mir draußen gewesen und zwar immer nur im äußern Revier. Wir konnten ihn nicht dazu bringen, in das innere Gehege zu kommen, bis er sich endlich doch am 25. Dezember entschloß, mit uns zu gehen — ja am 26. Dezember, ein Tag, den ich nie, nein, nie in meinem ganzen Leben vergessen werde. Die Herren hatten gejagt; natürlich war es ein Treibjagen gewesen und James West einer der Treiber dabei. Nachdem die Jagd vorüber, gesellte ich mich zu West, als er nach Hause eilte, denn Dick und ich hatten beschlossen, dieselbe Nacht noch das Gehölz zu durchstöbern nach angeschossenem Wilde, welches zweifellos im Walde umherliegen mußte, und wir wollten, wenn irgend möglich, West überreden, uns zu begleiten, weil er das Revier ungleich besser kannte als wir. Außerdem mußte er, der den Tag über das Wild getrieben hatte, wissen, wo wir am Leichtesten auf Beute rechnen durften.

Sobald ich an ihn herantrat, merkte ich, daß es nicht ganz richtig mit ihm sei. Er sah erhitzt und erregt aus, beantwortete meine Frage, wie die Jagd ausgefallen, mit einem Fluche, dem ein: „weder weiß ich es, noch kümmere ich mich drum“ folgte. Bald erfuhr ich die Ursache seiner Verstimmung. Während des Treibens hatte er ein Kaninchen auf den Kopf geschlagen und dasselbe in die Tasche gesteckt — statt es in der Hand zu tragen — „um nicht dadurch genirt zu sein,“ wie er sagte, und ohne die geringste Nebenabsicht dabei zu haben, und ich möchte darauf schwören, daß es so und nicht anders war. Aber Dodd, der Wildhüter, der die Füße des Kaninchens aus West's Tasche herausgucken sah, schien ihm nicht zu glauben, beschuldigte ihn vielmehr geradezu der Absicht des Stehlens und drohte, ihn bei dem gnädigen Herrn anzuzeigen, worauf West's Blut in Wallung gerieth, und ein heftiger Wortwechsel zwischen den beiden entstand. Der gnädige Herr hörte streiten, fragte nach der Ursache und fügte dann hinzu, er hoffe, West spreche die Wahrheit, obgleich es allerdings auffallend wäre, daß er das Kaninchen in die Tasche gesteckt habe. Weßhalb hätte er es nicht in der Hand getragen, wie es gebräuchlich sei? „Ich schwieg“, sagte James zu mir, „aber ich hätte antworten können: Glauben Sie, daß ich solch ein Thor gewesen wäre, des Kaninchens Füße aus der Tasche heraushängen zu lassen, wenn ich die Absicht gehabt hätte, es zu stehlen? Zu Dutzenden könnte ich sie haben jede Nacht und nicht nur Kaninchen, sondern auch Hasen und Fasanen, wenn mir was daran gelegen wäre, und ich mich auf das Stehlen legen wollte.“

Ich für meinen Theil zweifle keinen Augenblick, daß West hiermit die volle Wahrheit sprach, und nicht im Entferntesten daran gedacht hatte, das Kaninchen zu stehlen, denn, wie er ganz richtig bemerkte, wäre das nicht der Mühe werth gewesen. Nein, der gnädige Herr war in diesem Fall im Unrecht, was ich heute tief bedauere, obgleich ich mich damals ordentlich darüber freute. Wir arme Menschen haben so gut Ehrgefühl als die Reichen und es würde nichts schaden, wenn sie demselben mehr Aufmerksamkeit schenkten. In dem gekränkten Zustande, in dem West sich befand, wurde es mir nicht schwer, ihn zu überreden, die Nacht mit mir und Dick in den Wald zu schleichen nach dem angeschossenen Wilde. Wir wußten, daß die Wildhüter bei Tagesanbruch derselben Beschäftigung nachgehen würden, und wir hofften, ihnen dieses Mal die Mühe zu ersparen.

Demgemäß wurde verabredet, um 1 Uhr in der alten Kalkgrube, gerade außerhalb des Waldes, zusammenzutreffen, und seinem Worte getreu fand James West sich zu der bestimmten Stunde ein. Der Mond stand am Himmel, aber die Wolken jagten in so schnellem Zuge dahin, daß der Mond oft von denselben verdunkelt wurde. Nachdem wir in der Kalkgrube über die Ausführung unseres Planes schnell Rath gepflogen hatten, schritten wir in den Wald. West ging vor uns her und führte uns auf einen breiten, mit Gras bewachsenen Fußpfad, der den Forst durchschnitt. Er wollte uns an die Stelle führen, welche die meiste Beute in Aussicht stellte. Plötzlich lief ein weißes Kaninchen quer über den Weg. Jeder von uns hatte eine Flinte bei sich. West zielte, schoß aber nicht.

„Da ist ein Bursche, den wir schießen können, wenn wir nichts Anderes finden“, sagte er. „Wir müssen ein weißes Kaninchen zum Nachtessen haben, entstehe daraus, was wolle.“

Armer West! Er ahnte nicht, welch' eine Art Kaninchen das Schicksal ihm bestimmt hatte, zu schießen. Ja, weiß war es! Doch weiter! Etwa ein und eine halbe Stunde mochten wir im Walde gewesen sein, als wir ein gut Theil angeschossenes Wild aufgelesen und etliche Hasen und Kaninchen mit unseren Stöcken auf den Kopf geschlagen hatten. Noch war kein Schuß gefallen, denn wir feuerten nie, wenn wir es irgend vermeiden konnten, und trugen unsere Flinten auch hauptsächlich als Schutzwaffe gegen die Wildhüter. Alle drei standen wir unter einer mächtigen Buche und waren mit dem Einpacken des Wildes in unsere Säcke beschäftigt, als ich ein Geräusch in dem Gebüsch zu vernehmen glaubte.

„Bst!“ sagte ich, und augenblicklich standen wir alle drei still und horchten. Deutlich hörten wir nun das Abbrechen vertrockneter Aeste, das Rascheln der Blätter, und fast in demselben Moment stand ein großer schwarzer Hund vor uns. Wir kannten ihn sogleich, es war des Wildhüters Hund. Der Geruch des Wildes hatte ihn zweifellos auf unsere Spur geleitet. Es war klar genug, daß die Aufseher auf den Füßen und wir in einer schönen Klemme waren. Wir versuchten, den Hund herbeizulocken, mit der Absicht, ihn zu tödten, falls wir seiner habhaft werden könnten, aber er war zu klug und beantwortete unser Schmeicheln mit lautem Knurren. Gleich darauf hörten wir einen Pfiff. Der Hund spitzte die Ohren und nachdem ein abermaliges Pfeifen erschallte, lief er schnell davon. Das kam uns äußerst gelegen, wir warfen unsere Säcke über die Schulter und eilten der entgegengesetzten Seite des Waldes zu um so schnell als möglich aus dem Bereich der Aufseher zu gelangen. Fast

hatten wir die Grenze des Waldes erreicht und Halt gemacht, damit einer von uns das Feld recognosciren solle, bevor wir uns auf die offene Landstraße wagten, als wir von Neuem das Abbrechen vertrockneter Zweige und das Rascheln welker Blätter hörten.

„Da ist schon wieder der Hund Dodd's," sagte West. „Ich schieße ihn, falls er mir irgend nahe genug kommt. Das sollt ihr sehen."

„Thorheit, laß doch den Hund ungeschoren," antwortete ich. „Du wirst uns noch alle in's Gefängniß bringen, wenn du solche Thorheiten machst."

In demselben Augenblicke trat der Mond ganz hervor, beleuchtete den Platz, von dem das Geräusch ausging, und schien auf einen weißen Gegenstand.

„Es ist kein Hund, es ist ein weißes Kaninchen," ruft West. „Wir haben die ganze Nacht noch kein einziges weißes Kaninchen gehabt. Deßhalb soll dieses mein werden, ihr mögt Nein sagen, so viel ihr wollt."

Und obgleich Dick und ich auf ihn zueilten, um ihn zurückzuhalten, kamen wir doch schon zu spät. Puff, und der Schuß war heraus. Sofort folgte ein Geräusch im Gebüsch und ein gurgelnder Schmerzensschrei, etwa wie beim Ersticken.

„Es ist ein Hase, den du geschossen, und kein Kaninchen," sagte Dick. „Hörst du nicht, er schreit wie ein Kind, nach Hasenart? Komm', mach's schnell und hol' ihn, James, wir haben keine Zeit zu verlieren. Wir werden die Wildhüter gleich auf der Ferse haben."

James eilte in das Gebüsch, und ich sah eine Gestalt demselben Platze vom Felde aus zustürzen, denn wir waren am Ausgang des Waldes. Im nächsten Augenblick erfüllten Schrei auf Schrei die Luft. Ich drang durch das Gebüsch dem Orte entgegen, von dem die Schmerzenslaute herrührten, und da ward mir ein Anblick, daß mein Blut in den Adern stockte. Es war fürchterlich! Ich trat zurück, mich an einen Baum lehnend, denn ich glaubte, umzusinken. James stand mir gegenüber, seine Züge vor Entsetzen krampfhaft zusammengezogen, seine Augen stier, sein Mund geöffnet, fand ich ihn wie gelähmt, er bewegte kein Glied und gab keinen Laut von sich. Ihm zu Füßen lag sein einziges Kind im Todeskampfe, und neben dem Kinde kniete in herzzerreißendem Schmerze die unglückselige Mutter.

Ich will nicht versuchen, jene Scene zu schildern, und ich könnte es auch nicht, selbst wenn ich es beabsichtigte, denn ich war zu bestürzt und zu verwirrt, um genau zu beobachten was vorging. Ich weiß nur, daß die Wildhüter uns umringten, daß keiner Widerstand leistete, und daß wir alle festgenommen wurden. Weder in jener Nacht, noch die darauffolgenden Tage und Nächte vermochte ich an etwas Anderes als an das arme kleine Kind zu denken, und die schreckensbleichen Gesichter der unglücklichen Eltern verfolgten mich noch lange Zeit, ja ich kann wohl sagen, sie verfolgen mich noch bis auf den heutigen Tag.

Hiermit habe ich einen wahren und getreuen Bericht jener unheilvollen Nacht niederlegt. Möge Gott mir meinen Antheil an der schweren Schuld vergeben!

„Amen!" fügte ich unwillkürlich hinzu, als ich aufstand, um Holz an das Feuer zu legen und eine neue Cigarre anzuzünden. „Armer Bursche, armer West! Es ist kein Wunder, daß er vor der Zeit zum Greise geworden. Fürchterlich, wahrhaft entsetzlich! Aber ich begreife nur nicht, wie die Mutter mit dem Kinde in den Wald kam." Ich blickte abermals in das Manuskript, als ob mir in demselben Aufschluß werden könnte, und sah unten auf der letzten Seite in kleiner Schrift: Bitte, umzuwenden. Ich wandte das Blatt um, und da fanden sich folgende Worte von einer Frauenhand geschrieben:

„Frau West hatte erfahren, daß ihr Mann mit den Birds auf die Jagd gegangen, und daß die Wildhüter ihnen auf der Spur seien, weßhalb sie Alles thun wollte, um ihren Mann davon zu benachrichtigen und zu retten. Da es ihr aber unheimlich war, in der Nacht ganz allein in den Wald zu gehen, nahm sie ihre Tochter mit sich. Man vermuthet, Frau West habe ihr Kind für einige Augenblicke zurückgelassen und sei schnell vorgegangen, um ihren Mann zu suchen. Was darauf folgte, ist bereits erzählt."

Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß Frau West seit jener Nacht an Geist und Körper gebrochen war. Kummer und Gram untergruben ihre sonst so kräftige Gesundheit und nach wenigen Jahren starb sie am gebrochenen Herzen, die Aerzte zwar nannten es „Auszehrung". James West lebt noch, d. h. sein Körper, sein besser' Selbst, sein Geist ist schon lange todt: unheilbarer Stumpfsinn lagert über ihm.

„Eine melancholische Geschichte in der That," sagte ich, als ich den alten Stiefelriemen um das Manuscript band, der es zusammengehalten hatte. „Und das ganze Elend rührte nur vom Wilddiebstahl her; nur vom Wilddiebstahl. Wer kann sagen, wohin wir gelangen mögen, wenn wir erst einmal den Pfad der Pflicht und des Gesetzes übertreten haben — wo ist die Grenze? Wohl mancher ist heiteren Muthes als Wilddieb ausgegangen und kehrte, ein schuldbeladener Mörder, trübsinnig in seine Heimath zurück."

Ein Jahr in Chicago.*)

Von einem Amerikamüden.

Erst Pfingsten habe ich zu meinen Füßen Paris brennen gesehen und versucht, in wenigen Flammenzügen ein Bild davon für dies Blatt zu zeichnen . . . Und in diesen Tagen steht das brennende Paris wieder furchtbar lebendig vor meinem Auge — bei den Zeitungsberichten über das brennende, das niedergebrannte große, stolze Chicago! Und wieder zittern mir Herz und Hand — wie damals, als ich meinen flammendurchsprühten, jammerdurchklungenen Pfingstbrief vor Paris niederschrieb. Habe ich doch vor kaum 18 Monaten noch Chicago, die junge Riesenstadt am Michigansee, gesehen: in ihrem fabelhaften Wachsthum und prunkenden Glanz, in ihrer bunten, ruhelosen Geschäftigkeit und übermüthigen Lebenslust, in ihrem Jagen nach Erwerb und Vergnügen — — und in ihren Sünden und Verbrechen!

Wie ich nach Amerika kam? — Wie so mancher deutsche Offizier. Aus Leichtsinn! Es wurde mir zu heiß in der Heimat. Aber fürchte nichts, lieber Leser: ich habe keinen Magdeburger Hausknecht erstochen, keinen Berliner Schuhmachermeister erschossen . . . Ich hatte nur Schulden — riesige Schulden — Schulden wie ein Major! Und doch war ich nur Seconde-Lieutenant von 19 Sommern. Den soliden Grund zu diesem unsoliden Nichts hatte ich schon in der Fähnrichspresse des Dr. Killisch in Berlin gelegt. Unter lustiger Anleitung lernt ein zukünftiger Dotations-General das Schuldenmachen nur zu leicht — o viel leichter als höhere Algebra, römische Kaiser- und österreichische Verfassungsgeschichte. Als Fähnrich hatte ich schon ein Dutzend schlimmster Wucherwechsel unterschrieben und den gefälligen Geldseelen neunundneunzigmal mein offizierliches Ehrenwort verpfändet. Und ich hatte von alledem keine einzige ungetrübte Flasche Champagner! Aber das ist ja der bekannte Schiller'sche Fluch der ersten bösen Wuchererschuld, daß sie fortzeugend neue Schulden muß gebären. Ostern 1869 kam die Katastrophe. Papa löste die Wechsel und mein Ehrenwort ein, nahm aber zugleich ohne viel Worte selber meinen Lieutenants-Abschied und brachte mich eigenhändig nach Hamburg auf einen Amerika-Dampfer. Dort gab er mir beim zweiten Läuten der Schiffsglocke seinen besten Segen und „die letzten 1000 Thaler" in Gold — und „der verlorne Sohn" dampfte seiner neuen Welt entgegen. Mit welchen Gefühlen! Doch das gehört nicht hieher. Nur soviel: ein Bangen um meine Zukunft war nicht darunter. Ich war ja preußischer Lieutenant! Ich wollte einfach in die nordamerikanische Armee eintreten, und in ein bis zwei Jahren hatte ich es sicher bis zum General gebracht. Ich hatte nicht ohne Nutzen Winterfeld's Wachstuben-Geschichten gelesen: „Mein Bursche, der General!" Und ich erst — mit meiner Fähnrichspressen-Bildung, meinem kleinen „von" und meiner großen Lebenserfahrung! Ja, wenn ich an jenen Burschen-General dachte, schämte ich mich fast meiner General-Genügsamkeit. Aber mir fiel leider kein höheres Ziel ein. Denn General-Feldmarschälle kennt man in Amerika leider noch nicht.

So stieg ich in Newyork ans Land. Ich bin ehrlich genug, wenn auch nicht ohne Erröthen, niederzuschreiben: in meiner goldgestickten Garde-Lieutenants-Uniform. Ich war ja in einem freien Lande, wo so manches Unerlaubte erlaubt ist. Ich wollte von vornherein imponiren — aber Niemand achtete auf meinen

*) Aus der „W. N. Fr. Pr."

Glanz. Nur einige häßliche Niggerweiber lachten mich mit allen 32 Zähnen an. Schon am anderen Tage fuhr ich nach Washington hinüber und präsentirte mich dem neuen Kriegssekretär des Präsidenten Grant mit der Bemerkung: ich sei nicht abgeneigt, bei der nordamerikanischen Armee Dienste zu nehmen — zunächst im Nothfalle sogar als Colonel .... General John A. Rawlins strich sich behaglich seinen Vollbart und lächelte dann sein Bedauern, daß Amerika augenblicklich in der glücklichen Friedenslage sei, von einem so jungen Colonel keinen Gebrauch machen zu können ... „Nun, ich ließe mich auch bereit finden, als Major in das tapfere nordamerikanische Heer einzutreten ... Ja, um meinen jungfräulichen Degen nicht rosten zu lassen, als Capitän ... o, zuletzt in edler Selbstlosigkeit als simpler Lieutenant ..."

Dasselbe Lächeln, dasselbe Bedauern! Ja, als ich auch dann noch nicht losließ, gab Mr. Rawlins von Illinois, der ehemalige Advokat, mir ziemlich deutlich zu verstehen: es sei ein großer Irrthum Europas, Amerika als Ablagerungsplatz für seine cassirten, exmittirten oder flüchtigen Offiziere anzusehen. Im Kriege, da nehme man das nicht so genau, und in einem solchen Falle würde er sich freuen, mich wieder bei sich zu sehen ...

Ich war wüthend — und zugleich aus allen meinen Generals-Himmeln gestürzt. Aber es gab in Amerika ja noch andere Mittel und Wege, sein Glück zu machen. Und ich dampfte nach Newyork zurück und suchte das Glück allerwegen: auf der Straße und in den Kafes, in den Theatern, Comptoirs, am Hafen und in den Zeitungen ... und ich wurde immer bescheidener in meinen Glücksbedingungen, je mehr meine Börse zusammenschrumpfte. Nach einigen Monaten war ich daran verzweifelt, in Newyork das Glück — o sogar, nur mein bescheiden ehrliches Brot zu finden. Da fiel mir eines Tages ein kleines Buch in die Hand: „Führer durch Chicago, die Gartenstadt Amerikas" — und ich las entzückt: „Tausend und eine Nacht" enthalten nicht mehr Wunder als die Entwicklung Chicagos. Nichts in der Welt ist wunderbarer, staunenswerther, unglaublicher als diese Entwicklung. Wollte man an einem einzigen Beispiel die Ueberlegenheit Amerikas über alle Länder der Welt darthun, wollte man darstellen die treibende Kraft seiner Institutionen, das Wachsthum seines Handels, die unaufhaltsame Energie seiner Bevölkerung, die Ausdehnung seiner Industrie, sein Talent, sich aller Vortheile der Natur zu bedienen — wollte man alles dies in Kurzem andeuten, so brauchte man nur auf Chicago hinzuweisen, die Musterstadt von Amerika." Und weiter: „Chicago ist der Kornspeicher und die Schweinepöckel-Anstalt der Welt ... Chicago, das im Jahre 1829 nur 30 Einwohner in einigen Blockhütten zählte und sich kümmerlich vom Pelzhandel mit den Indianern nährte — dasselbe Chicago hat jetzt 300,000 Einwohner in Marmorpalästen, es wird im Jahre 1872 zu 500,000 Einwohnern angewachsen sein, im Jahre 1880 mehr als eine Million zählen und 1900 noch einmal so groß sein. wie Newyork. Chicago wird die erste, die reichste Stadt der Welt werden — denn der Energie Chicagos ist nichts unmöglich ..."

Am andern Tage war ich mit dem bescheidenen Reste meiner väterlichen 1000 Thaler auf dem Wege nach der Wunderstadt am Michigansee, um dort das spröde Glück zu suchen.

Also das ist Chicago, die junge Wunderstadt, welche alle Märchenstädte aus „Tausend und eine Nacht" erbleichen läßt, mußte ich immerfort bei mir denken, als ich tagelang durch die schnurgeraden Riesenstraßen schlenderte, betäubt, verwirrt von dem kaum glaublichen tosenden Geschäftslärm, gegen den das Treiben in Newyork fast wiegenliedheimlich summte.

Ich muß gestehen, ich war anfangs sehr enttäuscht von Chicago. Die Wunderstädte der Scheherazade lächelten mich aus meinen Kinderträumen doch gar anders an: friedlich und goldig und rosenduftig! Den Rosenduft vermißte ich fast am meisten bei der „Gartenstadt"! Nur ein Satyriker kann diesen Namen erfunden haben. Lucus a non lucendo! Ja, vor dreißig bis vierzig Jahren mag Chicago noch liebliche Gärten gehabt haben. Als ich die Stadt kennen lernte, hatte sie nur noch kümmerliche Ueberbleibsel davon. Der Grund und Boden war zu kostbar für solchen Luxus. Und Chicago war von jeher eine praktische Stadt. Sonst hätte sie es schwerlich zu ihrer Größe, ihrem Reichthum, ihrer Macht gebracht — in so wenigen Jahren. Anstatt des Rosenduftes hauchte der schwarze, müde, schlammige Chicagofluß ganz andere Düfte aus. Die berüchtigte Berliner Spree und Panke sind dagegen eitel Rosenwasser.

Und glück- und brodlos schlich ich wochenlang durch die meilenlangen Straßen, die von Osten nach Westen und von Norden nach Süden gehen und die Stadt in Häuserquadrate, sogenannte „Blocks", schneiden. Die Südstadt war der reichste, prächtigste und interessanteste Theil Chicagos. Hier wogte und glänzte das öffentliche und Geschäftsleben, der raffinirteste Luxus, das theuerste Vergnügen, die geputzte, geschminkte Sünde. Hier standen das große, schloßartige Stadthaus, die prächtige Oper, mehrere Theater, der Circus, die Museen, die glänzendsten Hotels, die theuersten Verkaufsläden und in der fashionablen Wabash- und Michigan-Avenue Palast an Palast, strahlend von Gold und Marmor und fettglänzenden Petroleumsteinen. Hier waren die Straßen mit Holzblöcken sauber gepflastert, dem sogenannten Nicholson-Pflaster, und große Steinplatten bildeten an den Seiten ein breites Trottoir, während in der Nord- und Weststadt viele Straßen gar nicht oder sehr mangelhaft gepflastert waren und an den Seiten Holzplanken als Trottoir dienten.

Aber mitten in dieser stolzen, prächtigen Südstadt sollte ich auch staunende, entsetzte Blicke in das echt amerikanische Humbug-, Laster- und Verbrecherleben werfen. Das schien sich hier in dem südlichen Theile der Klarkstraße, die von Süden nach Norden ganz Chicago meilenlang durchschnitt, concentrirt zu haben. Hier gab es neben, unter und über den buntesten Geschäftshallen und Verkaufsgewölben mit Waaren aus allen Erdtheilen, mit Verkäufern und Verkäuferinnen in allen möglichen Costümen, Gesichtsfarben und Zungen — die schamlosesten Tanzhäuser, die verrufensten Spielhöllen, die düstersten Verbrecherkeller — und den echt amerikanischen Humbug in allen Gestalten und Schattirungen. Hier hausten Diebshehler, Pfandleiher, Wahrsager, Geisterklopfer, Spiritualisten und eine Menge von jenen „Special-Aerzten", an denen ja auch Ihr Wien so überreich ist. Nur florirt die Quacksalberei in der Neuen Welt doch noch um 100 Percent schamloser als in der guten Alten. Und eine Art von medicinischen Specialisten, die hier in der Süd-Klarkstraße ihre Mördergruben hatten, kennt Europa denn doch noch nicht — Gott sei Dank! Ja, Mördergruben! Denn hier wurden jährlich Tausende — nein, es ist keine Uebertreibung — Tausende von ungebornen Kindern mit kaltem Blute und für einige Dollars professionsmäßig gemordet — und Hunderte von unglücklichen, bethörten Müttern mit. Und nicht nur arme, verführte Mädchen suchten bei diesen Special-Aerzten Hilfe, um der Schande zu entgehen ... o, man kennt in Amerika ja kaum diese Schande — nein, Ehefrauen aus allen Kreisen, aus den „glücklichsten Familienverhältnissen" schlichen in diese Mördergruben — aus Furcht vor dem Evafluche: Unter Schmerzen sollst du Kinder gebären! — oder aus berechnender Bequemlichkeit: kleine Kinder bringen manches Unbequeme mit sich — besonders für eine amerikanische Mutter! Eine große deutsche Zeitung Chicagos schrieb in jenen Tagen über dies grauenvolle Thema einen donnernden Leitartikel, und nicht nur für Chicago, sondern für Amerika. Denn wir haben statistische Zahlen, daß die eingeborne Bevölkerung Amerikas durch diesen gewohnheitsmäßigen Kindermord von Jahr zu Jahr mehr ausstirbt und daß die Bevölkerung überhaupt nur durch Einwanderer wächst. „Ueber 10000 Kinder würden jährlich in Amerika mehr geboren werden, wenn man alle Jahre nur einen von diesen fluchwürdigen Kindermördern von Profession henkte!" ruft die Illinois-Staatszeitung aus.

(Schluß folgt.)

Personal-Mittheilungen über hervorragende Mitglieder der social-demokratischen Partei Deutschlands.

Aus dem vor Kurzem erschienenen Buche von R. Hirschberg entnehmen wir über Bebel, Liebknecht, Schweitzer und Hasenclever folgende Personalien:

Ferdinand August Bebel, Drechslermeister in Leipzig, geb. 22. Februar 1840 zu Köln a. Rh., besuchte die Dorfschule zu Brauweiler in der Rheinprovinz, dann die Bürgerschule und bis zum 16. Lebensjahre die Sonntagsschule zu Wetzlar; 1865 Vorsitzender des Leipziger Arbeiterbildungsvereines, 1866 Mitglied des Reichstags für Glauchau rc., 1867—1869 Vorsitzender des

Verbands deutscher Arbeitervereine und seit 1869 Mitarbeiter am „Volksstaat" in Leipzig. Gegenwärtig wieder Mitglied des Reichstages.

Wilhelm Liebknecht, Journalist in Leipzig, geboren 29. März 1826 in Gießen, besuchte das dasige Gymnasium, studirte auf den Universitäten Gießen, Berlin und Marburg Philologie und Philosophie, betheiligte sich am badischen Aufstande, war gefangen vom September 1848 bis Mai 1849, wegen Antheils am Reichsverfassungskampfe als Flüchtling erst in der Schweiz, dann 1850 bis 1862 in England, 1862 nach Deutschland zurückgekehrt, 1865 aus Preußen wegen Theilnahme an der Arbeiterfrage (?) ausgewiesen, seitdem in Leipzig, 1866 Redakteur der „Mitteldeutschen Volkszeitung" im Oktober 1866 wegen unerlaubter Rückkehr in Berlin verhaftet und zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt, jetzt Redakteur des „Volksstaats"; vertrat auf dem norddeutschen Reichstage den 19. sächsischen Wahlkreis Stollberg-Schneeberg, war als Präsident des „Allg. deutsch. Arb.-Vereins" auch Redakteur des „Social-Demokrat."

J. B. Dr. jur. von Schweitzer, geb. 12. Juli 1834 zu Frankfurt a. M., besuchte das Gymnasium zu Aschaffenburg, studirte Rechtswissenschaft zu Berlin und Heidelberg, ward Advokat in Frankfurt a. M., dann Schriftsteller von „Der Zeitgeist und das Christenthum" und des social-demokratischen Romans: „Lucinde, oder Capital und Arbeit."

Wilhelm Hasenclever, Lohgerber zu Helver in Westphalen, geb. 19. April 1837 zu Arnsberg, besuchte das Gymnasium daselbst bis zur Secunda und redigirte 1863—1864 die „Westphälische Volkszeitung" in Hagen, vertrat auf dem norddeutschen Reichstage den Wahlkreis Düsseldorf-Duisburg. Seit dem 1. Juli 1871 ist er als Nachfolger Schweitzer's zum Führer der bisherigen Schweitzer'schen Fraction der Lassalleaner in Berlin erwählt worden.

Der A. Z. wird aus Wien geschrieben: Die Zeitungen brachten jüngst eine Notiz über ein schön ausgeführtes neues Schachspiel, dessen Hauptfiguren die hervorragenden Persönlichkeiten des letzten glorreichen Krieges darstellen. Bald wird aber von einem ganz andern Schachspiel die Rede sein, nämlich von einer Original-Arbeit Albrecht Dürer's, welche bisher wie verschollen war, und welche im Kreise der Kunstkenner und Kunstfreunde Aufsehen machen wird. Die äußerst schön in Holz geschnitzten, den Stempel der Meisterschaft an sich tragenden Figuren (Könige und Königinnen zu Pferde, humoristische Eselreiter, Landsknechte u. s. w. in vollständiger Zahl) sind von sehr reicher Komposition und außerordentlicher Lebendigkeit. Die Echtheit des ungemein gut erhaltenen Werkes ist um so weniger zu bezweifeln, als sich der hochinteressante Kunstschatz seit Jahrhunderten als Werk Albrecht Dürer's in einer — jetzt in Oesterreich ansässigen — Familie befindet, die zu den angesehensten Nürnberg's gehörte, und in deren Besitz sich auch noch ein bedeutendes größeres Originalgemälde von Lukas Kranach befindet, welches alte Verwandte der Familie, den Nürnberger Patrizier Berchtold Tucher und seine junge Frau Anna Pfinzing darstellt. Durch den Tod des Besitzers (dessen Tochter die Gattin des Dichters Hermann Rollett ist) dürfte nun dieser Schatz von höchstem Werth bald aus seiner Verborgenheit gezogen und die Welt mit einem der merkwürdigsten Werke des großen Meisters in ungeahnter Weise bereichert werden.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 9. Dezbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2764	519	26	17	25	25	24	32	—	1	—	—
Korn	2108	652	16	23	15	53	15	24	—	—	—	6
Gerste	2097	1396	15	13	14	33	13	42	—	—	—	6
Haber	1477	719	8	28	7	52	7	19	—	3	—	—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. № 51 Den 18. Dezember: Wunibald.

Die wahre Ehre.*)

Nach einer wahren Begebenheit von Emilie Heinrichs.

1.

Es war am heiligen Abend, früh war die Dunkelheit eingebrochen, denn der Himmel war wie ein grauer Sack, aus welchem Knecht Ruprecht den Schnee in ungeheuren Massen herabschüttelte; der alte Gesell schien sich über dieses Weihnachtswetter recht von Herzen zu freuen, desto schöner grünt ja alsdann der Tannenbaum mit seinem schimmernden Glanze im behaglich durchwärmtem Zimmer und klingelt draußen ein rascher Schlitten vorbei, da jauchzet das fröhliche Kinderherz noch einmal so hell und laut am ewig schönen Christbaum.

Nun schien es dem alten Knecht Ruprecht genug zu sein, die Tannenbäume auf dem Christmarkte waren hinreichend beschneit, um ihm Ehre zu machen, er band den wohlbekannten Quersack um und begann seine Wanderung durch die Kinderwelt, um überall Freude und Jubel zu verbreiten. Ob er auch die Hütten der Armuth nicht vergißt? —

Auf dem Christmarkte der Residenz ging es noch ziemlich lebhaft her, die kleinen Buden waren durch Laternen hinreichend erleuchtet, um all' die Herrlichkeiten schauen zu lassen, welche hier feilgeboten wurden; auch brannten einige Tannenbäume im hellen Lichterglanz und die Kinder der Armuth schaarten sich haufenweise darum her, um mindestens hier den Genuß eines Anblickes zu haben, der ihnen daheim mit nur wenigen Ausnahmen versagt war.

Ein alter Herr, dessen Haltung den Militär verrieth, wenn auch der schneeweiße Schnurrbart nicht schon darauf hingedeutet hätte, ging, den Paletot bis an das Kinn zugeknöpft, die Mütze tief in die Stirn gedrückt, mit einer Dame in tiefer Trauer über den Christmarkt. Als er die frierenden Kinder erblickte, wie sie in dürftiger Kleidung dem Schnee und Frost Trotz boten, um sich des schimmernden Christbaumes zu erfreuen, stand er still, murmelte etwas in den Bart und trat dann hastig mit der Dame näher.

„Wenn diese es gethan hätten“, sprach er leise, „diese armen Buben, welche keine Erziehung, kein freundliches Daheim haben, wo das Beispiel des Guten ihnen täglich vor Augen gestellt wird, und höhere Sitte die Roheit bannt.“

„Vater! laß uns in's Hotel zurückkehren“, bat die Dame mit leiser, flehender Stimme.

„Ist dir der Anblick der Armuth zuwider, meine Tochter?“ fragte der alte Herr rauh, „weißt du denn nicht, daß aus dem Volke sehr häufig die Ehre und der Stolz des Vaterlandes erwächst und daß vielleicht unter diesen Buben auch ein Sohn jenes Unglücklichen ist, der für die Schuld deines eigenen Kindes im Zuchthause büßen muß?“

Die Dame bebte heftig zusammen und schien dann leise zu weinen.

Der alte Herr nahm keine Notiz davon, sondern ließ ihren Arm los und machte verschiedene Einkäufe von Obst und Zuckerwerk; wie Schnurrpfeifereien, welche er unter die Kinder vertheilte, die schließlich in ein Jubelgeschrei ausbrachen, welches ihm wohlzuthun schien, denn über das finstere Greisengesicht stahl sich ein leises, wehmüthiges Lächeln.

Rasch nahm er jetzt wieder den Arm der Dame und schritt eilig davon.

2.

Es wurde später, in den Häusern ringsum flammten die Lichter der Christbescheerung — und der milde Geist der Liebe schwebte mit verklärtem Antlitz durch die stolzen Paläste und die niedern Hütten, um zu horchen und zu schauen, ob Christi Geist noch walte in der Menschheit, die sich heute so festlich seiner Ankunft freute.

Eine arme Frau, die Schultern mit einem dünnen Tuche bedeckt, auf dem Kopfe eine alte Kapuze, ging noch frierend auf dem Christmarkte umher. Sie sah so blaß, so kummervoll aus, war es der Schnee, welcher seine Flocken auf das dunkle Haar, das sich aus der Kapuze herausstahl, gestreut hatte, oder hatte der Gram, das Unglück es vielleicht frühzeitig gebleicht, denn die Frau mußte noch nicht weit über die dreißig hinaus sein.

Es waren keine Schneeflocken, weiße Silberfäden hatte der Gram in kurzer Zeit mit unerbittlicher Hand hineingewoben und sie vor der Zeit zur Greisin gemacht.

Ach, diese arme Frau war unglücklicher, als die Glücklichen, welche rasch an ihr vorüber eilten, um die Bescheerung daheim nicht zu verpassen, es nur zu ahnen vermochten.

Es war eine tief traurige Geschichte, welche in diesem letzten Jahre ihr Haar gebleicht und sie aus einer stillen Existenz, die ihr eine stille Häuslichkeit gegeben, in den Abgrund unabsehbaren Elends gestoßen hatte.

Sie besaß einen guten, ordentlichen Mann, dessen schmales Einkommen als Bahnwärter ihr rastloser Fleiß vermehrte, denn Frau Ehrlich war eine sehr geschickte Kleidermacherin, die freilich mit dem Haushalte und drei kleinen Kindern übergenug zu thun hatte, aber trotz alledem manche Nacht mit freudigem Muthe und heiterm Herzen durchwachte, um für andere zu nähen und dem Gatten die Sorge zu erleichtern.

Da trat das Unglück schwarz wie die sternlose Nacht über diese friedliche Schwelle und zerstörte mit einem Schlage erbarmungslos das Glück und die Zukunft einer ganzen Familie.

Der Bahnwärter Ehrlich war ein nüchterner, pflichtgetreuer Mann, welcher seinen beschwerlichen Dienst in allen Punkten gewissenhaft erfüllte.

Es war an einem dunkeln Abend, als er seine Bahnstrecke kontrolirte und just darüber zukam, wie einige lustige Burschen zum Zeitvertreib und Hauptspaß die Lokomotive tanzen lassen wollten, wie sie sich ausdrückten. Der eine von ihnen schien der Tollste zu sein, denn er führte den Spaß aus, indem er einen Meilenstein ausriß und auf die Schienen legte für den nächsten Zug. Sie hatten den Bahnwärter nicht gesehen, der plötzlich erschien und die Szene erhellte. Er erkannte seine Pappenheimer und rief sie bei Namen, es waren Söhne vornehmer Familien, welche erschreckt und ernüchtert davon sprangen.

Ehrlich hatte nur noch so viel Zeit, den Stein in den Graben zu schleudern, um die Bahn frei zu machen vor dem bereits signalisirten Zuge.

Wie viele Menschenleben hängen von der Wachsamkeit, der Diensttreue eines solchen Mannes ab; war's nicht heilige Pflicht, jene Ruchlosigkeit zur Anzeige zu bringen? Durfte er, weil die jungen Uebelthäter vornehme Namen trugen, adeligen Familien angehörten, durch irgend welche Rücksicht diese Pflicht verletzen? — Lag nicht vielmehr die Möglichkeit vor, daß sie von der Straflosigkeit kühner gemacht, das frevelnde Spiel wiederholen würden?

Ehrlich brachte die Sache zur Anzeige und die Untersuchung begann. Er bekräftigte seine Anschuldigung mit einem Eide, während die Frevler hartnäckig leugneten.

Es war eine böse Geschichte, die vornehme Welt gerieth in Aufregung, war doch der Haupt-Attentäter der einzige Enkel des Generals von Rautenschwert, sein Stolz und seine Hoffnung. Die Sache mußte niedergeschlagen werden, darüber herrschte nur eine Stimme, aber sie war leider zu sehr schon in die Oeffent-

*) Der Nachdruck ist nicht gestattet. Die Red. d. Landsh. Ztg.

lichkeit gedrungen, um sie todtschweigen zu können und stand auch zu eng mit dem allgemeinen Wohle in Verbindung, um nicht auf die eine oder andere Weise einen scheinbar gerechten Abschluß finden zu müssen, bei welchem dem Gesetze genügt wurde.

Der junge Rautenschwert, dessen ganze Zukunft durch eine Verurtheilung zu Grunde ging, durfte nicht schuldig erfunden werden, das Gesetz wollte aber ein Opfer haben, nun wohl, so mochte es den diensteifrigen Bahnwärter nehmen, was wollte der Thor sich auch unterfangen, einen adeligen Muthwillen auf gleiche Stufe mit dem jedes andern gewöhnlichen Menschen zu stellen?

Und das Gesetz war gefunden, die Anklage gegen die Frevler fallen zu lassen und den Bahnwärter Ehrlich unter die Anklage des Meineids und der falschen Beschuldigung zu stellen.

Der Unglückliche wurde von Weib und Kindern gerissen, verhaftet, inquirirt und vor ein Schwurgericht gestellt.

Gab es Geschworene, die das Schuldig über ihn auszusprechen, Richter, die ihn zu verurtheilen wagen durften? —

Bleich, aber ungebeugt im Gefühle seines Rechtes saß Ehrlich auf der Anklagebank. Sein freier Blick schweifte ruhig umher und haftete an den jungen Frevlern, die so stolz sich geberdeten, als seien sie seine Richter.

Nur der junge Rautenschwert war bleich wie der Tod und wagte nicht das Auge zu erheben, aus Furcht, der Anblick jenes Opfers müsse ihn zu einem Geständniß hinreißen.

Man erzählte sich im Publikum, daß der alte General selber erschienen wäre, wenn ihn nicht eine schwere Krankheit in Folge dieser unseligen Geschichte jählings darniedergeworfen hätte.

Ehrlich blieb bei seiner beschworenen Aussage, daß Rautenschwert den Stein wirklich auf die Schienen gelegt und er denselben selbst auch gefunden habe.

Als Jener darum vom Präsidenten befragt wurde, gestand er mit blassem Antlitz und unsicherer Stimme, daß er den Stein allerdings ausgerissen, jedoch in den Graben geworfen habe, welcher Behauptung seine Complicen mit kühner Stirn beitraten.

Und die Geschwornen? — Sie fürchteten nicht die öffentliche Meinung, welche dieser Stein, worüber ihr Gewissen stolperte, entrüstet auf das Schuldig warf, das sie über den Bahnwärter aussprachen. — Ehrlich wurde von der Anklage der falschen Beschuldigung freigesprochen, doch des Meineides für schuldig erklärt und von den Richtern zu dreijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, wohin er sogleich abgeführt wurde.

Der Bahnwärter kam in's Zuchthaus für seine Pflichttreue.

Jetzt sind die Silberstreifen im Haar des armen Weibes uns verständlich, sie enthalten die stumme Frage an Gott, warum er den Großen dieser Erde so viel Gewalt verliehen! —

Als ihr Gatte in's Zuchthaus abgeführt wurde, lag sie krank; aber hatte sie denn jetzt Zeit, krank zu sein? — Sie mußte arbeiten für ihre drei Kinder und war doch so schwach — es wollte nicht schaffen und ein werthvolles Stück nach dem andern mußte verkauft werden, um den Hunger der Kleinen zu stillen.

Und immer schwärzer wurde die Nacht im Herzen der Unglücklichen, sie haßte die Menschen, welche ihr den redlichen Gatten geraubt und Schmach, ewige Schande auf die unschuldigen Kinder gehäuft hatten. Die Menschen sind so wandelbar in ihrem Urtheil, es gibt Tausenderlei, was dasselbe bestimmt. Noch saß Ehrlich kein halbes Jahr im Zuchthause, und schon glaubte man im Publikum an seine Schuld und gönnte ihm die Strafe; hatte man doch so einen trefflichen Vorwand, die eigene Herzenshärte und Lieblosigkeit gegen seine unglückliche Familie zu entschuldigen.

Frau Ehrlich konnte es unter diesen Menschen, die sie so grausam das unverdiente Unglück des Gatten entgelten ließen, nicht mehr aushalten. Sie hatte eine alte Verwandte in der Residenz, welche in einer der Vorstädte wohnte und sich dort bislang als Fabrik-Arbeiterin ernährt hatte. Jetzt war sie zu schwach dazu, weshalb ihr die Ankunft der kleinen Familie insofern erwünscht kam, als sie nun auf die Kinder passen und den Haushalt führen, während Frau Ehrlich für sie nach der Fabrik gehen konnte, um das Nothdürftigste zum Lebensunterhalt zu verdienen. Daß sie dabei eng und elend wohnen mußten, begreift sich von selber, doch war die Aermste froh, mit ihren Kleinen ein Unterkommen und Arbeit zu haben. Sie wurde doch hier von Niemand an ihr tiefes Leid erinnert. (Forts. f.)

Ein Jahr in Chicago.

(Schluß.)

Unsere 80,000 deutschen Landsleute bildeten in Chicago fast eine große Colonie für sich: in der Nordstadt. Hier gab es deutsche Kirchen, deutsche Schulen, deutsche Theater, deutsche Casinos, deutsche Zeitungen, Musik-, Turn-, Lese- und natürlich auch Bierhallen mit deutscher Küche und deutscher Gemüthlichkeit und hin und wieder auch echten deutschen Prügeln. Hier konnte man wochenlang leben, ohne ein Wort Englisch zu hören. Hier konnte man, ausruhend von dem amerikanischen Treiben, Hasten und Ueberstürzen, sich nach Deutschland zurückträumen. Und dieses deutsche Chicago ist fast ganz von den Flammen weggefegt — eine schwarze, gespenstische Trümmerwüste! Aber das alte Deutschland lebt noch und verläßt seine Kinder in der Fremde nicht!

Welch ein Contrast in der Weststadt Chicagos, die täglich weiter in die Prairie hinauswächst. Hier herrscht ein Ameisenleben, eine Bienengeschäftigkeit, das bunteste Durcheinander, wenn auch nicht so glänzend und großartig wie in der Südstadt. Hier haben sich der civilisirte Indianer und der freie Nigger, der ziemlich uncivilisirte Irländer und der zopfige Chinese, der träge Spanier neben dem fleißigen Skandinavier, der leichtlebige Franzose neben dem schwerlebigen Czechen ihre Holz- und Lehmhütten, Fachwerkhäuser und Steinpaläste friedlich oder feindlich neben einander gebaut; hier haust der Türke neben dem amerikanischen Squatter, der Italiener neben dem polnischen Juden. Hier singt, lacht, flucht, handelt Jeder in seiner Muttersprache. Es ist ein babylonisches Gewirre. Dieser Stadttheil ist von den Flammen verschont geblieben.

Und dennoch — trotz der grauenvollen Mysterien, von denen ich vorhin ein wenig die Schleier lüftete — war, ist Chicago die . . . tugendhafteste Stadt der Welt . . . wenn wir nämlich Wilhelm v. Humboldt's Wort: „Energie ist die größte Tugend!“ einfach für wahr annehmen. Ja, was diese Tugend anbelangt, so kann sich keine Stadt der Alten und Neuen Welt mit Chicago messen. Und ich muß gestehen, je länger ich in Chicago lebte und je schwerer mir das Leben dort wurde, desto mehr imponirte mir doch diese Energie. Worüber die „Väter“ der größten deutschen Städte jahre-, jahrzehntelang „mit allgemeinem Schütteln des Kopfes „hem! hem!“ berathen — ich erinnere nur an die noch immer schwebende Canalisations-Frage Berlins und an den vielhundertjährigen Trinkwassermangel von Paris und Wien — das beschließen die Väter Chicagos oft in einer Stunde und, was bedeutungsvoller ist, beginnen es in der nächsten Stunde schon auszuführen — und zwar mit aller Energie!

Wie viele Ueberschwemmungen hat Wien in den Jahrhunderten seiner Existenz zu leiden gehabt? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß die Kaiserstadt an der Donau oft und furchtbar durch das Austreten dieses Flusses gelitten hat. Und erst seit zwei Jahren nahm man die Donau-Regulirung ernsthaft in die Hand. Chicagos Energie hätte sie längst überwunden, wie es den Sumpf überwand, aus dem es in vier Decennien erwuchs zu einer Stadt von 350,000 Einwohnern. Der Michigansee und der Chicagofluß wurden eingedämmt und in kaum glaublich kurzer Zeit ganz Chicago bis 10 Fuß aus seiner alten, ungesunden Lage emporgeschraubt, im wörtlichsten Sinne. Unter ganze Häuserquadrate, jene vorhin erwähnten „Blocks“, wurden mächtige Balken geschoben — unter diese Tausende von Schrauben . . . und nun arbeiteten Dampf und Pferde und Menschenhände auf Commando mit wunderbarer Gleichmäßigkeit, und Zoll für Zoll wuchsen die Blocks empor, und in den Häusern lebten und arbeiteten die Bewohner in alter Weise weiter, und kaum eine Fensterscheibe sprang. Dann wurden die niedrigen Straßen mit Erde und Schutt und Steinen ausgefüllt und leider meistens mit dem sonst sehr praktischen und angenehmen, aber feuergefährlichen Nicholson-Pflaster und Holztrottoir versehen. Auch ich habe die Schraube noch in ähnlicher Weise arbeiten sehen und oft stundenlang voll Interesse und Bewunderung ihr zugeschaut.

Ich meine das „Muven.“ Stehen bei uns in Deutschland ein oder einige Häuser einer neuen wichtigen Straße, einem gemeinnützigen Bau-Unternehmen im Wege . . . welche langathmigen, langjährigen Ankaufs-Unterhandlungen und im günstigsten Falle, welch kostspieliges Expropriations- und Abbruchsverfahren! In Berlin wird z. B. schon seit zwanzig Jahren über

ein abscheulich häßliches, winziges einstöckiges Häuschen, das sich spitzwinkelig in den schönsten Theil der Potsdamerstraße vorschiebt und im Volksmunde wegen seiner komischen Form nur „der Eisbock“ heißt, unendlich viel geschimpft, gelacht, geredet, geschrieben und gedruckt . . . aber der Eisbock wankt dadurch keinen Zollbreit aus seiner unverschämten Position. In Chicago wäre Master Eisbock längst in die Prairie hinausgemuvt worden. Das Verfahren ist sehr einfach. Wieder arbeitet die Schraube, bis Balken und Walzen unter das Haus geschoben werden können. Dann werden an Ketten Pferde oder Straßen-Locomobilen davorgespannt — und das Haus rollt mit allen Mobilien auf den Walzen sachte durch die Straße bis zu seinem neuen Standorte. Man achtet in Chicago kaum mehr auf solchen Umzug, als bei uns auf einen vollgepackten Möbelwagen. — Ihrer Wiener Weltausstellungs Commission empfehle ich dies „Muven“ bei den drohenden Häuserhindernissen — und der Wiener Wasserleitungs-Gesellschaft wünsche ich recht viel Chicago-Tugend.

Chicago baute, um gutes Trinkwasser zu erhalten, einen zwei englische Meilen langen Tunnel unter der Wasserfläche in den Michigansee hinein. Das war nothwendig, um die Schifffahrt im Chicago-Hafen nicht zu stören und wirklich reines, gesundes Wasser zu erhalten, das am See-Ufer durch den Unrath der Stadt verdorben war. Aber wie das Wasser mitten im See in diesen Tunnel hinableiten, ohne diesen sogleich durch die mitgeschwemmte Erdmasse zuzuschlemmen? O, ein amerikanischer Ingenieur wußte Rath, und Chicago hatte Energie und einige Millionen Dollars zur Ausführung. Aus zwölfzölligen Balken wurde ein 40 Fuß hoher fünfeckiger Thurm von 50 Fuß Durchmesser wasserdicht gebaut und außen mit 2½zölligen Eisenplatten bekleidet. Ganz Chicago war im Juni 1865 auf den Beinen, als Master Krib — den Namen hat der Wasserthurm — in den See hinausgeschleppt und dort, zwei Meilen vom Ufer entfernt, bei einer Wassertiefe von 36 Fuß auf den Grund hinabgelassen, mit Steinen beschwert und angeankert wurde. Nun wurde ein mächtiger Eisencylinder, 64 Fuß hoch und 2030 Zentner schwer, in diesen Thurm, ins Wasser und durch die Sandschichte tief in den Thon hinabgesenkt, dann mittelst Dampfpumpen aus demselben das Wasser ausgepumpt . . . und von seinem Grunde aus wurde der Tunnel unter dem See dem Tunnel entgegengebaut, der bereits von dem Lande her in Angriff genommen war. Im Herbste 1868 war die ganze wunderbare Wasserleitung fertig, der „Krib“ noch mit einem soliden Mantel von Granitquadern versehen und Chicago hatte das beste Trinkwasser, das unter der Oberfläche des Sees durch zu regulirende Falluken nach Bedarf in den Wasserthurm einströmt.

Dieselbe Energie baute gewaltige Drehbrücken über die Flußarme in der Stadt und an den belebtesten Punkten unter dem Flusse hindurch Tunnels von 1000 Fuß Länge und 30—40 Fuß Breite für Fuhrwerke und Fußgänger. Sie legte den Illinois- und Michigan-Canal auf einer Strecke von 28 englischen Meilen 10 Fuß tiefer, um einen schnelleren Wasserfall und so belebteren Abfluß für die Cloaken der Stadt herbeizuführen. Diese Energie arbeitete schon daran, den schlammigen, übelrüchigen Chicagofluß aus der Stadt heraus zu verlegen und durch einen riesigen Central-Eisenbahnhof den Verkehr zu regeln . . . . Diese Energie baute in den wenigen Tagen seit dem furchtbaren Brande schon 5000 Nothhäuser auf, wie sie noch im letzten Jahre 9000 neue gute Häuser erbaute. . . . Dieselbe Energie wird auch Chicago aus den Brandtrümmern in kürzester Zeit neu, besser und solider erstehen lassen.

. . . Ob ich in Chicago das gesuchte Glück gefunden? — Nein, aber Besseres! Ich habe mir in meinem amerikanischen Lehrjahre das erworben, was Wilhelm v. Humboldt „Tugend“ nennt. Noth hat die so lange schlummernde Thatkraft meines Geistes und — meiner Arme geweckt. Ich habe in Chicago arbeiten gelernt, und noch mehr: ich habe gelernt, mich dieser Arbeit nicht zu schämen. Ich habe für's liebe tägliche Brod in den Magazinen des Hafens Korn geschaufelt, und ich habe die ungezogensten Babies buchstabiren gelehrt, ich habe die garstigsten Irländerbärte abgenommen und das ächteste baierische Bier verzapft, ich habe Bogen geschrieben und Pappschachteln geklebt, ich habe für die deutschen Chicago-Zeitungen die „direktesten Berliner Original-Correspondenzen“ fabrizirt und Leierkasten-Mordgeschichten gedichtet, ich habe abwechselnd Zeitungen redigirt, gefalzt, colportirt, und als Tanzmeister fungirt . . . und, was für mich das Allerschwerste war: ich habe sogar Clavier- und Gesangstunden gegeben — ich, der ich keine Ahnung von musikalischem Gehör und es in sechs Berliner Musik-Marterjahren — martervoll für meinen unglücklichen Musiklehrer, für Mamas Schoßhund und für mich Robeopfer — nicht weiter als zu den Variationen über das liebliche Thema: „Wenn der Hund mit der Wurst über'n Rinnstein springt!“ gebracht habe; ich habe im Schweiße meines und ihres Angesichtes diese Variationen siebzehn holden Töchtern Chicagos wieder eingepaukt . . . . Vater Apollo möge mir's verzeihen und sich genügen lassen an den Folterqualen, die ich bei diesem Musikjammer ausgestanden habe. Aber in der Noth frißt ja selbst der Teufel Fliegen!

O, wie mir das alte, jungfeurige Soldatenherz aufjubelte, als mir Papa am 18. Juli 1870 telegraphirte: „Großer Krieg gegen Frankreich! Gelegenheit, alte Scharten auszuwetzen. (Ich verstand sehr gut, worauf das ging, und daß Papa mehr an meine Lieutenants- als deutsch-französische Scharten dachte.) Königliche Erlaubniß, wieder einzutreten, ausgewirkt. Komme schleunigst. Reisegeld beim preußischen Consul angewiesen.“

Und ob ich kam? Ich flog mit dem nächsten Dampfer zurück. Und ich kam noch rechtzeitig, mir bei Sedan eine Narbe und das Eiserne Kreuz zu holen. Die alten Scharten sind ausgewetzt, und ich werde mich vor neuen wohl hüten. Die Lebensschule in Chicago war zu hart und sauer, als daß sie umsonst sein könnte. Sie sei gesegnet! Auch dafür, daß sie mich eine heilige Mannesliebe zum alten, schönen Vaterland gelehrt hat. Und die schützt davor, das Leben zu vertändeln. v. T.

Telegramm der Landshuter Zeitung.

** München, 16. Dez. (Abgeordnetenkammer.) Debatte über die geschäftliche Behandlung des Initiativantrages von Schüttinger und Barth. Schüttinger motivirt den Antrag durch Hinweis auf das allgemeine Staatsrecht Bayerns, welches den Ministern das Aufgeben von Staatsrechten verbiete, mit dem Beifügen: Die Reservatrechte seien die Bedingung für den Eintritt Bayerns in das Reich gewesen. Der Redner verwahrt sich schließlich gegen die Behauptung, der Antrag sei von würtembergischen Großdeutschen beeinflußt. Barth erinnert an die föderative Motivirung der Annahme der Versailler Verträge seitens seiner Fraktion und daß Minister Lutz die Gefahr des Militarismus selbst anerkannt habe. Minister Lutz erklärt, ihm scheine ein Mißverständniß obzuwalten, er wolle vom Gesagten nichts zurücknehmen, nur deutlicher sein als in Berlin. Der Antrag sei ihm größte Genugthuung, denn ausgenommen einen noch näher zu erörternden Punkt enthalte der Antrag nichts, als was er in Berlin selbst gesagt; er freut sich, daß Klarheit in eine unklare Sache gebracht werde; er erinnert daran, daß Greil gesagt, der Reichstag sei nicht berechtigt, das Kriegsdienstgesetz in Bayern einzuführen, ohne die Zustimmung des Landtages; damals handelte es sich darum, ob der Reichstag nach dem Reichsrechte befugt sei, vor dem Votum des Landtages über das Gesetz zu berathen. Nach seiner von allen Kollegen getheilten Meinung habe der Bundesrath und der Reichstag den Verzicht auf ein Reservatrecht als gültig anzunehmen, sobald die betreffende Regierung durch ihre Bundesrathmitglieder ein Reservatrecht aufgebe. In Versailles wurde von den Vertretern aller Regierungen festgehalten, daß die Erweiterung der Reichskompetenz nicht abhängig sein solle vom jeweiligen Voten der Spezialландtage; auch die Regierung wolle keinen Einheitsstaat; dafür bürge ihre Haltung im Bundesrath. Auf das Reichsrecht selbst hätten die Landtage keine Einwirkung. Das Reichsgesetz gewinne im betreffenden Lande Gültigkeit trotz möglichen Widerspruches des Spezial-landtages. Dem Landtage verbleibe das Recht nicht blos des Mißtrauensvotums, sondern auch der Ministeranklage. (Nun wird das Telegramm völlig sinnlos und unverständlich! Die Red. d. Landsh. Ztg.) Nach den Schlußworten der Antragsteller wird der Antrag durch Unterstützung der Majorität dem ersten, hiefür doppelt zu verstärkenden Ausschusse überwiesen.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

4227

DANKSAGUNG.

Für die ehrende und zahlreiche Betheiligung bei der Beerdigung und den hl. Seelengottesdiensten unsers innigstgeliebten Sohnes, Bruders und Schwagers, des wohlgebornen

Herrn Joh. Bapt. Kagerhuber,

Tafernwirthssohnes von hier,

sprechen wir hiemit Allen, insbesonders aber auch den sehr verehrlichen Vereinen, unseren tiefgefühltesten Dank aus mit der Bitte, dem theueren Verblichenen ein frommes Andenken im Gebete bewahren zu wollen.

Pfaffenberg, den 11. Dezember 1871.

Die tieftrauernden Hinterbliebenen.

Petroleum reinst wasserhell,
Lampenol,
Stearinkerzen,
Petroleumdochte,
Nachtlichter,
Futterbaumwolle,
Watten,
Weinbeeren, } neue
Rosinen, }
Schnecken,
Candis schwarz,
Zwetschgen,
Pulver & Schrotte,
Café gebrannt und ungebrannt,
Rauchtaback sehr alt,
Zündholz aller Gattungen,
alles in bester Qualität und zu billigsten Preisen empfiehlt

4178(3b) **J. Ign. Schneider.**

Eine silberne Cylinderuhr



mit goldener Kette wurde gestern Freitag in einem Hause am Rennwege entwendet. Die Uhr hat ein gravirtes Gehäuse, nebst vergoldetem Reif und ist auch mit einem Sekunden-Zeiger versehen. Die Kette ist massiv von starkem gedrehten Golddraht und ist an derselben noch ein kleines goldenes Kettchen mit dem vergoldeten Uhrschlüssel befestigt. Vor Ankauf wird gewarnt. Sollte dieselbe jedoch schon verkauft sein, so wird Ersatz geleistet. Sollte Jemand im Stande sein, auf die Spur des Thäters zu führen, so wird eine gute Belohnung zugesichert. D. Uebrige bei der Expedition dieses Blattes. (2a) 4228

Eine Wohnung

mit 2 Zimmern ist sogleich oder auf's Ziel Lichtmeß zu vermiethen bei Schwaiger Kühlermann unterhalb dem Bahnhofe. (2a) 4229

Erdinger Schranne vom 7. Dezember 1871.

	Waiz.		Korn.		Gerste		Haber	
Voriger Rest	—		—		28		—	
Neue Zufuhr	525		127		1332		253	
Schrannenstand	525		127		1360		253	
Heutiger Verkauf	525		127		1348		253	
Rest	—		—		12		—	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis	25	19	16	1	14	20	7	17
Mittlerer "	24	32	15	44	13	43	6	57
Niedrigster "	23	29	15	18	13	1	6	12
Gefallen	—	—	—	—	—	—	—	—
Gestiegen	—	20	—	22	—	11	—	3

In Weihnachtsgeschenken:

Kinder-Violinen von 30 kr. an,
" **Guitarren,** von 48 kr. an,
" **Trompeten** zu 4, 6 bis 8 Stimmen,
" **Posaunen** zu 4, 6 bis 8 Stimmen,
" **Clarinetten** zu 4, 6 bis 8 Stimmen,
" **Waldhörner,**
" **Flageoleten,**
" **Concertinen** von 12 kr. an,
" **Harmonikas,**

empfiehlt, sowie sein reichhaltiges Lagir von Musikinstrumenten und Saiten

J. Kriner,

4102 (8c) Instrumentenmacher in Landshut.



Nächsten **Mittwoch** und **Freitag** sind bei dem Unterzeichneten

Fischwürste & Fischcotteletts

zu haben. Meine **Karpfen** per Pfd. 24 kr. bringe ich in Erinnerung.

Alle Fastenspeisen sind an obigen Tagen frisch und delikat zubereitet zu haben bei

Sebastian Lichtenwallner,

4230 Fischermeister u. Kraftsuppenanstaltbesitzer.

Nicht zu übersehen!

Das bewegliche

Wachsfiguren-Kabinet

auf dem

Heuwaagplatze

wird heute Sonntag zum erstenmal geöffnet und ist die ganze Woche bis über die Weihnachts-Feiertage von 3 Uhr an zu sehen. Es enthält höchst interessante Gruppen in mehr als vierzig Figuren und in natürlicher Lebensgröße. Ihre anmuthigen Bewegungen durch einen verborgenen Mechanismus sind täuschend nachgeahmt.

Der Eintrittspreis ist so billig gestellt, daß es Jedem, sogar dem Aermsten möglich ist, das Kabinet zu besuchen.

4231 **P. Hübler** aus Saarbrücken.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 16. Dezbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2866	431	26	22	25	32	24	36	—	—	—	7
Korn	2637	310	16	22	15	54	15	23	—	—	—	1
Gerste	2308	1418	14	46	14	11	13	21	—	22	—	—
Haber	1942	446	8	22	7	47	7	13	—	5	—	—

Jagd-Verpachtung.



Die Gemeindejagd Hölsbrunn wird **Samstag den 30. Dezember 1871 Nachmittags 3 Uhr** im Wirthshause zu Hölsbrunn auf weitere 6 Jahre öffentlich an den Meistbietenden verpachtet. Näheres wird vor Beginn der Verpachtung bekannt gegeben.

Hölsbrunn, den 13. Dezember 1871.

Der Bürgermeister von Hölsbrunn:

4232 **Schmidhuber.**

Empfehlung.

Unterzeichneter erlaube mir meinen geehrten Kunden, sowie der verehrlichen Einwohnerschaft Landshut und Umgebung anzuzeigen, daß ich bei Herrn **Geisenfelder, Bäcker,** Eingang in der Rosengasse,

einen Laden

bezogen habe.

Dankend für das mir bisher geschenkte Vertrauen, bitte ich dasselbe mir ferners bewahren zu wollen.

Landshut, den 16. Dezbr. 1871.

Achtungsvollst!

Gg. Gollwitzer,

4233, Buchbinder.

Erlaube mir einer sehr verehrlichen Kundschaft mein aus den feinsten Ingredenzien bereitetes

Südfrüchtenbrod,

sowie auch

ordinäres Klötzenbrod

in geneigte Erinnerung zu bringen. Auswärtige Aufträge werde ich schnellstens besorgen.

Alois Remmel,

4234 (2a) Bäckermeister.

Von heute an täglich Abends 5 Uhr

Sommerbier,

wozu einladet 4171(3c) **Steinhuber.**

Kindergeschirr

in großer Auswahl empfiehlt

4161 (3c) F. Neither, Hafner.

Warnung.

Ich warne hiemit Jedermann, meinem umherstreunenden 15jährigen Sohne **Ignaz Kraft** irgend etwas auf meinen Namen zu borgen oder Waaren zu verabfolgen, indem derselbe von mir nicht beauftragt ist, ich auch für denselben durchaus nichts bezahle.

4235 **Mathias Kraft,** Handelsmann.

Glanz-Wichse. (3b) 4185

täglich frisch gemacht, raschest Glanz erzeugend, und dem Leder zuträglich,

Stiefelschmiere

in Töpfchen à 9 kr. und offen nach Gewicht hält bestens empfohlen

Die Glanz- und Lederwichs-Fabrik

J. Ign. Schneider in Landshut.

Eine schöne **polirte Bettlade** ist billig zu verkaufen. Wo, sagt die Exp. (2a) 4236

Eisenbahnstraße Nro. 1 sind

zwei Wohnungen,

je zu 2 Zimmern, sogleich zu beziehen. 4237

Ein hübsch meublirtes Zimmer

ist sogleich zu vermiethen. Zu erfragen in der Expedition ds. Bl. (6c) 4063

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. №. 52 Den 25. Dezember: Heiliger Christtag.

Die wahre Ehre.

Nach einer wahren Begebenheit von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

3.

Wir verließen Frau Ehrlich auf dem Christmarkte. So wenig sie auch verdiente und so viele hungrige Magen sie auch von dem schmalen Verdienste zu sättigen hatte, so sehr trieb doch das Mutterherz sie an diesem heiligen Abend, ihren armen Kleinen auch einen Schimmer des schönen Christfestes zu geben.

Die treue Mutter fühlte nichts von der schneidenden Kälte in ihrem fadenscheinigen Tuche, — der Gedanke an den Jubel der Kinder durchströmte ihr Herz mit warmer Freude, sie war zum ersten Male seit jenem furchtbaren Schlage wieder ein wenig heiter gestimmt, und im Hinblick auf ihn, dessen Geburt die ganze Christenheit in diesem Feste feiert, der alle Armen und Elenden an sein liebevolles Herz genommen, weil er selber nicht gehabt, wohin er sein Haupt legen sollte, wurde auch sie ruhiger und ihre Seele lernte auf's Neue glauben, hoffen, vertrauen!

Sie hatte mehrere Nächte in der Fabrik durchgearbeitet und dafür einen Ueberschuß erhalten, den sie nun zur Weihnachtsfreude bestimmt hatte; vielleicht blieb noch so viel übrig, um der alten Dorthe Garn zu neuen Strümpfen und auch noch ein Pfund Fleisch auf morgen zur Suppe kaufen zu können, das wäre aber ein festlicher Tag!

Sie überschlug ihre Baarschaft und fand, daß es gehen mußte; ein kleiner Tannenbaum wurde ihr von einem Händler, weil es so spät schon sei, für ein Geringes überlassen und mit haushälterischem Scharfblick suchte sie alsdann dasjenige aus, was den Kleinen neben der Freude auch zugleich zur Sättigung dienen konnte, — es hieß das Angenehme mit dem Nothwendigen verbinden. Ganz ohne Luxus ging's indessen doch nicht ab, das kleinste Mädchen, es war des Vaters Liebling, wie es das Jüngste ja in der Regel ist, war zwei Jahre alt und mußte eine Puppe haben, wie gern hätte die Mutter die erste Puppe dem kleinen Liebling selber gemacht, aber sie hatte ja schwer arbeiten müssen und sich selbst Nachts keine Ruhe gegönnt. Es brauchte nur eine ganz kleine zu sein, Lieschen war ja ein so herziges Ding und gar leicht befriedigt.

Das war ein harter Kampf der eisernen Bedürfnisse mit dem Mutterherzen; lange suchte sie umher und fand endlich eine recht armselige, aber auch recht billige, und darin bestand ihr höchster Werth, denn es war doch immer eine Puppe.

Dann kamen die beiden Bubchen von vier und sechs Jahren an die Reihe. Der Fritz mußte eine Fibel haben, er sollte im neuen Jahre zur Schule, eine neue Sorge für die arme Mutter. Der Zweite, Georg, sollte ein kleines Kästchen mit Häusern haben, — sie dachte wohl an eine Flöte, oder auch an einen Waldteufel, aber die alte Dorthe hatte einen schwachen Kopf und konnte soviel Lärm nicht vertragen.

Bald war Alles eingekauft, einige Lichter hatte ihr der mitleidige Händler von seinem Christbaum geschenkt, sie waren freilich schon halb herabgebrannt, aber was schadete das; — Garn und Fleisch nebst Zubehör zur Suppe, — Alles war besorgt, und hastig eilte sie jetzt nach Hause, damit die armen Kleinen nicht vor Müdigkeit einschliefen, sie hatte sich doch gar zu sehr darauf gefreut.

Ob sie wohl in diesem Augenblick wohl einen Gedanken für den unglücklichen Gatten hatte, der gewiß mit schmerzlicher Sehnsucht der Seinen gedachte? — Wer könnte daran zweifeln, war er doch ihr erster und letzter Gedanke, der Inhalt ihrer Gebete, ihrer Träume, — ihr stiller Seufzer bei der Arbeit.

Aber jetzt drängte sie die Thränen zurück und bannte den Schmerz in die tiefste Tiefe ihrer Seele; jetzt wollte sie nicht mehr murren und klagen, sondern auf Gott vertrauen und still und muthig tragen, was er ihr auferlegt. Sie sandte dem Gatten einen Gruß der Liebe und betete still, daß Gott auch in seine düstere Halle einen Schimmer dieses heiligen Abends senden möge.

Als sie das enge Stübchen betrat, fand sie die Kinder zu ihrer stillen Freude noch wach, sehnsüchtig der Mutter harrend, und den zum hundertsten Male erzählten Geschichten der alten Dorthe horchend.

Der kleine Georg überraschte die Mutter mit einem kleinen Verse, den das aufgeweckte, wißbegierige Bübchen von einem Nachbarskinde gelernt hatte, es lautete:

„Du lieber, frommer, heil'ger Christ!
Weil heute Dein Geburtstag ist,
Drum ist auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit."

„Auch bei uns, lieb' Mütterchen?" fragte Fritz sie forschend anblickend.

„Ja, Kinder, auch bei Euch," versetzte diese lächelnd, „der gute Vater, welcher noch immer nicht bei uns sein kann, hat's dem heil'gen Christ erzählt, daß ihr alle so artig und folgsam seid und ihn gebeten, Euch etwas recht Schönes zu bringen. Vorhin begegnete mir nun der heil'ge Christ in der Stadt und versprach mir, recht bald herzukommen, doch müßtet ihr mit der lieben Dorthe so lange in's Kämmerchen gehen und still warten, bis er käme."

„Ich möchte den heil'gen Christ wohl mal sehen," meinte Fritz nachdenkend, „hat er er ein weißes Kleid an?"

„Von lauter Sternen," belehrte ihn die Mutter, die aber alle schwarz werden, wenn die Kinder ihn sehen wollen."

„Geht er auch zu dem guten Vater?" fragte der Kleine hartnäckig weiter.

„Gewiß, mein Kind! geh nur hinein, desto früher kommt er hin zu ihm."

Dieses half; der Knabe folgte willig der alten Dorthe in die kleine Bodenkammer, wo es recht kalt war und sie die Kinder so lange in die Betten setzte, um sie zu erwärmen; sie brauchte nicht zu fürchten, daß sie einschliefen, selbst das kleine Lieschen wartete feierlich auf den heiligen Christ, dessen Herrlichkeit sie zum ersten Male mit Bewußtsein schauen sollte.

Wie emsig war die Mutter jetzt bei dem Tannenbaum beschäftigt, die armen Kleinen durften ja auch nicht zu lange in der eisigen Kammer bleiben.

Jetzt war Alles bereit, die Lichtstümpchen brannten lustig auf dem kleinen Baum, der zum Ueberfluß noch mit etwas Goldpapier, das ihr eine andere Arbeiterin geschenkt, herausgeputzt war und nun klopfte sie dreimal in die Hände, worauf die Kammerthür geöffnet wurde.

Starr vor Ueberraschung und Freude standen die Kinder vor all' den Herrlichkeiten und die alte Dorthe vergoß Thränen; — es war eine köstlichere Weihnachtsfreude, als sie jemals in den stolzesten Palästen empfunden werden kann und vor lauter Jubel und Lust hatte die kleine Familie es nicht bemerkt, daß sich die Thür leise geöffnet hatte und ein alter Herr mit einer Dame auf der Schwelle stand. Er nahm die Mütze ab, strich sich über die Augen und streckte dann wie segnend die Hand aus.

4.

Bevor wir in unserer kleinen Geschichte jetzt fortfahren, kehre der freundliche Leser einige Stunden früher mit mir in eins der ersten Hotels der Residenz ein, wo wir in einem hellerleuchteten Zimmer den alten Herrn mit dem weißen Schnur-

bart und der militärischen Haltung, wie die in tiefer Trauer gekleidete Dame, deren Bekanntschaft wir im ersten Kapitel auf dem Christmarkte gemacht, wiederfinden.

Einige große Packete, wie ein umfangreicher Korb deuteten auf eine Weihnachtsbescheerung, doch schien die Stimmung der beiden Anwesenden keine festliche zu sein; die Dame, eine noch recht schöne, blasse Frau, hatte verweinte Augen und hauchte wiederholt in ihr feines Battisttuch, um dasselbe daran zu drücken, während der alte Herr mit großen Schritten das Zimmer durchmaß und halblaute Worte vor sich hin murmelte.

Plötzlich rückte er sich einen Sessel an den Tisch und ließ sich ungeduldig darin nieder.

„Die allwissende Polizei wird mir auch diesmal keine Aufklärung geben können," sprach er zornig, „kümmert sich doch sonst so väterlich um die Armuth, und ich verlasse nicht eher die Stadt, bis ich sie aufgefunden, das schwöre ich bei meiner Ehre!"

„Ehre!" lachte er nach einer Pause bitter auf, „darf ich dieses Wort noch für meinen Namen, für mein Wappen, das ein niederträchtiger Knabe —"

„Vater!" flehte die Dame, die gefalteten Hände ihm entgegenstreckend.

„Nun, lüge ich etwa?" fuhr der alte Herr grimmig fort. „Das Püppchen wurde zum Uebermuth des Reichthums und der Geburt erzogen, es kann im Grunde nichts dafür."

Die Dame senkte unter der Wucht dieser Anklage stöhnend das Haupt.

„Wenn mein Sohn noch lebte, —" rief Jener schmerzlich, — „aber es ist gut, daß er todt ist, — vielleicht hätte er in seinem Stolze das Rechte nicht erkannt, da er leider ebenfalls nur eine geringe Meinung von der Ehre eines Mannes aus dem Volke besaß und diese einzig für seinen Stand in Beschlag nahm. Ich aber behaupte, daß die Ehre, der gute Name, die einzigen Güter der Armen, des Besitzlosen sind, und es eine Todsünde ist, ihn dieses seines einzigen Reichthums zu berauben. Ja, ich behaupte sogar, daß wir bei einer genauen Revision mehr wahre Mannesehre im Volke finden würden, als bei unserer unverantwortlich bevorzugten Kaste. Höre zu, meine Tochter! was ich Dir erzählen werde. Bei Leipzig war ich ein achtzehnjähriger Flaumbart, dem drei Pferde nach der Reihe unterm Leibe erschossen wurden. Bei dem dritten wäre ich im Handumdrehen vom Feinde massakrirt worden, wenn nicht einer meiner Leute, ein gemeiner Husar, Sohn eines geringen Tagelöhners, sein Leben für mich in die Schanze schlug, indem er sich vor mich warf und die Streiche auffing. Sein ganzer Körper schien eine einzige Wunde zu sein und doch genas er und blieb noch ziemlich arbeitsfähig. Nach dem Frieden suchte ich den wackern Funk, so hieß er, auf, und bot ihm eine bedeutende Summe als Abschlagszahlung meiner Dankbarkeit an; wir Reichen glauben ja nun einmal, Alles mit Geld abkaufen zu können. Er aber wies stolz mein Geld zurück und sagte: „Kann ein Leben, wie das Ihrige, Herr Lieutenant, mit Geld bezahlt werden? Oder that ich mehr als meine Pflicht, da ich einen Menschen vom sichern Tode rettete? Dieses schöne Pflichtgefühl lass' ich mir nicht abkaufen." So sprach der Mann, und nun frage ich Dich, meine Tochter, besaß er nicht die wahre Ehre?"

„Sicherlich, mein theurer Vater!" erwiederte die Dame, etwas aufathmend, da durch diese Erinnerung des Alten Antlitz auffallend weich und mild geworden war.

„Jawohl, jawohl," fuhr er leiser, wie mit sich selber redend, fort, „er besaß die wahre Ehre, wie man sie selten in der Brust des Reichen findet. Er ließ das schöne Pflichtgefühl sich nicht abkaufen, und jener arme Bahnwärter im Zuchthause darf ebenfalls stolz darauf sein, — auch er that seine Pflicht und muß dafür mit Entbehrung büßen. O, großer Gott! warum mußte ich just damals todtkrank darnieder liegen, abgeschnitten von der Außenwelt, während sie meinen Namen mit dem Makel der Lüge beschmutzten, um den Knaben zu retten. Ich selber wäre vor jenes Schwurgericht getreten, und hätte den Herren ihre Pflicht zugedonnert und Respekt vor dem Gesetze, vor welchem Gleichheit herrschen muß, soll anders Gerechtigkeit auf Erden walten. Der Knabe hätte die Wahrheit öffentlich bekennen müssen, wie er sie später vor mir bekannt, und das Zuchthaus wäre ihm zum Tempel, anstatt es ihm jetzt zeitlebens zur Anklagebank geworden ist. O, Schande sonder Gleichen, freigesprochen von der einen Anklage, wird er für die zweite, welche mit jener in engster, untheilbarer Verbindung steht, verurtheilt, um dem Gesetze ein Opfer zu schaffen, ein Opfer für meinen Enkel!"

Der alte Herr, welcher kein anderer war als der General Rautenschwert und die Dame seine Schwiegertochter, schlug beide Hände im tiefsten Schmerze vor das verwitterte Gesicht, und stöhnte laut.

Er war ein Soldat der alten Schule, ein durch und durch redlicher Charakter von militärisch strengem Ehrgefühl. Was hatte man Alles anstellen müssen, um ihn nach seiner Genesung von einem öffentlichen Schritte zurückzuhalten, der den unschuldig verurtheilten Bahnwärter befreien und den eigenen Enkel zur Strafe ziehen sollte.

Letzterer war Gefangener auf dem väterlichen Gute, wo er einsam zum Nachdenken über die Größe seiner Schuld kommen sollte, so hatte es des Großvaters Wille mit unerbittlicher Strenge bestimmt.

Der alte Herr konnte sich bei dem Gedanken nicht beruhigen, daß der unglückliche Gefangene so lange seiner Freiheit widerrechtlich beraubt, so lange ihm und seinem Enkel, ja der ganzen Menschheit fluchen sollte.

Er erkundigte sich nach der Familie des Armen und erfuhr, daß sie dürftig und heimathlos nach dieser Stadt gezogen sei.

In seiner kurzen Weise gebot er der Schwiegertochter, sich reisefertig zu machen, um die Unglücklichen mit aufsuchen zu helfen. Daß er noch einen geheimen Zweck dabei verfolgte, verschwieg er wohlweislich, um sein Vorhaben sich nicht durchkreuzen zu lassen.

Kaum angekommen in der Residenz ließ er sich beim Fürsten zu einer Audienz anmelden, welche ihm auch huldreichst auf den nächsten Tag, also den ersten Weihnachtstag, gewährt wurde.

Und nun begann die Jagd auf die arme Frau des Bahnwärters, wobei die vornehme Dame ohne Nachsicht von dem alten General durch alle Arbeiter-Quartiere geschleppt wurde.

Mittlerweile hatte er auch schon die Polizei gefragt und diese in Bewegung gesetzt, während er eine große Menge Sachen zur Bescheerung einkaufte und seine Kasse nicht schonte.

So war er wieder in sein Hotel zurückgekommen, und erwartete ungeduldig die Nachricht der Polizei, von der fieberhaftesten Unruhe fast verzehrt.

Endlich, endlich kam ein Ersehnter mit der Nachricht, daß die Frau aufgefunden sei und der Beamte Ordre habe, den Herrn General dorthin zu geleiten, weil in diesen Quartiren viele Rohheit und Böswilligkeit herrsche.

„Nichts da," herrschte der General ihn an, „ich brauche keine Polizei-Wache mit, wäre ja eine Schmach für mich. Sagen Sie dem Lohndiener Bescheid, wo die Frau wohnt und daß dieser einen Wagen holt."

Nach wenigen Minuten war sein Befehl ausgeführt, die Packete sammt dem umfangreichen Korbe in dem Wagen untergebracht und bald hielt derselbe vor einer elenden Baracke in der Vorstadt.

General von Rautenschwert war's, welcher mit seiner Schwiegertochter auf der Schwelle der armen Bahnwärterfrau stand, und mit feuchtem Blick dem Jubel dieser Christfeier zuschaute.

5.

Plötzlich verstummte der Jubel wie ein Zauberwort, — Alle starrten erschreckt auf die seltsame Erscheinung in der Thür und vermochten keinen Laut hervorzubringen, bis der kleine Georg plötzlich furchtsam fragte: „Ist das Knecht Ruprecht?"

„Armes Kind, wir sind es ihm schlimm genug geworden," murmelte der General, in das Stübchen tretend, und dem Lohndiener die Packete, wie den Korb abnehmend, worauf er hinter der Dame die Thür schloß, um neugierige Blicke abzuwenden.

„Sie sind Frau Ehrlich?" fragte er dann so mild, wie man ihn wohl nie gehört, „die Frau des gefangenen Bahnwärters?"

„Die bin ich, mein Herr!" versetzte sie leise.

„Da ihr Gatte für seine Pflichttreue im Gefängniß büßen muß, liebe Frau!" fuhr der alte Herr mit etwas unsicherer Stimme fort, „und nicht für die Seinen zu sorgen vermag, so ist es ein Gebot der Menschlichkeit, diese heilige Pflicht, noch dazu an einem Abend, wie diesen, nach Kräften zu erfüllen.

Geben Sie mir Ihre Hand, liebe Frau, und sagen Sie mir, ob Sie den Ankläger, um dessetwillen Ihr Gatte entehrt ist, hassen, ob Sie ihm fluchen?"

Die Dame wandte sich ab und verhüllte ihr Antlitz.

Durch die Seele der armen Frau blitzte ein Lichtstrahl.

„Nein, ich fluche dem Unglücklichen nicht," versetzte sie langsam, „obgleich ich ihn auch nicht zu segnen vermag. Ich kann den einzigen Enkel des Generals von Rautenschwert nicht hassen, obgleich er uns Alle so tief unglücklich gemacht, Schimpf und Schande auf meine armen Kleinen gehäuft hat. Was würde mein Vater, der alte Funk wohl gesagt haben, wenn ich dem Enkel seines geliebten Generals nicht verzeihen könnte?"

„Funk — mein braver Funk war Ihr Vater?" rief der General fast außer sich, indem er die beiden Hände der Frau ergriff und sie tieferschüttert anblickte, dann sank das graue Haupt wie vernichtet auf die Brust; eine große Thräne in den weißen Schnurrbart hinab und die bebenden Lippen flüsterten: „So habe ich Dir meine Lebensrettung gedankt, braver Funk! — Gott! — diese Strafe habe ich nicht verdient!"

Da brach die vornehme Rinde der stolzen Dame, sie wankte auf Frau Ehrlich zu, küßte, ehe diese es hindern konnte, ihre rauhe Hand, und sprach schluchzend: „Dank, Dank für Ihre Verzeihung im Namen meines unglücklichen Sohnes, — bitten Sie ihren Gatten, daß auch er ihm verzeihe. — O das Leben liegt so schwarz vor ihm und er ist doch noch so jung."

„Ich verspreche es Ihnen, gnädige Frau!" versetzte Frau Ehrlich weinend und in höchster Verwirrung.

Der General bückte sich nieder zu den Kindern, dem er jedem ein Geldstück in die Hand drückte, küßte sie innig, welchem Beispiele die Dame sogleich folgte, gab der Frau die Hand und sagte: „Gott läßt die Sonne scheinen nach Sturm und Wetter, so hoffen auch Sie, gute Frau, Tochter meines wackern Funk, der mir bei Leipzig das Leben gerettet, auf neues Glück nach schweren Leiden und vertrauen dem alten Herrgott, der Ketten vor der Zeit lösen und ungerechte Richtersprüche in Segen umwandeln kann."

Er drückte ihr noch einmal die Hand und fort waren Beide, der alte General, den Georg für Knecht Ruprecht gehalten und die stolze Dame, welche in dieser niedern Hütte wahre Ehre und ein echtes Frauenherz gefunden hatte.

Wir wollen schweigen von der Ueberraschung, als Frau Ehrlich die Packete, welche warme, fertige Winter-Garderobe für sich und die Kinder enthielt, öffnete und nun gar den Inhalt des Korbes prüfte. Da war Alles an Eßwaaren und Leckerbissen, was ein bürgerliches Christfest zu verherrlichen vermag, und in solcher Menge, daß sie gewiß 14 Tage davon leben konnten.

Wenn die alte Dorthe bei solchem Anblick die Hände über'm Kopf zusammenschlug und an Feen glaubte, so war das kein großes Wunder, wenn Frau Ehrlich indessen kein Wort der Freude sprach, sondern stumm die reiche Bescheerung betrachtete und dann mit einem wehmüthigen Seufzer nach dem kleinen Tannenbaum mit den Lichtstümpfchen schaute, — so dürfen wir auch das für kein großes Wunder halten, da in dem Busen dieser Frau ein ehrliebendes Herz schlug, das eine eben so hohe Freude und Befriedigung empfand an der so sauer erarbeiteten eigenen Bescheerung, als sie bei dem reichen Almosen sich gedemüthigt fühlte.

Aber nein, sie war nicht undankbar, sondern fühlte sich getröstet und erhoben durch diesen Besuch und eine stille Freudigkeit kam über sie, als müßte ihr Leid bald enden.

Der alte General aber drückte seiner Schwiegertochter die Hand und sagte: „Ich bin mit Dir zufrieden, meine Tochter, Du hast Dich selber geehrt in dem, was Du vorhin gethan und das Wort wahr gemacht: Wer sich selbst erniedrigt, soll erhöht werden. Mir ist so friedlich im Herzen geworden, so feierlich, als hörte ich die Weihnachtsengel singen: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

„So werden Sie auch unserm Max verzeihen, mein theurer Vater!" rief die Dame, seine Hand an ihre Lippen ziehend.

„Wenn mir mein Vorhaben gelingt, sonst nicht, — bitte den Herrgott, daß er mir seine Hülfstruppen, die guten Engel, schickt."

(Schluß folgt.)

An sämmtliche Bezirkskomites des landw. Vereins in Niederbayern.

Hagelschlag im Jahre 1871 betr.

Nach einer Mittheilung der k. Regierung von Niederbayern haben die über die heurigen Hagelschläge gepflogenen Erhebungen ergeben, daß durch die Hagelschläge vom 3, 12, 19. und 25. Juli, dann 6. September h. Js. in Niederbayern allein 11 Bezirksämter mit 63 Gemeinden vom Hagel betroffen wurden. Der verhängnißvollste Schlag war der vom 3. Juli, an welchem Tage in 8 Bezirksämtern 54 Gemeinden den größten Theil ihrer Flurfrüchte verloren.

Die als beschädigt aufgeführten 63 Gemeinden enthalten an kultivirten Gründen 101,660 Tagwerk, wovon die Früchte von 42,001 Tagwerk mehr als zur Hälfte vernichtet wurden.

Nur in 38 Gemeinden haben Versicherungen gegen Hagel stattgefunden, und wurden für 28,578 — über die Hälfte des Ertrages — beschädigte Tagwerke 83,181 fl. Entschädigungen bezogen.

Es geht aus diesen Erhebungen hervor, daß in 25 Gemeindebezirken die Besitzer von 59,659 Tagwerken, von welchen mehr als die Hälfte der Früchte beschädigt worden, keine Entschädigungen für die erlittenen großen Verluste bezogen, weil sie unterlassen haben, ihre Früchte gegen Hagel zu versichern. Es ist aber daraus auch noch weiter zu entnehmen, daß selbst von den Versicherten wohl der größte Theil den Werth der Früchte zur Zeit der Versicherung viel zu gering angeschlagen hat, da der Früchte-Werth von 28,578 Tagwerk, welche mit Cerealien bebaut sind, durchschnittlich nur zu 20 fl. per Tagwerk angeschlagen, was selbst bei der geringsten Frucht nicht genügen dürfte, auf 571,560 fl. sich berechnet, was bei einer Beschädigung über die Hälfte eine Ersatzsumme von ca. 285,000 fl. entziffern würde, während die Versicherten, wohl nur allein wegen zu geringem Ansatz ihres Fruchtwerthes, nur die verhältnißmäßig auffallend geringe Summe von 83,181 fl. sohin durchschnittlich nicht einmal 1/3 Theil des wirklich erlittenen Schadens vergütet erhielten.

Das Kreiskomite glaubt, daß es genügt, mit der Bekanntgabe vorstehenden Ergebnisses darauf aufmerksam zu machen, daß keine Gegend vor Hagelschlag sicher ist, wenn auch die eine oder andere eine längere Zeit hindurch das Glück hatte hievon verschont geblieben zu sein, so wie es wohl nicht nöthig ist, weiter aufzuführen, welche empfindliche Wunden aus solchen Schlägen den Grundbesitzern erwachsen, die ja nur zu oft wegen Mangels entsprechender Versicherung den gänzlichen häuslichen Ruin der betroffenen Familien zur Folge haben.

Es ist darum gewiß eine würdige Aufgabe der verehrlichen Komites, an welche diese Bekanntgabe zunächst ergeht, keine Gelegenheit zu versäumen, auf die Wichtigkeit der Versicherung gegen Hagelschäden die Grundbesitzer aufmerksam zu machen und zum Beitritt für diesen Zweck bei anerkannt soliden Gesellschaften aufzumuntern. Auch ist die Größe der zu entrichtenden Beiträge, welche bei Cerealien in den wenig behagelten Gegenden in der Regel 1% von der Versicherungssumme nicht überschreitet, keineswegs so hoch, daß sie von sorglichen Oekonomen gemieden werden sollte, während für viele, deren Verhältnisse der Art sind, daß durch einen Hagelschlag ihre und ihrer Familie Existenz sogar in Frage gestellt werden kann, die Versicherung ihrer Feldfrüchte selbst als eine Pflicht gegen ihre Familie erscheinen dürfte.

Landshut, am 6. Dezember 1871.

Das Kreiskomite des landw. Vereins für Niederbayern.

Der I. Vorstand:

v. Lipowsky. Leideck.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Ploner.

Zu Neujahrs-Gratulationen

empfiehlt **Briefpapiere** und **Karten** mit den schönsten Verzierungen im prachtvollsten Farbendruck zu außerordentlich billigen Preisen

Die Papier- & Schreibmaterialien-Handlung
von
Oscar Dallmer in Landshut. (2a) 4315

4316

Danksagung.



Für die so liebevolle und außerordentlich zahlreiche Theilnahme während der Krankheit und bei der Beerdigung unseres theuren, unvergeßlichen Vaters, Gatten und Schwiegervaters,

Herrn Conrad Lehmayer,
k. Eisenmeister,

sprechen wir sämmtlichen Herren Amtsvorständen und Beamten, dem Gemeinde-Collegium und allen Bürgern der Stadt, den Bürgermeistern und Bewohnern der Umgegend unseren wärmsten, tiefgefühlten Dank aus.

Mit der Bitte, dem geliebten Verstorbenen ein freundliches Andenken zu wahren, danken wir wiederholt Allen — Allen.

Dingolfing und Fischbach, den 23. Dezember 1871.

Die tieftrauernd Hinterbliebenen.

M. Alois Fahrmbacher
hält bestens empfohlen sein großes

Tabac- & Cigarren-Lager
in
ordinären, mittel- & hochfeinen Marken, sowie Cigarretten,
von 6 kr. bis fl. 1. 24. pr. 25 Stück,
griechische und türkische Tabake.

Filiale im Cafe Fischer — Magazin Neustadt Nr. 505

(36) 877

J. Gierbauer, Kürschner,
empfiehlt für die Winter-Saison sein reichhaltiges
Pelzwaaren-Lager,
welches auch sehr geeignet ist zu Namenstag- und Weihnachts-Geschenken.

Verkaufsladen im Hause des Herrn Heinrich Kaufmann unter den Bögen. (23) 3357

Weihnachts- und Neujahrs-Geschenke
empfiehlt auch heuer wieder das
Tapisserie-Geschäft
M. Wagner,
vormals R. Bitzl,
4317 Rosengasse 351.

Am hl. Weihnachtstage
gibt es ausgezeichneten
Regensburger Bock
im Hofbräuhaus. 4318

Guter Johannes-Wein
ist zu haben per Schoppen 6 kr. bei
4319 S. Koch, Cafetier.

Ein herzliches Lebewohl
allen Bekannten und Freunden
Essenbach's.
4320 J. F.

Stadttheater in Landshut.

2. Vorstellung im 3. Abonnement.
Dienstag den 26. Dezember 1871.

Die Walpurgisnacht,
oder:
Der Zauberbund um Mitternacht.

Zaubermährchen in 3 Abtheilungen und einem Vorspiel in 1 Akt:
Die Hexenküche
von Charlotte Birch-Pfeiffer.
Zu dieser Vorstellung ladet ergebenst ein:
J. Heiderer.
Das Theater ist geheizt.

Ein ganz neues Mühlgrünerl,
19½ Schuh lang, 16 Zoll gleich dick im Durchmesser, gut ausgetrocknet, baräng gebaut, wird billig verkauft. Wo? sagt die Exp. d. Bl. 4321

In Weihnachtsgeschenken:
Kinder-Violinen von 30 kr. an,
„ **Guitarren,** von 48 kr. an,
„ **Trompeten** zu 4, 6 bis 8 Stimmen,
„ **Posaunen** zu 4, 6 bis 8 Stimmen,
„ **Clarinetten** zu 4, 6 bis 8 Stimmen,
„ **Waldhörner,**
„ **Flageoleten,**
„ **Concertinen** von 12 kr. an,
„ **Harmonikas,**
empfiehlt, sowie sein reichhaltiges Lager von Musikinstrumenten und Saiten
J. Kriner,
4102 (6f) Instrumentenmacher in Landshut.

Weißklee,
Rothklee,
Schwedisch Klee
in allen Quantitäten kauft zu den höchsten Tagespreisen
Max Kohlndorfer
3918 (12b) Landshut.

Der Dünger
einer Grube, welche bei Tag geleert werden kann, ist zu vergeben. Wo, sagt die Exp. (3c) 4287

Bei dem in Eichendorf am 21. d. Mts. von mehreren HH. Rennliebhabern abgehaltenen Schlitten-Wettfahren erhielten nachstehende HH. Rennpferdebesitzer Preise:

1. Karl Hausböck, Müller in Enzerweis.
2. Ferd. Strohmaier, Wirthssohn v Kneiding.
3. Alois Pünkl, Bäckermeister in Eichendorf.
4. Kaspar Sigl, k. Posthalter und Bierbrauer daselbst.
5. Jos. Sattler, Maurermeister und Steinwaarenhändler daselbst.
6. Franz Mallinger, Handelsmann daselbst.

Es ging das ganze Fahren in schönster Ordnung vor sich. Leider hatte Georg Klinger, Müller von Ernstorf, den Unfall, bei erwähntem Wettfahren zuerst die Decke, dann gar den Schlitten zu verlieren, außerdem dieser weitaus den ersten Preis errungen hätte? — 4322

In Eugenbach hat Einer letzthin eine merkwürdige Saustecherei gemacht. Er hat die Sau mit dem Messer in den Hals gestochen; aber so gut, daß die Sau mit sammt dem Messer davon- und im Dorfe herumgelaufen ist. Zuletzt ist sie mit Schneeballen todt geworfen worden.

Wer also eine Sau zum Abstechen hätt', der geh' nach Eugenbach. 4323

Stadttheater in Landshut.

Außer Abonnement.
Sonntag den 24. Dezbr. 1871.
Anfang Nachmittag 3 Uhr.
Kindervorstellung.
Bei ermäßigten Preisen.
Zum Erstenmale:

Rosa von Tannenburg,
oder
Kindesliebe.

Schauspiel in 4 Abtheilungen von Professor Wilhelm Rueß.
Das Theater ist geheizt.

Ermäßigte Preise für Kinder:
Loge I. Rang, Parterre-Loge, Fremdenloge 18 kr., Sperrsitz 15 kr., Parterre 12 und I. Gallerie 6 kr., II. Gallerie 3 kr.

Ermäßigte Preise für Erwachsene:
Logen 24 kr., Sperrsitz 18 kr., Parterre 15 kr., I. Gallerie 12 kr., II. Gallerie 6 kr.

Kassaeröffnung 2 Uhr, Anfang 3 Uhr, Ende gegen 5 Uhr.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 23. Dezbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2375	950	26	4	25	17	24	14	—	15	—	—
Korn	2373	314	16	28	15	57	15	27	—	—	—	3
Gerste	2483	1558	15	4	14	25	13	38	—	—	—	14
Haber	1811	310	8	24	7	46	7	15	—	1	—	—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1871. | № 53 | Den 31. Dezember: Sylvester.

Die wahre Ehre.

Nach einer wahren Begebenheit von Emilie Heinrichs.

(Schluß.)

6.

Der erste Weihnachtstag war erschienen, der alte General von Rautenschwert fuhr in voller Parade-Uniform, die Brust mit Orden bedeckt zum Schlosse.

Was er mit dem Fürsten, bei welchem er über eine halbe Stunde allein war, verhandelt hatte, wußte Niemand. Als er fortging, schob er mit freudestrahlendem Gesicht ein Papier in seine Uniform und ließ sich von Niemand aufhalten.

Er selber verrieth es nicht und der wohlwollende Fürst eben so wenig, daß er diesem die volle Schuld seines Enkels mitgetheilt und die Befreiung des Gefangenen erlangt hatte.

Es war eine kritische Geschichte, und für den Fürsten nicht so leicht, eine Entscheidung zu treffen. So wählte er den Mittelweg, indem er von seinem Begnadigungsrechte Gebrauch machte und die Freilassung des gefangenen Bahnwärters im Wege der Gnade befahl, da dieser, so hatte der Fürst eigenhändig niedergeschrieben, im guten Glauben erfüllter Dienstpflicht gehandelt. Daß er ihm seine Stelle nicht wieder geben durfte, war natürlich, worauf der General auch gar nicht rechnete. Sein Enkel war geschont und die Ehre erhalten.

Der alte Herr war in einer seltsam aufgeregten Stimmung, als er in's Hotel zurückkam. Er umarmte die Schwiegertochter und reichte ihr dann schweigend das fürstliche Handschreiben, bei dessen Durchsicht die Dame fast ohnmächtig wurde.

„Willst Du mit zu dem Gefangenen?“ fragte er leise. „Doch nein,“ setzte er lebhaft hinzu, „mir geht eine prächtige Idee durch den Kopf, die wir ausführen müssen. Willst Du mir dabei helfen, Kind?“

Die Dame lächelte froh, so hatte er sie stets in glücklicher Laune genannt, hatte sie nicht Ursache sich zu freuen?

„O, mit Tausend Freuden, lieb' Väterchen!“ erwiederte sie, seine beiden Hände ergreifend, „darf der heilige Christ jetzt auch versöhnt zu unserm Max kommen?“

„Wollen sehen, Kind! — die Hoffnung ist da; — doch erst zu meiner Idee. Ich hole den Gefangenen, für den zu sorgen ich die Pflicht habe, während Du Dich mit seiner Familie nach unserm Gute Rothensee, wo der Max gefangen sitzt, aufmachst.“

„Sollte die Frau mir folgen?“ fragte jene besorgt.

„Gewiß, übrigens will ich Dich zu ihr begleiten, um der Sache Nachdruck zu geben; an Garderobe fehlt's ja jetzt nicht für die kleine Compagnie.“

„Wollen Sie nicht erst zu Mittag speisen, Vater?“

„Ja so, obgleich ich mir eigentlich die Zeit dazu nicht nehmen darf. Ich muß mich nach dem Eisenbahnzuge richten.“

Er klingelte dem Kellner, befahl, ihm den Fahrplan und ein warmes Frühstück zu besorgen, aber in Windeseile, und begab sich an's Umkleiden und Einpacken.

„Wir dürfen den armen Ehrlich nicht eigenmächtig um eine Minute der Freiheit betrügen“, sprach er dabei eifrig, „es wäre ein neues Unrecht, und der erste Zug geht schon in einer Stunde fort.“

Die vornehme Dame war indessen von gleichem Eifer beseelt, was der General mit stiller Freude bemerkte, da sie bislang sich noch immer nicht an den Gedanken hatte gewöhnen können, daß dem geringen Manne, der ja nur ein Bahnwärter sei, ein so großes Unrecht geschehen; jetzt waren Herz und Gewissen gewaltsam geweckt worden, und mit Ehrfurcht und Liebe schaute sie auf den Greis, der so unerschüttert die Fahne der wahren und einzigen Ehre hoch hielt. Das Phantom der Vorurtheile war gesunken, vernichtet in den Dunst der falschen Ehre und sie fühlte sich nicht mehr gedemüthigt bei dem Gedanken, mit einer Familie aus dem Volke vereint die Reise zu machen.

Wie erstaunten die Bewohner dieses armseligen Quartiers, als schon wieder eine Droschke vor der niedern Baracke hielt, und der vornehme Besuch vom gestrigen Abend aufs Neue der armen Frau Ehrlich galt. Ihr Erstaunen aber erreichte den höchsten Grad, als nach einer Viertelstunde die ganze Familie in den Wagen stieg, während eine zweite Droschke den vornehmen Besuch aufnahm und beide dann im schnellen Trabe dem Bahnhofe zurollten.

Was hatte das nur zu bedeuten? — Man bestürmte die alte Dorthe, welche allein zurückgeblieben war, und diese erzählte mit geheimnißvoller Miene, daß der verstorbene Vater von Frau Ehrlich dem alten, vornehmen Herrn einst bei Leipzig das Leben gerettet habe und dieser jetzt seinen Dank an die Tochter abtragen wolle.

Die Arbeiter gönnten es der armen Frau von Herzen, sie hatte ja so schwer für ihre Kinder arbeiten müssen, und als Dorthe von den Leckereien unter die gaffenden Kinder der Nachbarn vertheilte, da war großer Jubel, und Alle freuten sich, daß nun auch die alte Dorthe, welche noch eine Zeitlang die Wohnung hütete, es in ihren letzten Tagen gut haben sollte, was sie auch um Frau Ehrlich wohl verdient hatte.

Auf dem Bahnhofe pfiff die Lokomotive und fort brauste der Zug.

Der alte General hatte mit seiner Schwiegertochter und der Familie des Bahnwärters ein ganzes Coupee zweiter Classe genommen, da sie bis zu einer gewissen Station denselben Weg hatten.

Frau Ehrlich befand sich wie in einem märchenhaften Traume, aus welchem sie jeden Augenblick zu erwachen fürchtete. Sie war an den Kummer und das Unglück so sehr gewöhnt worden, daß sie unmöglich an einen so plötzlichen Wechsel zu glauben vermochte. O, wenn ihr armer Gatte dieses wüßte, um wie viel ruhiger würde er sein furchtbares Loos tragen! Es schien der Armen ein Verbrechen, glücklich, sorgenlos zu leben, während er so unschuldig im Kerker schmachtete.

Die drei kleinen Kinder saßen unbeweglich in den weichen Kissen und freuten sich der schnellen Bewegung, ja, das kleine Lieschen fühlte nicht übel Lust, auf den Schooß der feinen Dame zu klettern, worüber die Mutter in ein wirkliches Entsetzen gerieth, was Jene indessen nicht abhielt, die Kleine zu sich zu nehmen und sich liebkosend mit ihr zu unterhalten, wozu der General freundlich nickte.

Bei der zweiten Station verließ die Dame mit der Familie das Coupee, um mit dem eigenen Wagen, bei welchem Kutscher und Diener in Livre sich befanden, die ihre Herrschaft hier erwarten mußten, nach dem zwei Meilen entfernten Gute zu fahren, während der General mit dem Zuge weiter reiste.

Die arme Frau hatte noch immer keine Ahnung von dem wirklichen Glücke das ihrer harrte.

7.

Fünf Minuten von der Stadt Z. entfernt, lag ein großes, düsteres Gebäude mit vergitterten Fenstern und von hohen Mauern umgeben. Es war das Zuchthaus, die fürchterliche Strafanstalt für schwere Verbrecher.

Der alte General von Rautenschwert schauerte in sich zusammen, als er durch diese Pforte schritt, welche ihn abzuschließen schien von der menschlichen Gesellschaft.

Er nannte dem Inspektor seinen Rang und Namen und übergab ihm den Freilassungsbefehl des Fürsten.

„Der Bahnwärter frei!“ rief der Inspektor mit unverkennbarer Freude; o, Herr General, das ist einmal eine rechte Weihnachtsbescheerung, wie ich sie mir nie besser hätte wünschen mögen. Der arme Ehrlich hat mich täglich gejammert, ein so braver, tüchtiger Mann, ich hätte ihn sicherlich, wenn er seine Strafzeit ganz abgesessen, nicht lebendig abliefern können.“

Selbst dieser Mann, dessen Natur verhärtet war gegen das gewöhnliche menschliche Mitleid, fühlte tief das Unrecht, welches dem Armen geschehen.

Der General ging mit ihm in die Zelle des Gefangenen, wo der Inspektor diesem die Freiheit verkündete.

„Der heilige Christ ist auch zu Euch gekommen, mein lieber Ehrlich!“ rief Letzterer fröhlich, „er bringt Euch die Freiheit durch seinen Abgesandten, den Herrn General von Rautenschwert.

Der Gefangene sah bleich und leidend aus, er blickte verwirrt auf die beiden Männer und nur der Name Rautenschwert schien wie ein elektrischer Schlag ihn zu berühren.

„So hat der junge Mensch die Wahrheit bekannt?“ fragte er mit aufleuchtenden Augen, „meine Ehre, mein guter Name sind wieder hergestellt?“

Der Inspektor wollte die Thür öffnen.

„Lassen Sie mich zwei Minuten mit ihm allein“, flüsterte der General Jenem in's Ohr, und der Inspektor verließ sogleich die Zelle.

„Mein lieber Ehrlich“, begann der alte Herr mit unsicherer Stimme, indem er dessen Hände ergriff, „mein Enkel hat ein schweres Verbrechen gegen Sie begangen, wofür ihn Gott hart gestraft im eigenen Gewissen. Er hat mir die Wahrheit bekannt und ich bin zu unserm Fürsten gegangen, um die Sache in seine Hände zu legen. Ich habe Gerechtigkeit verlangt, da Ihre Ehre mir so hoch steht, wie die eigene. — Der Fürst hat Ihre sofortige Freilassung verfügt und es in Ihre Hand gelegt, die Bestrafung meines Enkels zu verlangen. Wie Ihre Wahl auch ausfalle, ich werde, selbst im schlimmsten Falle, mein Haupt dem Gesetze beugen, vor welchem kein Unterschied herrschen soll.“

Ein schwerer Kampf malte sich in dem bleichen Gesicht des Gefangenen. Sollte er den Schimpf auf seinem Namen lassen, um den vornehmen Verbrecher zu retten? War es nicht die heiligste Pflicht, seinen Kindern als größten und einzigen Schatz einen guten Namen zu hinterlassen?

Da schaute er in das kummervolle Antlitz des alten Mannes, dessen einzige Hoffnung dieser Enkel war, der doch am Ende nur im jugendlichen Uebermuth gefrevelt, ohne die Folgen zu überlegen. Die ehrenvolle Vergangenheit des Generals, das graue Haupt, auf welchem kein Makel haftete, — Alles sollte durch ein einzig Wort von ihm ausgelöscht, mit Schande bedeckt werden.

Da war's aus mit dem Kämpfen; er drückte dem General die Hand und sprach bewegt: „Nein, nein, es ist genug der Strafe, — durch mich soll kein Auge mehr in dieser Geschichte getrübt werden. Ihr Enkel soll frei sein, Herr General!“

„Dank, mein wackerer Freund, Dank!“ erwiederte der alte Herr gerührt, „die Zukunft meines Enkels ist durch Sie gerettet, er soll es Ihnen niemals vergessen. Aber nun schnell aus diesem Hause, damit die Luft der Freiheit Sie neu belebe.“

„Noch ein Wort, Herr General! bevor ich diese Zelle auf ewig verlasse“, sprach Ehrlich, „zürnen Sie dem Manne, der jenen Frevel zur Anzeige brachte, ohne dabei an Ihren Rang, an Ihr graues Haupt, Herr General! zu denken?“

„Zürnen, — weil Sie ihre Pflicht erfüllt? — Ei, mein Freund, denken Sie besser von einem alten Soldaten. Waren Sie nicht selber Soldat?“

„Ja, Herr General!“

„Zum Henker, dann wissen Sie auch, wie ich darüber denke, und daß ich meinen eigenen Sohn erschießen ließe, wenn er ehrlos auf seinem Posten wäre.“

Er klopfte ihm freundlich auf die Schulter und setzte mit einem unterdrückten Seufzer hinzu: „Der Junge ist kein Soldat, da muß man schon durch die Finger sehen. Doch nun vorwärts, marsch!“

Als Ehrlich sich wieder in seiner alten Kleidung fühlte, da rannen ihm zum ersten Male die Thränen über die bleichen Wangen, denn jetzt erst fühlte er den Alp der Schande von sich weichen.

Bald saß er neben dem General im Eisenbahn-Coupee, und vorwärts brauste der Zug mit ihnen, einem neuen Glücke zu. Er hatte dem alten Herrn die Hand darauf geben müssen, ihm ganz zu vertrauen, er wolle ihn schon am schnellsten zu Frau und Kindern bringen.

Wie ein böser Traum versank das Zuchthaus mit der Sträflingskleidung vor seinem Blick, vor der hellen Wirklichkeit; — an der Seite dieses Mannes fühlte er den Schimpf von sich genommen und seinen Namen gereinigt von jedem Makel.

8

Es war Abend geworden; draußen knisterte der Schnee an den Bäumen, wobei die Sterne am nächtlichen Himmel im hellsten Glanze funkelten.

Während in dem großen Saal des Gutes Rothensee ein emsiges Walten und Schaffen war, um denselben festlich herauszuputzen, wobei Frau Ehrlich wacker half und die gnädige Frau zum Staunen der Dienerschaft wie eine Magd herumschaltete, heiter und mild, ja scherzhaft, wie noch nie in ihrem Leben, saß der junge Max von Rautenschwert einsam in seinem Zimmer, von Büchern und Scripturen umgeben.

Er starrte düster zur Decke empor, und als einmal entferntes Lachen und fröhliche Stimmen zu ihm herüber drangen, seufzte er tief auf und vergrub das Gesicht in beide Hände. Zum ersten Male in seinem Leben hatte er keine Christbescheerung gehabt, war der heilige Abend dunkel und einsam für ihn vorübergegangen. Nicht einmal die Mutter hatte seiner gedacht.

„Ich hab's verdient“, seufzte er und Thränen rannen über sein Gesicht, „darf ich mich des hellen Glanzes eines Weihnachtsfestes freuen, während jener Unglückliche durch meine Schuld, ja eigentlich für mich im finsteren Kerker schmachtet und mir flucht? — Nein, nein“, fuhr er außer sich empor, „ich halt's nicht länger aus, dieser Gedanke bringt mich noch zum Wahnsinn. Lieber will ich im Zuchthause sitzen und die Strafe für meinen Frevel büßen, als in dieser Einsamkeit das Bild des armen Mannes immer vor mir haben. Wenn der Großvater kommt, so will ich's ihm sagen, — ich will Ruhe mit meinem Gewissen haben.“

Ein Wagen rollte vor die große Freitreppe des Herrenhauses.

„Das wird er sein,“ fuhr er leise fort, „ob wohl die Mama schon angekommen ist?“

Er horchte athemlos und trat dann an's Fenster, welches dem rechten Flügel gegenüber lag.

Drüben waren alle Fenster hell erleuchtet, es war im großen Saal, — er sah zwei mächtige Christbäume brennen, konnte aber, so viel er sich auch anstrengte, Niemanden erkennen.

„Dort wird Bescheerung sein,“ murmelte er, „o Mama, Du kannst Dich freuen, während Dein Sohn hier einsam leidet.“

Dieser Gedanke schien ihm den letzten Halt zu rauben, er sank auf einen Stuhl und weinte laut wie ein Kind.

Ja, drüben im großen Saal war Bescheerung, eine heilige Freude des Wiedersehens im hellen Schimmer der Weihnachtslichter.

Als der alte General mit seinem Schützling ankam, führte er diesen in sein eigenes Zimmer, worauf er sich in den Saal begab und die Bäume anzuzünden befahl. Dann mußte sich die ganze Dienerschaft bis auf Weiteres hinausbegeben, obgleich auch sie nach alter Sitte ihre Bescheerung hier erhielt, und nur die Schwiegertochter, nebst Frau Ehrlich mit ihren Kindern erscheinen.

Wie in einer Märchenwelt, von lauter Wunder umgeben, so starrten die Kinder auf all' die Pracht und Herrlichkeit um sie her und wagten kaum zu athmen.

Der General führte die Frau mit ihren Kindern schweigend zwischen die beiden Tannenbäume und sagte dann mit vor Rührung zitternder Stimme: „Ahnen Sie nicht noch ein größeres Glück, eine schönere Bescheerung, liebe Frau?“

„O, Herr General!“ stammelte sie, in Thränen ausbrechend, „wie dürfte ich so vermessen sein, mein höchstes Glück zu ahnen?“

„Sie dürfen es —“ versetzte der alte Herr, rasch den Saal verlassend und nach wenigen Augenblicken mit ihrem Gatten an der Hand zurückkehrend.

„Vater, lieber Vater!“ schrie der Fritz auf und stürzte dem so selig Ueberraschten in die offenen Arme.

Die Frau aber wurde blaß wie der Tod und wäre niedergesunken, wenn nicht die Dame des Hauses sie aufgefangen.

Still legte sie dieselbe in des Gatten Arme und trat dann,

mit feuchtem Blick zu dem General, der sich leise in einen Winkel zurückgezogen hatte, um sich einige Augenblicke an diesem Glück zu weiden und dann geräuschlos den Saal zu verlassen

Sie wußte, wohin er ging, ihr Herz klopfte zum Zerspringen, die stolze Frau wäre gern auf ihre Knie niedergesunken, um Gott für die Lösung ihres düsteren Geschicks inbrünstig zu danken.

Der General war bei seinem Enkel eingetreten, den er schweigend anblickte und dann die Hand zum ersten Male seit jenem Unglückstage gereicht hatte.

Max drückte diese väterliche Hand, die ihm so viel Liebes und Gutes erwiesen, zärtlich an sein Herz und seine Lippen und sprach mit fester Stimme: „Theuerster, liebster Großpapa! — ich habe eine große Bitte an Dich!"

„Sprich sie aus!" lautete die Antwort.

„Das Gefühl meiner Schuld macht mich halb wahnsinnig, ich kann's nicht mehr ertragen, mir ewig sagen zu müssen, daß ein redlicher Mann meine Strafe büßt. Mache den Mann frei, Großpapa! ich will auch vor der Welt die Strafe büßen."

Da leuchtete es auf in den Augen des Generals wie ein zündender Blitz, ein mildes Lächeln verklärte das Greisenantlitz und im überströmenden Gefühl einer stolzen Freude schloß er den überraschten Enkel an seine Brust.

„Jetzt bist Du wieder der wackere Erbe meines Namens," sprach er gerührt, „Gott sei gedankt, der Dich mir wiedergegeben. Folge mir, mein Sohn!"

Er ergriff seine Hand und führte ihn nach dem rechten Flügel hinüber, wo er mit ihm in den Saal trat.

„Mein Sohn, mein theurer Max!" rief die Mutter, ihm schluchzend die Arme entgegenstreckend.

Er aber wehrte sie sanft von sich ab, sein Blick haftete wie im Traume an dem Antlitz des Bahnwärters, der auf einen Wink des Generals auf ihn zutrat, und mit bewegter Stimme sagte: „Mein armer, junger Herr! ich sehe es Ihnen an, daß auch Sie genug gebüßt haben, wenn Sie auch nicht die Sträflingsjacke getragen. Ich bin frei, und verzeihe Ihnen von ganzem Herzen Alles, was Sie mir gethan, — der Herr General hat's tausendmal vergolten und wenn mein alter, seliger Schwiegervater für diesen Helden sein Leben lassen wollte, so darf auch ich wohl ein Stück meiner Ehre für ihn hingeben."

Max drückte dem ehrlichen Mann beide Hände und stürzte dann dem Großvater an die Brust, worauf auch endlich die Frau Mama an die Reihe kam. — Er konnte kein Wort sprechen, der junge Mann, aber seine stille Freude, die seine Brust mit Wonne und Schmerz erfüllte, sein Betragen gegen die Kinder des armen Mannes, mit denen er spielte und tanzte, sagten dem General, daß die Zeit der Buße nicht an ihm verloren sei.

Es war eine Weihnacht in der heiligsten Bedeutung des Wortes, im Geiste des Erlösers.

Wenn wir schließlich noch hinzufügen, daß der General seine Pflicht gegen Ehrlich im vollen Umfange erfüllte, indem er ihn, der ein tüchtiger Schütz war, als Jäger auf seinen Gütern bestellte und ihm den Gehalt eines Försters gab, — so wäre das eigentlich überflüssig gewesen, da die Sache dem alten Herrn zu selbstverständlich dünkte.

Max wurde des Jägers treuester Freund, obgleich Letzterer nie den Respekt aus den Augen setzte: der alte General aber behandelte die Familie des früheren Bahnwärters wie seine eigene und ließ den Weihnachtsspruch an ihr kleines, trauliches Waldhaus schreiben: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden — und den Menschen ein Wohlgefallen!"

O! möchte dieser Engelsgesang die ganze Welt durchschallen und in allen Herzen ein Echo finden!

Die neuen Maße und Gewichte.

n. Da mit dem 1. Januar 1872 die neue Maß- und Gewichtsordnung in Gesammtdeutschland in Kraft zu treten hat, mithin von diesem Tage an **nur nach metrischem Maß und Gewicht verkauft werden darf, so wird es manchem unserer Leser angenehm sein, hier das Wesentliche darüber zusammengestellt zu finden.

I. Maße.

A. Längenmaße:

Die Einheit bildet das Meter (m)*) oder der Stab.

5m sind so viel als 6 bayr. Ellen.**)

Der Preis für 1m wird sich daher gegen den der Elle um den 5. Theil erhöhen. — Umgekehrt braucht man an Stelle von 6 bayr. Ellen nur 5m.

1m hat 3' 4'' 2''' 6'''' = 3,426 Fuß.

Es sind demnach 1000m = 3426'.

Der hundertste Theil vom Meter oder Stab heißt Centimeter (cm) oder Neuzoll.

Die bisherige bayr. Elle mißt $83\frac{3}{10}$ Neuzoll.

Der zehnte Theil vom Neuzoll heißt Millimeter (mm) oder Strich.

Zehn Meter heißen Dekameter (Dm) oder Kette.

Tausend Meter geben das Kilometer (Km).

Als Entfernungsmaß dient die Meile von 7500m.

Bisher betrug die Meile 2 Stunden = 25406' = 7415m.

B. Flächenmaße:

Die Einheit bildet das Quadratmeter (□m) oder der Quadratstab.

1 □m hat = 3,426. × 3,426. = 11,739 . . □' = ca. $11\frac{3}{4}$ □'.

Es sind daher 1000 □m = 11739 □'.

10000 □m heißen das Hektar } Maße für Felder 2c. 2c.
100 □m heißen das Ar }

C. Körpermaße:

Die Grundlage bildet das Cubikmeter (Cm) oder der Cubikstab.

1 Cm = 3,426. × 3,426. × 3,426. = 40 Cubikfuß (genauer 40,223 Cubikfuß).

Demnach sind 1000 Cm = 40,223 Cubikfuß.

1 Cm heißt auch Ster (= Brennholzmaß).

D. Hohlmaße:

Die Einheit ist der 1000. Theil vom Cm und heißt Liter (L) oder Kanne.

1000 Liter sind = 935 bayr. Maß.

(Es kostet demnach das Liter ca. den 16. Theil weniger als die Maß).

100 Liter (= $93\frac{1}{2}$ bayr. Maß) sind das Hektoliter (HL.) oder Faß, das an Stelle des bisherigen Eimers zu setzen ist.

Das halbe Liter heißt Schoppen.

Als Getreidemaß gilt der Scheffel = 50 Liter.

40 neue Scheffel sind = 9 bayr. Scheffel.

Nach Beschluß des Stadtmagistrats wird auf hiesiger Schranne nach Doppel-Hektoliter, also dem vierfachen Scheffel gemessen. Der bisherige bayr. Scheffel hält $222\frac{36}{100}$ Liter, das Doppel-Hektoliter = 200 Liter, mithin den 10. Theil ca. weniger. Es muß darum auch das Doppel-Hektoliter den zehnten Theil weniger kosten als der bayr. Scheffel. Der neue Scheffel (50 Liter) kostet dann den 4. Theil vom Doppel-Hektoliter.

II. Gewichte.

Die Einheit des Gewichtes bildet das Kilogramm (Kg).

Es ist das Gewicht eines Liters destillirten Wassers bei + 4 Grad des hunderttheiligen Thermometers.

1 Kilogr. = 1000 Gramm (g) = 2 Pfund.

$\frac{1}{2}$ Kilogr. heißt das Pfund = 500 Gramm.

100 bayr. Pfund sind = 112 neue Pfund.

Der Preis wird daher ein geringerer und zwar nach den gegebenen Verhältnißzahlen 112 : 100.

(ca. für je 10 kr. einen Kreuzer weniger.)

10 Gramm heißen Dekagramm (Dg) oder Neuloth.

1 Pfund hat demnach 50 Neuloth.

Die Gramm in Neuloth verwandelt, gibt was folgt:

Gramm:	1000	500	250	200	100	50	20	10	5	2	1
Loth:	100	50	25	20	10	5	2	1	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{5}$	$\frac{1}{10}$
Pfund:	2	1	$\frac{1}{2}$	$\frac{2}{5}$	$\frac{1}{5}$	$\frac{1}{10}$					

---

*) Die beigesetzten Abkürzungen entsprechen der ergangenen Ministerialverordnung.

**) Unbedeutende Brüche sind in dieser Abhandlung unberücksichtigt geblieben, da sie im Geschäftsleben ebenfalls keine Beachtung finden.

Der 10. Theil eines Gramms heißt Decigramm (dg).
„ 100. „ „ „ „ Centigramm (cg)
„ 1000. „ „ „ „ Milligramm (mg).
100 Pfund heißen der Centner
2000 Pfund geben die Tonne.

Ein von diesem Gewicht abweichendes Medicinalgewicht findet nicht statt.

In Betreff des Münzgewichtes verbleibt es beim Wiener Münzvertrag vom 24. Jan. 1857, wodurch das Zollpfund mit der Eintheilung in Tausendtheile (à ½ Gramm) als Münzgewicht eingeführt wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 30. Dezbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	3059	437	26	5	25	15	24	10	—	2	—	—
Korn	1982	421	16	38	16	6	15	35	—	—	—	9
Gerste	1953	1088	15	12	14	32	13	46	—	—	—	7
Haber	1707	74	8	32	7	51	7	23	—	—	—	5

Erdinger Schranne vom 28. Dezember 1871.

	Waiz.	Korn.	Gerste	Haber
Voriger Rest	62	7	130	3
Neue Zufuhr	506	122	1156	323
Schrannenstand	568	129	1286	326
Heutiger Verkauf	540	129	1249	323
Rest	28	—	37	3

	Waiz. fl.	Waiz. kr.	Korn. fl.	Korn. kr.	Gerste fl.	Gerste kr.	Haber fl.	Haber kr.
Höchster Preis	24	32	16	7	14	21	7	15
Mittlerer „	23	45	15	43	13	37	6	59
Niedrigster „	22	32	15	22	12	48	6	24
Gefallen	—	20	—	—	—	—	—	—
Gestiegen	—	—	—	23	—	15	—	6

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Der 10. Theil eines Gramms heißt Decigramm (dg).
„ 100. „ „ „ „ Centigramm (cg)
„ 1000. „ „ „ „ Milligramm (mg).
100 Pfund heißen der Centner
2000 Pfund geben die Tonne.

Ein von diesem Gewicht abweichendes Medicinalgewicht findet nicht statt.

In Betreff des Münzgewichtes verbleibt es beim Wiener Münzvertrag vom 24. Jan. 1857, wodurch das Zollpfund mit der Eintheilung in Tausendtheile (à $\frac{1}{2}$ Gramm) als Münzgewicht eingeführt wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 30. Dezbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	3059	437	26	5	25	15	24	10	—	2	—	—
Korn	1932	421	16	38	16	6	15	35	—	—	—	9
Gerste	1953	1088	15	12	14	32	13	46	—	—	—	7
Haber	1707	74	8	32	7	51	7	23	—	—	—	5

Erdinger Schranne vom 28. Dezember 1871.

	Waiz.	Korn.	Gerste	Haber
Voriger Rest	62	7	130	3
Neue Zufuhr	506	122	1156	323
Schrannenstand	563	129	1286	326
Heutiger Verkauf	540	129	1249	323
Rest	23	—	37	3

	Waiz. fl.	Waiz. kr.	Korn fl.	Korn kr.	Gerste fl.	Gerste kr.	Haber fl.	Haber kr.
Höchster Preis	24	32	16	7	14	21	7	15
Mittlerer „	23	45	15	43	13	37	6	59
Niedrigster „	23	32	15	22	12	48	6	24
Gefallen	—	20	—	—	—	—	—	—
Gestiegen	—	—	—	23	—	15	—	6

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Der 10. Theil eines Gramms heißt Decigramm (dg).
„ 100. „ „ „ „ Centigramm (cg)
„ 1000. „ „ „ „ Milligramm (mg).
100 Pfund heißen der Centner
2000 Pfund geben die Tonne.

Ein von diesem Gewicht abweichendes Medicinalgewicht findet nicht statt.

In Betreff des Münzgewichtes verbleibt es beim Wiener Münzvertrag vom 24. Jan. 1857, wodurch das Zollpfund mit der Eintheilung in Tausendtheile (à ½ Gramm) als Münzgewicht eingeführt wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 30. Dezbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	3059	437	26	5	25	15	24	10	—	2	—	—
Korn	1932	421	16	38	16	6	15	35	—	—	—	9
Gerste	1953	1088	15	12	14	32	13	46	—	—	—	7
Haber	1707	74	8	32	7	51	7	23	—	—	—	5

Erdinger Schranne vom 28. Dezember 1871.

	Waiz.		Korn.		Gerste		Haber	
Voriger Rest	62		7		130		3	
Neue Zufuhr	506		122		1156		323	
Schrannenstand	563		129		1286		326	
Heutiger Verkauf	540		129		1249		323	
Rest	28		—		37		3	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis	24	32	16	7	14	21	7	15
Mittlerer „	23	45	15	43	13	37	6	59
Niedrigster „	22	32	15	22	12	48	6	24
Gefallen	—	20	—	—	—	—	—	—
Gestiegen	—	—	—	23	—	15	—	6

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Der 10. Theil eines Gramms heißt Decigramm (dg).
„ 100. „ „ „ „ Centigramm (cg)
„ 1000. „ „ „ „ Milligramm (mg).
100 Pfund heißen der Centner
2000 Pfund geben die Tonne.

Ein von diesem Gewicht abweichendes Medicinalgewicht findet nicht statt.

In Betreff des Münzgewichtes verbleibt es beim Wiener Münzvertrag vom 24. Jan. 1857, wodurch das Zollpfund mit der Eintheilung in Tausendtheile (à ½ Gramm) als Münzgewicht eingeführt wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Münchener telegraphischer Schrannenbericht vom 30. Dezbr. 1871.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gefallen.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	3059	437	26	5	25	15	24	10	—	2	—	—
Korn	1932	421	16	38	16	6	15	35	—	—	—	9
Gerste	1953	1088	15	12	14	32	13	46	—	—	—	7
Haber	1707	74	8	32	7	51	7	23	—	—	—	5

Erdinger Schranne vom 28. Dezember 1871.

	Waiz.		Korn.		Gerste		Haber	
Voriger Rest	62		7		130		3	
Neue Zufuhr	506		122		1156		333	
Schrannenstand	568		129		1286		326	
Heutiger Verkauf	540		129		1249		323	
Rest	28		—		37		3	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis	24	32	16	7	14	21	7	15
Mittlerer „	23	45	15	43	13	37	6	59
Niedrigster „	22	32	15	22	12	48	6	24
Gefallen	—	20	—	—	—	—	—	—
Gestiegen	—	—	—	23	—	15	—	6

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)